KUNSTWART

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Juliheft 1912

Daheim und draußen. Von Ezard Nidden und Ferd. Avenarius 1

Lose Blätter: Harry Franck, Wanderung in Japan 7

Rundschau: Albert Welti † (Avenarius) ▣ Reisegespräche (Schumann) ▣ Reiseromantik (Stolterfoth) ▣ Dichtung und Reisen (Keller) ▣ Reisebuchästhetik (Ullmann) ▣ Eisenbahnzeitungen ▣ Münchner Sezession (Richter) ▣ Berliner Sezession 1912 1 (Vogeler) ▣ Die alte u. die neue Stadt (Langen) ▣ Gartenstädte ▣ Reiseandenken und Volkskunst ▣ „Ansichtspostkarten" und „Bildpostkarten" ▣ Alte Steinkreuze (Kuhfahl) ▣ Holzschlag als Raubbau ▣ Seeufer und Aussichtsgelände ▣ Welchen Zweck hat die Straße? ▣ Pflegt Lindau! ▣ Wartburg (Degenhardt) ▣ „25 Minuten zu Hotel und Pension Waldidyll" (Ullmann) ▣ Von Trinkgeldern (Avenarius) ▣ Das Alkoholkapital auf dem Kriegspfade ▣ „Basel—Buenos Aires—100 Mark" (Züricher) ▣ Vom Referendum (Schluß) ▣ Die bürgerliche Gesellschaft ▣ Drüben in Frankreich (Siepen) ▣ „Mann und Frau auf der Reise" ▣ Die „Arbeitsschule" auf der Pfingstversammlung des Deutschen Lehrervereins (Weber) ▣ Reisekollegien ▣ Vom rechten Rasten (Eckardt) ▣ „Näher, mein Gott, zu Dir" (Avenarius) ▣ Dieses „Reiseheft" 26

Bilder und Noten: T. François Simon, Prager Kohlmarkt; Walter Klemm, Auf der Brücke; Joseph Stoitzner, Alpenglühen; neun Abb. zu dem Beitrage: Alte Steinkreuze (eine davon im Text) ▣ Julius Wachsmann, Aus der Oper „Das Hexlein"

XXV | MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY | 19.

Schmelzberg 27 Privatschule

Reform-Gymnasium Zürich

Schweizerische pädagogische Reformschule

(auch für Mädchen).

1. Die Schule enthält Gymnasium, Realgymnasium und Industrieschule (Oberrealschule). Sie bereitet für das schweiz., reichsdeutsche und österr. Abitur, ferner für das Polytechnikum in Zürich vor.
2. Für Erwachsene, welche das Abitur nachholen wollen, ist die Organisation der Schule besonders geeignet.

Der Direktor:

Dr. phil. Rudolph Laemmel.

BERATUNGSSTELLE FÜR GARTENBAU STUTTGART

BERZ & SCHWEDE

:: GARTENARCHITEKTEN ::

INH.: CHR. OTTO BERZ

Entwurf und Ausführung von Garten-Anlagen, Parke und Hausgärten, Friedhofgestaltung Grabmalkunst, Gartenarchitektur Gartenausstattung und -Möbel

Rat-Erteilung und Planfertigung für Eigenheimgärten „GARTENKUNST", illustr. Preisliste auf Verlangen.

Internationales Töchter-Institut

Obstgartenstrasse 2 Zürich IV. Obstgartenstrasse 2

Vorbereitung auf Technikum und Handelsschulen. ▫ Gründlicher wissenschaftlicher Unterricht. **Moderne Sprachen:** Besondere Pflege der **französischen** und der **deutschen Sprache.** ▫ **Internat.**

Beste Referenzen. Prospekte. Vorsteherin: **Frau H. Bachmann.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Fünfundzwanzigster Jahrgang, viertes Viertel
Juli bis September 1912

Univ. of California

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.25:4

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze", der Sprechsaal und die „Rundschauaufsätze" sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter", „Vollbilder" und „Noten" nach dem Alphabet geordnet.

Größere Aufsätze

Daheim und draußen. Durchaus subjektive Betrachtungen über die Reisekunst eines Kulturarbeiters (Nidden u. Avenarius)	19	1
Die unmoderne Deutsche (Riedner)	20	65
Literaturwissenschaft (Schumann)	20	70
Frauenstimmrecht (Stapel)	21	145
Dalcroze (Schumann)	21	154
Aussprachen mit Juden (Avenarius)	22	225
Die jugendliche Gärung (Spitteler)	23	297
Zur Kino-Frage (Rath)	23	299
Dichtungen von Kindern (Schumann)	23	304
Ein Vierteljahrhundert Kunstwart (Avenarius)	24	361
Das deutsche Vaterland. Ein Brief nach Deutschösterreich (Ullmann)	24	365
Parsival (Avenarius)	24	370
Briefe bildender Künstler (Schumann)	24	373

Sprechsaal

Aussprache zur Judenfrage (Cohn, Quentin, Loewenberg, Stauff, Goldstein u. a.)	22	236

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Reisegespräche	19	27
Reiseromantik	19	28
Wissenschaft als Kleid	20	106
Von den Worten	21	180
Kultur	22	264
Lichter und Spiegel	23	323
Kultur und äußere Politik	24	388

Vom Ausland

Drüben in Frankreich	19	54
Vom dänischen Nationalismus	22	287
Lloyd Georges über gesellschaftliche und wirtschaftliche Fragen	23	348

Bildung und Schule

Die „Arbeitsschule" auf der Pfingstversammlung des Deutschen Lehrervereins	19	57
Reisekollegien	19	59
Vom rechten Rasten	19	61
Zur Reform des Religionsunterrichts	20	138
Jugenderziehung und Landarbeit	20	140
Universität Dresden	21	216
Der Weg zum eignen Stil	21	219
„Nach dem Abitur"	21	222
Buch und Vorlesung	22	292
Die Gefahr der Verschulung	23	356

Y
246393

Digitized by Google

Wirklichkeit und Naturvergewaltigung 24 420
Jugendpflege und Bürgermeister 24 422

Gesellschaft

„Basel — Buenos Aires — 100 Mark“ 19 47
Vom Referendum (Schluß) 19 48
Die bürgerliche Gesellschaft 19 52
Geistiger Besitz und geistige Leistung 20 136
Anzeigen als Anzeichen 3 20 137
Geburtenrückgang und Nahrungsspielraum 21 212
Freizügigkeit 22 281
Reisebekanntschaften 22 285
Genossenschaftswesen u. Parteipolitik 23 353 24 409
Streiflichter 23 356
Kindermißhandlungen 24 411
Mieter mit vielen Kindern 24 414
Anzeigen als Anzeichen 5 24 415

Handel und Gewerbe

„25 Minuten zu Hotel und Pension Waldidyll“ 19 45
Von Trinkgeldern 19 45
Das Alkoholkapital auf dem Kriegspfade 19 46
Vom „internationalen Armeegepäckmarsch“ — und von anderem 20 134
Anzeigen als Anzeichen 4 21 212
Das Buch des Kronprinzen und die Kritik 22 278
Kunstwert 22 279
Myopie in der Antike 23 352
Wie's gemacht wird 24 409

Heimatpflege

Alte Steinkreuze 19 40
Holzschlag als Raubbau 19 41
Seeufer und Aussichtsgelände 19 42
Welchen Zweck hat die Straße? 19 42
Heimatwerte 20 133
Vom Großstadt-Machen 22 276
Naturschutzgebiete 22 278
Ludwig Thoma für Volkstrachten 23 346
Die Grunewaldseen 23 347
Vom „Salon“ 23 347
Eisenbahndämme 24 409

Körperpflege

Zur Damenspargel-Zucht 20 138
„Die Frau und die Kultur des Körpers“ 21 215
Olympische Rekorde 23 358

Angewandte Kunst

Die alte und die neue Stadt 19 35
Gartenstädte 19 38
Reiseandenken und Volkskunst 19 39
„Ansichtspostkarten“ u. „Bildpostkarten“ 19 40
Der Deutsche Werkbund 20 130
Bayrische Gewerbeschau 20 132
Das flache Dach im Heimatbilde 21 204
Vom Schwelgen im Dach 21 206
Ausstellungstypen 23 344
Ja, wenn's aus Paris ist! 24 404

Bildende Kunst

Albert Welti † 19 26
Münchner Sezession 19 31
Berliner Sezession 1912 I 19 33
Die Kunstausstellung in Dresden 2 20 124
Bilder-Ausweisungen 20 126
Beteiligung der Künstler am Mehrerlös ihrer Werke 20 127
Pflanzenkunst 20 128
Die Kunstausstellung in Dresden 3 21 17
Zur Entwicklung der Landschaftsmalerei 21 201
Der Werdegang einer Holzplastik 22 274
Gebirgsmalerei 23 338
Paul Wallot † 24 401
Von der „Wiederentdeckung des Auges“ 24 403
Eisenreliefs 24 403

Literatur

Dichtung und Reisen 19 29
Reisebuchästhetik 19 29
Eisenbahnzeitungen 19 31
„Die Bestimmung der Roheit“ 20 110
Julius Grosse 21 184
Das Bild u. sein Wert für die Beurteilung einer Dichtung 21 186
Leihbibliotheksteuern? 21 188
Das Buch vom Ewigen Deutschen 22 267
Zur deutschen Literaturgeschichte 22 269
Dichter und Bauer 23 324
Etwas vom Narren 23 326
Brezinas „Hände“ 23 329
„Nichts als ein paar schöne Gedichte“ 24 389
Wilhelm Jensens letztes Werk 24 390
Ein Wort über d'Annunzio 24 391

Digitized by Google

Mann und Weib

Mann u. Frau auf der Reise 19 57
„Zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“ 20 137
Verheiratete Lehrerinnen 22 288
Hortarbeit 24 417

Musik

Eduard Schütt 20 119
Ninon de Lenclos 20 123
Der musikalische Geschmack sinkt 20 123
Gustav Mahlers „Neunte“ 21 193
Neuere kleine Klavierstücke 21 195
Pfitzner als Erneuerer Marschners 22 271
Hugo Riemann über Beethovens Streichquartette 22 273
Musikalische Volkserziehung 23 336
Eine neue Biographie von Joh. Brahms 23 337
Massenet † 24 393
Der menschliche Leib als Ausdruck des Seelischen 24 394
Musikgeschichte im Bilde 24 401

Naturschutz

Pflegt Lindau! 19 43
Wartburg 19 44
Naturschutz 21 207

Vom Recht

Zur Strafgesetznovelle 22 286

Von der Sprache

Das s des Anstoßes 20 107
Kauderwelsch-Blüte 21 182
Zur Psychologie des Schlagwortes 22 265
Amtsdeutsch und Schwüle 23 323
Albanesen, Spanesen, Berlinesen 24 389

Zu den Tagesereignissen

William Booth † 24 415
Am Sedanstage 24 416

Theater

Berliner Theater:

I: (Berliner Theaterschluß) 21 191

Münchner Theater:

I: (Ed. Knoblauchs „Kismet“) 20 116
„Gabriel Schillings Flucht“, Gerhart Hauptmanns Drama in Lauchstedt 20 112
Vom „lebenden Bild“ 20 117
„Festspiele“ 22 269
Karl Hauptmanns „Bergschmiede“ 22 271
Zur Soziologie des Theaters 23 330

Unter uns

„Näher, mein Gott, zu Dir“ 19 62
Dieses „Reiseheft“ 19 62
Keine Seitenrubriken mehr? 20 141
Kleine Berichtigungen u. Ergänzungen 20 141
Schattenriß-Postkarten des Kunstwarts 22 295
Hinsichtlich der „Rubriken“ 23 359
Der Werbandibund 24 424
Äußere Daten zur Geschichte der Kunstwart-Arbeit 24 426
Erklärung 24 431

Lebende Worte

Sittliches Recht und Partei 20 142
„Mutter in großem Sinne“ 21 222
Geistiges Wohltun 22 295
Kunst en face 23 359
Zum neuen Werk 24 426

Lose Blätter

Aus der Charonbewegung 20 76
Franck, Harry: Wanderung in Japan 19 7
Münchhausen, Börries v.: Neue Gedichte 22 261
Rosenows „Prinz Friedrich“ 21 160
Aus Dichtungen von Kindern (Erika Rheinsch, Stefan Zweig) 23 309
Briefe von Feuerbach, Segantini und Schwind 24 377

Bilder

Vollbilder:	Heft
Barth, Otto: Kirchgang	21
Behn, Fritz: Büste Emanuels von Seidl	22
Claudius, Wilhelm: Interieur	24
Euler, Eduard: Dörfchen	20
Fedderſen, Hans Peter: Alte Frau	21

Digitized by Google

	Heft
Froboese, Ernst: Gewitterstimmung in der Heide	23
Froboese, Ernst: Wacholderlandschaft aus der Wilseder Heide	23
Gerhard, Ernst: Ödes Land	24
Holleck-Weithmann, Karl: Lüneburger Heide	23
Hoelzel, Adolf: Im Tannenwald	22
Kirchner, Eugen: Gewitterregen	24
Klemm, Walter: Auf der Brücke	19
Liebermann, Ernst: Mondschein im Städtchen	20
Mackensen, Fritz: Heuernte	21
Pforr, Heinrich: Ländliche Gesellschaft	24
Probst, O. F.: Löwenbrunnen zu Dinkelsbühl	20
Simon, T. François: Prager Kohlmarkt	19
Steinhausen-Paquet, Marie: Strandblumen	23
Stoitzner, Joseph: Alpenglühen	19

Illustrationsbeilagen:

	Heft
Acht Abbildungen zu dem Beitrage: Alte Steinkreuze (siehe auch Textbilder usw.)	19
Repsold, Wilhelm: Sechs Schattenrisse	20
Acht Abbildungen: Die Werkstätten Hellerau bei Dresden	21
dell' Antonio: Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Der Werdegang einer Holzplastik	22
Zeiler, A.: Sechs Rahmen-Abbildungen	22

Textbilder:

	Heft
Abbildungen zu dem Beitrage: Alte Steinkreuze (siehe auch Illustrationsbeilagen)	19
Acht Abbildungen zu dem Beitrage: Der menschliche Leib als Ausdruck des Seelischen	24
Sieben Abbildungen zu dem Beitrage: Eisenreliefs	24

Noten

	Heft
Boruttau, A. J.: Der König und die Marquise	22
Boruttau, A. J.: Trutzliedchen (norwegisches Volkslied)	22
Bossi, M. Enrico: Consolation	23
Kaun, Hugo: Wiegenlied	21
Kaun, Hugo: Märchen	21
Lampe, Walter: Intermezzo	23
Marschner, Heinrich: Zwei Lieder aus der Oper „Der Templer und die Jüdin“	24
Schütt, Eduard: Sérénade d'Arlequin	20
Schütt, Eduard: Paysage intime	20
Schütt, Eduard: Fleur déracinée	20
Wachsmann, Julius: Aus der Oper „Das Herzlein“	19
Zelter, K. Fr.: Ständchen	22

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

T. François Simon

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Jahrg. 25 Erstes Juliheft 1912 Heft 19

Daheim und draußen

Durchaus subjektive Betrachtungen über die Reisekunst eines Kulturarbeiters

Gehe ich in meiner Stadt durch die Straßen, so erinnern mich die Titel der Bücher in den Läden an Rezensionen, die ich am Abend zu schreiben haben werde, der Anblick einer Druckerei bringt Ablieferungtermine für Manuskripte in unliebsame Erinnerung, Theaterzettel und Konzertankündigungen versprechen unrastige Abende; in der Speisewirtschaft findet sich neben der Speisenkarte die Zeitung mit ihrem Ragout wichtiger Nachrichten und ihrer fesselnden Fülle geistiger Anregung; im Kaffeehaus naht sich zeitgenössische Musik, Literatur, Malerei, Wissenschaft und Geselligkeit in Gestalt von dekorativen Charakterköpfen, Tonkünstlern, Dichtern, Kritikern, Studierenden und Professoren: der Austausch setzt die vorerst angeregte Gedankenmasse in Schwingung. Daheim, zwischen Büchern und Papier gilt es die Schwingungen zu erhalten, zu ordnen, auszubeuten, bis sie in die lockern Aviatikerkünste des nächtlichen Traums übergehen.

Man bemerke freundlichst, daß hier nicht von Gewohnheiten die Rede ist, wie sie den werktäglich und amtstündlich Gebundnen vom Bett zum Amt, von da zum Mittagtisch, Bureau, Abendschoppen und wieder in die Lade treiben, sondern von der andrängenden Fülle von Assoziationen, deutscher und deutlicher vielleicht: von den Eindrücken und ihren innerlich-äußerlichen Verknüpfungen, die einem halbwegs nachdenksam Veranlagten erlauben, am Leben der Kultur, das heißt der mehr oder minder kultivierten Mitmenschen teilzunehmen, beobachtend, vergleichend, eingreifend, nachahmend, verurteilend oder wie immer. Stehender äußerer Formen, als welche „Gewohnheiten" heißen dürften, bedarf es dazu nicht.

Morgen aber werde ich verreisen. Ich wiege mich auf dieser Vorstellung; denn ein solcher Entschluß ist immer schwer, bedenkt man die Kürze des Lebens und die endlose Menge der zu leistenden Arbeit. Jedoch, die Erfahrung lehrt, daß die Arbeit leichter von der Hand, anregsamer im Kopf herum geht, liegt zwischen heute und heute in acht Tagen eine Flucht aus dem Bereich der alltäglichen Assoziationen. Warum ist das wohl so? Gewohnheiten sind die Gefahr dessen, der einsam lebt, so sagt man; der Sonderling liebt es, um halb acht seine Uhr zu ziehen, 7 Uhr 31 sein linkes, 7 Uhr 31½ sein rechtes Bein aus dem Bett zu heben, und um 7 Uhr 59 mit seines Kaffees Verschluckung zu beginnen, auf daß er 8 Uhr 15 seine Feder zum erstenmal in die tintige Dunkelheit tauche.

Wiederkehrende Assoziationen, die sich ohne erneute Wirkung ineinanderschachteln, abgestumpfte Eindruckfähigkeit, Schwingung ohne lebendigen Inhalt — so heißen etwa die Gefahren des nichteinsamen Kulturarbeiters. Wer kennte nicht den Statistiker, der in Theater, Restauration, Kasino oder Gerichtssaal immer die Säuglingssterblichkeit für alles Malheur verantwortlich macht, den Künstler, der die

Digitized by Google

Welt als Malobjekt, den Schriftsteller, der sie als Opfer seiner Literaturerzeugung betrachtet? Vor einigem war im Kunstwart vom Talent die Rede, das seinen lebendigen Kreis verläßt und nachher im Gehege der Literateninteressen an Überfütterung in Einseitigkeit zugrunde geht. Der Vielseitigste selbst ist dieser Gefahr ausgesetzt, daß er keinen Abstand mehr finde zu seinen eignen Gedanken und denen seiner Freunde; und wo kein Abstand, da ist kein schöpferisches und kein kritisches Arbeiten. Viel schneller als ein Unbefangner glauben mag, erschöpft sich ja der Geist in sich selbst: was man auch noch so vielfältig erfassen und erörtern mag, letzlicher Gewinn werden ein, zwei, drei Gedanken sein, die nach verschiedenen Dimensionen auslaufen, alles übrige war nur Hebewerkzeug, Krahn, Ladeschiff, Eisenbahn, Telegraphie des Geistes. Darum werde ich also reisen.

Dies halte ich denn in der Tat für einen der edelsten Zwecke des Reisens: schöpferische Kräfte irgendwelchen Grades zu entbinden, umzulenken, aufzumischen. Es soll Reisende geben, die Anregungen *suchen*, ihnen zu *entgehen* scheint mir jedoch das Wertvollere; wer in unserm überreichen, wirbelvollen, tollbewegten Leben noch Anregungen suchen muß, der tut besser zu Hause zu bleiben und sich zu erklären, daß das ein Zeichen mangelhafter Selbstentwicklung ist. Greift nur hinein, sagte Goethe, und er meinte kaum, daß man dazu erst nach Vlissingen reisen sollte. Das ist nun der Reiz der Eisenbahnfahrt (sie darf nicht zu kurz sein!), daß sie so arm an Reizen ist. Mein Nachbar — ich perhorresziere ihn nicht, obwohl ich ihn nicht Bruderherz nenne, bin sogar sozial genug gesinnt, die Türklinke nicht durch dreingesteckte Streichhölzer zu verriegeln — mein Nachbar bemerkt leicht, daß ich nichts von Zeppelin, Jeannin, Bethmann, der Cunard-Line, nichts von Mahler oder Lloyd George oder Herrn Taft wissen will. Bemerkt er's trotz meiner Bemühung nicht, so wechselt man das Abteil, im Notfall die Klasse. Denn hier sparen hieße, wie so oft, den Sinn der Reise in Frage stellen. Dies klargestellt, ebbt nun des Geistes Flutstrom nach und nach, proportional dem Quadrat der Entfernung vom Wohnort. Gefühle menschlicher Art, lange verdrückt, verbogen und verborgen, tauchen auf; Briefe werden ersonnen, die altwährende Verpflichtungen lösen sollen; Erinnerungen, genährt, herangeholt vom Anblick der fliegenden Landschaft, erklingen im Lärm der Eisenräder. Gedanken erwachen, Entschlüsse bereiten sich in Vorstellungkomplexen aus dem unentwirrbaren Zukunftchaos vor. Entsprechend der allgemeinen Einstellung auf Unreizbarkeit betrachtet man die fremde Stadt der ersten Rast durchaus nur unter dem Gesichtpunkt der Hotelqualität. Nämlich, ein Hotel muß es sein. In einer Pension wird gesprochen, wird man „angeregt", zu einer Tageinteilung gezwungen und zur Enthaltsamkeit betreffend einmal die Wahlfreiheit im Essen, zum andern die Inanspruchnahme reichlicher Bedienung. Pensionen sind halb schon wieder die gewöhnlichen Reizeinkreisungen.

Im Hotel sitzt am benachbarten Abendbrottisch ein Lodendeutscher. Er ist müde. Das heißt, er gähnt, grunzt, schimpfelt, ist mäßig gewaschen, nicht umgekleidet. Er empfindet das als sein „Recht": auf der Reise ist das alles nicht so schlimm, da wirft man Konventionen

Digitized by Google

und Rücksichten von sich. Sein „Recht" bleibe unbestritten, aber ich würde gern wissen, warum er müde ist. Ob es eine Lust ist, müde zu sein? ob er frohe Erinnerungen an diesen Abend heimbringen kann? ob er mit der gleichen angenehmen Empfindung ißt und schläft und erwacht, wie der Gewaschne, Umgekleidete, Erfrischte? Ich frage ihn nicht, da er in seiner animalischen Selbstgefälligkeit kaum geneigt sein würde, mir reiner Vernunft gemäß zu antworten. Auch darüber, warum er die Konventionen zu Hause beobachtet, wenn sie seiner Natur so fremd sind wie sich hier zeigt, würde er mich schwerlich aufklären. Ich glaube, daß er zu Hause ein in diesem Punkt ungebildeter Mensch sein muß, dem Ausdruck und Wesen nicht recht zusammenpassen. Er ist zu bedauern, aber mein Mitleid erdrückt mich nicht. Die Lodenfrau neben ihm macht ihm Vorwürfe wegen zu hoher Trinkgeldauslagen, — er findet sie dagegen knapp, „aber wir reisen ja morgen". Der Kellner hört es, obwohl der Müde leise spricht. Er kann nicht mehr die Distanz und noch weniger seine Stimmlage abschätzen. Lassen wir ihn: er liegt versehentlich am Tisch statt im Bett.

Das Trinkgeld. Man feindet es an. Damm-Etienne sagt in seinem hübschen Büchlein über das „Hotelwesen",* es laste wie ein schwerer Alpdruck auf dem Hotelgewerbe; er kennzeichnet es als Bestechunggeld, als Demoralisationmittel, als unmoralische Sitte. Aber es ist einmal da, und selbst sein Gegner Damm-Etienne gesteht, daß es vorerst unumgänglich ist. Reisende, die es verabscheuen, sind also Reitern vergleichbar, welche die Sporen nicht gebrauchen, weil sie vielleicht Tierschützer sind. Das Trinkgeldgeben — durchaus zu verwerfen ist der Versuch, durch Überreichlichkeit überreichliche Dienste zu erzwingen, denn die Bedienten k ö n n e n in einem gutgeleiteten Institut nicht über sehr gewisse Grenzen hinaus Dienste leisten, durchschauen schnell den Trick und erpressen oder verachten dann! — die Kunst, Trinkgelder zu geben, erfordert Takt. Der müde Lodenmann hat keinen, weil er aufgereizt und unüberlegt handelt.

Nach einer reichlichen Nachtruhe, während der Geist schon am Tag vorher statt der heimatlichen großen Interessensphären kleinere ungewohnte aufgesucht hat, wird man allgemein dazu neigen, neue Eindrücke aufzunehmen. Dies ist ein gesunder Hunger, aber er artet leider bei sehr viel Reisenden in maßlose Gefräßigkeit aus. Sie wollen bis zur Erschöpfung, womöglich „alles Sehenswerte" besuchen. Dabei laufen meines Erachtens zwei Täuschungen unter. Erstens wirken die neuen Eindrücke sehr stark, weil sie ungewohnt sind; daher erregen sie die ganze Psyche; vermöge einer durchschnittlichen Selbsttäuschung nimmt man dann die Erregung für Eindrucktiefe, die gar nicht da ist, denn die Eindrücke verdrängen sich gegenseitig und ihre Spuren sind darum verwaschen: man kann eben in der Fremde auch nicht mehr leisten als daheim. Und die frohe Stimmung, die man momentan als erholend und erfrischend empfindet, ist in Wirklichkeit eine neue Nerven- und Seelenaufregung, der die alte gewichen ist; sie wird sich im Verlauf eines längeren Lebens bald genug rächen. Zweitens aber begegnet man recht häufig einer Täuschung darüber,

* Im Verlag B. G. Teubner, Leipzig

Digitized by Google

wieviel wirklichen Gewinn denn der Besuch eines fremden Ortes, Landes oder Landteils bringen kann. Man möchte wohl das Fremde in seiner ganzen sozialen Struktur, in seiner historischen Gewordenheit und kulturellen Bedeutung erfassen. Aber man sieht doch nur sehr geringfügige Symptome. Symptome, die man gemeinhin willkürlich deutet und oft grotesk in ihrer Bedeutung übertreibt. Es ist erstaunlich, wie oft man gebildete Menschen über das Verfassungleben in der Schweiz, die Moral in Frankreich, die Daseinsbedingungen in München oder die Eigenart der Wiener Stadtbevölkerung autoritativ und einläßlich reden hört, die zehn Tage in Paris, vier Wochen in Zermatt, drei Nächte im Münchner Parkhotel und einmal in einem Burgtheaterlustspiel waren. Skeptischere begnügen sich, sind sie nicht durch reichliche Vorstudien schon unterrichtet und durch psychologische Beobachtunggabe ausgezeichnet und von Einheimischen unterstützt, mit der Auffassung des fremden Lebens als eines bunten Spieles, einer kaleidoskopischen Wechselbarstellung. Ihnen erscheint der Drang nach Vollständigkeit unverständig; aber in ruhigem Zuschauen betrachten sie einzelnes, was sich darbietet, suchen es nach Lust und Laune tiefer zu ergründen oder mit andren Einzelheiten zu verbinden und in Verbindung zu verstehen. Erleuchtungen und weitgreifende Einsichten bringen sie selten heim, erwarten sie nie. Eine ausgenommen. Nämlich, daß es eine Fremde gibt, daß der Kreis des Gewohnten enger ist als der Wunsch zu wirken glauben macht, daß unendlich vieles relativ ist, was daheim absolut schien. Aber diese Erkenntnis erhaftet man nicht, sie kommt von selbst dem ruhigen Betrachter, der die Reise nicht als eine Jagd nach dem Glück antritt, sondern als vernünftigen Wechsel des Kreises von Anregungen und Aufregungen.

Das Wort vom „bildenden Reisen“ ist geprägt worden. Es sollte mit Vorsicht angewendet werden. Ich habe den Eindruck, daß Tausende von Reisen, die mit Eifer und Opferfreudigkeit ausgeführt werden, gar nicht bildend wirken können. Wie soll ein Ich „gebildet“ werden, das man in der Fremde wahllos der Fülle der Impressionen hingibt, das vor Erschöpfung keine tiefen Eindrücke davontragen kann? Geht ein Provinzler in Berlin eine halbe Stunde früh auf den Bahnhof Friedrichstraße, fährt er dann nach dem Tiergarten, wo das hochgesellige Leben sich abspielt, so ist das für einen Vormittag reichlich. Denn den Anblick eines solchen Verkehrzentrums zu würdigen, ein wenig vom Gang der Eisen- und der Menschenzüge, von den Einflüssen der Tagstunde und Betriebordnung zu erforschen, die Mechanik und Technik einer Bahnhofverwaltung, — das alles erfordert sehr viel Nachdenken über das Stadtleben und seine soziale Wesenheit. Unser normaler Provinzler aber empfindet wohl das Imponierende des Eindrucks, legt aber dann noch drei Museen und einen historischen Rundgang durch die Stadt darüber.

Eindrücke verarbeiten, das ist die normale Tätigkeit daheim, ist bildende Tätigkeit überhaupt. Und das Erstaunliche liegt darin, daß so wenig Reisende diese ganz normale Funktion auf die Reise mitnehmen. Ich persönlich verspüre aber keine Lust, „mich selbst zu Hause zu lassen“, die Eindrücke mögen wechseln, ich wechsle mich nicht

Digitized by Google

aus. Wenn jemand sich durch das Reisen so recht „befreit“ und losgelassen fühlt, so muß er wohl zu Hause mit seiner „Bildung“ schlecht zu Rande gekommen sein. Dann aber bildet auch das Reisen ihn nicht.

Um die verarbeiteten Eindrücke gut im Innenleben zu verankern, empfiehlt es sich sein Innenleben bei sich zu haben. Nicht einen Sack für ungezählte Eindrücke — den 999 von 1000 Reisenden mangelnder Riesengedächtniskraft halber zu Hause leer finden wie die Schildbürger ihren Sonnenlichtsack — sondern ein funktionierendes, eines Gebildeten würdiges Seeleninventar. Gute Bücher zum Beispiel, die man in der Fremde liest — wieviel reger nimmt man sie auf, als nach langem Aufenthalte daheim! Eine feinere geistige Arbeit gedeiht, wenn sonst die Bedingungen gegeben sind, mir auf Reisen unvergleichlich gut. Die allerstärksten Eindrücke, die einen sonst niederwerfen möchten, assimiliert man doch wohl am leichtesten, indem man sie mit gewohnten Mitteln zu beherrschen sucht, und welche Eindrücke wären stärker als die der Fremde!

Zu den gewohnten Mitteln aber gehört unter anderm, daß man über ständige Bedienung, ein gut geheiztes, auch nachts nicht kaltes Zimmer, eine angemessene Beleuchtung und Speisung, kurz über Bequemlichkeiten verfüge, wie sie nur ein gutes Hotel mindestens zweiten Ranges bietet; es drängt ja auch schon der Wunsch zu einem solchen hin, möglichst alle Reibungen mit der Außenwelt zu meiden; denn ein verständiger Gast wird in einem Hotel guten Ranges stets die angenehmste Entlastung von aller persönlichen Belästigung, überhaupt Inanspruchnahme finden.

Ich nehme mich also mit auf meine Reisen. Mich ohne meine Assoziationkonstanten. Das schließt nicht aus, daß man im fremden Lande den Eindrücken tiefer nachzuleben sucht, indem man im Umgang mit den Menschen sich so weit wie möglich ihrer fremden Art anpaßt, sie nachahmt und dadurch unauffällig an sie heran und vielleicht — vielleicht! — auf ihren Grund kommt. Ich habe nie die Bewunderung für jenen Engländer geteilt, der überall sein Roastbeef und seine drei Lunchgänge mit unerbittlicher Selbstvergötterung durchzusetzen sucht. Und wer es belächelt oder sich darüber entrüstet, daß man in fremdem Land fremde Sprachen und *Dialekte* zu sprechen sucht, hat das Geheimnis nie begriffen, wie Eindrücke lebendig verwertet und gesammelt werden können. Verlieren an solchen gesunden, produktiven Nachahmtrieb wird sich nur der Schwächling.

Eindrücke werden hier genannt aus der Sphäre des Stadtlebens — Natureindrücke unterscheiden sich von Kultureindrücken in diesem Betracht kaum irgendwie wesentlich. Auch sie, selbst wenn sie ganz gewaltig einklingen in Gefühl und Seelenleben — darüber habe ich vor zwei Jahren hier einiges angemerkt — auch sie werden in gleicher Weise inneres Gut, innerer Dauerbesitz wie die des Friedrichstraßenbahnhofs, und nur auf diese Weise. In diesem „nur“ liegt meines Erachtens keine anmaßliche Subjektivität. Man mag andre Zwecke mit dem Reisen verbinden, zum Beispiel das reine Ausruhen, aber es scheint mir dem Gebildeten angemessen, daß er den Bildungtrieb nicht gerade auf Reisen unterbinde und verkehre. Und die psychischen Funktionen der Bildung sind nicht subjektiv.

Digitized by Google

Teuer mag man diese Form des bildenden Reisens finden. Sie ist aber für Angehörige eines freien Berufes auch wirtschaftlich produktiv. Denn sie ist nicht gemächliches, knabenhaftes Abenteuern, sondern besonnenes Fortschreiten und ist nicht Abspannung, sondern Umspannung der Kräfte, nicht willenloses Erlahmen, sondern freudige Erhöhung der Lebenskraft. Dies aber scheint mir ein Gebot der Zweckmäßigkeit und der Selbstachtung zugleich. Ezard Nidden

Einige Worte mit des Verfassers Erlaubnis, zur Ergänzung seiner Zeilen.

Was Nidden sagt, bezeichnet er ausdrücklich als „durchaus subjektive" Betrachtungen, und daß man dies nicht übersieht, halte ich noch für wichtiger, als daß betreffendes „Subjekt" zur Spezies der „Kulturarbeiter" gehört. Denn ich kenne auch „Kulturarbeiter", die trotzdem auf Reisen ohne ein „auch nachts nicht kaltes Zimmer" auskommen, sich überhaupt in einem bescheidenen Gasthaus trotz einiger Verzichte wohler fühlen, als in einem „von Rang", und die mit „Lodendeutschen" nicht nur schmerzlos zusammensitzen, sondern sogar gelegentlich selber welche sind. Ich, beispielsweise, bin so einer; ich vermute, daß meine Haare ganz weiß oder ganz weg sein müssen, bis mir das Reisen auf Niddens Art auch als mein subjektives Ideal erscheinen wird. Das Ideal aller kann es ja schon deshalb nicht sein, weil dazu eine wesentlich erheblichere Zahlungsfähigkeit mit irdischem Metalle gehört, als die meisten Erdenpilger für sich erhoffen können. Aber ich meine, solche Erwägungen nehmen Niddens „Betrachtungen" nichts von ihrem besonderen Wert: an einem Beispiel zu zeigen, wie ein denkender Mensch die für ihn beste Art des Reisens zu finden und zu üben sucht. Wollen wir von der Reise-Zivilisation zu einer Reise-Kultur kommen, so muß das unser Volk in weit höherem Maße lernen, als es jetzt sogar die meisten seiner Gebildeten tun. Denn in ihrer überwiegenden Mehrheit stecken auch die durchaus im Schema-Reisen. Die Schilderungen unsrer Normalmenschen-Reisen wirken aber nicht wie selbstgemachte Zeichnungen, sondern wie Schablonen-Pausen. Man pflegt eben zu reisen, wie „man" reist, nicht wie Personen, nicht wie „Iche" reisen. Kann daran zweifeln, wer die Gespräche aus soundso vielen Wirtshäusern in Erinnerung hat? Wie viele sind sich denn dessen bewußt, daß für den einzelnen die Entwicklung seiner Reisekunst überhaupt eine Aufgabe ist?

Was wir wohl alle beim Reisen suchen (natürlich: sofern es nicht besondern praktischen Zwecken gilt), das ist geistig oder körperlich Ernährung unsres Ichs, sei es nur zur Erholung, sei es zur Bereicherung mit „Kraftfonds" darüber hinaus. Meist ist wohl nicht die einzelne eingenommene Nahrung, nicht die einzelne Kenntnis und Erkenntnis dabei das wichtigste, die Reiseweisheit, über die Nidden mit Recht spottet, sondern die Übung im Aufnehmen selber, die Übung im Sichanpassen, im Sicheinfühlen, die Übung im Beweglichmachen und Beweglicherhalten der Seele. Die arbeitet dem Verphilistern entgegen, der Enge, dem Steckenbleiben, dem Einrosten, und fördert jene Bildung, welche nicht Aufspeicherung von Kenntnismengen, sondern

Digitized by Google

Befähigung zum Verarbeiten bedeutet, die Bildung leistungsfähiger Organe. Ich meine aber, Entsprechendes auch innerhalb der Leiblichkeit tut gut: Übung im Sichanpassen auch an andre Lebensweise — zumal wenn diese die natürlichere ist. Der Fremde, der hinsichtlich der Lebenshaltung Landessitten mitmacht, übt damit auch seinen Leib im Sich-Anpassen, und der Spätaufsteher, der das Frühaufstehen, der Stubenhocker, der das Marschieren, Steigen, Klettern, der Schlecker, der das Bauernkostessen auf Reisen mitmacht, kann damit die berühmte „Luftveränderung" wundersam erfrischend ergänzen. Wieweit das im einzelnen Falle angeht, hängt ja von allerlei ab, außer der Zeit vor allem auch von der eignen Kraft. Ich persönlich habe stets gespürt, daß mir das Reisen um so mehr zum Jungbrunnen ward, je vollständiger dabei geistig und körperlich ein Wechsel meines Lebens gelang. A

Lose Blätter

Wanderung in Japan

[Harry Franck, ein gebildeter junger Amerikaner, hat eine Reise um die Welt unter Bedingungen gemacht, die ungefähr diametral denen entgegengesetzt waren, die Ezard Nidden einem Kulturarbeiter wünscht. „Angeborne Wanderlust" kam dazu, um ihn als Handarbeiter, ja als Stromer lebendige Kenntnis der modernen Kultur in den Arbeiterkreisen suchen zu lassen. Mit 104 Dollar „Reservefonds" für photographische Bedarfsartikel zog er aus, mit 113 Dollar kam er heim: er hatte ohne Geldverbrauch, ohne Waffen, ohne Gepäck den Erdball umkreist. Nun liegt seine Reisebeschreibung auch deutsch vor, und was sie gibt, ist ein höchst lesenswertes Gegen- und Ergänzungsstück fast zu allen üblichen. Was in diesen steht, fehlt bei Franck so gut wie ganz: die Natur- und Kunstschilderungen, die Beschreibungen des Lebens in den „guten" Kreisen, und was er gibt, fehlt jenen: die überzeugende Darstellung des Lebens im Volk. Franck ist ein ausgezeichneter Beobachter und ein nie posender und nie aufdringlicher Beschreiber von gutem Humor; was er uns gibt, unterhält, ist aber weit über das „Amüsierinteresse" hinaus wertvoll. Wer unserer Probe, der „Wanderung durch Japan" (während des russisch-japanischen Krieges) gefolgt ist, wird sicher das Gefühl haben, daß er eine ihm neue Seite Japans geschildert sah, aber dasselbe gilt von Syrien, Ägypten und Indien, gilt von jedem Land überhaupt, von dem der Verfasser spricht. Da die Übersetzung (von Veda Prilipp) ebenso ungewöhnlich frisch ist, wie der Inhalt, dürfen wir das bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschienene Buch mit bestem Gewissen empfehlen. Es kostet gebunden 5 Mark.]

Die bewegten grünen japanischen Berge erhoben sich langsam über die mit Sonnenflecken übersäte See. Meine Kameraden begrüßten jede Landmarke mit patriotischer Inbrunst, und bemühten sich, mich zu überzeugen, daß wir den schönsten Ort auf der Erde erreicht hätten. Sie hatten so unrecht nicht. Der grün umrahmte Hafen von Nagasaki war

Digitized by Google

kaum weniger reizvoll als der von Hongkong; vom Rande des Wassers aufwärts zog sich eine auf bergigem Terrain erbaute Stadt mit grauen Dächern, die einem zerknitterten braunen Teppich gleich die niedrigen Uferberge bedeckte und sich in den blauen Kränzen der Wälder auf den Gipfeln verlor.

Der Hafen war voll wimmelnden Lebens. Sampans, in denen Polizisten in schneeweißen Uniformen standen, eilten auf uns zu. Dicht neben uns drohten zwei dunkelgraue Schlachtschiffe über die Reede herüber, Ärzte, Zollbeamte und Gendarmen drängten sich an Bord. Seit Monaten hatte ich zum erstenmal wieder das Gefühl, in einem zivilisierten Lande zu sein. Folgedessen waren zahllose Formalitäten durchzumachen; aber das Entlassungsattest eines Seemanns gilt als Paß in jedem Lande. In glühender Mittagssonne ging ich an Land.

„Bringen Sie mich nach dem Seemannsheim", sagte ich und stieg in die erste Rickshaw, die mir zur Hand stand.

„Nutzt nicht", antwortete der Läufer, indem er die Stangen sinken ließ. „Seemannsheim geschlossen."

„Wir wollen nachsehen", entgegnete ich, da ich die Schliche der Rickshawleute kannte.

Aber das Haus war zweifellos leer und seine Fenster mit Brettern vernagelt. Der Läufer nahm die Miene eines Mannes an, der grundlos beleidigt worden ist.

„Ich sehr feines Hotel weiß", sagte er hochfahrend. „Viele weiße Seeleute dort wohnen. Ich Sie dorthin nehme. Sehr fein."

Ich war einverstanden, und er lief die Strandstraße hinaus und machte die halbe Runde um den glitzernden Hafen. Nahe dem Gipfel eines der Hügel, auf denen Nagasaki gebaut ist, hielt er am Fuße einer in den Berg gehauenen Steintreppe.

„Hotel oben", keuchte er und zeigte nach der Höhe.

In dem duftenden Hain auf dem Gipfel stand ein Haus, so zierlich und leicht, daß es wie ein Spielzeug aussah. Der Hof war farbenfroh von nickenden Blumen, um die Verandapfosten wanden sich rotblühende Rankengewächse. In der Tür stand eine Japanerin gedrungenen Wuchses, aber hübsch. Obwohl sie stockend englisch sprach, war ihr Willkomm überaus freundlich. Sie führte mich in ein zierlich ausgestattetes Zimmer, legte die Kissen zurecht und bat mich, Platz zu nehmen. Ich legte mein Bündel beiseit und sah hinaus auf das Hafenpanorama mit seinen zarten Farben, ein Bild, das in andern Himmelsstrichen kaum seinesgleichen hat. Ich hatte doch wirklich Glück gehabt, ein so reizendes Logis zu finden.

Eine Schiebewand glitt lautlos zur Seite, die Eigentümerin schlüpfte wieder ins Zimmer und klatschte dreimal in die Hände. Hinter ihr wurde ein Flüstern hörbar, und sechs Mädchen mit zierlich geordneten glänzenden Haaren, in buntgeblümte Kimonos gekleidet, glitten mit so lautlosem Tritt auf mich zu, als ob sie durch die Luft schwebten. Alle waren in der ersten Jugendblüte und ebenso anmutig von Gesicht und Gestalt wie zierlich in ihren Bewegungen. Zweimal schritten sie im Kreise um mich herum, jedesmal nähertretend; dann machten sie ein paar Schritte vor mir Halt, knieten nieder, berührten mit den Stirnen den Fußboden und richteten sich lächelnd wieder auf. Die Wirtin, die aufrecht stehen geblieben war, sah auf mich nieder.

Digitized by Google

„Seemann, gefällt Ihnen?“ girrte sie. „Sehr niedlich?“

„Ja, sehr niedlich“, wiederholte ich.

„Also nehmen Sie, welche Sie wollen, und heiraten Sie sie“, fuhr sie fort.

Der Rickshawmann kannte leider! — die Sitten der Seeleute nur zu gut. Ich nahm mein Bündel und schritt mit einem Blick des Bedauerns nach der Hafenaussicht auf die Veranda hinaus.

„Was!“ rief die Wirtin, mir folgend, „Sie nicht wollen verheiratet werden? Sehr hübsches Zimmer, sehr gutes chow, sehr niedliche Frau für fünfzehn Yen die Woche!“

Ich ging durch den blumenbepflanzten Hof nach der Steintreppe.

„Sie nicht wollen?“ rief die Frau. „Tut mir sehr leid. Leben Sie wohl!“

In der Nähe des Hafens fand ich neben einem Kanal ein weniger luxuriöses Hotel. Der Eigentümer, der im Gastzimmer zwischen seinen Flaschen und Karaffen eingeschlafen war, gurgelte mit bedeckter Stimme eine Begrüßung. Er war ein Amerikaner, von seiner Knabenzeit an auf der Wanderschaft und seit einigen Jahren in Nagasaki ansässig. Die tatsächliche Verwaltung des Gasthofes ruhte in den Händen seiner japanischen Gattin, einer lebhaften Matrone, deren weitblickender geschäftlicher Scharfsinn sich darin erwies, daß sie ihrem trunksüchtigen Gemahl den Zutritt zu sämtlichen Räumen des Gasthofs mit Ausnahme der Schankstube nur zu den Stunden der Mahlzeiten gestattete. Am interessantesten in diesem Haushalt waren die Sprößlinge des Paares, ein Knabe und ein Mädchen von zwölf und zehn Jahren. In ihnen vereinigten sich die besten Eigenschaften der elterlichen Rassen. Kein amerikanisches Kind konnte mit rascherem Witz oder größerer Aufmerksamkeit bei Arbeit und Spiel sein, kein japanisches eindrucksfähiger oder höflicher an Betragen. Schon hatte sich der Vater daran gewöhnt, seinem Sohn Probleme zu unterbreiten, die für seinen eignen trägen Intellekt zu kompliziert waren; die Mutter überließ ihrer Tochter die Sorge für Blumen und Garderobe.

In einem luftigen Zimmer einlogiert, würde ich am nächsten Morgen lange geschlafen haben, hätte mich nicht bei Tagesanbruch ein Geräusch geweckt, das einer raschen Folge von Revolverschüssen glich. Ich sprang ans Fenster, beinah fürchtend, der Wirt möchte im Delirium seine Frau morden. Im Hof unten kauerten die halbblütigen Kinder mit einem Zunderstecken und einem großen Bündel Schwärmer. Ich hatte das Datum vergessen. Es war der Vierte* und Nagasaki feierte. Den ganzen Tag hindurch scholl in regelmäßigen Intervallen das Bombardement um die Stadt herum; und der Spektakel wurde nicht nur von amerikanischen Kolonisten vollführt.

Für gewöhnlich gingen die Kinder des Hotelwirts genau so gekleidet wie ihre Spielgefährten, und verfielen, sobald nur der Vater den Rücken kehrte, sogleich in die heimatliche Sprache. Doch an diesem amerikanischen Festtage trug der Knabe einen Kniehosenanzug und Lederschuhe; die Schwester hatte den Kimono und die hölzernen Sandalen beiseitegelegt und einen kurzen Rock und lange Strümpfe angetan. Statt der verzwickten

* Der 4. Juli, Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, der festlich begangen wird.

Digitized by Google

Frisur, die sie am Tage vorher getragen hatte, hing ihr das jetschwarze Haar in zwei Zöpfen über die Schultern; und nicht einmal während des ganzen Tages redeten sie ein Wort japanisch.

Im Laden eines Pfandleihers, der bei den von den Philippinen zurückkehrenden Soldaten beliebt war, hatte ich eine amerikanische Khakiuniform erstanden. So ausgerüstet machte ich mich zwei Tage später auf den Weg zum Bahnhof und löste ein Billett dritter Klasse nach Hiroshima. Zwei Polizisten vertraten mir den Weg zum Bahnsteig, und trotz meiner Beteuerung, daß meine Personalien ausführlich im Hotelregister verzeichnet wären, füllten sie mehrere Seiten ihrer Notizbücher mit einem Bericht über mein Tun und Treiben; denn der Krieg mit Rußland hatte seinen Höhepunkt erreicht und alle weißen Männer im Lande wurden streng überwacht.

Der Zug rollte durch hügliges Waldland, umkreiste hier den Fuß eines dichtbewachsenen Hügels und schmiegte sich dort dicht an den Strand einer funkelnden Bai. Keinen Morgen, der zur Fruchterzeugung geeignet war, hatte man unbebaut gelassen. An jedem Abhang, in allen Tälern arbeiteten Bauern; so weit das Auge reichte, übersäten ihre zierlichen Hütten die Landschaft. Dicht bevölkerte, regsame Dörfer flogen in rascher Folge vorüber. Die Bahnhofsgebäude waren gut ausgestattet und trugen den Stationsnamen in japanischer und englischer Sprache. Voll Nachahmungseifer hat der Japaner von der Welt des Westens einen Brauch übernommen, den er sich besser nicht zu eigen gemacht hätte: zeitweise wurde die üppige Landschaft durch häßliche Riesenplakate, die die angeblichen Vorzüge jeder erdenklichen Ware priesen, halb verdeckt.

Die Wagen waren nach amerikanischem Muster gebaut, und jeder war ein Raucherwagen, denn der Genuß des Tabaks ist in Japan bei beiden Geschlechtern nahezu allgemein. Kaum hatte eine Dame die Beine zum Sitzen gekreuzt, als sie auch schon eine Pfeife von der Form eines langen Bleistifts mit fingerhutgroßem Kopf und einen Lederbeutel mit haarfein geschnittenem Tabak hervorzog. Sobald sie die Pfeife angezündet hatte, klopfte sie die Asche an der Rücklehne des vor ihr befindlichen Sitzes aus, füllte wiederum, ließ den Rauch des ersten Zuges aus den Lungen entweichen, kehrte die Pfeife um und entzündete sie wieder an der glühenden Asche der ersten Füllung. Die Pfeife enthielt nur Tabak für einen Zug; die Raucherin füllte sie wohl zwanzigmal, ehe sie befriedigt war, und behielt stets den Rauch in den Lungen, bis sie den Kopf wieder gefüllt hatte. Speisewagen gab es nicht; auf beinahe jeder Station wurden auf den Bahnsteigen Schachteln verkauft, die einen guten Reisvorrat, mehrere gekochte und eingemachte Gemüsesorten, einen gebackenen Fisch und ein Paar halbgespaltene Eßstäbchen enthielten. Der Inhalt war stets derselbe; die Preise fest und überraschend niedrig.

Ich hatte nicht darauf geachtet, einen durchgehenden Zug nach Hiroshima zu nehmen. Nicht lange nach Einbruch der Nacht erreichte der, mit dem ich fuhr, seine Endstation, eine Stadt mit Namen Hakata, wo ich die Nacht im Wartezimmer zubringen mußte. Ehe ich eingeschlafen war, fing ein Trupp junger Leute, die auf der Station beschäftigt waren, an, mich auf eine Art zu necken, die mich bis zum Morgen wach erhielt. Bald warfen sie Gemüsereste und verfaulte Früchte durch die Fenster,

Digitized by Google

bald stießen sie die Tür auf, um Zinnkannen auf dem Fußboden hin und her zu rollen; sobald ich halb eingeschlafen war, schlichen sie sich hinein und begossen mich mit Wasser oder versuchten, mich von meinem hölzernen Lager herunterzuzerren. Wir hören viel von den Belästigungen, denen die gutherzigen japanischen Kolonisten an unserer pazifischen Küste ausgesetzt sind, doch hätte keine Bande von Strolchen aus San Francisco solche Nichtsnutzigkeiten ausbrüten können, um einem Fremden in ihrer Mitte das Leben zur Pein zu machen, wie diese Jünglinge.

Eine zweistündige Fahrt brachte mich bei Moji an die Fähre, die die Südinsel mit der größten des Reichs verbindet. Auf beiden Seiten der Meerenge hielten mich Polizisten an, und ich wurde zweimal gezwungen, die Geschichte meiner Vergangenheit zu diktieren. Von Shimonoseki lief die Eisenbahn an der Küste des Inlandmeeres entlang, vorüber am Militärhospital von Itsukaishi, wo Hunderte von genesenden Soldaten in fließenden weißen Kimonos mit einem großen roten Kreuz auf der Brust im anliegenden Wäldchen umhergingen und -lagen.

Im Zwielicht stieg ich in Gesellschaft zweier englisch sprechender Jünglinge, die es übernommen hatten, mir ein Logis zu suchen, in Hiroshima aus. Der Besitzer eines nicht weit vom Bahnhof liegenden Hotels gab zu, daß er niemals einen weißen Mann bei sich aufgenommen hätte, bat aber um die Erlaubnis, seine Anpassungsfähigkeit erweisen zu dürfen. Ich sagte meinen neuen Bekannten Lebewohl. Die Hotelhalle glich dem offenen Hof der spanischen Häuser; sie war mit kleinen Steinen gepflastert, und eine breite Treppe mit originell geschnitztem Geländer führte nach oben. Mein Wirt rief einen Befehl, eine lächelnde Matrone gedrungenen Wuchses, deren Neigung zum Embonpoint durch die breite, oft um ihren Leib gewundene oba besonders hervorgehoben wurde, erschien oben auf dem Absatz und winkte mir, hinaufzusteigen. Ich nahm mein Bündel auf; ehe ich aber zwei Schritte getan hatte, stürzte der Besitzer mit einem Schrei auf mich zu und zog mich an den Rockschößen wieder zurück. Ein halbes Dutzend Dienerinnen purzelten verstörten Blicks in die Halle und vereinten ihre Stimmen mit dem auf mich scheltenden Wirt. Ich hatte es gewagt, die Treppe hinaufgehen zu wollen, ohne die Schuhe abzulegen! Hätte man in einem Hotel der Fünften Avenue einen Gast mit den Kleidern ins Bett springen sehen, so würde es kaum einen solchen Lärm gegeben haben.

Ich zog die anstößigen Trittlinge aus. Der Wirt stellte sie zu einer langen Reihe hölzerner Sandalen an die Wand und die Hausfrau führte mich in ein kleines Zimmer mit einem auf die Straße hinausgehenden Balkon. Das ganze Gemach verstärkte in mir das Gefühl, daß ich ein Riese unter Liliputanern sei. Die mit bunten Drachen reich bemalte Decke war ganz niedrig, die Wände bewegliche Paneele aus halb durchsichtigem Papier, das mit Blumen und seltsamen Gestalten bedruckt war. Der glänzend polierte Fußboden war so schwach, daß er unter jedem Schritt nachgab. Mit einem Anlauf hätte ein Mann das ganze Haus durch und durch rennen und als Ruine hinter sich zurücklassen können.

Das Zimmer war gänzlich ohne Möbel. Die Wirtin legte für mich ein Kissen in die Mitte des Fußbodens und klatschte in die Hände. Eine Dienerin schlüpfte herein. Sie trug ein Tablett mit einem winzigen Kohlenbecken, mehreren Zigaretten, einem aufrechtstehenden Bambusglied

Digitized by Google

und einem Teetopf nebst Tasse. Nachdem das Mädchen ihre Bürde mir zu Füßen hingesetzt und mit ihrer Stirn den Fußboden berührt hatte, reichte sie mir eine Zigarette, goß Tee ein und blieb eine volle halbe Stunde neben mir knien. Sie füllte unterdessen die kleine Tasse, so oft ich sie geleert hatte. Als sie fort war, nahm ich das Bambusglied in die Hand, in dem Glauben, es enthielte Konfekt oder Tabak. Es war jedoch leer, und ich zerbrach mir den Kopf, bis die Wirtin wiederkam. Nachdem sie meine fragenden Gesten verstanden hatte, fing sie eine wortreiche Erklärung an; doch ich schüttelte den Kopf. Mit einer Grimasse, die augenscheinlich eine Entschuldigung sein sollte, nahm sie das hohle Rohr und spie hinein. Das Ding war einfach ein japanischer Spucknapf.

Bald darauf servierte eine Dienerin das Abendessen. Zuerst brachte sie einen etwa acht Zoll hohen Tisch, dann einen hohen Holzeimer, der bis an den Rand mit dickem Reisbrei gefüllt war, und zuletzt verschiedene kleine Papiermachéschalen. Die eine enthielt eine graue Flüssigkeit, in der ein Eidotter schwamm, eine andere eine kleine schwammige Rübe, eine dritte ein wenig Salat, und auf dem Boden der vierten lag in trauernder Einsamkeit eine winzige Elritze. Reis war genug für ein Regiment Soldaten vorhanden, sonst aber konnte das Mahl nicht einmal einen hungrigen Kanarienvogel sättigen.

Während ich aß, goß das Mädchen Tee in eine Tasse, die nur einen einzigen Schluck enthielt. Zum Glück hatte ich meine Lehrzeit im Gebrauch der Eßstäbchen hinter mir, sonst wäre ich gezwungen gewesen, zu den primitiven Tischsitten der Hindus meine Zuflucht zu nehmen. Auch so erforderte es große Geschicklichkeit, des schwimmenden Eidotters habhaft zu werden; und wer es etwa für leicht halten sollte, einen ordentlichen Mundvoll Reis auf zwei Holzstäbchen zu balancieren, braucht nur den Versuch zu machen, um eines Besseren belehrt zu werden.

Nach der Mahlzeit ging ich hinunter, um einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Der Wirt brachte meine Schuhe, grinste mitleidig über ihr Gewicht, und ich schritt hinaus und mischte mich unter die Menge. Es gibt nichts Unnachahmlicheres als den Straßenlärm in Japan. Wer ihn einmal gehört hat, kann ihn niemals mit einem andern verwechseln. Kein wirbelnder Verkehr ermüdet die Sinne, kein schrilles Gebimmel der Tramwagen beleidigt das Ohr. Pferde sind fast so selten wie in Venedig, und die gummibereiften Räder der Rickshaw hinter einem weichbeschuhten Läufer gleiten so lautlos vorüber wie ein beflügeltes Geschöpf. Die mittleren und unteren Schichten jedoch sind zufrieden, zu Fuß zu gehen, und das Scharren ihrer Holzschuhe gibt einen unaufhörlichen, hellen Ton, der in keinem andern Lande zu hören ist.

Es gibt orientalische Städte, in denen der Fremde Bedenken trägt, nach Einbruch der Nacht draußen zu sein; in diesem wohlgeordneten Lande dagegen fühlt er instinktiv, daß er unangenehme Begegnungen weniger zu befürchten hat, als in einer Metropole seines Vaterlandes. Klassen und Massen vermischen sich in der Menge. Hier und dort tauchen bösartige und rohe Gesichter auf, manchmal sieht sich der Europäer der Belästigung unziemlicher Neugier ausgesetzt, mag auch wohl einmal unsanft angestoßen werden, denn die Höflichkeit des Japaners ist individuell und niemals kollektiv; selten aber übertönt der Lärm eines Streits das friedliche Falsett der scharrenden Holzschuhe.

Digitized by Google

Ich kehrte ins Hotel zurück und glaubte, auf dem polierten Fußboden schlafen zu sollen; doch von meiner Ankunft unterrichtet, glitt die Hausfrau herein und erkundigte sich mittels der kosmopolitischen Pantomime, den geneigten Kopf in die Handfläche zu schmiegen, ob ich bereit wäre, mich zur Ruhe zu legen. Ich nickte, und auf ihren Ruf erschien eine Dienerin mit einer sehr dicken wattierten Steppdecke, die sie in der Mitte des Fußbodens ausbreitete. Dem nicht verwöhnten Wanderer schien dieses Lager weich genug, aber die Wirtin war nicht eher zufrieden, bis sechs puddingähnliche Steppdecken eine über die andere geschichtet waren. Aber dieses Lager, das die Form eines großen Schichtkuchens angenommen hatte, breiteten die beiden eine Bettdecke — Laken gab es nicht — und gingen rückwärts zum Zimmer hinaus. Ich stand auf, mich auszukleiden, ehe ich aber einen Knopf angerührt hatte, waren sie schon wieder da und zogen diesmal ein großes Netz hinter sich her, dessen Gewebe stark genug für Petri Fischzug gewesen wäre. Auseinandergefaltet zeigte sich das Ding von betthimmelartiger Form. Während die Matrone die vier Zipfel des Oberteils an Haken in der Decke befestigte, stopfte die Dienerin die Kanten unter den Stapel Steppdecken.

Ich war nicht abgeneigt, mich sogleich hinzulegen, aber in diesem Augenblick kam ein in Baumwolle gekleideter Jüngling, der sich als Polizeidolmetscher vorstellte. Das offizielle Hiroshima war ängstlich bedacht, mehr über den Amerikajin zu erfahren, dessen Ankunft von der Bahnhofswache gemeldet worden war. Der Jüngling zog ein Amtsformular hervor und las mit singendem Tonfall Fragen ab, die jede einzelne Periode meines Daseins seit dem Säuglingsalter betrafen. Zwischen den einzelnen Fragen gab es eine lange Pause, denn der Dolmetscher mußte jede Antwort den offenen Mundes neben uns knienden Frauen wiederholen und in den kräftigen heimischen Schriftzeichen zu Papier bringen. Ich verbrachte eine halbe Stunde gähnend, ehe er zu Ende war, und eine zweite, bevor er mit einer weihrauchersticken Rede über die Freude, die meine Ankunft in den Herzen seiner Kollegen erweckt hätte, fertig geworden war. Ehe er fortging, fand er Gelegenheit, sich nach meinen zukünftigen Plänen zu erkundigen. Ich sagte ihm, daß es meine Absicht sei, am Morgen nach Osten weiter zu gehen.

„Müssen Sie so rasch fort?“ fragte er mit bekümmertem Gesicht. „Dann sollten Sie mit dem Zehnuhrzuge fahren, der nächste geht erst sehr spät.“

Ich hatte nicht die Absicht, Hiroshima mit irgendeinem Zug zu verlassen; da ich aber meinte, daß meine Pläne ihn nichts angingen, schwieg ich. Er ging endlich, und im nächsten Augenblick tat es mir leid, daß ich ihn nicht zurückrufen konnte, um der Hausfrau und ihrer Dienerin meine Wünsche verständlich zu machen. Die beiden wollten nicht aus dem Zimmer. Als ich auf die Tür zeigte, machten sie Handbewegungen nach dem Bett, die heißen sollten, es stünde mir frei, mich auszukleiden und hinzulegen. Aber keine erhob sich aus ihrer knienden Stellung. Ich versuchte es mit einer energischen Pantomime. Die Matrone verstand mich sicherlich, denn sie entließ die Dienerin, weigerte sich aber, selbst zu gehen. Ich fing an, mein Jackett aufzuknöpfen, in der Hoffnung, daß diese Andeutung wirken würde, sie seufzte hörbar und ließ sich auf die Fersen nieder. Ich setzte mich auf mein Kissen und zündete, entschlossen, sie auszuräuchern, eine Zigarette an. Sie zog Tabaksbeutel und Pfeife heraus, nahm mir

Digitized by Google

die Zigarette aus der Hand, um die erste Füllung anzuzünden, und blies Rauchwolken gegen die Decke.

Vielleicht wollte sie mich zudecken, wenn ich erst im Bett war. Der Gedanke schien lächerlich, doch war es gerade das, worauf sie wartete. Mit vielem Stimmenaufwand bestimmte ich sie endlich — nicht das Zimmer zu verlassen, sondern sich umzudrehen. Ich schlüpfte aus meinen äußeren Kleidungsstücken, kroch unter das Netz und zog die Decke über mich. Die Matrone erhob sich ernsthaft und wandelte zweimal rund um mein Lager, hier einen Zipfel der Decke unterstopfend, dort eine Falte der kaya befestigend. Dann schloß sie sämtliche Zwischenwände, nahm die Lampe und ging.

Das Zimmer wurde bald stickig. Ich kroch heraus, um die Zwischenwand auf der Verandaseite zurückzuschieben. Kaum hatte ich mein Lager wieder erreicht, als ein Zittern des Fußbodens nahende Schritte ankündigte und das unvermeidliche Frauenzimmer auf dem Balkon erschien, ihre Silhouette gegen den sternenhellen Himmel deutlich erkennbar. Sie rief etwas, das ich — zu meinem Glück vielleicht — nicht verstand, und schloß das Paneel wieder. Ich bin gewöhnt, bei weit offenem Fenster zu schlafen; doch es war zwecklos, sich gegen das Schicksal aufzulehnen. Mein Schutzengel mit dem runden Bäuchlein wußte, daß das einzig sichere Schlafgemach ein dicht verschlossenes Zimmer sei, und in einem solchen mußte ich die Nacht zubringen.

Selten habe ich ein sonderbareres Gefühl gehabt, als im Augenblick des Erwachens in jenem Hotel in Hiroshima. Es war heller Tag, die Sonne flutete über den Balkon herein, und von der Straße herauf tönte das unaufhörliche Scharren der Holzschuhe. Doch das Zimmer, in dem ich mich zu Bett gelegt hatte, war spurlos verschwunden! Ich richtete mich auf und öffnete die Augen weit. Unter mir war der Stapel Steppdecken, sonst aber war alles verändert. Das Netz war fort und ich saß allein und verlassen mitten in einer Halle, so groß wie ein Tanzpavillon, deren Front sich in ganzer Länge nach der öffentlichen Straße öffnete. Die Verwandlung war keine Hexerei, obschon mehrere Augenblicke vergingen, ehe ich mich so weit besonnen hatte, um das zuzugeben. Die Dienerin hatte nur die Paneele zusammengeschoben.

Trotz der gewundenen Straßen und meiner Unkenntnis der japanischen Sprache fand ich ohne große Mühe die Landstraße, die aus Hiroshima hinausführte. Noch vor einem halben Jahrhundert wäre eine Durchwanderung des ländlichen Japan ohne Waffen gefährlicher gewesen als eine Reise durch China. Heute hat der Fußgänger nicht mehr Gefahren zu befürchten als in England. Zudem erinnert das freie Land des Eilandkönigreichs an die britischen Inseln. Auch dort dehnen sich so vortrefflich gebaute Landstraßen zwischen lichtgrünen Hecken. Volkreiche Dörfer erscheinen in rascher Folge; das Gebiet dazwischen, dicht besiedelt und fruchtbar, zeigt die Hand des fleißigen Ackersmannes. Doch kommt Alt-England diesem meerumgürteten Reiche nicht gleich in der klaren, erfrischenden Sommerluft, der malerischen Landschaft mit schachbrettartigen Reisfeldern und gewiß nicht im Farbenreiz des Inlandmeeres.

Vom Plateau von Hiroshima hinabgleitend, ließ die Landstraße bald diesen saphirblauen Arm des alten Ozeans sichtbar werden, der sich längs

Digitized by Google

der Küste ein und aus wendete. Hier und da fing ein Wellchen einen Sonnenfunken, in mittlerer Entfernung und darüber hinaus stiegen winzige bewaldete Inseln aus der friedlichen Fläche auf. Hin und wieder glitt ein Ozeandampfer, der Erinnerungen an ferne Länder weckte, fast in Rufweite vorüber. In seichten Buchten entwirrten nackte, gegen den Sonnenbrand unempfindliche Fischer die Netze und häuften den Fang hoch auf in geflochtenen Körben.

Wenige Stunden auf der Walze genügten, mich zu belehren, daß Japan die Heimat der allerneugierigsten Leute ist. Mit dem ländlichen Jap verglichen, ist der Araber so selbstkonzentriert wie eine mit gekreuzten Beinen ruhende Statue des Erleuchteten. Ich brauchte nur durch ein Dorf zu gehen, und jede Tätigkeit, deren sich die Bevölkerung rühmen konnte, hörte auf. Arbeiter ließen ihre Werkzeuge fallen, Kinder vergaßen ihre Spiele, Mädchen ließen die Krüge am Brunnen stehen, ja selbst die Nachbarinnen hörten auf zu schwatzen; alle starrten mich mit weitgeöffneten Augen an und scharten sich um mich, wenn ich stehen blieb. Wo ich um einen Trunk Wasser Halt machte, eilten die Einwohner in Masse herbei, das noch nicht dagewesene Ereignis anzustaunen. Hatte ich meinen Durst gelöscht, so ging das leere Gefäß von Hand zu Hand unter einem Chorus verwunderter Laute, wie ihn wohl eine Gruppe Antiquitätenliebhaber anstimmt, wenn sie eine Vase aus vorchristlicher Zeit prüft. Zum Frühstück einzukehren, war nahezu gefährlich, denn der Mob, der sich am Ladeneingang sammelte, drohte mich mit seinem Holzschuhgetrippel totzutreten. In den kleinen Dörfern folgte mir die gesamte Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, hinaus auf die Landstraße, so daß der Weiler so verlassen zurückblieb, als wäre die Kriegsfurie darüber losgelassen worden. Einmal ging ich an einer Schule in der Freistunde vorüber. Die zweihundert Kinder liefen mir eine ganze Meile weit nach und kümmerten sich nicht im mindesten um die Klingel und das Rufen ihrer aufgeregten Lehrer.

Spät am Nachmittag hatte ich in einem Gebüsch am Wege Schutz vor der Sonne gesucht, als ein junger Jap von kleinem, aber stämmigen Körperbau die weiße Straße hinuntereilte, beiseit trat und mich begrüßte. Es war hierbei nichts Ungewöhnliches; ein dutzendmal während des Tages war ein geschwätziger Eingeborner, der während eines Aufenthalts in Kalifornien wohl etwas Englisch aufgelesen haben mochte, eine Meile oder auch mehr mit mir gewandert. Der untersetzte Jüngling aber warf sich mit einem Seufzer der Erleichterung ins Gras. Er war außer Atem, der Schweiß lief ihm in Strömen die braunen Wangen herunter; seine unteren Kleidungsstücke waren weiß vom Staub der Landstraße. Wie die meisten Bewohner dieses Distrikts trug er einen dunklen, mattgemusterten Kimono, einen dunkelbraunen, panamaähnlichen Strohhut und Binsensandalen. Möglicherweise war seine Eile, mich einzuholen, nur von dem Wunsche, in meiner Gesellschaft zu reisen, veranlaßt worden; doch hatte seine Miene etwas verdächtig Beunruhigendes.

Ich brach wieder auf, und er trabte neben mir her; von Zeit zu Zeit wischte er sich mit einem Ärmel seines Kimonos die schweißüberströmte Stirn ab. Er verstand noch weniger Englisch als ich Japanisch, aber wir brachten es dennoch fertig, uns durch unartikulierte Laute und Gesten

Digitized by Google

einige Mitteilungen zu machen. Auch er war von Hiroshima zu Fuß gekommen. Dies überraschte mich, denn die weißen Steine längs des Weges gaben die Entfernung bis zu dieser Stadt auf fünfundzwanzig Meilen an. Da ich seit länger als einem Jahre an das Marschieren „auf der Walze“ gewöhnt war, hatte ich den langen Weg leicht zurückgelegt; für einen Jap unter normaler Größe war's aber kein Spaziergang.

Einmal zeigte mein Wandergefährte von seinen Beinen auf meine, hob die Augenbrauen und seufzte müde. Ich schüttelte den Kopf. Er deutete mit fragender Gebärde auf den vor uns liegenden Weg.

„Kobe“, rief ich.

„Da will ich auch hin“, antwortete er, indem er den Namen wiederholte und auf seine Brust deutete.

Ich wußte, daß er log. Kobe war mehr als hundert Meilen von hier, und das Fahrgeld dritter Klasse kostet in Japan für die Meile kaum einen Sen (etwa zwei Pfennig); es ist billiger, zu fahren, als den für eine solche Wanderung erforderlichen Proviant zu kaufen. Der Bursche war kein Bettler, denn wir hatten schon mit einem Glase Saki miteinander angestoßen. Auch die Yens in meiner Tasche konnten ihn nicht locken, denn er war kleiner und anscheinend unbewaffnet und hatte im Gesicht und Wesen keine Spur vom Wegelagerer. Doch schien er ängstlich bedacht, mich nicht aus dem Auge zu verlieren. Wenn ich still stand, machte auch er Halt, nahm ich ein rascheres Tempo, so mühte er sich, Schritt zu halten, und fuhr mit dem Ärmel häufiger über sein Gesicht.

War es möglich, daß er ein Kriminalkommissar war, den man mir nachgesandt hatte? Der Verdacht wuchs bei jeder Meile; er bestätigte sich, als wir ein weitläufig gebautes Dorf betraten. Mein Gefährte blieb ein wenig hinter mir zurück, und als wir an einer Polizeistation vorüberkamen, ertappte ich ihn, wie er vier uniformierten Beamten einen verstohlenen Gruß winkte, die ihn mit zustimmendem Nicken erwiderten.

Ein Spion! Welchen Grund hatte die japanische Polizei, meine Schritte zu bewachen? Mein Unwille wurde ob dieser Beleidigung rege. Der Bursche bat mich, zur Nacht einzukehren; statt dessen verdoppelte ich den Schritt. Nicht weit davon gabelte sich die Straße, und taub gegen seinen Protest, wählte ich den Weg, der über steile Vorberge führte. Die kurzen Beine des Japs waren solchen Anforderungen nicht gewachsen. Er fiel in einen Hundetrab und lief hinter mir her. Seine Binsensandalen bekamen Löcher; er zuckte, wenn ihm ein Stein unter die Füße rollte. Die Nacht kam, der Mond ging auf; noch immer wanderte ich mit schwingendem Schritt, während der kleine braune Mann hinter mir herkeuchte.

Drei Stunden nach Sonnenuntergang marschierte ich bei Hundegebell und Menschengeschrei ins Dorf Hongo ein und setzte mich in der Türöffnung eines offenen Ladens nieder. Einen Augenblick später stürzte der Späher, wie ein Trunkener taumelnd, mit verzogenem bleichen Gesicht der ganzen Länge nach neben mir auf die Matte. Seine Ausdauer war erschöpft; und das war kein Wunder, denn Hiroshima war sechsundvierzig Meilen jenseits der Berge.

Im Nu waren wir von einer durcheinanderwogenden Menge schmutziger Bauernburschen umgeben, denn Hongo ist nur ein Gebirgsdorf, und seine Bewohner üben nicht all die Tugenden, um derentwillen man die

Digitized by Google

Japaner rühmt. Wenn wir blieben, wo wir waren, drohte uns Vernichtung von der trampelnden Menge. Entschlossen, weiterzumarschieren, richtete ich mich auf. Der Polizist tat einen matten Schrei, die Dorfbewohner drangen auf uns ein und machten mich im Laden zum Gefangenen. Es folgte eine lange Konferenz, dann humpelte der Späher, von zwei Männern gestützt, die Straße hinauf, während eine andere Bande durch Gebärden versprach, mir ein Nachtquartier zu verschaffen. Diese nahmen mich mit sich, während der Mob hinter uns her heulte.

Das vierte oder fünfte Haus erwies sich als Wirtshaus; es war sehr unjapanisch, denn es war unordentlich und schmutzig. Der erschrockene Wirt lud uns zum Eintreten ein und setzte ein halbes Dutzend nachlässiger Frauenzimmer in Bewegung, um das Abendessen herzurichten. Die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes hatte sich auf der Straße versammelt und beobachtete jede meiner Bewegungen mit gespannten Blicken. Ich setzte mich auf einen Stuhl, der unter mir in Splitter zerbrach. Der gestikulierende, schreiende Mob drängte sich näher herzu, um wegen meines Mißgeschicks Lärm zu machen. Ein halbes Hundert von den Dreistesten kamen dem protestierenden Wirt zum Trotz herein und drängten mich immer weiter nach der Rückwand des Hauses, bis ich gezwungen war, sie wegzutreiben, um nicht durch die Wand hindurchgestoßen zu werden. Eine Frau brachte mir Reis. Die Tölpel stritten miteinander um das Privilegium, als erster die Finger hineinzustecken. Eine andere Magd goß Tee ein. Ehe ich die Hälfte getrunken hatte, nahmen mir die Bauern die Tasse aus der Hand und zeigten sie sich gegenseitig. Ein dritter dienstbarer Geist erschien mit einer Schale gebackener Elritzen. Ein halbes Dutzend meiner Quälgeister nahm je einen Fisch in die Finger und versuchte, ihn mir in den Mund zu stopfen. Sie hatten keine Idee, daß solches Betragen belästigte. Es war einfach ihre Art, Gastfreundschaft zu bezeigen.

Die drängende Menge an der Tür kam langsam, aber stetig näher. Ich nahm einige Holzschuhe, die auf dem Fußboden lagen, und warf sie nach dem vordersten der Herandrängenden. Die Leute zogen sich auf die Straße zurück, aber meine unmittelbare Umgebung fuhr fort, mir die Tasse aus der Hand zu nehmen und mir mit gebackenen Elritzen im Gesicht herumzustochern. Ein Protest mit Worten war zwecklos. So nahm ich die Schüssel Reis und schleuderte ihnen den Inhalt ins Gesicht. Diesmal verstanden mich die zärtlichen Burschen. Als die Schüssel wieder gefüllt war, ließen sie mir genügend Ellbogenraum, meine Mahlzeit fortzusetzen.

Ein verständigerer Mann hätte sich durch Erfahrung belehren lassen und dafür gesorgt, daß die schwindende Neugierde nicht aufs neue geweckt würde. In einem Augenblick der Gedankenlosigkeit stopfte ich mir die Pfeife. Ehe ich sie angezündet hatte, fiel mir plötzlich ein, daß „Bulldoggenpfeifen“ (eine Art kurzer Pfeife) noch nicht in Japan importiert sind. Aber es war zu spät. Auf der Straße tönte ein heiseres Murren gleich dem Rollen fernen Donners, das lauter und lauter anschwoll; mit ohrenbetäubendem Lärm drängte sich die erstaunte Menge kreischend, kratzend, an den Kimonos zerrend, irdene Töpfe mit den Holzschuhen zertretend, über den Besitzer der Bude hinweg zur Tür hinein; ich verlor den Halt und landete hoch oben auf einer Kiste an der Hinterwand. Es bedurfte einer Viertelstunde des Kampfes, um sie wieder in die Nacht hinauszu-

Digitized by Google

treiben, und nur ein Kartätschenschuß hätte die Straße vor dem Hause freimachen können, so lange die Möglichkeit blieb, die Pfeife noch einmal zu Gesicht zu bekommen.

Hiernach sorgte ich zwar dafür, sie gut zu verstecken; dennoch hatte sich die Menge noch nicht sichtbar vermindert, als ich gegen Mitternacht dem Besitzer ein Zeichen machte, daß ich nun zur Ruhe gehen möchte. Das Wirtshaus konnte sich nur eines einzigen Schlafraums rühmen; es war eine etwas höher gelegene Estrade in einer Ecke des Raums, die mit Binsenmatten belegt und mit schmutzigen, von der Decke herabhängenden Vorhängen abgeteilt war. Dies übelriechende Gemach mußte ich mit einem Dutzend Männer und Knaben teilen, die zerlumpt gekleidet gingen und häßlich rochen. Eine Stunde noch, nachdem ich mich hingelegt hatte, schnatterten, sie wie aufgeregte Affen. Die ganze Nacht hindurch war ich das reine Ausstellungsobjekt, denn wenn meine Gefährten nicht Streichhölzer anzündeten, um mein physisches Exterieur und meinen Anzug zu studieren, hob der Besitzer draußen einen Zipfel des Vorhangs hoch, um mich einer Gruppe plappernder Bauern zu zeigen.

Durch Erfahrung klug gemacht, betraute die Polizei am nächsten Tage mehrere Männer mit der Aufgabe, mir zu folgen. Der erste eines Relais von Spähern holte mich bei den letzten Häusern des Dorfes ein. Er war lang und hager und marschierte ein etwa zehn Meilen langes Stück mehrere Ellen hinter mir, ohne einen Versuch meiner Bekanntschaft zu machen. Beim ersten großen Dorf wurde er von einem untersetzten Jüngling umgänglicherer Art abgelöst, der neben mir ging und wenigstens einmal bei jeder Meile mir anbot, in einer Sakibude an der Straße eins zum besten zu geben. Ebensooft blieb ich stehen und sah den heimischen Handwerkern zu. In einem kleinen Weiler woben ein Dutzend Frauen und Mädchen, alle bis zum Gürtel nackt, in einem offenen Schuppen Binsenmatten. Meine Neugierde war ihnen durchaus nicht lästig, sie luden uns vielmehr ein, näher zu treten, und legten uns zerlumpte Kissen hin, damit wir's uns bequem machen sollten. Noch ehe wir uns niedergelassen hatten, fing die oberste dieses Betriebes an zu plaudern. Sie war ein gut Stück über die mittleren Jahre hinaus und hatte eine Figur wie ein gut ausgestopfter Kornsack — just der menschliche Typus, der eine unbegrenzte Zeit reden kann, ohne daß es etwas zu reden gibt. Die japanische Bejahung lautet längs der Küste des Inlandmeeres „ha". Es war die einzige Antwort, die mein Wandergefährte in dieser Unterhaltung einzuschieben imstande war, und so saß er eine volle halbe Stunde mit gekreuzten Beinen auf seinem Kissen und äußerte in regelmäßigen Zwischenpausen mit Leichenbittermiene:

„Ha! ha! — ha! ha! — ha! ha! — ha!"

Ein paar Meilen dahinter zog er sich zurück, um einem sehr viel älteren Mann Platz zu machen, der in der Erfüllung seiner Pflichten schweigsam und verstohlen zu Werke ging. Er zeigte sich ängstlich besorgt, mir einzuprägen, daß er aus bloßem Zufall in gleicher Richtung mit mir reise. Blieb ich stehen, so marschierte er mit dem Ausdruck vollkommener Versunkenheit an mir vorbei und glitt ein paar Ellen weiter in irgendein Versteck, bis ich weiterging. Es war eine kleine Abwechslung beim eintönigen Wandern, Pläne zu schmieden, wie er abzuschütteln wäre; doch

Digitized by Google

jeder derartige Versuch schlug fehl. Schlüpfte ich in einen Laden, um zur Hintertür wieder hinauszulaufen, so verriet mich die verfolgende Menge; stürzte ich mich plötzlich in einen Wald neben der Straße, so glückte es mir, den Späher zu weibischen Schreckenslauten aufzuregen; ehe ich aber eine Meile hinter mir hatte, war er mir wieder an den Fersen. Am Nachmittag verließ ich die Straße und stieg einen Bergpfad hinauf. Auf dem Gipfel fand ich einen Tempel und einen tiefblauen See, umrahmt von Wald mit dichtem Unterholz. Diesmal hatte ich augenscheinlich meinen Verfolger überlistet. Ich warf die Kleider ab und sprang ins Wasser, um zu schwimmen. Als ich wieder ans Ufer kam, lag der Späher keuchend und schweißtriefend im Schatten eines Dickichts neben meinen Kleidern auf dem Rücken.

Sonnenuntergang und die vierte Abteilung des Polizeirelais war herangekommen, als ein Mann sich seinen Weg durch einen mich umringenden Bauernmob bahnte und mich in einem Jargon begrüßte, der einige Ähnlichkeit mit meiner Muttersprache hatte. Ich setzte mich bei einer Ladentür zum Ausruhen nieder, und eine halbe Stunde lang bestürmte mich der Kerl mit Fragen, wobei seine mürrische Miene und sein arrogantes Wesen so deutlich wie Worte sagten, daß er eine sehr geringe Meinung von weißen Männern hätte. Er verstand meine Bemerkungen nicht vollständig, und wahrscheinlich war die Erklärung, die er der gaffenden Menge übermittelte, dieser noch weniger klar. Doch schien er zu begreifen, daß ich zu Fuß reiste, woraus er schloß, daß ich mittellos sein müsse.

Ich stand auf und wollte weitermarschieren. Aber er packte mich am Arm.

„So, Sie gehen zu Fuß?“ rief er. „Ich einmal in den Staaten. Manchmal gesehen Mann gehen zu Fuß. In Staaten Mann, der zu Fuß geht, oft hungrig. Nicht in Japan. Jap Mann immer gut; gibt viel. Warten Sie. Ich Ihnen mache Geschenk.“

Da sich seine Landsleute bisher mir gegenüber höchst unliebenswürdig betragen hatten, erwartete ich das angekündigte Geschenk mit großer Neugierde. Der Mensch drehte sich um und hielt den Versammelten eine lange Rede. Seine Zuhörer drängten sich um mich und klopften mich beglückwünschend auf den Rücken. Ich erwartete, daß er mir mindestens ein Billett in meine Heimat aufnötigen würde. Nachdem er seine Freigebigkeit in alle vier Winde verkündet hatte, setzte der Kerl die ganze Kavalkade in Bewegung und marschierte an meiner Seite die Straße hinab.

„Jap Mann sehr gut“, wiederholte er, während seine Bewunderer mich strahlenden Blickes ansahen. „Sie verfluchter Stromer. Kein Geschäft in Japan, aber sehr hungrig. Ich Ihnen gebe dies.“

Er machte die Hand auf und ließ einen Kupferser sehen.

Da ich die etwa vier Pfennig werte Münze als Souvenir japanischer Freigebigkeit gern haben wollte, streckte ich die Hand danach aus. Der Philantrop zog die seine wieder weg.

„Ich nicht gebe Geld an verfluchten Stromer!“ rief er. „Warten auf Laden. Ich Ihnen kaufe zwei Reiskuchen.“

Reiskuchen als Souvenirs waren wertlos. Somit lehnte ich das gütige Anerbieten ab und ließ die Kavalkade mit ihrem erstaunten Geschnatter allein.

Digitized by Google

Das Dorf war lang. Eine halbe Meile weiter machte ich bei einer Bude Halt und bestellte mir ein Abendessen, dessen Preis sich auf fünfundzwanzig Pfennig belief. Bald erhob sich draußen auf der Straße großer Lärm, und ehe das Mahl aufgetragen war, drängte sich mein vorgeblicher Wohltäter zur Bude hinein.

„Warum Sie mir sagen, Sie haben nicht Geld?“ brüllte er.

Ich leugnete, etwas derartiges gesagt zu haben.

„Aber Sie gehen zu Fuß!“ schrie er. „Ich Ihnen geben wollte einen Sen, daß Sie nicht verhungern. Sie laufen weg und kaufen Essen wie reicher Mann. Sie verfluchter Stromer, versucht zu stehl —“

Ich stand auf und beförderte ihn auf die Straße hinaus. Sein physischer Mut stand auf gleicher Höhe mit seiner Menschenliebe. Doch sein lärmendes Schelten über meine angebliche Hinterlist erzürnte die Versammelten, und als ich zum Laden hinausging, wäre ich beinahe gelyncht worden.

Noch zwei weitere Tage dauerten Hügellandschaft, zudringliche Neugier der Dörfler und Späherrelais, dann kehrte ich im Seemannsheim zu Kobe ein. Unter den kosmopolitischen Strandläufern, die im hinteren Hofe der Anstalt ihr Garn spannen, war ein Opfer der Wanderlust, dessen Mißgeschick selbst in der Vagabundenwelt seinesgleichen suchte. Es war ein junger Mann von zwanzig Jahren, Sohn eines italienischen Vaters und einer japanischen Mutter. In früher Kindheit hatte der Vater nach der Mutter Tod ihn mit nach Neapel genommen. Zehn Jahre später machte ihn eine Tavernenrauferei zur Waise in des Wortes ausschließlichster Bedeutung, denn er hatte nie von der Existenz von Verwandten etwas gehört.

Aus der Dachkammer, die so lange sein Heim gewesen war, vertrieben, hatte er sich den Straßenkindern zugesellt, die zwischen den Kehrichthaufen der italienischen Metropole herumkriechen, bis er groß genug war, sich als mozzo (Schiffsjunge) auf einem Küstendampfer einzuschiffen. Als seine Lehrzeit beendet war, überkam ihn das Verlangen, sein Geburtsland zu besuchen. Er trat bei der Mannschaft eines Ostindienfahrers ein und desertierte in Kobe.

Doch hatte er während des langen Zwischenraums die Sprache seiner Kindheit vollkommen vergessen. Englisch würde ihm gute Dienste geleistet haben, doch hatte er im Gegensatz zu den meisten Seeleuten kaum ein Wort dieser Sprache aufgefangen. Sein Italienisch war fließend, doch war es neapolitanischer Dialekt, und diesen mochten kaum ein Dutzend Männer in ganz Japan verstehen. Ein Mann, der urplötzlich taubstumm geworden wäre, hätte sich nicht in trübseligeren Umständen befinden können. In den Vorstadtvillen Kobes wohnten europäische Kolonisten und in Läden und Hotels gingen freigebige Touristen aus und ein; doch war es zwecklos, ihnen von seinem Mißgeschick in einer Sprache zu berichten, die sie nicht verstanden. Der italienische Konsul jagte ihn voll Unwillen über den versuchten Betrug eines sich verstellenden Jap hinaus. Die Japaner zeigten sich noch weniger geneigt, einem zu helfen, der dem Gesicht nach ein Landsmann war, aber die Weißen in der Tracht nachäffte und sich weigerte, die Muttersprache zu sprechen.

Unter der Wucht seines Unglücks war der Halbblütige, der vom Fatalis-

Digitized by Google

mus des Ostens angekränkelt sein mochte, zum hinfälligen Elenden degeneriert, der tagsüber in einem Winkel des Hofs kauerte und sich zur Nacht in ungesunde Verstecke davonschlich. Von Zeit zu Zeit brachte er es zuwege, daß er verhaftet wurde, aber die Polizei zeigte eine grausame Milde und trieb ihn wieder hinaus in eine Welt, die ihm selbst Gefangenenkost versagte.

Ich war noch keine Stunde im Heim, als mich ein Diener ins Bureau rief. Der Verwalter und zwei Polizeibeamte erwarteten mich.

„Sagen Sie mal, Franck," hub der Verwalter an, „ich hoffe doch, Sie haben mir die Wahrheit gesagt? Die Polizisten behaupten, Sie sind ein Russe."

„Sie kamen gestern abend? Sie gingen zu Fuß von Hiroshima?" fragte der eine Beamte.

„Ganz richtig", antwortete ich.

„Dieser ist's," fuhr er, zum Verwalter gewendet, fort, „die Polizei verfolgte ihn in Hiroshima. Er ist Russe, wie sie mir telegraphieren."

„Unsinn!" sagte der Verwalter, „Amerikaner ist er."

„Wie kann das sein?" fragte der zweite Beamte. „Er trägt ja sogar eine russische Uniform."

Nun ging mir ein Licht auf. Kein Wunder, daß ich seit vier Tagen bei der Polizei so beliebt war.

„Nichts Russisches", antwortete ich. „Dies ist eine amerikanische Uniform von den Philippinen."

„Genau so tragen sie die Russen", widersprach der Beamte und befühlte den Stoff meines Jacketts. „Woher, Herr Verwalter, wissen Sie, daß er Amerikaner ist?"

„Ich hör's natürlich an seiner Sprache", erwiderte der Verwalter.

„Aber Sie sind doch ein Engländer!" gab der Detektiv zurück.

„Und gerade deshalb kann ich einen Amerikaner erkennen", antwortete der Verwalter.

„Hier! Sehen Sie das durch", schob ich ein und zog meine Papiere hervor.

Die Beamten zeigten sich jedoch unvernünftig mißtrauisch und besprachen sich nicht nur der Papiere wegen höchst ausführlich, sondern sie bestanden auch darauf, in ihre Notizbücher einen detaillierten Bericht meiner Wanderfahrt seit dem Betreten des Landes einzutragen. Es lag nur zu klar auf der Hand, daß sie mir meine freiwillige Fußwanderung nicht glaubten; und so lange ich in Kobe blieb, hatte ich das Gefühl, daß man mir folgte, sobald ich das Heim verließ.

Am dritten Tage meines Aufenthalts in der Stadt stand ich früh auf und marschierte die Landstraße hinaus nach Osten. Offenbar schlief die Polizei noch, denn kein Späher holte mich ein, und um Mittag durchwanderte ich das Labyrinth der Straßen und Kanäle Osakas. Jedoch wurde meine Anwesenheit in der Stadt bald bekannt, denn früh am Abend suchte mich ein Dolmetscher im Gasthof auf. Und just, als ob sein Ausfragen noch nicht genug gewesen wäre, weckte mich bei dämmerndem Morgen ein zweiter Beamter, der mich nicht nur den üblichen Katechismus durcharbeiten ließ, sondern mir auch bis zum Bahnhofsgebiet folgte. Dort schleppten mich zwei Beamte in einen Dienstraum und unterwarfen mich

Digitized by Google

einem Kreuzverhör. Es dauerte so lange, daß ich den zweiten Zug versäumte, den ich zu erreichen gehofft hatte.

Zum Glück war der Verkehr häufig. Ich kaufte ein Billett bis Kioto und stieg in den Zehnuhrexpreß. Kaum hatte ich mich hingesetzt, als zwei Beamte in den Wagen stürzten.

„Polizeihauptmann sagt, Sie mit zur Wache kommen!“ rief der eine von ihnen, mich beim Arm packend. „Hauptmann wünscht Sie sprechen.“

„Der Hauptmann kann sich zum Teufel scheren!“ erwiderte ich und stieß ihn weg.

„Sie kommen! Hauptmann sagt, Sie nicht gehen mit diesem Zug“, rief der Beamte.

Sein Kamerad kam ihm zu Hilfe und beide legten Hand an mich. Ich stemmte die Knie gegen die Rücklehne des Sitzes vor mir und ließ sie ziehen. Wir im Westen hören viel von jiu-jitsu und der körperlichen Tüchtigkeit des Japaners. Was aber die Polizisten angeht — und dies war nur eine von vielen persönlichen Begegnungen, die mir aufgezwungen wurden —, so habe ich nie das Unglück gehabt, einen zu treffen, der mehr Kraft als ein Schulmädchen gehabt hätte. Volle fünf Minuten lang zupften und zerrten die beiden an meinen Armen und Beinen, aber nicht ein einziges Mal war ich in Gefahr, vom Sitz heruntergezogen zu werden.

Doch hatte das Paar den Trumpf in der Hand, denn sie untersagten die Abfahrt, solange ich im Zuge saß. Deshalb erbarmte ich mich meiner Mitreisenden, schob die beiden beiseite und folgte ihnen nach dem Stationsgebäude.

Im Wartesaal erster Klasse rückten sie mir einen Morrisstuhl zurecht, brachten mir ein paar englische Zeitungen und ein Päckchen Zigaretten, baten mich, zu warten, bis sie wiederkämen, und eilten davon. Doch blieben draußen auf dem Platz verschiedene Polizisten, die von Zeit zu Zeit hereinguckten.

Ich hatte beinah eine Stunde gelesen, als wieder ein Dolmetscher ins Zimmer trat.

„Polizeihauptmann haben mich geschickt,“ verkündigte er mit höhnischem Lächeln, „zu sagen, daß Sie nicht sind der Mann, welchen er denkt, und daß Sie können gehen, wohin Sie belieben.“

Ich nahm den vierten Zug und erreichte Kioto am frühen Nachmittag — um auf der Stelle arretiert zu werden. Kurzum, es verging während meines noch übrigen Aufenthalts im Lande kein Tag, an dem ich nicht mehrmals in Gewahrsam genommen worden wäre, die wenigen Tage in den offenen Häfen ausgenommen. Jeder Beamte, der meine in Khaki gekleidete Gestalt zu Gesicht bekam, forderte mich in der Überzeugung, daß das Vaterland seinem Adlerauge die Rettung dankte, unfehlbar auf, ihm zu folgen. Nun war es zwar niemals schwer, ein paar Beamte abzuschütteln, wenige Kläpse genügten dazu; doch im Gegensatz zu den anderen Orientalen liefen sie nicht davon. Sie folgten meinen Spuren durch Tempel und Basare, durch lärmende Slumdistrikte in Gäßchen hinein, die von Unrat übel rochen, bis ein Dolmetscher kam, der meine Nationalität feststellen konnte.

Ich verbrachte einen Tag in Kioto und wäre gern noch länger dort geblieben. Am nächsten Morgen waren vier Yen mehr als ausreichend

Digitized by Google

für ein Billett bis Tokio, Fahrtunterbrechungen nach Belieben mit eingerechnet. In Maibara stand eine schwitzende Gruppe russischer Gefangener in arktischen Mänteln und Pelzmützen auf dem Perron. Solange der Zug hielt, ließ die sie umringende Menge nicht die leisesten Anzeichen von Hohn merken, und die Leute aus dem Ort kamen in ununterbrochener Prozession herbei, den gleichmütigen Burschen Fruchtkörbe, Päckchen Tabak und Delikatessen aller Art anzubieten. Ich verließ den Zug in Nagoya, der dritten Stadt des Königreichs; der interessanteste Punkt ist hier ein großes Schloß, das um jene Zeit Hunderte russischer Gefangener beherbergte.

Unter den wenigen Gästen des Logierhauses, in das ich bei einbrechender Nacht einkehrte, war ein invalider Sergeant, der kürzlich erst von zwei in der Mandschurei erhaltenen Schußwunden wiederhergestellt war. Eine Schiebewand aus Papier trennte sein Zimmer von dem meinen. Wir schoben sie beiseit und teilten uns in einen doppelt so großen Raum. Vom ersten Augenblick unsrer Begegnung an war der Sergeant überzeugt, daß ich ein Russe wäre. Gebärden des Protestes und zahllose Wiederholungen des Wortes „Amerikajin“ konnten seine Überzeugung keineswegs erschüttern. Zu gut kannte er die Uniform des Zaren und den Gesichtsschnitt des „Muschik“!

Wir unterhielten uns beinah drei Stunden ununterbrochen, ohne daß während dieser Zeit ein Wort über unsere Lippen kam. Gewiß mußte der Sergeant in früheren Tagen ein Schauspieler gewesen sein, denn es war kein Gedanke und keine Ansicht so vielseitig, daß er sie nicht klar und gedrängt pantomimisch ausdrücken konnte. Ins Englische übersetzt, hatten seine Gesten und Grimassen folgenden Sinn:

„Na, ein dreister Kerl sind Sie schon, das muß ich sagen. Wahrscheinlich sind Sie nur ein entwischter Gefangener; aber im Augenblick, wo man Sie herausfindet, werden Sie auf der Stelle erschossen. Kein Russe wollen Sie sein? Unsinn! Machen Sie mir doch nichts vor. Euresgleichen hab ich zu viele gesehen. Den dummen Stubenhockern könnt ihr das schon vorreden, aber ich kenne euch, wie ich meinen eigenen Vater kenne. Und das würde jeder von den Jungens, die in der Front gestanden haben. Nein, nein, lassen Sie nur, das hat gar keinen Zweck, mir zu sagen, daß Sie Amerikaner sind. Erzählen Sie das den Zivilisten und den Dummköpfen von Polizisten. Das ist gewiß ein feiner Spaß, aber wir sind jetzt allein, da wollen wir mal ehrlich miteinander reden. Sie brauchen sich vor mir nicht im geringsten zu fürchten. Ich gehör mit dazu, aber petzen würd ich um die ganze Welt nicht. Nur fürchte ich, Ihre Geschichte wird nicht ziehen. Außer mir gibt's in Nagoya keinen einzigen Menschen, der Ihr Geheimnis bewahren würde. Gleichviel, ob Schuljunge oder altes Weib — wer Sie entdeckt, wird sich die Beine ablaufen, um Sie der Polizei zu melden. Darauf können Sie Gift nehmen. Vor einem Jahr, ehe ich die Welt gesehen hatte, war ich auch solche Klatschbase wie die andern; aber seit ich diese Narben erhielt, habe ich mir eine kosmopolitischere Lebensanschauung angewöhnt und kann mit einem Mann sympathisieren, selbst wenn seine Haut weiß ist.“

In diesem Augenblick kam der Polizeidolmetscher, meine Aussagen entgegenzunehmen. Der Sergeant bewahrte während des Interviews einen unverfänglichen Ernst, obschon er mir, während sich der Polizeibeamte über sein Notizbuch beugte, zwei- oder dreimal zublinkte. Als der Be-

Digitized by Google

sucher gegangen war, veranschaulichte mir der Soldat seine Erlebnisse im Heere. Es war ein an Einzelheiten reiches Heldengedicht voll amüsanter Ereignisse. Vom Abschied von seinen Eltern führte er mich ins Rekrutenlager, auf einen überfüllten Transportdampfer über das japanische Meer in das winterliche Biwak der Mandschurei, dann auf mühseligen Parforcemärschen nordwärts in manche wütende Schlacht, bis zu dem Tage, als er hilflos auf dem Boden eines Laufgrabens zusammenbrach. Seine Muskete stand in einer Ecke des Zimmers. Er gebrauchte sie oft während der Pantomime, und es machte ihm viel Freude, mir zu versichern, daß sie manchen meiner vermeintlichen Landsleute ins Jenseits befördert hätte. Er ahmte mit grellem Realismus ihren Todeskampf nach, wälzte sich mit zuckenden Gliedern und verzerrten Zügen auf dem Fußboden und würgte und keuchte wie ein Mann in den letzten Zügen. In der Komödie war er ebenso wirkungsvoll wie in der Tragödie. Seine Karikatur eines Russen im Gebet war ein histrionisches Meisterstück.

Gegen Mitternacht legten wir uns zur Ruhe und trennten uns am Morgen als die besten Freunde. Von Nagoya aus wandte sich die Eisenbahn südwärts und folgte der alten königlichen Heerstraße längs der Küste der Hauptinsel, wobei sich häufig Ausblicke auf den Ozean boten. Das Land wurde weniger bergig, oft dehnten sich meilenweit ununterbrochene Reisfelder aus, in denen zahllose Bäuerinnen im unter Wasser gesetzten Morast wühlten, indem sie mit den bloßen Händen das Erdreich um die Wurzeln der Reispflanzen lockerten. Auf den Hängen, die zu steil waren, um bewässert zu werden, waren lange Reihen Teebüsche vom Schienenstrang bis zu den bewaldeten Gipfeln hinauf gepflanzt.

Um vier Uhr des Fahrens überdrüssig, stieg ich in Numadzu, einem Fischerdorf, aus, dessen Bewohner mich, wie ich fürchte, bis auf diesen Tag als den ungefälligsten Sterblichen im Gedächtnis haben werden. Mein Wirt sprach etwas Englisch. Von diesem linguistischen Talent Nutzen ziehend, bat ich ihn, mir ein Bad herzurichten. Ein Diener stellte eine kleine Wanne in die Mitte des Hofes und füllte sie. Ich hatte eben angefangen, mich auszukleiden, als eine Schiebewand geöffnet wurde und ein Dutzend Männer und Frauen, der Wirt an der Spitze, hereinstolzierten.

„Hallo!“ protestierte ich, „ich dachte, dies wäre ein Baderaum?“

„Gewiß! Baderaum, ganz richtig“, erwiderte mein Wirt. „Immer vorwärts, können baden.“

„Sind Sie verrückt?“ fragte ich. „Schicken Sie die Weiber heraus, bis ich mit dem Baden fertig bin.“

„Warum?“ fragte der Jap, während sich's die Gesellschaft längs der Wand bequem machte.

Ich setzte ihm meine Gründe auseinander und schob einen nach dem andern hinaus. Der Wirt ging zuletzt.

„Warum sind Sie so verflucht selbstsüchtig?“ grollte er. „Warum Sie nicht baden, wenn Damen hier sind? Sie Ihnen nichts zuleide tun, sie kommen sehen, ob Sie überall weiß sind. Wenn Sie kommen, sehen Damen baden, sie stoßen Sie nicht hinaus. Verflucht selbstsüchtiger Amerikaner!“

Ich schloß die Schiebetüren und kehrte zu meiner Wanne zurück. Doch die Neugier der nicht selbstsüchtigen Damen war nicht so leicht zu über-

Digitized by Google

winden. Als ich einen Augenblick mit meinem Planschen innehielt, hörte ich über mir ein kaum unterdrücktes Husten und sah oben die ganze Gesellschaft auf einem Balkon versammelt, auf mich herniederschauend. Ich nahm einen losen Stein, worauf sie sich zurückzogen; doch obschon während des Abends zahllose Besucher eintrafen, erzählte der Wirt immer wieder die Geschichte meiner noch nie dagewesenen Selbstsucht.

Auf dem Wege zum Bahnhof am nächsten Morgen verhörten mich zwei Polizisten, ein dritter erwartete mich, als ich im Dorfe Gotemba ausstieg, und ein Späher verfolgte mich während des ganzen Tagesmarsches durch die Vorberge des Fujiyama. Es gehört zum Ehrgeiz der Regierung des Mikado, über jeden Fremden vom Tage seiner Ankunft im Lande, bis zu seiner Abreise Buch zu führen; und die Lokalbeamten bemühen sich mit Fleiß, die verlangten Informationen zu liefern. Aber das System hat etwas von einer Farce an sich. Der duldsamste Tourist bekommt es endlich satt, unaufhörlich verhört zu werden, und wird leicht, um sich zu revanchieren, oder auch bloß der Abwechslung halber, zu erdichteten Angaben greifen. Unter den Strandläufern vollends gibt es nur wenige, die nicht besonderes Vergnügen darin fänden, leichtgläubigen Beamten einen Bären aufzubinden.

In den offenen Häfen Japans machte ich mit mehr als zwanzig weißen Seeleuten Bekanntschaft, die das Land zu Fuß oder auf den „Polstern“ durchreist hatten. Beinah jeder von ihnen gab sich für einen Amerikaner aus, obschon drei Viertel Europäer und darunter wenigstens vier Russen waren. Doch abgesehen von der Nationalität war unter ihnen nicht ein einziger, der den Polizeidolmetschern zweimal dieselbe Geschichte erzählt hätte. Der Jap hat große Schwierigkeit, den Buchstaben „L“ auszusprechen. Die Spaßvögel unter den mir bekannten Strandläufern hatten Nächte lang wach gelegen, um Namen ausfindig zu machen, die der Polizeibeamte nicht aussprechen konnte. So kam es, daß der Reisende sich auf einer Station als „Alfred Leland aus Lincolnlane“ vorstellte, während er auf der nächsten dem Beamten versicherte, er sei „Lolo Lipland Longlock aus Los Angeles“. Es machte nicht viel aus, wie sich der Wanderer taufte; ein Polizeidolmetscher kann einen amerikanischen nicht von einem Zulunamen unterscheiden, und obwohl „Lolo Lipland Longlock“ nur ein halbes Hundert englische Worte kannte, wurden Name, angebliche Nationalität nebst dem dazugehörigen Märchen feierlich registriert. Für die leichtgläubigen Dolmetscher war das gut genug, was sollte aber der arme Regierungsbeamte in Tokio machen, der vergeblich Bände von Berichten aus den ländlichen Distrikten durchsuchte, um herauszufinden, was aus „Alfred Leland aus Lincolnlane“ geworden war.

Ich erreichte an diesem Abend Yokohama, ließ mein Bündel im Seemannsheim und wanderte am nächsten Tage nach Tokio weiter. Finanziell war ich so ziemlich auf dem Trocknen. Die täglichen Ausgaben in Japan hatten im Durchschnitt kaum eine Mark betragen; doch selbst auf diese Weise hatte sich das Vermögen, das der Dankbarkeit des „Dschungelkönigs“ in Kung Chow und der Freigebigkeit des Fausangkapitäns entstammte, allmählich erschöpft. Der Bankerott hatte indessen jetzt nicht mehr viel zu bedeuten, denn Tokio war die letzte Station meines Reiseplans. Einmal wieder in Yokohama, wäre es seltsam gewesen, wenn ich

Digitized by Google

nicht auf einem in die Heimat gehenden Schiff einen Platz als Matrose gefunden hätte. Deshalb verschwendete ich die noch übrigen sieben Yen während dreier Tage, wo ich herrlich und in Freuden lebte, und wanderte am Morgen des letzten Juli auf der Heerstraße hinaus nach dem benachbarten Hafen.

Rundschau

Albert Welti †

Welti ist tot. Die ihm nahe standen, setzen mit diesen drei Worten nur den Punkt hinter einen Gedanken, mit dem sie sich längst abfinden mußten. Was das für sie persönlich bedeutet, geht die Öffentlichkeit nichts an. Was aber bedeutet Weltis Tod für sie, diese „Öffentlichkeit" — oder bedeutet er vielleicht sogar etwas für unser Volk?

Lesen wir, was heut unsre Zeitungen schreiben, so scheint der Verlust bedauerlich, aber nicht allzu schwer. Ein vortrefflicher Maler ganz gewiß — immerhin, man würde von dieses oder jenes andern Malers Tod wohl mehr Wesens machen. „Ein recht talentvoller Maler," denkt Kritikus über diesen Welti, „aber an den Kämpfen der modernen Malerei beteiligte er sich leider nicht, und so spielte er in der Entwicklungsgeschichte der Kunst keine bedeutende Rolle. Zwar, er hatte viele Ideen, hatte Humor, Fabulierkunst, Frische, ja freilich. Aber eigentlich sind das doch mehr literarische Qualitäten. Wenden wir uns nach seinem Tode, noch weniger gestört, wieder dem Impressionismus oder dem Hodlern oder dem Syntheſenmachen aus Hodlertum und sonst einem -tum zu und horchen wir weiter herum, ob wir etwaige Propheten von morgen vielleicht schon heut abend hören. So brauchen wir beim Anfertigen oder beim Ausloben bis übermorgen garantiert endgültiger Kunst keinen doch immerhin peinlichen Außenseiter wie diesen da."

Wir aber, die wir Albert Welti in uns erlebt haben, sind anmaßend genug, über die zu lächeln, die immer wieder die Entwicklung der Kunstmittel schon für die Entwicklung der Kunst halten und vermeinen: die seien die größten Künstler, die neue Arten des Redens pflegten, als wäre das Reden um seiner selbst und nicht um dessen willen da, was einer zu sagen hat.

Welti hat uns, was er zu sagen hatte, mit einer Sprache gesagt, in der so viel Eigenes war, wie im Gehalte seines seelischen Ichs. Könnte man mit Worten umschreiben, worin dieses bestand, so wäre seine Kunst nicht echt, wäre sie nicht Goethes „Sprache des Unaussprechlichen" gewesen. Es war vor allem sein Volkstum, das aus ihm sprach. Wer dieses Schweizertum kennt, in dem vom alten Deutschtum Gesundheit, Kraft und innere Schönheit noch heute an sehr vielen Orten so erquickend lebt, wie nur irgendwo im Reich, der wird das Beste seines Besten bei keinem einzigen bildenden Künstler so in Brennpunkten der Liebe mit Edelsteinglanz aufleuchten sehn, wie bei Welti. Darin war er mehr noch als Böcklinischen Gottfried Kellerschen Geblüts und als Maler ein freier selbständiger Nachfahr Holbeins sowohl

Digitized by Google

wie Dürers. Wie er die Griechen, wie die Italiener, wie herzlich sogar die Japaner bewunderte, die Wurzeln seiner Kunst sogen doch nur aus dem Heimatland, freilich durch die jüngeren Schichten hinab bis aus Jahrhundert- und Jahrtausendtiefe. Nur eine mächtige Persönlichkeit vermag das. Können wir vor keinem seiner Bilder bezweifeln, daß sie deutsch und schweizerisch sind, so auch vor keinen drei Strichen seiner Hand, daß *er* sie gab. Aber aus Volkstum und Ich erwuchsen hier auch einige Gebilde, vor die man, wie vor heilige Eichen, nur entblößten Hauptes treten mag, weil sie auch über das Persönliche hinausgewachsen scheinen. Weil die tiefste Freude und das tiefste Leid der Menschheit selber, der ganzen Menschheit in ihren Wipfeln rauscht, als sammelte sich hier das Göttliche.

Jahre werden kommen, da man belächeln wird, daß ein Welti in unsrer Zeit leben und daß doch die Kunstschreiberei seiner Tage unmeßbar mehr über andre Maler sich erregen konnte, als über ihn. Es war ja immer so, daß „das Völkchen" nicht nur den Teufel, sondern auch das Genie nicht merkte, und wenn es sie beim Kragen hatte. Jahre werden kommen, in denen Weltis Name ein Bannerwort ihrer sein wird, die über dem Gestern, Heut und Morgen wechselnder und wertvoller Schriftsteller-, Musiker- und Maler-Bemühungen die seltene große künstlerische Seele erleben können — die *eine*, ob sie mit Tönen beselige oder mit Strahlen besonne.

Daß es bald so werde, dafür wirken zu dürfen, ist Albert Weltis Vermächtnis an *uns*. Wir werden es verwalten. A

Reisegespräche

Vor mehreren Jahren fuhr ich von Bamberg nach Breslau zusammen mit einem jungen Engländer. Nach einiger Schweigezeit kamen wir ins Gespräch, das er munter deutsch führte, bis in Reichenbach mehrere sächsische Geschäftleute ins Nebenabteil stiegen, die kaum seinen Ausländerton hörten, als sie auch schon zu uns herüberkamen, auffällig zuhörten und sogar meinen neuen Bekannten verstohlen nachahmten. Er aber lächelte über mein empörtes Gesicht und schlug Lateinisch als fernere Unterhaltungsprache vor.

Wir sprachen in unsrer toten Sprache die lebendigste, die wir hatten: die Sprache des reinen Herzens. Der andre lebte in seltsamen Umständen. Seine Schwester, Waise wie er, war mit einem Mann, nicht ohne eigne Mitschuld, unglücklich verheiratet, von dem er wiederum durch Dankbarkeitpflicht und wirtschaftlich abhängig war. Auch ich war von mancherlei Ungewöhnlichkeiten des Daseins, deren Regelung nicht in meiner Macht stand, bedrückt. Rückhaltlos haben wir, einander vollkommen Fremde, uns dies alles erzählt, vom Einzelnen auf Allgemeines, auf Geschichte und Volktum, auf Gott und Glauben und Hoffen übergehend. Es mag dies für den Zuhörer grotesk geklungen haben, und doch war es ernst und einfach. Wir wußten oft zu wenige Worte, mischten deutsche, französische, englische, italienische und griechische Vokabeln ein und gestikulierten auf ungewöhnliche Weise. Dennoch fanden wir gemeinsam alle Höhen innerer Erhebung und die klarsten Töne des Vertrauens. Ich weiß nicht, warum dieser Fremde in Deutschland war, weiß nichts von seiner sozialen und gesellschaftlichen Stellung, aber

Digitized by Google

wenn er heute um meiner Tochter oder Schwester Hand würbe, so trüge ich kein Bedenken, — und ich glaube, er in seiner Northumberlander Heimat dächte ebenso.

Es ist bekannt — ich glaube Marie Ebner-Eschenbach hat eine Dichtung derart geschrieben —, daß solche Gespräche zuweilen zwischen Fremden vorkommen, denen man ausspricht, was Nahestehenden zu sagen vielleicht peinlich, vielleicht gefährlich schiene. Seltsam nur, wie Viele sie trotzdem für genant, für ärgerlich und fahrlässig halten. Sie sind im Gegenteil reifste Früchte einer guten Lebenskunst. Denn wenn Reisen bedeutet, daß wir unser beengtes Ich aus dem Wirbel der Tage herausnehmen und es fliegen lassen über Land und Meer — der Erde und der eignen Seele, — wenn wir also einmal unser Ur-Ich wiedersehen, das seit Kindertagen uns vernebelt blieb, so ist es recht, ist es ein Recht der Natur, daß es sich mit einem andern Ur-Ich zusammenfinde, Kraft spendend und Kraft saugend. Ein „fremdes" aber muß es sein, denn ein nahestehendes trüge ja die Luft jener Nebel mit sich, um sich, die erst durchbrochen sein muß, ehe die Sonne Homers über dem entlasteten Herzen scheinen mag. W. Sch.

Reiseromantik

„Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen!" — In dem rücksichtslosen Realismus der altisländischen Geschichten gibt es nicht selten eine Strecke, auf der man den Eindruck hat, der Erzähler wolle sich für die Zurückhaltung schadlos halten, die er in der übrigen Geschichte beobachtet. Da gibt es dann Totengespenster, übermenschliche Taten und romantische Abenteuer. Zu diesem Zwecke aber muß der Held Island verlassen. Er fand sonst nicht den nötigen Glauben, während umgekehrt die Fremde von vornherein den Schimmer des Wunderbaren auszustrahlen schien. Selbst die grimmig realistische Egilsaga schlägt in Südschweden und Rußland über die Stränge. Das scheint immer so zu sein: Auch der goldene Esel des Apulejus läßt seinen Lucius vor allem reisen, damit er seine Wunder ungestörter erleben kann. So muß selbst der ehrliche Simplizissimus Grimmelshausens reisen, um seine Pariser Märchen zu erleben. Und der von Paul Ernst neu herausgegebene „Im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier" Schnabels (1746) reist nach Italien.

Diese Reiseromantik hat an sich etwas für uns Harmloses und in ihrer Unbeholfenheit fast Rührendes. Doch spielt häufig ein fataler Zug hinein, der ihr das Naive nimmt, ohne die Unbeholfenheit zu kurieren. Das Hauptmärchenmotiv des Schnabelschen Buches ist das von der vornehmen Dame im Ausland, die sich auf den ersten Blick in den fremden Reisenden vergafft und ihn mit mehr oder weniger Gewalt sich zu Willen macht. Ein jeder entsinnt sich, daß dies Motiv schon die Simplizissimus-Einlage beherrscht; auch im goldenen Esel (in der Dame, die den Esel liebt) deutet es sich bereits an. Es muß die männliche Phantasie seit alters beschäftigt haben. Zu dem, was man gern tun möchte, aber sich aus Gewissensbedenken zu tun nicht traut, mit grober Gewalt gezwungen zu werden, das muß für manche männliche Phantasie etwas sehr Bestechliches gehabt haben. Man könnte einwenden, es sei eher etwas ausgeprägt Unmännliches, ja in gewisser Weise Niederträchtiges und zeige den Herrn

Digitized by Google

der Schöpfung in sehr bedenklichem Licht. Mag sein. Aber schon Adam im Paradiese spielt diese Rolle: „Das Weib, das du mir gegeben hast!“

Ihre eigentliche Heimat scheint aber diese Betrachtungsweise im alten Indien zu haben. Der Mann ist der eigentliche Mensch. Das Weib ist das Mittel der Schöpfung, ihn, den Mann, von seinem aszetischen weltvernichtenden Ziel abzubringen und also sich zu erhalten. So sündigte er mit Freuden und Fluchen. Durch die indische Erzählungsliteratur ist diese Anschauungsweise vom Weib als der Verführerin auch im Abendland einflußreich geworden. Im katholischen Mythus fand sie einen fruchtbaren Boden. Die ältere aszetische Periode des Christentums ist sowieso von Indien her stark beeinflußt — vorchristliche Mönche und Klöster gab es weder in Palästina noch in Rom, wohl aber in Indien. In dieser Periode ist denn auch jene ganz unbiblische Auffassung des Weibes so sehr herrschend geworden, daß man fast sagen kann, sie stelle die christlich fromme Anschauung katholischer Observanz vom Verhältnis der Geschlechter dar. Unendlich freilich gemildert gegen die genuin indische durch den Mythus von der Gottesmutter. Doch hat die Gottesmutter ihre Ehre im Grunde durch ihre „Unweiblichkeit“, obwohl der Sinn der abendländischen Völker das immer wieder umkehrte.

Dies also etwa ist der Hintergrund, von dem die Satyrtänze der Reiseromantik besagter Art sich abheben. Ein erbauliches Kapitel von Manneswert und Mannesstolz stellen sie nicht dar.

Stolterfoth

Dichtung und Reisen

Unsre heutigen Dichter verreisen jeden Taler, den sie aufbringen können. Das ist ein ewiges Hin- und Herrutschen, man muß sich ordentlich schämen zu sagen: „Ich bin noch nie da und bin noch nie dort gewesen, ich bin diesen Sommer nicht von Hause weggekommen!“ Durch ein abgetriebenes Touristenleben suchen sie sich die höchste Weihe, den letzten Schliff zu geben. Mit den Kellnern aller Nationen wissen sie geläufig zu schwatzen, und schon sind sie praktischer und erfahrener in allen Reisekünsten, als die verpflichtetsten Weinreisenden. Und was ist die Frucht von der rastlosen Bewegung? Hier ein Reisebildchen, dort ein Genrebildchen und zuletzt ein schwindsüchtiges Drama, dessen taciteische Kürze lediglich der Deckmantel ist für die verlorene Intuition, für das verzettelte Anschauungsvermögen. Die unmittelbare Beschreibung, sobald sie sich für Dichtung geben will, bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück; aber die dichterische Anschauung, die sich gläubig und sehnsuchtsvoll auf das Hörensagen beruft, wird sie gewissermaßen überbieten und zum Ideal erheben, ohne gegen die Natur zu verstoßen.

Gottfried Keller

Reisebuchästhetik

Wir waren lange durch eines der düstersten norwegischen Täler gefahren, von einem Bergstrom begleitet, der sich tosend seinen Weg durch überhängendes Gestein wühlte. Da tat sich hinter einer Biegung der Strecke ein freier Blick in ein weit und hell gebreitetes Mattenland auf, auf dem das Auge mit Erquickung ruhte. Um den Namen eines Gehöftes zu suchen, sah ich ins Reisebuch. Da stand:

Digitized by Google

„Das Tal wird breiter und verliert an Interesse.“ Und ich bin überzeugt, viele, die diesem Führer sich anvertrauten, hatten das gelesen, das „verlorene Interesse“ festgestellt und darüber völlig den schönen Klang überhört, den dieser Übergang aus düsterer Wildnis zu sonniger Weite ihnen dargebracht hatte.

Ähnliche, die Natur beckmessernde Bemerkungen werden noch immer von den meisten Reisehandbüchern als ein Ballast mitgeschleppt, den doch zum mindesten ein Teil des Publikums als lästig empfindet. Dafür vermißt man dann wieder an Stellen, wo man sie wünschte, einfache sachliche Feststellungen wie: das Tal wird breiter. Immer noch herrschen die „Glanzpunkte“: auf sie wird das meiste Licht gesammelt, nicht immer das Land, das zwischen ihnen liegt, genügend erhellt. Und doch geben das wahrhaft Kennzeichnende, das Anschauungskräftige gerade die Glanzpunkte selten; ihre Schilderung muß notwendigerweise immer etwas Typisches, Farbloses enthalten. Noch im neuesten Baedeker für die Schweiz findet sich die Schilderung eines Sonnenaufganges auf dem Rigi, die ebenso gut auf jeden andern Berg in den Alpen paßt: „Ein Lichtschimmer im Osten, vor dem der Glanz der Sterne allmählich erbleicht, ist der erste Bote des beginnenden Tages. Der Schimmer verwandelt sich in einen Goldstreifen am Horizont ... eine Bergspitze nach der andern nimmt den goldigen Schein an ... Wälder, Seen, Hügel, Städte und Dörfer treten hervor, behalten aber ein frostiges Ansehen ...“

Die Stellen, an denen der Führer zum Rhapsoden wird, sind ja in den neueren Auflagen der Handbücher sehr viel spärlicher geworden. Höchstens, daß mit Beiworten wie malerisch, großartig, prächtig, herrlich, gewaltig dann und wann noch ein wenig reichlich gewirtschaftet und daß gelegentlich Vergleichungen angestellt werden, bei denen ein sicheres Drittes der Vergleichung im Grund genommen fehlt. Es ist zum mindesten gewagt, den einen Wasserfall an dem andern, was seine „Großartigkeit“ anbelangt, abzumessen. Wäre es den Reisebüchern nicht möglich, überhaupt alle Schätzungen ästhetischer Art, die doch bei der großen Menge ähnlicher Eindrücke fast immer schematisch ausfallen müssen, noch mehr einzuschränken? Sachliche, kurze, eine Anschauung bietende Mitteilungen werden dem, der eine Vorstellung von seinem Reisegebiete beim Entwerfen des Plans haben möchte, bessere Dienste leisten als jene Suggestionswörter, die Unselbständige irreführen, Selbständige enttäuschen und stören können. An ihrer Stelle sollten kleine Bemerkungen über die Beschäftigung der Einwohner, über ökonomische oder soziale Zustände, soweit sie von einem Fremden überblickt werden können, ein paar unterrichtende Zahlen aus der Statistik u. dgl. stehen. Wenn ich auf die Volkstrachten einer Gegend aufmerksam gemacht werde, werde ich dankbar dafür sein; noch mehr, wenn mir dazu noch mitgeteilt wird etwa, was ich nur selten gesprächsweise im fremden Lande erfahren kann: daß viele aus der Gegend auswandern, daß Hausindustrie die Leute ärmlich oder Holzhandel sie reichlich nährt usw. Vielfach nehmen sich in den Reisehandbüchern noch immer, wenn man von den so vorzüglichen, rein praktischen Angaben insbesondere Baedekers absieht, die fremden Länder wie eine Reihe von gefällig und auf einen guten Effekt hin gestellten Szenerien aus, die man als Reisender

Digitized by Google

nach guter Auswahl an sich vorüberziehen läßt. Gewiß, ein Reisehandbuch hat nicht die Aufgabe, ein Bild von Land und Leuten zu geben, es soll kein Surrogat der Reise, es soll ein Begleiter sein. Aber der Reiz der Fremde, die goldene Fülle geistigen Genießens, die sie uns bietet, könnte durch alle die geographischen, statistischen, praktischen Angaben noch viel besser hindurchleuchten, als sie's jetzt schon tut — wenn diese Angaben immer ganz sachlich, recht scharf gewählt und ungeschmückt wären.

Wir haben so gute Reisehandbücher, daß andre Nationen gelegentlich für ihr eignes Land Übersetzungen aus dem Deutschen benutzen, sogar die meistreisenden von allen, die Engländer. Wenn jene äußerste Sachlichkeit, die auch ästhetische Urteile nur durch anschauliche Angaben übermittelt, in ihnen waltet, dann werden sie beinahe vollkommen sein. H. Ullmann

Noch ein Wunsch: etwas mehr Angaben über Verfassung und staatliche Einrichtungen überhaupt. Mit vier Seiten mehr könnte zum Beispiel der Baedeker für die Schweiz das Reisen in diesem auch politisch und volkswirtschaftlich so überaus interessanten Lande nützlicher machen.

Eisenbahnzeitungen

bilden eine Reiselektüre, die großenteils als „Kopfblätter" an den Hauptstationen in hohen Auflagen kostenfrei verbreitet und eben deshalb besonders von den „kleinen Leuten" gelesen wird. Sie bringen nur so viel Text, wie nötig ist, um das Auge des Lesers in die Nähe der Annoncen zu bringen, von welchen das Unternehmen lebt — und eben, weil sie ganz wenig Text bringen, wird das Wenige vom gelangweilten Reisenden gelesen. Was er da findet, ist, „wie's trefft", nur natürlich unpolitisch und so, daß es nirgendwo anstößt. Ein Beispiel: „Heiratslehren". Ratschläge für junge Mädchen. Heiratet keine jungen Leute, das ist die Hauptsache, denn man muß verstehen, worauf es ankommt. Gemüt und Liebe spielen keine Rolle. Das richtige Alter ist 40. Wenn einer über 50 ist, ist er schon vom Wirtshaus und Klub her zu sehr „an eine pünktliche und aufmerksame Bedienung" gewöhnt. Vor dem Sechziger ist schlechthin häufiger Krankheit wegen abzuraten, „es sei denn, daß ein tüchtiger Anwalt dafür gesorgt hat, daß auch Garantien für entsprechende materielle Entschädigungen geboten werden".

Wir haben allmählich gelernt, die Reiselektüre genauer anzusehn. Ganz vergessen sollten wir die Eisenbahnzeitungen dabei nicht.

Münchner Sezession

Als die Sezession gegründet wurde, kamen die meisten Arbeiten ihrer Mitglieder dem Publikum erschreckend seltsam und problematisch vor. Fast abrupt und zusammenhanglos erschienen diese Gemälde, wenn man sie mit dem Kunstschaffen der damaligen Gegenwart in Beziehung setzte. In der Reihe von Jahren seither hat sich das Publikum mehr verändert, als die Vereinigung der Sezessionisten. Die Ausstellungsbesucher staunen nicht mehr wie Kinder, sie betrachten das Gebotene mit Kennermienen, sie schwelgen in Entzücken oder rügen mit gerunzelten Brauen Qualitätsfehler. Die Sezession hat sich durchgesetzt. Das Programm der Gründer: Emanzipation vom Literarischen, Studium von Licht und Luft, strengere For-

Digitized by Google

derungen an die malerische Qualität der aufzunehmenden Bilder hat Anerkennung gefunden. Aber jetzt fragt dasselbe Publikum voller Neugier: Was nun?

Und nicht nur die Besucher, die Sensationen erwarten, stellen diese Frage. Man mag über die Ultramodernen, die Kubisten und Futuristen denken wie man will, man wird zugeben müssen, daß sich in manchen dieser Arbeiten etwas Neues ankündigt, was viele interessiert. Das Können der Sezessionisten ist erstaunlich, aber man bemerkt, daß dieses Können häufig virtuosenhafte Züge bekommen hat. Und die souveräne Verachtung alles Geistigen und Literarischen rächt sich. Es macht sich jetzt bei einem großen Teil des Publikums eine Art Heißhunger der Phantasie bemerkbar. Ein Verlangen, das besonders die modernen Primitiven zu erfüllen trachten.

Zwar bemerkt man auch in den Räumen der Sezession diese Tendenzen — ich denke zum Beispiel an Julius Seylers nordische Landschaften, die starke poetische Leistungen bedeuten —, aber im ganzen überwiegt bei den Malern hier doch immer die naive Freude an Farbe und Licht. Es sind diesmal eine ganze Reihe Bildnisse zu sehen, aber sie sind in der Regel brillant gemalte Farbenstudien, die uns über die Persönlichkeit der Porträtierten sehr wenig sagen. Sambergers Arbeiten ausgenommen, Samberger aber ist kein typischer Sezessionist.

Eine andere Gefahr liegt für die ganze Gruppe — so paradox dies klingen mag — in der hoch entwickelten Münchner Geschmackskultur. Fast alles, was hier zu sehen ist, verrät einen feinen, kultivierten Geschmack. Wir entdecken vielleicht überrascht, wie eng die sezessionistische Bewegung im Grunde mit der malerischen Kultur ihrer unmittelbaren Vorfahren in München verknüpft ist. In der sicheren Witterung für malerische Probleme, in dem geschickten Erfassen und Begrenzen der Motive liegt gewiß etwas Bewundernswertes. Aber dieser Geschmack ist einseitig. Nehmen auch diese Künstler zu viel Rücksichten auf die Wünsche ihrer Käufer? Oder fehlt es an genialen Pionieren, die neue, gewagte Motive finden können? Die meisten der ausgestellten Gemälde eignen sich in ausgezeichneter Weise zum Wandschmuck vornehmer Bürgerhäuser. Sie sind von einer gewissen erfreulichen Nettigkeit, sie wecken keine ungehörigen Gedanken.

Sucht man nach den Ursachen, die diese Entwicklung begünstigt haben, so muß man auch an das Verhältnis denken, in dem viele von diesen Künstlern zu den Münchner illustrierten Zeitschriften stehen. Manche Mitarbeiter der Jugend und des Simplizissimus wollen nichts anderes sein als Illustratoren oder Karikaturisten. Aber auch bei denen, die zur Zunft der Maler gehören, spürt man häufig, daß ihre Kunst einen illustrativen Charakter erhalten hat. Deutlich ist das bei Malern wie Hengeler, Diez, Jank zu bemerken. Aber auch bei Stuck, besonders bei vielen seiner Bildnisse, und bei Albert v. Keller tritt diese Richtung zutage. Vielen Arbeiten des ganzen Kreises merkt man an, daß dem Künstler während des Malens — wenn auch vielleicht unbewußt — künftige Reproduktionen vorschwebten. Fast alle Reproduktionen aber müssen in einem sehr verkleinerten Umfang erscheinen, und es ist einleuchtend, daß Kunstwerke kleinen Formats

Digitized by Google

um zu wirken andern Gesetzen gehorchen müssen, als große. Die Rücksichten auf den Geschmack des Zeitschriftpublikums und des Verlegers sowie auf deren moralische und kirchliche Anschauungen spielen hier ebenfalls eine Rolle. Geradezu verhängnisvoll aber ist es oft, daß bei Reproduktionen — und besonders auf dem geringen Papier von Zeitschriften — Studien in der Regel besser wirken, als sorgfältig ausgeführte Bilder. Diese erscheinen meist klein und unbedeutend, jene oft blendend, immer reizvoll. Die modernen Reproduktionen tragen dazu bei, die Kunst volkstümlich zu machen, aber sie verführen die Künstler dazu, auch Gemälden häufig einen skizzenhaften Charakter zu geben. Damit sie in der Nachbildung eleganter, „schmissiger" herauskommen.

Die Signatur der letzten Sezessionsausstellungen ist: Stillstand auf einer sehr respektabeln Höhe. Die Sezession ist vornehm geworden und — konservativ. Das ist nun eine Schicksalsfrage für diese Künstler: Wollen sie in dieser Exklusivität verharren? Wenn ja, dann werden auch ihnen die Theorien, die sie verehren, zum Verhängnis werden.

Georg Martin Richter

Berliner Sezession 1912 1

Als der Bürgermeister Reicke bei der Eröffnung der Großen Berliner Kunstausstellung seine abfälligen Bemerkungen über die diesjährige Sezession machte und ihr weitgehendes Entgegenkommen den neuesten und allerneuesten Stürmern und Drängern gegenüber als bloße Geschäftsspekulation und Huldigung an das Sensationsbedürfnis bezeichnete, entschuldigte er sich nachher den Tadlern dieser deplazierten Rede gegenüber damit, daß ebenso wie er Tausende und Abertausende des Publikums empfänden. Ich glaube zwar nicht, daß die Mehrheit des Publikums den Leitern der Sezession dieselben unkünstlerischen Motive unterzuschieben wagt; daß aber die ungeheure Majorität der Besucher die neuesten fremdländischen wie deutschen Darbietungen am Kurfürstendamm für schlimmste Unkunst, für Barbarei oder platten Unsinn hält, darin hat Herr Reicke gewiß recht. Es bliebe indessen noch zu untersuchen, ob das Urteil des großen Publikums, mit Einschluß des Berliner Bürgermeisters, auch richtig ist. Im allgemeinen kann man doch nicht sagen, daß die kompakte Majorität in Fragen der Kunst sich immer als kompetente Richter erwiesen hat, und man tut deswegen vielleicht gut, das vox populi — vox dei nicht so ohne weiteres an die Stelle einer sachgemäßen Kunstkritik zu setzen.

Es ist außerordentlich leicht und billig, die neueste Kunstentwicklung als Sinnlosigkeit abzutun, und noch leichter, sich über sie lustig zu machen. Ohne weiteres muß zugegeben werden, daß es bedeutend schwerer ist, ihr Verständnis entgegenzubringen. Ich will von dem Philister absehn, diesem ἀμουσος ἀνηρ, der ja von jeher das Vorrecht genießt, ohne Begründung urteilen und die Schranken des eignen Kopfes für die Grenzen des Weltalls halten zu dürfen. Sein sogenanntes Kunstempfinden ist einzig und allein durch die Gewohnheit gebildet, und alles, was der schönen Sicherheit dieser Konvention zu Leibe will, muß ihn natürlich in Wut versetzen. Die Malkonvention unsrer Tage ist der Impressionismus. Mit vieler Mühe hat sich der Herr Philister in dieses

Digitized by Google

Dogma eingelebt, und nun kommt schon wieder eine Horde Bilderstürmer und will mit Keulen und Dreschflegeln eine neue Wahrheit predigen. Er kann in seiner Angst nur die Dreschflegel sehn. Aber auch die andern, deren Geist nicht so in Angst und Enge sitzt, und die ernstlich zu verstehen suchen, fühlen sich durch das Neue gar zu stark befremdet. Wer nur ein rezeptives Verhältnis zur Kunst hat, bedarf des vollendeten Kunstwerks, um zu den produktiven Leidenschaften, zu den künstlerischen Instinkten, aus denen diese Kunst erwuchs, nachfühlend hinabzudringen. Die jungen Künstler aber, die die neuen Kunstideen in sich gären fühlen, sind natürlich viel zu sehr in die Erregungen der neuen Gedanken, des neuen Erlebens verschlungen, die Ideen sind ihnen noch alles. Das fertige Kunstwerk? Es kommt ihnen zu allerletzt. Und so fehlt die Brücke zwischen ihnen und dem Publikum. Für den Kunstgenießenden ist das Neue, die Weiterbildung der Kunst keine innere Notwendigkeit wie für den Schaffenden. Er empfindet erst hinterher, wenn die Entwicklung sich durchgesetzt, daß sie, mittelbar, auch für ihn notwendig war, weil sie eine Notwendigkeit der Zeit war.

Jede Revolution ist erst polemisch, ehe sie thetisch wird, sagt Lessing. Die erste Parole hat etwas Negatives. Los vom Impressionismus heißt sie hier. Die Kritik aber hat zwei Aufgaben, sie hat nicht nur über das Fertige Gedanken zu formen, sie hat auch dem Werdenden, wenn sie dessen innerste Tendenz als notwendig erkannt hat, kämpfend zur Seite zu stehn. Ich sehe ironisches Lächeln: Ihr, die ihr einmal euch für den Impressionismus so leidenschaftlich eingesetzt, wollt ihn jetzt bekämpfen! Nein, nur seine Einzigkeit wollen wir bekämpfen. Nietzsche hat daran erinnert, daß auch die moralische Erde rund ist. Nun, auch die Erde der Kunst ist rund, auch der Impressionismus hat seine Antipoden, auch diese Antipoden haben ein Recht des Daseins. Es gibt noch eine andere Welt zu entdecken, — vielleicht mehr als eine. Auf die Schiffe, ihr Kunstentdecker! Wenn auch das Ziel nicht ganz sicher ist, man fahre nur los, das alte heilige Urland der Menschheit, das Land des Ganges auf einem neuen Wege zu erreichen, möglich, daß man ein ganz neues Amerika entdeckt. Der Impressionismus, das ist Europa, das ist die Zivilisation. Wenn das Neue etwas wilder erscheint, dürfte das wohl nur den Zivilisationsphilister erschrecken.

„Es mus gar ein spröder verstand sein, der ime nit trawet auch etwas weyteres zu erfinden, sondern lige allwegen auff der alten ban, volgt allein andere nach und understeht sich nicht weitter nach zu denken.“ Was uns der Impressionismus gibt, wird immer eine Wahrheit bleiben. Eine. Er ist die feinste Blüte des malerischen Realismus. Aber alle unrealistischen Triebe verkümmern in ihm. Sie sind es, die revoltieren. Und die Deutschen, diese Romantiker, sollten eigentlich dafür Verständnis haben. Aber diese neuen Romantiker wollen nicht zurück, sie wollen vorwärts, sie wollen über den Impressionismus hinaus, sie wollen die Erfahrungen und die neuen Farbenanschauungen benutzen. Und so erscheinen ihre Taten so unerhört neu, daß der Betrachter gar nicht die Fäden sehen kann, die diese neue Romantik mit der alten verbindet. Die Farbe soll nicht, wie in der realistischen Kunst, Trans-

Digitized by Google

parent für die Naturwahrheit sein, sie soll als Farbe etwas gelten, als Klang, soll etwas Selbständiges sein und Ausdruck einer höheren, musikalischen Einheit werden. Das Publikum entsetzt sich über das Rohe der Farben. Es sieht diese Farbe, oder jene Farbe. Ja, ist denn das die Malerei? Diese Farbe? Oder jene Farbe? Ist Musik Ton? Töne? Wer sie nicht empfindet als die unsichtbar schwebende Brücke zwischen den Tönen, hat nicht das lebendige Gefühl für sie. Nicht diese und jene Farbe sollt ihr sehn, sondern den unsichtbar schwebenden Klangbogen darüber, die rhythmische Synthese, in der diese Farben zum Ausdruck einer leidenschaftlichen Stimmung werden. Daß wir zunächst einmal von der ganz einseitig naturalistischen Kunstbefangenheit befreit werden, dies eine ist nötig, damit wir wieder zu einer intensiv lebensvollen Ausdrucksmalerei gelangen. Erich Vogeler

Die alte und die neue Stadt

Wer kennte nicht das eigenartige Gefühl, das uns erfaßte, wenn uns als jungen werdenden Menschen ein fester, scharf geprägter Charakter, ein ganzer Mensch begegnete? Man war wie gebannt über diese Sicherheit des Auftretens, dies Zusammenpassen aller Teile seines Wesens, die in allem Reichtum von Feinheiten doch so bestimmte Sprache. Unwillkürlich versuchten wir's auch einmal „so" und fühlten uns ein wenig berauscht, wenn wir etwas von jenem angenommen zu haben schienen. Dann glaubten wir später gar sein Wesen, die einfache Formel für seinen Zauber gefunden zu haben, und merkten doch bald, daß keine Regel passe. Wir erkannten, daß man ihn nicht kleiner reproduzieren könne, als er sei, und daß es eines Menschenlebens bedürfe, um selbst ein Charakter, aber ein andrer zu werden.

So war man weise geworden und suchte nicht in einem abgekürzten Verfahren, was nur das Leben bringen kann.

Aufs Haar genau so ging und geht es unserm heutigen Städtebau. Man übernahm einige hervorstechende Eigenschaften mittelalterlichen Städtebaues und freute sich kindlich, wenn der Plan an die alten Vorbilder erinnerte. Man trieb Mummenschanz mit den alten Motiven und glaubte damit die alte Kultur wiedergewonnen zu haben.

Mit der Ausführung kam die Ernüchterung und mit ihr die Erkenntnis des Irrtums. Jetzt erst sehen wir, daß nicht die Einzelheiten, sondern das gesamte Wundergebilde der alten Stadt jenen Zauber ausübte, daß es nicht die äußere Form an sich war, die Schönheit und Charakter schuf, sondern das wunderbare Anschmiegen dieser Form an die Bedürfnisse der Zeit.

Ein Blick auf einen alten Stadtplan — und was durch diese Adern pulste, lebt wieder auf. Zu den Toren ziehen die Landstraßen herein, sich noch vor den Mauern zueinander gesellend, an den Seiten der breitern Straßen halten die Gefährte und entfalten ihre Waren da, wo jedem ein besondrer Platz zugewiesen ist. Der Roßmarkt, der Heumarkt, Holzmarkt und Fischmarkt umgeben gesondert mit dichten Wandungen das geschäftigste Treiben. Sie alle auf einem großen Platz zu vereinen, den weder sommers noch winters jemand hätte sauber halten können, der für alles Gesindel und fremde Einquartierung ein gefährlicher Sammelpunkt werden konnte, das wäre ein Un-

Digitized by Google

bing gewesen. Wie hätten da auch die Gewerbe sich genügend voneinander trennen können? Nein, der Ordnung und des lieben Friedens willen auseinander mit euch — was hat der Roßmarkt mit dem Fischmarkt zu tun! Und alle die kleinen Eckchen und Vorsprünge in den Straßen mußten doch auch sein. Wo sollten sonst die Kinder spielen oder die Schweine; der Misthaufen oder das Brünnlein wollte dazu auch seinen Platz. Mußte man nicht gegen die kalten Winde sich recht eng zusammenducken, Haus an Haus in schmaler Straße, besonders die armen Leute? Nichts wäre ergötzlicher, als wenn ein Stadtrat von heute einmal einen alten Meister fragte, warum man die Stadt so und so gebaut. Er würde manchen „Dummkopf!“ und Ärgeres hören müssen.

Zum Beispiel: „Warum sind eure Straßen denn so krumm?“ „Warum! o jeh, man meint der Mensch wäre vom Himmel gefallen, fragt der noch warum? Zum ersten: Wenn ihr jemand sehen wollt und nahe bei ihm sein, stellt ihr euch da in langer Reihe von ihm weg? Im Kreis herum, Schlaukopf, rings um die Burg, die Kirchen, die Märkte, und weil der Kreis krumm ist, so sind auch die Straßen krumm. Zum andern: wenn der Feind kommt und bringt ein durchs Tor, da sollen wir ihn wohl mit den Büchsen durch die geraden Straßen zielen lassen, daß sich niemand mehr aus den Häusern traut? Warum hat denn später euer Zeitgenosse Napoleon die Pariser Straßen gerade gemacht, als um die Bürgerfreiheit unter seinen Kanonen zu haben? Zum Dritten wegen der Umzüge. Meint ihr, wir zögen stracks gerade aus nach der Schnur ins Blaue und reckten die Hälse immer seitwärts? Nein, vom großen Markt geht's aus durch die Straßen und Gassen rundum, daß man hübsch vor sich die Mägdlein aus den Fenstern schauen sieht, wie sich die Gasse krümmt und dann wieder zurück zum Markt, einmal, zweimal, so lang die Freude reicht. Zum Vierten: liebt ihr's denn, wenn euch der Wind die ganze Straße her anpfeifen kann? Wir wollen hübsch geschützt sein, und zwar auf alle Fälle!“

„Ja, aber warum baut ihr denn die Kirchen so gern abseits zwischen den Häusern?“ fragt der Herr Hergewanderte aus dem 20. Jahrhundert. „Warum? das Gotteshaus ist kein Kaufhaus, und der Sonntag ist kein Alltag, und die heilige Mutter Gottes will's sauber und stille haben in ihrer Näh, und wer zu ihr kommt, will auch seine Ruh. — Aber, Herr Stadtrat, könnt ihr mir vielleicht sagen, warum stellt ihr eure Kirchen mitten auf die großen Plätze und fahrt mit euren Bahnen und Donnerwagen ringsherum?“ „Ja, nun eben, es präsentiert sich doch schließlich,“ meint der Neuzeitsstadtrat unsicher, „und dann spielt doch die Kirche bei uns nicht mehr die Rolle. . .“

„Und die Theater und Vortragssäle und Konzertsäle oder was bei euch eine Rolle spielt?“ „O, die neuen Stätten der modernen Kultur stellen wir, wenn wir Geld haben, auf große Plätze und führen Straßenbahnen herum, man muß doch hinkommen.“ „Also ihr macht da am meisten Lärm, wo ihr ihn am wenigsten hören wollt. Wir pflegen, was uns heilig und wert ist und geben ihm den Ehrenplatz, ihr sagt, die Natur sei euer Gotteshaus und geht Sonntags hinaus, aber eure Wälder und Wiesen pflegt ihr nicht. Das kann ich mir nicht reimen. Bei uns, Herr Stadtrat, lag die Burg oben und

Digitized by Google

die Mühle unten, die Stadt innen und die Mauer außen, und wenn wir einen Gaul hatten, so stellten wir das Maul an die Krippe und den Schwanz an die Gosse. Lebt wohl, Herr Stadtrat."

Wir wollen das Gespräch nicht weiter ausspinnen. Jedenfalls erscheint uns der alte Meister als ein einfacher Mann, aber auch als einer, der weiß, was er will. Unser Herr Stadtrat ist kompliziert, berechnend, sehr berechnend. Er hat auch gar zu viele Aufgaben, und wie sollte er genau wissen, was er will, wenn unsre ganze Kultur es nicht weiß und nach ihrem verlorenen Schwerpunkt sucht wie der Deutsche nach dem Südpol?

Bei den Alten war alles in Ordnung. Himmel und Hölle auf ihrem Fleck und auf der Erde eine gute Disposition, Stadt und Land fein säuberlich durch eine Mauer getrennt und über den Zinnen die mächtigen Dominanten der Kirchen weit herrschend über das Land, wie ein ruhiger, sicherer Glockenton. Diese Riesen, groß genug, sonntäglich die ganze Stadt in sich hinein zu saugen. Und dann in fester Stufenfolge Rathäuser, Kaufhäuser, Zunfthäuser, Bürgerhäuser, an den entsprechenden Plätzen und Straßen. *Alles Sichtbare das genaue Abbild seiner inneren Bedeutung.*

Und wie sind unsre Städte?

Mächtiger und reicher als je, geben sie sich doch von draußen, wenn man ihnen nahekommt, wie die Aschenbrödel. Wohl geordnet in ihrer Verwaltung bis zum letzten Mülleimer, scheinen sie im inneren Bau doch ein vollendetes Chaos. Wir haben einen überreichen Organismus geordneter Staatsverwaltung, aber wo sind die Anlagen und Plätze, in denen er zur Erscheinung kommt, wo sind die musterhaften Wohnbezirke seines Beamtenheeres? Die Hälfte der früheren Kirchenmacht ist auf das Unterrichtswesen übergegangen — wo kommt es zum Ausdruck, daß wir die junge Generation zu Hunderttausenden ein Drittel ihres Lebens lang für eine große Zukunft erziehen? Die Kirchen sind das Gegenteil dessen, was diese älteste Gründung unsrer Kultur auch heute noch sein möchte, sein könnte. Gegen unsre Geldwirtschaft ist die alte der reine Kupferpfennig — wo aber tritt sie im Stadtbilde als Macht auf, durch die Kunst geadelt? Wo ist das Forum des Kapitals und der Versicherungen? Und wo ist das Forum des Handels, der Kriegsmacht, der Gerichtsbarkeit, der Wissenschaften, der Künste? Die Mächte sind da, aber ihr Ausdruck fehlt. Fehlt, obgleich nur eine Gruppierung und ein künstlerisches Zusammenstimmen der vorhandenen Gebäude und ein Zusammenlegen der entsprechenden Grundstücke das alles ohne Mehrkosten erreicht hätte! Was wir haben an Plätzen und Prachtstraßen, ist teurer unschöner Luxus — sonst nichts. Es hat sich alles nur „historisch entwickelt". Wir *werden* entwickelt, aber wir *entwickeln* nicht.

Nicht eher wird sich die moderne Stadt formen, als bis die Kulturgewalten, die in ihr arbeiten, bis zu den feinsten Seelenmächten hinauf geordnet und gefaßt als organische Teile des Volkslebens und der Volksarbeit gesehen, verstanden und in ihren Idealen verehrt werden. Wahrscheinlich wird, wie immer, die Literatur den Anfang der neuen Zeit dieses künstlerischen *Zusammensehens* bezeugen. Darauf aber wird auch im Greifbaren der sichtbare Ausdruck des längst Vorhandenen erscheinen und die

Digitized by Google

Stadt der Zukunft das festgefügte, kristallinische Gebilde werden, das wie einst wieder Ausdruck des Lebens ist.

Alte Sehnsucht und Vergangenheit zu pflegen, ist in den alterhaltenen Teilen dann immer noch Raum genug. Uns mag es erfreuen, uns mag es lehren, leben aber wollen wir dem Seienden und dem Werdenden.

Gustav Langen

Gartenstädte

Warum wollen sie bei uns so langsam entstehen? Ein Mann der Praxis, Baumeister Lilienthal, beantwortet die Frage nach seinen Erfahrungen in Preußen in der „Bodenreform“ durch die Gegenfrage: wie kann man das erwarten, wenn die Bauordnungen eine förmliche Prämiierung der Mietkasernen sind? Nicht die geringste Erleichterung tritt beim Bau kleiner, einstöckiger Häuser ein. Setzt man aber auf dem Instanzenwege seinen Willen durch, so verleidet einem der Verlust an Zeit und Geld die weiteren Versuche. Lilienthal erzählt einen Fall, wo ein Landhaus nach fünf Monaten endlich polizeilich genehmigt wurde, das 3000 Mark kosten sollte. Die Behörde hatte aber eine Belastungsprobe des Daches angeordnet, die allein 500 Mark Unkosten verursachte. Der Bauherr, der sein Haus im Mai beziehen wollte und nicht im Oktober, trat infolgedessen von seinem Vertrage zurück.

Außerdem haben die Gemeinden das Recht, eine Besiedlung der Feldmark „in einer für die Verwaltung unbequemen Entfernung vom Gemeindebureau“ zu verweigern. Das Ministerium hat sogar erst im vergangenen Jahr daran gemahnt, den Anbau im Anschluß an die vorhandene Bebauung zu begünstigen. Die Folge ist notwendig die, daß „nur ein beschränktes Areal baureif ist und vor allem solches, das schon durch mehrfachen Besitzwechsel im Preise erhöht wurde“. Nur noch große kapitalkräftige Gesellschaften könnten Land bebauungsfähig machen, da die Anforderungen ganz nach Berliner Muster gestellt werden. „Ein kleines ebenerdiges Haus auf Gartenland wird zur Unmöglichkeit oder ein Luxusartikel nur für den reichen Mann, wenn breite, mit Wiener Pflaster belegte Straßen mit vollständiger Kanalisation und Wasserleitung von vornherein verlangt werden. Für das Gartenhaus sind die Ausgaben hierfür mehr als zehnfach gegenüber den Rixdorfer Mietkasernen.“ Die lichte Stockwerkshöhe für bewohnte Räume müsse 2,80 Meter sein (vor mehreren Jahren genügten noch 2,50 Meter). Der Unsinn dieser Bestimmung für das kleine, von Licht und Luft umgebene Haus im Gegensatz zu der Hofwohnung des Massenquartiers liegt auf der Hand. Mädchen- und Dienerstuben müssen gesetzlich mindestens 10 Quadratmeter Grundfläche haben. Wie viele Personen in solchem Raume untergebracht werden, kümmert aber das Gesetz nicht! Die Gemeinden wie die Behörden betrachten das Einfamilienhaus als ein vorübergehendes Kuriosum, als eine Behinderung der Grundwertsteigerung und als ein schlechtes Steuerobjekt. „Öffnet das Land der Bebauung wie im freien England! Hindert niemand an der Besiedlung! Zwängt die Technik nicht in die Schablone des Zinshauses und der Monumentalbauten: dann entsteht eine Gartenstadt.“

Und wenn nicht gleich eine Gartenstadt, so doch zunächst eine vernünftigere und schönere Besiedelung des Landes. Es gibt kein

Digitized by Google

lehrreicheres „Praktikum“, um über das Herunterkommen unsrer ländlichen Bauten Bescheid zu erhalten, als auf dem Lande selber zu bauen und dabei zu erfahren, was alles immer noch verboten ist. Eine Wendung zum Bessern bereitet sich allerdings gottlob! vor und hat da und dort schon entschieden zu freieren Bestimmungen geführt.

Reiseandenken und Volkskunst

Über den Schund der „Reiseandenken“ üblichen Schlags, dieser Nachbarware der Basar-Hausgreuel, ist im Kunstwart schon so oft geschrieben worden, daß hier der gute Geschmack nicht erst angeregt zu werden braucht. Aber das Bessern ist schwer. Bei dem heutigen Stande der Industrie treten zwei Übelstände auch für den praktisch denkenden Menschen hervor. Das ist erstens die kolossale Überproduktion, deren Beseitigung aber hier materielle Existenzfragen berührt. Und zweitens der Einfluß, den das Ausland auf unsre Andenkenindustrie hat, oder besser gesagt der Anteil, den es sich davon nimmt. Gerade diese Industrie, die mehr als alle anderen lokale Bedeutung und Wertung hat, ist Gegenstand internationaler Produktion. So werden zum Beispiel heute, um nur ein Gebiet herauszugreifen, die Mengen der Muschelarbeiten (deren Material sämtlich aus ausländischen Gewässern stammt) nur zum kleineren Teil im Vogtlande, zum größeren in England hergestellt. Die im Schachbrett aneinandergefügten teurern Perlmutterarbeiten, deren Stoff aus den amerikanischen Gewässern stammt, bearbeitet, wie einen großen Teil der Bijouterien, Paris. Und diese Dinge werden, wie die meist auch ausländischen Bernsteinwaren, als „Andenken“ in pommerschen oder ostpreußischen Seebädern verkauft.

Sollte nicht in der rechten gesunden Belebung alter Volks-Kunst und Volks-Fertigkeit sich eine Möglichkeit bieten, den Suchenden gesunde und künstlerische Andenken geben zu können, die wirklich Andenken an eine bekannte Gegend wären?

Nicht nur der Süden und das mittlere Deutschland sowie der Nordwesten haben ihre starken und neuerdings frisch wachsenden Schößlinge solcher Kunst, auch die Provinzen Pommern, Mecklenburg, West- und Ostpreußen sind ihrer durchaus nicht so bar, wie man vielfach glaubt. Wer die Erzeugnisse masurischer und kassubischer Hausarbeit auf der Berliner Volkskunstausstellung gesehen hat, wird nicht zweifeln, daß hier angeknüpft werden könnte. Auch in Pommern webt die Bauernfrau noch besondere bunte Streifen, schnitzt der Schiffer alte Muster in die Ruder, flechten und knüpfen die Mädchen aus Stroh und Seilen artige Muster. Wäre es nicht möglich, solche bodenständigen Erzeugnisse als „Andenken“ absatzfähig zu machen? Es so einzurichten, daß bei angemessener Entlohnung der Arbeitenden der Gegenstand doch die Preisgrenze der Andenken nicht überschritte? Es wäre zwar selbstverständlich, daß bei solchen individuell gestalteten handwerklichen Gegenständen auch der niedrigste Preis wesentlich höher sein müßte, als bei der Masse der Fabrikware. Wenn aber beispielsweis Reisende in Schweden 30 bis 100 Kronen für Decken und Wandgehänge ausgeben, bloß weil sie Hausweberei sind und schwedische Muster haben, so werden sie es auch lernen,

Digitized by Google

deutsche Volkskunst zu bezahlen, wenn sie von ihr wirklich Gediegenes als „Mitbringsel“ erhalten können. Das Publikum der Badeorte sammelt sich ja aus den kaufkräftigsten Kreisen.

Daß für den Minderbemittelten billigere Maschinenerzeugnisse vorhanden sein werden, dafür dürften schon die Kaufleute sorgen. Soweit diese Dinge einfach und gut in Form sind, läßt sich ja auch nichts gegen sie sagen. Ich habe selbst in der Filiale eines kunstgewerblichen Geschäftes in diesem Sommer gute, allgemein gültige Geschenkartikel in einem Badeort gefunden, deren diskrete Anspielung an den Ort nicht störend wirkte, und die, praktisch und billig, hoch über allem stehen, was an Andenken fabriziert wird. Nur eben „Andenken“ waren es nicht.

Hier liegen Aufgaben für örtliche und besonders für provinzielle Organisationen. Sie sind wahrhaftig nicht „nur“ ästhetischer Art. Eine Menge von Geld, das jetzt für wirtschaftlich vollkommen Nutzloses ausgegeben, also weggeworfen und zwar ins Ausland weggeworfen wird, könnte nutzbringend für Produzenten wie Konsumenten im Vaterlande verbraucht werden. A. Fl-L

„Ansichtspostkarten“ und „Bildpostkarten“ —

die beiden Wörter werden heute sehr vielfach in gleichem Sinne verwendet und besagen doch nicht immer dasselbe. Eine Bildpostkarte braucht durchaus nicht eine Ansichtspostkarte zu sein, und eine Karte, die eine Ansicht wiedergibt, braucht im feineren Sinne noch kein Bild zu bieten. Aber nicht nur deshalb sind unsre Ansichtspostkarten oft mangelhaft, weil sie das viel seltner tun, als immerhin bei künstlerischer Leitung möglich wäre. Ihre Reihen sind es vor allem auch deshalb, weil sie viel zu sehr an den beliebten „Punkten“ haften, da Postkarten mit Ansichten von solchen die gangbarsten sind. Um so mehr müßte man die Bemühungen derjenigen Hersteller anerkennen, welche schöne Natur- oder Kunstgebilde aufsuchen und festhalten, auch wenn sie nicht besternt und berühmt sind. Wir machen auf die Postkarten von Susanne Homann in Darmstadt aufmerksam als auf solche, die den beiden Forderungen genügen. Sie bringen das Berühmte nach aller Möglichkeit in Bildform und suchen daneben mit außergewöhnlichem Glück malerische Bilder aus dem Unberühmten. Susanne Homann hat schon weit auseinanderliegende Landschaften und Städte in dieser Weise wirklich künstlerisch bearbeitet, sie verdient tatkräftige Unterstützung.

Alte Steinkreuze

Neben hochragenden und berühmten Baudenkmälern aus den ältesten Zeiten der deutschen Kulturentwicklung beherbergen unsre Gaue heute noch eine große Zahl unscheinbarer, kaum beachteter Denkzeichen, die alten Steinkreuze. Verwittert, beschädigt und halb umgesunken stehen sie vielfach an Dorfplätzen und Straßenkreuzungen, an einsamen Waldwegen und Feldrainen, an Kirchhofsmauern und Gartenzäunen. Meist sind sie aus dem Gestein, das die Landschaft gerade liefert, von ungeschickter Hand roh und ungefüge zugehauen; keine Inschrift oder Jahreszahl gibt über Zweck und Alter Auskunft, nur in verwischten Linien tritt an der rauhen Oberfläche wohl noch die kindlich gezeichnete Form von

Digitized by Google

altertümlichen Schwertern oder von Kreuz, Rad, Sense, Dolch, Messer, Knüppel, Armbrust und anderen Mordinstrumenten hervor.

Sie stehen gleicherweise noch heute in allen denjenigen Teilen Mitteleuropas, die etwa seit den Jahren 1000 oder 1100 n. Chr. von germanischen Stämmen betreten und bewohnt worden sind, also von den nordditalischen Ebenen bis hinauf auf schottische Inseln und norwegische Hochflächen. Ihr Vorkommen ist bald dichter bald weit zerstreut; zumeist findet man sie einzeln, seltener in Gruppen vereinigt. So beherbergt das Königreich Sachsen heute etwa 250 Stück, während viele in geschichtlicher Zeit auch verloren gegangen sind.

Das Volk umwebt diese Steinkreuze seit Jahrhunderten mit allerhand Sagen von Mord und Gottesgericht, es verknüpft sie in neuerer Zeit auch mit der vagen Erinnerung an die großen Kriege, an Hussiten, Schweden, Franzosen und andere Verwüster deutschen Landes. Die gelehrte Altertumsforschung spricht einzelne Gruppen vielfach als Grenzzeichen geistlicher oder weltlicher Herrschaftsbezirke an oder sieht in Übereinstimmung mit der Volkserinnerung und mit Hunderten von alten Wahrsprüchen und Gerichtsurteilen in der Aufstellung eines solchen Kreuzes die Sühne für begangenen Mord, die neben dem Wehrgeld oder der Buße vom Täter zu leisten war. Urkundlich läßt sich der Brauch etwa seit dem Jahre 1100 bis ins 16. und 17. Jahrhundert nachweisen. Tatsächlich zeigen die Kreuze auch eine Mannigfaltigkeit in Form, Größe und Erhaltungszustand, die ihre Entstehung innerhalb der verschiedensten Jahrhunderte ohne weiteres glaubhaft macht.

Bezeichnenderweise gibt es noch keine vollständige literarische oder photographische Sammlung dieser alten Denkmäler, denn ihr Besuch in der Natur setzt selbst in kleinen Bezirken einen rüstigen Wanderer oder ausdauernden Radfahrer voraus. Einzelne zuverlässige Bearbeitungen liegen jedoch für verschiedene Gegenden Deutschlands und Österreichs vor, und ein reichhaltiges Verzeichnis dieser Literatur findet man zum Beispiel in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde von 1906.

Im Bereiche des Königreichs Sachsen habe ich eine photographische Sammlung von mehreren hundert Kreuzen bereits ziemlich vollständig selbst aufgenommen und ein Verzeichnis der Standorte zu Ostern 1912 in der wissenschaftlichen Beilage des Dresdner Anzeigers veröffentlicht. Bei der steten Gefährdung, der die alten Steinmäler aber nicht allein durch böswillige Hände oder ungebildete Grundbesitzer, sondern, wie viele Beispiele zeigen, weit mehr durch Eisenbahn- und Straßenbauten der Staats- und Gemeindebehörden unterliegen, wäre es wünschenswert, wenn die Teilnahme an diesen Resten unsrer ältesten deutschen Kulturanfänge allerwärts lebendiger würde. Die Aufstellung von Verzeichnissen und Bildersammlungen, die Belehrung der Anwohner und die Überwachung durch die örtlichen Altertumsvereine, Geschichtsvereine oder Verwaltungsbehörden dürfte zur Erhaltung überall beitragen helfen. Gustav Kuhfahl

Holzschlag als Raubbau

Über den Holzschlag im Schwarzwald wird geklagt: „Bald sind die letzten 150jährigen Schläge

Digitized by Google

verschwunden und damit die einzig dastehende Schönheit des Schwarzwaldes. Mit Surrogaten von künstlichen Felspartien und Pflanzungen, mit Höhenwegen und Hütten ist dem Naturfreund nicht gedient; er wird dem Schwarzwalde den Rücken zudrehen und jungfräulichere Gebiete aufsuchen. Der Schaden, den unser Land dadurch erleidet, ist viel größer als der Mehrerlös von Holz. Auch der schnelle Rückgang der Quellen bei trockenem Wetter hängt mit der allzu starken Ausforstung zusammen; desgleichen der fast an Ausrottung grenzende Rückgang der Tierwelt."

Wo steht das zu lesen? Das Wo ist das Erfreuliche: im Bericht für 1911 der Karlsruher Handelskammer.

Seeufer und Aussichtsgelände

Vom Starnberger See mehren sich die Klagen: die Seeufer werden immer mehr dem allgemeinen Verkehr entzogen. „Hier erwächst eine wichtige Aufgabe, wenn nicht schließlich das ganze Seeufer in Privatbesitz übergehen soll." Wir unserseits haben seit zwanzig Jahren und immer wieder vor solchen Gefahren gewarnt, auch gerade mit Hinweis auf den Starnberger See, aber mit rechter Entschiedenheit ist die Abwehr noch nirgendwo in die Hand genommen. Ebensowenig der Schutz von Aussichtsgelände auf und an Berghängen, besonders bei der Anlage von Straßen: überall wird allein mit dem Privatinteresse spekuliert, so daß beispielsweise auf dem „Weißen Hirsch" bei Dresden soundso viel Privatgärten mit schöner Aussicht sind, aber keine einzige Straße, kein einziger Weg mehr, die ihrer genießen lassen. Dort hat zwar jeder Privateigentümer einen Ausguck auf einen Ausschnitt, keiner aber kann sich mehr des Ganzen in seiner Mannigfaltigkeit freuen: der durch die Bodenbewegung wundersam bevorzugte „Weiße Hirsch" ist in dieser Beziehung durch Verbauen schon völlig verdorben. In hundert Bergorten ist man auf gleichem Weg. Und in hundert Uferorten kann selbst der Ansässige außer den dreißig Metern Eigenbesitz ganze „Uferstraßen" lang nichts vom Wasser sehn. Vielleicht hat die rücksichtslos kapitalistische Geländeausbeutung keinen anschaulicheren symbolischen Typ als den Villenort am See oder auf der Berghöhe: alles schädigt sich, weil jeder nur sich selber etwas sichern will; der Käufer an Aussicht, der Verkäufer an Profit. Bis schließlich alles entwertet wird.

Welchen Zweck hat die Straße?

In der „Deutschen Revue" veröffentlichte Ludwig von Löw einen Aufsatz „Die Gefahren des Automobils und ihre Bekämpfung". Man meint, nach diesem Titel, daß beispielsweis gegen die unsinnigen Wettfahrten der Automobile gesprochen würde, erfährt jedoch zu seinem Erstaunen, daß an den „bekanntlich leider recht oft" auftretenden Zusammenstößen zwischen Automobilen und anderen Straßenbenutzern die Schuld „die Unvorsicht der letzteren" trägt. Im Interesse nicht etwa der „anderen Straßenbenutzer", sondern des Automobilisten, müsse er mit dieser Unvorsicht rechnen und „womöglich bei jedem beweglichen Körper, der ihm auf einer Landstraße in Sicht kommt, daran denken, daß dieser ihm im letzten Augenblick noch hinderlich werden kann und daher, wenn es die Straße erlaubt, in möglichst weitem Bogen um

Digitized by Google

ihn herumfahren und seine Geschwindigkeit derart mäßigen, daß er das Automobil zum Stillstand bringen kann, falls dieser Körper eine unerwartete Bewegungsrichtung annimmt und plötzlich vor das Automobil gerät. Dadurch wird allerdings der Zweck des Automobils — schnell vorwärts zu kommen — heute noch stark beeinträchtigt, aber es kommt zu oft vor, daß bei der Begegnung zwischen einem Automobil und einem Gespannwagen die Fahrrichtung des Automobils vollständig frei ist und die Pferde des entgegenkommenden Wagens vollkommen ruhig bleiben". Da zieht der Pferdelenker „vielleicht noch halb im Schlaf", an den Zügeln, und der Weg ist versperrt, oder er weicht links statt rechts aus, oder „unbeholfene Fuhrwerke kommen aus den wegen der Baumflucht der Landstraße nicht zu sehenden Feldwegen heraus". „Solche Gefahren, die den größten Teil aller Automobilunglücksfälle verursachen, kann man nicht mit technischen Hilfsmitteln bekämpfen, sie werden in dem Maße verschwinden, wie die Regierungen durchsetzen, daß die Vorschriften, die für den Verkehr auf der Landstraße gelten, auch von den langsam fahrenden Fuhrwerken befolgt werden, und je mehr sich die Bevölkerung an den Schnellverkehr auf der Landstraße gewöhnt, indem sie stets beim Betreten eines Fahrdammes — wie bei Überschreiten eines Eisenbahngleises — daran denkt, daß hier jederzeit schnelle Fahrzeuge erscheinen können."

Hat man sich vom Genuß dieses Deutsches erholt, so beginnt man zu überlegen. Also: die Straßen, die längst vor Erfindung der Automobile angelegt wurden, haben nun den löblichen Zweck, Rennbahnen für Autos abzugeben. Deren Zweck wieder ist es, „schnell vorwärts zu kommen". Also ihr „andern Straßenbenutzer"; richtet euch gefälligst auf die Automobile ein, denn die auf eure und eurer Vorfahren Kosten gebauten Landstraßen, die geruhen wir jetzt in Beschlag zu nehmen, und ihr habt euch „also" nach uns zu richten.

Es ist schon erstaunlich, eine wie vollkommene Begriffsverwirrung sich unter der Verhätschelung des Automobilwesens bereits gebildet hat. A W

Pflegt Lindau!

Lindau, an und für sich eine der schönsten alten deutschen Städte, deren Erbauer und Fortbauer die Inselage mit feinem städtebauerischen Gefühl benutzt haben, Lindau ist dem, der über den Bodensee nach Bayern kommt, die erste deutsche Stadt, die er betritt, es ruft ihm gleichsam das „Willkommen in Deutschland" zu. Schon das Löwendenkmal beweist, daß man seine Bedeutung als Pforte in Bayern auch längst gefühlt und künstlerisch zu gestalten versucht hat. In solchem Sinne ist Lindaus Schönheit von Bedeutung fürs ganze Reich.

Aber Fiskus ist nun einmal nichts als die berühmte Rechenmaschine, für die es erstens andere als ausrechenbare Werte und zweitens andre als Werte seines Ressorts nicht gibt. Der „kleine See", der Lindau vom Festland trennt und ihm so den einzigartigen Inselcharakter erhält, versumpft allmählich durch die Anschwemmungen am Eisenbahndamm, aber Fiskus lehnt ab, den durch eine Brücke zu ersetzen oder auch nur durch genügend große Flutöffnungen zu unterbrechen, Fiskus verbreitert ihn noch. Denn der entstehende Schaden liegt ja in einem andern Ressort. An Stelle des alten Bahnhofs soll ein

Digitized by Google

neuer größerer und schönerer gebaut werden — wohl: freut euch noch heuer an den alten Bäumen davor, nächstes Jahr werden sie weg, und später wird hier zwischen dem Bahnhof und den gegenüberliegenden Häusern statt des umgrünten Empfangplatzes nur eine dürftige Straße übrig sein, muß man doch einen bahnärarischen Bau, um nur das Nötigste an Raum zu gewinnen, noch auf Walzen ein Stück zurückschieben. Könnte man nicht den Bahnhof statt nach hier nach der andern Seite hinausbauen? Ja, dann müßte man eben einiges ankaufen, und Fiskus spart. Die Nachteile sind ja da, aber sie liegen wieder nicht in seinem Ressort.

Reichs-Tor-Bauten sollten immerhin anders bewertet werden als Bauten im Innern. Pflegt Lindau! Wenn es sein könnte: pflegt es mit ein wenig besonderer Liebe! Bis wir einmal so weit sind, daß aus Fiskus dem Automaten — Fiskus das Organ geworden ist, das Organ im Ganzen.

Wartburg

Es ist ein wunderbarer Sommermorgen. Strahlende Sonne liegt auf Wald- und Hügelland bis zur fernen Rhön. Der Wind weht hier oben so frisch und stark, daß wir leicht und in frohester Stimmung unserm Ziele zuwandern. Bei einer Biegung des Wegs liegt es plötzlich vor uns, von goldener Sonne gebadet. Uns allen ist das Bild längst vertraut, und doch, da wir uns wieder der Wartburg nähern, kommt auch wieder die schöne Stimmung über uns, die sich wohl jedes Deutschen bemächtigt, der durch ihre Räume wandeln will.

Nun ist der letzte steile Anstieg überwunden, und wir stehen — an dem Schalter für Eintrittskarten. Auch die übliche Andenken-Bude fehlt nicht, deren Inhalt hier besonders geschmackvoll wirkt.

Eintrittskarten 50 Pf., Stöcke und Schirme hier abgeben; wenn eine neue Führung beginnt, wird ein Zeichen mit der Glocke gegeben. Nun werden wir durch die Bauten und Hallen getrieben, an ein ruhiges Genießen ist nicht zu denken. Endlich stehen wir im Lutherzimmer. Die Sünden der Väter haben den Raum schon arg zugerichtet, was tun die Söhne? Hier hängt ihr Werk: „Die Besichtigung der Kemnate der heiligen Elisabeth 20 Pf. à Person.“ Zum Überfluß verkündet uns das auch noch der Führer, der sich mit ausgestreckter Rechten an der Tür aufgebaut hat, mit dem Hinweis, daß seine Tätigkeit hier zu Ende sei.

Auch die Kemnate der heiligen Elisabeth besuchen wir, sie ist die 20 Pfennig wohl wert, wie jemand neben mir bemerkt. Natürlich wieder ein Führer, und kaum sind wir diesem entronnen, so ruft uns ein dritter an: „Meine Herrschaften! Die Besteigung des Turmes kostet nur 10 Pfennig. Wunderbarer Rundblick.“ Usw.

So geht es tagaus, tagein, Jahr um Jahr all den Tausenden von Reichs- und Auslandsdeutschen, die die Wartburg besuchen. Und der Fall ist typisch für alle Denkmäler deutscher Kultur, zu denen wir doch wohl in erster Reihe nicht Niederwalddenkmal, Kyffhäuserdenkmal usw. rechnen, sondern Wartburg, Kaiserhaus zu Goslar, Marienburg usw. Kein anderes Volk erlaubt, daß seine Nationalheiligtümer in ähnlicher Weise als Gegenstände der kleinlichen Geldmacherei mißbraucht werden. Ich halte Zu-

Digitized by Google

stände, wie sie besonders auf der Wartburg herrschen, nicht für eine nationale Ehre. Kann ein Volk, das jährlich Hunderte von Millionen für Heer und Flotte ausgibt und dabei doch reich genug bleibt, um zugleich Milliarden für Alkohol und Tabak zu verschwenden, nicht die paar tausend Mark erübrigen, die allen seinen Bürgern und Gästen ein freies und ungestörtes Genießen der Stätten geschichtlicher Erinnerung ermöglichen? Degenhardt

„25 Minuten zu Hotel und Pension Waldidyll"

Ich gehe einen Waldweg im glücklichen Wanderschritt, in Naturvertrautheit und Stille, losgelöst und erlöst aus dem Netz der Straßen, der Massenwege und der Massenbedürfnisse, die unserm Alltag so notwendig sind und unserm Festtag so überflüssig. Da kreuzt der schmale Weg einen breiten. Geht's rechts oder links? Wo sind die zwei Wegweiser geblieben, die ich doch früher hier fand? Wo sie ehedem, ernsthaft und kurz angebunden, wie es die Art alter, ehrlicher Wegweiser ist, mit ihren bedeutungsvoll ausgestreckten Armen Bescheid gaben, da hangen und prangen jetzt fünf Tafeln, am nächsten Baume drei, und gegenüber sechs. Sie belehren mich, wieviel Hotels und Pensionen, wieviel „Waldidyllen", „Bellevues", „Tivolis" und dergleichen, mit Veranda, schattigem Garten, reizender Aussicht, elektrischem Licht, Zentralheizung, Bädern im Hause, ozonreicher Luft und ff. Bieren rings um die beliebte Sommerfrische sich angesiedelt haben. Dazwischen werde ich auf einen „Abendläutenweg", zu einer „Elisenhöhe", zu den „heiligen Hallen", zu einer „Dichterruhe" und einem „Echo" gewiesen, die untereinander und mit den Hotels in der Kürze der Entfernung, und in zivilen Preisen wetteifern. Es ist ungefähr wie auf dem Brühl in Leipzig während der Messe.

Glaubt man wirklich, daß man mit derlei Ankündigungen alle fängt, die früher auf sie hineinfielen? Es gibt jetzt manche, die verstockt genug sind, allen solchen Hotels und Pensionen, von deren Vorzügen sie an jeder Wegkreuzung lesen können, unauffällig aus dem Wege zu gehn. Weil sie sich erstens sagen: die Reklame mußt du bezahlen. Zweitens: was solche Spesen trägt, muß mit einem Haufen von Gästen rechnen, je mehr Gäste aber, je weniger bedeutet der einzelne dem Wirt, und je ungemütlicher pflegt es dort für Leute zu sein, die sich nicht als Massenartikel fühlen. H. U.

Von Trinkgeldern

zu reden, ist ein Stöhnen. Nein, wirklich nicht nur der Kosten wegen; wer da auf Reisen geht, gewöhne sich ans Rupfenlassen. Aber zwanzig Haare zusammen dahinzugeben, tut nicht so weh, wie zwanzig Haare einzeln. Ich will anderthalbmal so viel für Trinkgelder opfern, wenn sie mir auf die Rechnung gesetzt werden, als wenn bei der Abreise sechs Gesichter vor mir erscheinen, wie die Geister über Richards Bett, nur daß ich in ihre mahnend Ausgestreckte etwas stecken soll. In jede wieviel? Während ich abreisen will, muß ich rechnen, aber mitten im Scheideschmerz nicht nur mit zu addierenden und multiplizierenden geputzten Stiefelpaaren und getragenen Koffern, sondern auch noch mit Abwägungen sozialer, ethischer,

Digitized by Google

ästhetischer Natur. Zwar sagt mir dann hier ein Lächeln: ich traf's, aber dort eine Gemessenheit: ich enttäuschte. Und ich drücke mich mit dem Schmerzgefühl in den Abteilwinkel: Ober-, Unter-, Wein-, Wasser-, Speise-, Frühstücks- oder Zimmer-Kellner, Haus- oder Bahnhofsportier, Zimmer- oder Badmädchen, Stiefel-, Gepäck-, Weck- oder sonstiger Hausmeister — weh, er achtet mich nicht mehr!

Nein, wirklich: die ungeheuerliche Schröpfung durchs Trinkgeldwesen sollte endlich einmal mit größerer Entschiedenheit gehemmt werden. Den praktisch bei weitem erfolgreichsten Weg haben die „christlichen Hospize" betreten, indem sie einen Prozentsatz für geleistete Dienste auf die Rechnung stellten. Sonst ist es jetzt tatsächlich meistens so, daß beispielsweise für „Bagage" soundso viel auf die Rechnung gesetzt wird, daß aber der betreffende Angestellte sich darum nicht weniger gekränkt fühlt, wenn er nicht noch etwas bekommt. Auch ist es mir sogar in „Hospizen" da und dort begegnet, daß ich Trinkgelder ohne jede Extraleistung zum mindesten ruhig annehmen sah. Solches Annehmen müßte dort überall strengstens verboten und mit sofortiger Entlassung bestraft werden. Dann würde das Prinzip der „Hospize" genügen. Es ist ja schließlich ums Trinkgeldernehmen auch eine unwürdige Sache, welcher auch die im Gasthausgewerbe Angestellten, aus Selbstachtung, entgegenwirken müßten. Wenn sogar ein Herr Hotelbesitzer gesellschaftlich nicht immer für „voll" gilt, so verdankt er das nicht zum geringsten Teile dem Gedanken der Mitbürger an die „im umgekehrten Sinn" offene Hand seiner Frühzeit. A

Das Alkoholkapital auf dem Kriegspfade

Auf dem achten deutschen Abstinententage zu Freiburg im Breisgau, der Ende Mai und Anfang Juni etwa zwei Wochen lang tagte, hatten Alkoholkapitalisten beschlossen, die große Propagandaversammlung der Abstinenten am Pfingstmontag zu sprengen. Das versuchten sie nun so:

Ihre badische Organisation versandte zunächst vor der Versammlung an eine große Anzahl von Brauern, Gastwirten usw. das folgende Rundschreiben.

„Streng vertraulich!

Einladung.

Am Pfingstmontag, 27. Mai ct., nachmittags 4 Uhr, halten die Abstinentenverbände in der Festhalle in Freiburg i. Br. eine große Hauptversammlung ab.

Die Abstinenten setzen alle Hebel in Bewegung, diese Versammlung zu einer großartigen Kundgebung in ihrem Sinne zu gestalten; deshalb ist es notwendig, daß auch Leute, die deren Ansichten nicht teilen, sich in der Festhalle einfinden, um gegebenen Falles den Auswüchsen dieser Wassertrinker entgegentreten zu können.

Wir bitten Sie deshalb dringend, auf Ihre Freunde, Bekannten, Angestellten usw. einzuwirken, damit sie am Platze sind und uns in jeder Art und Weise unterstützen."

Der Erfolg dieses Rundschreibens war, daß in die Versammlung, die im ganzen von etwa 3000 Personen besucht war, rund 300 Ruhestörer kamen, die, genauestens instruiert, von Anfang an versuchten, planmäßig Radau zu machen. Sie waren in Trupps im ganzen Saale verteilt, horchten dem Kommando

Digitized by Google

bestimmter Führer und hatten vielfach gefüllte Wein- und Bierflaschen an Schnüren umgehängt. Es gelang manchen von ihnen im Laufe der Versammlung, mit Hilfe dieser mitgebrachten Vorräte betrunken zu werden. Jedenfalls spien einige von der Galerie her Bier unter die Versammlung.

Mit Hilfe dieser Leute sollte nun die eigentliche Sprengung der Versammlung auf dem folgenden Wege erreicht werden: Die arrangierenden Alkoholkapitalisten hatten bestimmte Anträge zur Geschäftsordnung aufsetzen und mit Maschinenschrift niederschreiben lassen. Diese Anträge hatten sie dann einzelnen der von ihnen abgesandten und instruierten Ruhestörer in die Hand gegeben mit dem Auftrage, sie ihrerseits zu unterschreiben und dem Vorsitzenden einzureichen. Von den Anträgen war einer so gefaßt:

„Unterzeichneter stellt hiermit den Antrag: Um den Eindruck der vorzüglichen Ausführungen des Gegenredners nicht zu beeinträchtigen, beantrage ich Schluß der Debatte und Annahme folgender Resolution:

Der gesunde Sinn der deutschen Bevölkerung wendet sich mit Verachtung von den Wenigen in der Abstinenzbewegung, die mit klarem Bewußtsein für die Sache eintreten, und bemitleidet die übrigen, die ohne jede klare Vorstellung die Albernheiten der Abstinenzbewegung mitmachen."

Kein Vorsitzender konnte natürlich eine Abstimmung darüber überhaupt herbeiführen; die Verweigerung der Abstimmung ließ sich aber als Vorwand für die Sprengung der Versammlung benutzen. Charakteristisch ist, daß einer der Männer, die diese Anträge einreichten, derart in Verfassung war, daß er auf Anfragen nicht einmal den Sinn des Antrages erläutern konnte.

Die Abstinenten hatten während der ganzen Dauer der Versammlung vollkommen Stillschweigen beobachtet und die Gegenredner ohne jede Störung reden lassen.

Bereits am Abend desselben Tages konnte auf dem offiziellen Begrüßungsabend des Abstinententages, in Gegenwart der Vertreter der bürgerlichen und militärischen Behörden, der Vorsitzende die Dokumente, die den Plan der Versammlungs-Sprengung bewiesen, vorweisen.

„Basel—Buenos Aires—100 Mark"

Als ich über die Straße schlenderte, sah ich ein Plakat am Schaufenster einer Schiffsagentur:

Basel-Buenos Aires
M. 100.—
inklusive Bahnfahrt, Schiffahrt und Verpflegung III. Kl.

Ein Ozeanschiff stieg vor meinen Augen auf. An der Brüstung lehnten tausend Menschen. Braune Italiener waren es. Südwestwärts fuhren sie mit ihrem Schiffe, und einen „Schmiß" zogen sie damit der Erde übers Angesicht. Einen Riesenschmiß von einem Drittel Erdumfang oder länger.

Sie sahen gar nicht ängstlich und beklommen aus, wie ich sonst wohl diese Emigranten sah. Guter Dinge waren sie, und schiffsvertraut und wegvertraut. Sie fuhren ja nicht das erstemal. Sie fuhren Jahr für Jahr hinüber, und Jahr für Jahr zurück. Hinüber, wenn die Ernte drüben anging, die Weizenernte Argentiniens und die Kaffeeernte von Brasilien. Herüber, wenn die Ernten fertig waren. Sachsengänger des Ozeans.

Digitized by Google

Wie sonderbar: Ein Volk, ein Arbeitsvolk pendelt jährlich hin und her übern Ozean. Hundert Mark die Fahrt mit allem, was dazu gehört. Die schlägt man einfach auf den Arbeitslohn. Um ein ganz klein wenig kostet dieserhalb der Weizen Argentiniens und der Kaffee Brasiliens mehr — man spürt es kaum. Aber mit diesem schmalen Aufschlag wirft man Völker übern Ozean hin und her.

Im Zeichen des Verkehrs! Ich bin doch erschrocken bei dem Bild von aufgestörten Völkern, die übern Ozean flitzen. Von einer Welt in eine andre Welt. Zweimal im Jahre.

Ist das nun gut? Ist das nun schlecht?

„Morgen fahr ich wieder nach Buenos Aires," sagt ein Hirte in Apulien zum andern, „fährst du mit? Retourbillett für dieses Jahr noch, weißt du . . ."

Er sagt es so voll Gleichmut, als ging es ein wenig vor die Tore seiner heimatlichen Stadt.

Und ich kann mich noch gut erinnern, daß meine Eltern aufgeregter waren, wenn sie Sonntags einen Ausflug mit dem Kütschchen gegen Starnberg machten.

Das ist das Letzte, was im Zeichen des Verkehrs die Massen leisten. Wird es das Letzte bleiben?

Es gibt nichts Fernes mehr auf dieser Erde.

Vor einer Weile waren's nur die Handvoll reicher Leute, die heute in Berlin, morgen an der Riviera, übermorgen in Kairo, dann in Ceylon oder Shanghai aufgetaucht sind, die, wurzellocker, einzeln über weite Flächen unsrer Mutter Erde fuhren, ruhelos und ewig auf der Jagd nach irgend etwas, was sie einst verloren. Jedoch was lag an ihnen?

Jetzt aber rollen Völker auf der Erde dahin, dorthin. Keine Völkerwanderung im alten Sinne, wo Jahrhunderte vergingen, bevor ein Stamm in einen andern Erdteil sickerte und tropfte. Sondern ein aufgeregtes Durcheinanderfluten kolossaler Massen, ruhelos und ewig auf der Jagd nach irgend etwas, was sie einst verloren.

Was haben sie verloren damals? Was können sie gewinnen in dem Hasten? Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, daß die Erde schrumpft, zusammenschnurrt und klein wird wie ein alter Apfel, und daß es bald auf ihr die wundersamen blauen Fernen nicht mehr geben wird, nach denen wir uns in unsrer Jugend sehnten.

Fritz Züricher

Vom Referendum (Schluß)

In England ist die Bewegung für das Referendum gerade durch die Erfahrung hervorgerufen worden, daß die gewählten „Führer" des Volkes viel schwerer dafür zu gewinnen waren, einem neuen, großen allgemeinen politischen Gedanken zu gesetzgeberischer Wirksamkeit zu verhelfen als die breiten Volksmassen. Chamberlain erklärte am 12. Mai 1904, als er noch in voller Rüstigkeit für den Gedanken einer allbritischen Zollunion kämpfte, in einer Rede: „Ich wende mich, wie immer, nicht an die Würdenträger und Machthaber, sondern an das Volk im ganzen. Das Parlament ist die Exekutive des Volkswillens; ich wende mich nicht an die Exekutive, sondern an die Schöpfer des Parlaments. Nun ist es bedauerlich — ich habe es schon oft gesagt —, daß es in unsrer Verfassung keine solche wunderbare Einrichtung gibt, wie man sie in den Vereinigten Staaten, in der Schweiz und andern Ländern unter dem Namen Referendum kennt. Ich wünschte, wir in diesem Lande

Digitized by Google

könnten morgen ein Referendum, eine Volksabstimmung darüber veranstalten, ob man eine Tarifreform, wie ich sie vorschlage, haben will oder nicht." Wahrscheinlich hatte Chamberlain zu seinem Vertrauen auf die Einsicht der englischen Wähler Grund gehabt; hätten diese damals unabhängig von ihrer Stellung zu der einen oder andern Partei über den Tarifreformgedanken abstimmen können, sie hätten sich wohl in ihrer Mehrheit dafür bekannt. Heute ist es vielleicht für eine wirksame Durchführung schon zu spät. In Kanada ist kürzlich einer 18 Jahre langen Herrschaft der dortigen liberalen Partei ein Ende bereitet worden, damit aber auch einstweilen der Hoffnung auf ein baldiges Zustandekommen eines kanadisch-amerikanischen Gegenseitigkeitsvertrages. Ausschlaggebend für den Sieg der der Gegenseitigkeit abgünstigen konservativen Partei bei den letzten Wahlen war nicht die Stellung der Wähler zu dieser einen Frage, sondern ihr Verdruß über das Übermaß an Sünden, die sich die Liberalen während ihrer langen Parteiherrschaft zuschulden kommen ließen. Kenner der kanadischen Verhältnisse sagen nun voraus, daß schon nach einigen Jahren im kanadischen Volke die Wünschbarkeit freieren Handelsverkehrs mit der Union auf das schmerzlichste empfunden werden wird. Neuwahlen würden dann und werden wohl noch auf viele weitere Jahre hinaus eine Mehrheit für die Konservativen ergeben, die die Gegenseitigkeit nicht wollen; ein Referendum jedoch würde sofort ein positives Ergebnis zu deren Gunsten haben. Natürlich kann das Referendum auch ein die Allgemeinheit schädigendes Ergebnis haben; aber das Volk spürt dann die Folgen selbst, erträgt sie willig als Wirkungen eigenen Verschuldens und benützt die erste Gelegenheit, das Übel durch eine neue Abstimmung wieder zu beseitigen. „Das Referendum", sagt ein Kenner der schweizerischen Verhältnisse, „macht die Gesetzgebung populär. Das Volk hat nicht mehr das Gefühl, daß Gesetze ihm aufgezwungen werden. Es sieht darin sein eigenes Werk, und nimmt infolgedessen willig die Konsequenzen auf sich, selbst wenn sie lästig sind."

Daß Parteien einen Gedanken je nach ihren besondern politischen Zielen bekämpfen oder fördern, ist beim Referendum weniger zu befürchten als bei allgemeinen Wahlen. Die Erfahrung in Ländern, wo das Referendum schon besteht, lehrt, daß die Herrschaft der Parteien zu versagen pflegt, sobald die Wähler Gelegenheit erhalten, auch einmal in einer bestimmten Frage anders zu entscheiden, als die Leitung der Partei, der sie angehören. In Australien ist im vorigen Jahre die im Parlament mit starker Mehrheit herrschende Arbeiterpartei, nicht lange nachdem ihre Herrschaft begonnen hatte, von einer starken Mehrheit der Wählerschaft durch ein Referendum ins Unrecht gesetzt worden. Es handelte sich erstens darum, daß der Bundesregierung die Gesetzgebung über alle Arbeitsverhältnisse übertragen werden sollte, die bisher den Einzelstaaten vorbehalten waren, um sie in die Lage zu bringen, die Arbeitsbedingungen in Handel und Industrie wirksam zu beaufsichtigen, Lohnverhältnisse zu regeln, bei Streiks zu intervenieren und dergleichen mehr; zweitens darum, die Zentralgewalt zu ermächtigen, alle Industrien oder Erwerbszweige, die von bei-

Digitized by Google

den Häusern des Parlaments für Monopole erklärt wurden, zu verstaatlichen. Der Mehrheit der Wählerschaft gingen diese Vorschläge zu weit. Auch die Praxis des schweizerischen Referendums hat immer wieder gezeigt, daß Entscheidungen, die der Zeit zu weit vorauseilen, verworfen werden. Schon dadurch, meint Oechsli, würden Regierungen und Volksvertretungen genötigt, mit dem Volksgefühl zu rechnen und sich die Mühe nehmen, das Volk zu instruieren. Das Referendum bewährt sich also sowohl als Mittel zur Beschleunigung der Lösung großer sozialer Probleme, wie auch als Sicherung gegen einen gemeinschädlichen Radikalismus. Die australische Arbeiterpartei ist nun nicht etwa aus Empfindlichkeit zurückgetreten; sie will ihre Projekte umarbeiten, um sie demnächst in neuer, die Sonderinteressen der Einzelstaaten und den ruhigen Verlauf des Wirtschaftslebens schonenderer Form dem Volksurteil nochmals zu unterwerfen.

Die Kosten eines Referendums sind im Vergleich zu den Kosten der allgemeinen Wahlen und der Verpflegung der Parlamente recht gering. Im Kanton Zürich, wo ein sehr ausgedehntes obligatorisches Referendum besteht und jedes Jahr zwei Abstimmungen stattfinden, betrugen in den letzten zehn Jahren die Kosten für die Vorbereitung der Abstimmungen jährlich zwischen 3000 und 8000 Franken. Dafür wurden bei jeder Abstimmung etwa 120 000 Druckschriften (Gesetzestexte und Erläuterungen enthaltend) den Stimmberechtigten zugeteilt. Der Kanton Zürich zählt 431 000 Einwohner; der als Beispiel angeführte Wahlkreis, wo die Konservativen allein bei den letzten Reichstagswahlen über 50 000 Mark ausgaben, gewiß viel weniger als die Hälfte. (Man muß hier freilich die amtlichen Kosten und die Ausgaben der einzelnen Parteien unterscheiden. Diese sind in der Berechnung für Zürich nicht berücksichtigt.) Die Einrichtung des Referendums würde übrigens den Anreiz zu übermäßigen Geldaufwendungen bei den Parlamentswahlen durch die Parteileitungen verringern; denn das Referendum verringert den Wert einer Parteiherrschaft zwischen den Wahlen, indem es jede wichtige Entscheidung von einer Volksabstimmung abhängig macht; es drückt dadurch natürlich auch den Preis herunter, den diese oder jene Partei dafür zu zahlen bereit ist, ihr Glück bei den Wahlen korrigieren zu können. Das Referendum hebt ferner die Nachteile langer Legislaturperioden großenteils auf, so daß in Hinsicht auf die Kostenfrage jedenfalls seine Einführung der vielfach geforderten Verkürzung gewöhnlicher Legislaturperioden von fünf auf drei Jahre vorzuziehen wäre.

Daß der Kampf um bestimmte einzelne Fragen, die bestimmte Interessen berühren, viel heftiger sein müsse, als der um allgemeine Gedanken und Aussichten, ist nicht einzusehen. Das Referendum zwingt zur Sachlichkeit. Um eine zur Volksabstimmung bereitstehende konkrete Frage kann sich kein Parteipolitiker mit Weltanschauungsphrasen herumreden. Je leichter aber der Wähler Klarheit über den Gegenstand eines Parteizwistes erlangen kann, desto weniger wird er sich zu unbegründeter leidenschaftlicher Erbitterung über die Absichten der Gegner verleiten lassen. Man fürchtet immer am meisten nur solche „Gefahren", deren Ursachen in ein geheimnis-

Digitized by Google

volles Dunkel gehüllt sind. Zur Verdunkelung natürlicher Interessengegensätze im politischen Leben ist aber alle Weltanschauungspolitik ebenso vorzüglich geeignet wie das Referendum zu ihrer Klärung. Das Referendum ist nach allem eher dazu angetan, politische Ruhe zu stiften als neue Unruhe. Dafür sprechen auch die Erfahrungen zum Beispiel in der Schweiz, von denen hier kürzlich gesprochen wurde. Daß es aber dazu dient, die Geister mit staatsbürgerlichen Fragen mehr zu beschäftigen als jetzt geschieht, wäre nur heilsam. Es ist immer noch besser, Hinz und Kunz nehmen an politischen Versammlungen teil, in denen sachliche Fragen von großer Tragweite erörtert werden, als daß sie in der Kneipe bei Alkohol und Nikitin auf „die Schwarzblauen" oder „die Roten" schimpfen, ohne sich mit den politischen Dingen selbst ernsthaft auseinanderzusetzen. Das Referendum erzieht.

Die Frage, wer bei uns entscheiden soll, wann das Referendum zu stellen sei, brauchte eigentlich keine gegenwärtige Sorge zu sein. Wo ein Wille ist ein Weg. Zu einem ganzen Referendum gehört unbedingt die Volksinitiative, die Bestimmung, daß ein Parlamentsbeschluß oder Regierungsakt der Volksabstimmung unterworfen werden muß, wenn eine bestimmte Anzahl von Wählern, die groß genug sein muß, um ein allgemeines Interesse für die Angelegenheit zu verbürgen, einen entsprechenden Antrag unterzeichnet. Jede noch so bescheidene Form des Referendums ist aber besser als der heutige Zustand. Wenn heute der Regierung ein Parlamentsbeschluß über eine sehr wichtige Frage nicht paßt, so muß sie das Parlament auflösen. Wieviel einfacher und gerechter wäre es, wenn sie nur die eine bestimmte Frage, in der das Parlament ihrer Ansicht nach versagte, einer Volksabstimmung zu unterwerfen brauchte! Man könnte das Referendum für alle den Staatsschatz über einen gewissen Betrag belastenden Gesetze, ebenso alle neuen Steuern und Anleihen obligatorisch machen, minder wichtige Angelegenheiten hingegen davon ausschließen. Man könnte ganz genau die Linie bestimmen, bis zu der das Referendum die Befugnisse des Parlaments einschränken darf, so daß es gar nicht an praktischen Bedenken zu scheitern braucht, wo es prinzipiellen nicht mehr begegnet. Einen Beweis für die Nützlichkeit des Referendums liefern auch die vielen langen Reden, die heute in den Parlamenten „zum Fenster hinaus" gehalten werden. Das Referendum müßte dahin wirken, daß in den Parlamenten weniger geredet und mehr praktisch gearbeitet würde. Die Parteiagitation würde dorthin verlegt, wo sie hingehört, in die Zeitungen und die Versammlungslokale, die, nebenbei bemerkt, nicht immer Wirtshäuser zu sein brauchen.

Die Wähler im weiten Reich sollten nicht genügend Gemeinschafts- und Verantwortungsgefühl für große allgemeine Fragen haben? Beweist denn nicht die rasch zunehmende Zahl internationaler Kongresse und Einrichtungen, daß im Gegenteil der Gesichtskreis des arbeitenden und denkenden modernen Menschen weit über die Grenzen ihrer Vaterländer hinausgreift? Unsre Volksvertreter wären jedenfalls die letzten, die dem breiten Volk Mangel an Verantwortungsgefühl vorwerfen dürften. Beispiel: Ihre

Digitized by Google

Gleichgültigkeit gegenüber der innigen und gemeinschädlichen Eintracht zwischen preußischem Fiskus und Kohlensyndikat. Um mit einem Beispiel zu schließen: Könnte eine Volksabstimmung darüber veranstaltet werden, ob der Staat helfen darf Bergherrnsäckel zu füllen oder nicht, die Antwort würde bestimmt und deutlich genug ausfallen.

Die bürgerliche Gesellschaft*

Vor vielen Jahren kam mir zum erstenmal etwas von W. H. Riehl in die Hand. Es war die kleine Geschichte von den Nothelfern, die auch bei Reclam erschienen ist. Mit schlichtem Humor erzählt dort der Verfasser von einem jungen Maler, der von einem frommgläubigen Ritter eingesperrt werden muß, damit er die gelobten Heiligen male. Daß es ohne eine kleine Liebesgeschichte nicht abgeht, die glücklich endigt, versteht sich von selbst. Der freundliche Ton, die mit großer Liebe gezeichneten Zustände alter Zeit waren es wohl, die mich am meisten anzogen, und so las ich dann mit ähnlichem Genuß die Geschichte vom Stadtpfeifer. Wieder die Schilderung ferner Zeiten mit einer Lebendigkeit, wie sie nur dem zu Gebote steht, der in fremden Zeiten zu leben, der sich mit seiner ganzen Seele in allerlei Menschen zu versenken weiß.

Dann vergingen wieder einige Jahre, mir war eine liebe Erinnerung an den freundlichen alten Herrn geblieben, der so schön zu erzählen wußte — denn alt mußte er sein, nicht sehr alt, aber jedenfalls schon abgeklärt und über die Stürme der Jugend hinaus. Nun las ich die erste wissenschaftliche Arbeit von ihm und wunderte mich, daß das auch „Wissenschaft" sei. Aber ich wußte, er sei Professor gewesen und einer der Begründer der Volkskunde; so mußte es denn Wissenschaft sein, trotzdem alles so freundlich und liebevoll erzählt wurde, als wenn es wieder eine kulturgeschichtliche Novelle oder eine Geschichte aus alter Zeit sei. „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" hieß das Buch. Darin plaudert der Verfasser über alles mögliche und spricht von der Vergangenheit, wie ein guter Reiseonkel, der in Konstantinopel oder in Athen war und nun in einem behaglichen Polsterstuhl seine Pfeife schmaucht, allerlei berichtet, und wohl gelegentlich ein Bildchen vorzeigt, das er mitgebracht hat, einen schönen Stein oder eine sonderbar geformte Kopfbedeckung. Dabei kennt er seine Leute ganz genau. Gleich liefen sie ihm weg, wenn er anfing: dies ist ein Turban, er wird in folgender Weise getragen .... Nein, er macht es ganz anders. Entweder erzählt er eine schöne Geschichte von einem Fest, bei dem er war und, wupp, zieht er den Turban hervor: so sieht das aus, oder aber er knüpft gleich an so ein Sächelchen allerlei schöne Berichte, bei denen man das Ding da vor sich erst genau ansieht und eine Unmenge bemerkt, was man nie vorher beachtet hatte. Ja, ja, so ein Reiseonkel.

Und so plaudert unser Reiseonkel über den Homannischen Atlas und über Volkskalender, über Nürnberg und kirchliche Parität. Er erzählt von den vier katholischen und von den vier protestantischen Kaffeehäusern und vielen andern Einrichtungen. Von Musik und Malerei berichtet er mit ebensoviel Vergnügen, wie vom son-

* „Die bürgerliche Gesellschaft". Von W. H. Riehl. 10. Auflage. Stuttgart, Cotta.

Digitized by Google

stigen Leben und Treiben, — wer wissen will, wie's denn eigentlich vor einigen hundert Jahren zuging im Deutschen Reich, der nehme sich Riehl her und lese ihn recht oft, er wird ihn immer mit Vergnügen aus der Hand legen. Nur eins darf man nie vergessen. Er ist ein lieber Onkel aus der vorigen Generation und hat so seine Eigenheiten. Seine Sympathien und Antipathien muß man mit in Kauf nehmen und beileibe darüber nicht lächeln, er nimmt es übel, und die Geschichten wollen einem dann nicht mehr so ganz gefallen.

So muß man's auch machen, wenn man ihn von der bürgerlichen Gesellschaft erzählen hört. Wenn auch manchmal die Anschauungen Riehls einem nicht zusagen, so tröste man sich mit dem Wandel der Dinge und höre lieber zu, was er alles berichtet. Was er sich auch dabei denken mag, zu erzählen weiß er immer aufs allerbeste. Und er hat wohl recht gehabt, wenn er auch von seinen Gegnern Anerkennung zu finden hoffte, „in der treuen und liebevollen Hingabe, mit welcher er in die Erkenntnis des deutschen Volkslebens einzudringen gestrebt". Es sind Darstellungen, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden, und Riehl war sich dessen voll bewußt, daß es an der Grenzscheide einer alten und neuen Zeit war. So erzählt er uns von den Bauern und Adeligen, vom Bürgertum und vom neuen vierten Stand. Überall wird uns, wie dies einmal Riehls Art ist, davon berichtet, was jeder Stand aus der Vergangenheit mitgebracht habe und auch manchmal ein Blick in die Zukunft getan. Nicht die Parteien schildert uns das Buch, sondern die Menschen. Wir lernen allerlei Bekannte des Autors kennen, einen alten Bauern und einen jungen, einen Kaufmann und einen Aristokraten. Von den Großvätern und Urgroßvätern gibt's auch allerlei zu erzählen, wie die es getrieben und warum es die Enkel anders treiben, wem's wohl von beiden besser ging, wird dann gefragt und vom Autor in seiner Weise beantwortet. Die Mannigfaltigkeit des Lebens wird uns vorgeführt, mit den vielfachen Verschlingungen der Interessen und Lebensgewohnheiten. Aber nie wird der Autor durch Kleinliches festgehalten, überall bricht sein Sinn für die großen Zusammenhänge durch, überall sieht man den Denker, der ein Volkstum begreifen will.

Riehl hat denn auch überaus anregend gewirkt. Leider hat man aber gerade das Beste an ihm nie recht nachzuahmen vermocht. Zwar die wissenschaftliche Volkskunde blüht, und auch die politische Reflexion ist genügend entwickelt, aber diese Verbindung von Liebe zu allen Einzelheiten des Seins und ihren Ursachen mit dem Sinn für die höheren Fragen der Menschheit und Gesellschaft kann nicht erlernt werden, sie ist ein Talent, dem künstlerischen verwandt. Und da sich noch immer kein Jünger des großen Meisters gefunden hat, der vom Standpunkt der modernen Zeit wieder allen, groß und klein, die deutsche Vergangenheit so wie Riehl zu zeigen vermag, so nimmt man immer wieder seine in ihrer Art klassischen Werke zur Hand, von denen die meisten mehrere Auflagen, „Die Familie" zum Beispiel deren zwölf, erlebten. Am berühmtesten ist seine „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik", von der der erste Band „Land und Leute", der zweite „Die bürgerliche Gesellschaft", der dritte „Die Fa-

Digitized by Google

milie", der vierte „Wanderbuch" betitelt ist. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Werk. Von vielen der Riehlschen Bücher sind bereits Schulausgaben erschienen. Hoffen wir, daß dieser Autor der Jugend nicht verleidet werde, wie dies leider auf dem Wege der Schule so vielen Schriftstellern ergangen ist. H. O.

Drüben in Frankreich

Für die wenigsten gehört es heute noch zu den Ereignissen, eines fremden Volkes Art und Wohnstatt kennen zu lernen. Zählt dieses Volk noch gar zu den europäischen, zu den zivilisierten, so schiebt sich gleich der feine graue Schleier moderner Kultur vor das Auge, hinter dem sich auch die überraschendsten Farbenwunder ausnehmen wie eine nunmehr schon zu oft gesehene Alltäglichkeit. Der Berliner ist auch gar zu schnell in Paris, der Pariser gar zu schnell in London. Sollte das bißchen Land, das zwischen diesen Städten lebt und atmet, und über das die geölten Schnellzugräder so spielend rasch hinrollen, wirklich noch dasjenige Maß von Eigenart und Verschiedenheit haben, das dem abenteuernden Deutschen vergangener Jahrhunderte Fußreisen von jahrelanger Dauer genußreich erscheinen ließ?

Kürzlich las ich von einem mittelalterlichen Scholastiker, daß er in London, Köln, Paris und Bologna doziert habe. Berührte mich das schon seltsam, trotz dem deutsch-amerikanischen Professorenaustausch von heute, so war ich noch mehr verwundert, als ich auf dem Marktplatz von Reims mitten unter dem südlich wirkenden Horizontalismus der französischen Häuser der letzten Jahrhunderte plötzlich drei spitzgegiebelte Bauten sah, die mit dem Holzwerk ihrer vorgekragten Stockwerke, überhaupt in der ganzen Art wie sie dastanden und lustig in die Welt schauten, einen schlagend „deutschen" Eindruck machten. Aber: ein halbes Dutzend Menschenalter später — und kein französischer Universitätslehrer ging mehr nach Deutschland, und in den Städten seines Vaterlandes, wo sich die Deutschen ehemals hatten heimisch finden können, baute man nach einer neuen Weise, die von Italien herübergekommen war, und der man sich ganz anders beugte, als die hartnäckigeren Germanen taten. Die hatte nun nichts mehr gemein mit den spitzgegiebelten, von gotischem Zierat naiv übergossenen Häusern der Altvordern oder jenen im Abendlicht von geheimem Leben flimmernden Kathedralen, die halbvergessen auf schlechten Plätzen standen. Seit jenen Tagen des Mittelalters haben sich wie die französische so überhaupt die westeuropäischen Kulturen gefestigt, sie sind unter sich verschiedener geworden, und der Deutsche, der heute eine französische Provinzstadt durchwandert, fühlt, wieviel Nachsinnen und Verstehn all diese ihm so fremden Erscheinungen erfordern, ehe er unter ihnen herumgehen kann wie unter Bekannten.

Es ist schon oft betont worden, daß nichts mehr geeignet ist, einen richtigen Begriff von dem Lebensgefühl eines Volkes zu geben als die Architektur. Von allen Kunstgattungen kommt in ihr, weil sie persönlichen Einflüssen am wenigsten unterworfen ist, der Gesamtcharakter der Nation zum reinsten Ausdruck. Ich erinnere mich hierzu, daß Wölfflin, als er einst in einer seiner Vorlesungen über dieses Thema sprach, darauf hinwies, wie sehr die schriftlichen Denkmale vergangener Zeiten den verschiedensten Deutungen ausgesetzt und infolgedessen durchaus nicht als die klarsten Vermittler des damaligen Kulturgefühles zu dienen imstande

Digitized by Google

seien. Wer aber vor einem alten Bauwerk stehe, der könne sich der Sinnfälligkeit seiner Absichten nicht entziehen. Das ist wahr. Ich kann eine Dante- oder Parsivalstelle so oder so auslegen, ich kann sie so oder so übersetzen, die Sprache der Steine aber ist überall dieselbe.

Als ich die erste französische Stadt betrat — es war Verdun —, hatte ich das Gefühl, nunmehr alles Germanische hinter mir zu haben. Die Häuser machen den Eindruck bewußter Regelmäßigkeit. Dächer liebt man nicht, denn man hält sie trotz ihres schönen Ziegelrots soweit flach, daß man von der Straße kaum mehr als das Gesimse zu sehn bekommt. Infolgedessen erhält die Straße eine leichte Überschaubarkeit, die noch dadurch gehoben wird, daß jedes einzelne Haus bemüht ist, sich seinem Nachbar anzugleichen und nicht durch Erker oder sonstige Vorbauten das Geradlinige des Bildes zu durchbrechen. Das ist romanische Kultur. Der Deutsche, der durch diese Straßen geht, wird sich gelangweilt finden. Er wird zugestehn, daß jedes Haus geschmackvoll ist, oder wenigstens, daß keines, wie so oft bei ihm daheim, geradezu geschmacklos genannt werden kann — zugleich aber wird es ihm scheinen, als wenn in jedem dieser glatten Bauten nur ein Herr Jemand wohne und nicht ein Herr Ich, Herr Ich, der nun einmal stets zu sagen pflege: Wenn hundert andere so bauen, dann baue ich anders. Gewiß, er spreche halb im Trotz, im Eigensinn, oder wie man's nennen wolle, aber er könne das auch. Denn dieser Trotz, dieser Eigensinn stamme aus einer Quelle, deren sprudelnde Überfülle alles rechtfertige — der Phantasie. So ungefähr wird der Germane angesichts der französischen Städte denken. Und das ist wahr: man durchwandre eine deutsche Stadt der achtziger, neunziger Jahre, also aus unserer schlimmsten Zeit, man wird dann vom Schaden des Eklektizismus Bände reden können, ja, aber man wird auch feststellen müssen: daß wenigstens der Wille da war, individuell zu bauen. Noch etwas anderes ist es, was uns die französische Stadt so kühl und fremd erscheinen läßt. Ich möchte es den Drang zum Feinscheinen nennen. Er ist allen Romanen gemein.

Sogar auf den Dörfern baut man die Dächer so flach wie nur angängig, um eine möglichst hoch wirkende Frontmauer zu erhalten, in die man, unbekümmert darum, daß Stall, Scheune und Wohnraum in einträchtlicher Gemeinschaft dahinter liegen, Türen und Fenster so regelmäßig einschneidet, als handle sich's um den Sitz eines Landedeln. Auch wir waren ja nach der Gründerzeit auf diesen Weg geraten, aber wir verlassen ihn doch mehr und mehr, und auf unsre Dörfer hat er noch kaum geführt. Bei uns bekennt sich doch auch der Bauer in seinen Häusern noch oder wieder als Bauern: Scheune, Stall, Wohnraum stehen da als das, was sie sind. Wie behaglich nicht nur, wie kraftvoll auch wirkt das auf uns, wenn wir aus Frankreich kommen! Wirken auch unsre Städte jetzt wieder, nachdem uns daheim die „Palastfenster- und Flügeltür"-Periode vergangen. Wissen wir unsern Landbewohnern eigentlich zu danken, daß sie als die einzigen das eigentlich germanische Architekturgefühl in diese moderne Zeit hinübergerettet haben? Was nunmehr der künstlerische Grundsatz unserer Tage ist: „Alles Absichtliche in der Erscheinung auszulöschen und zu wirken wie die organische Natur selbst", das lebte in den bescheidenen Hütten unsrer Dörfler von Anbeginn. Erst in Betrachtung roma-

Digitized by Google

nischer Bauweise geht uns ganz auf, wie recht man daheim tut, wenn man wieder in den anheimelnden Villenvierteln auch der Städte Dächer, Erker und Fachwerkwände an die ehrliche Formensprache des platten Landes erinnern läßt. Der Franzose kann keine Villa bauen. Was er so nennt, ist entweder etwas Schloßähnliches oder ein Konglomerat von Motiven, die allenfalls den Vorlagen unsrer Ankersteinbaukasten die Wage halten. Es wohnt ihm die Liebe zur Natur nicht in demselben Maße inne wie dem Deutschen, diese Liebe, die das erste Erfordernis ist, um einen gesunden Villenbau zustande zu bringen. Wir verlangen ja, daß ein solcher Bau mit dem umgebenden Stück Welt einen harmonischen Zweiklang ausmache, daß er dabei in der Nähe der Städte das Städtische nicht verleugnen, also wie ein Erzeugnis der Natur und des Bodens, auf dem er steht, wirke und mithin nicht zuviel von Kunstform an sich habe. Das versteht der Franzose nicht, und wenn er's verstünde, die Sucht zur Repräsentation würde ihn behindern. Wenn schon der Bauer sein bißchen Hütte nicht von innen heraus baut, sondern zuerst den Eindruck der Außenseite erwägt, wie sinnt erst sein besser gestellter Landsmann darauf, ein großtuerisches Gebaren über seine Mäuerchen zu breiten! Die große Geste hindert ihn auch daran, naiv zweckmäßig aus dem Bedürfnis zu gestalten, und daher mannigfaltig und ungewöhnlich frisch. Er muß regelmäßig, er muß symmetrisch bleiben. Die Erbschaft der italienischen Renaissance, die er so eilig angetreten, hat ihm zugleich die enge Einseitigkeit eingebracht, Formschönheit fast nur in der Regelmäßigkeit sehen zu können. Und im Regeltum, denn die Formen dieser Renaissance sind, wenn auch der französische Geist seinen leichten Schaum darüber gegossen, noch immer Konvention und nur Konvention. Keine Säule, der man nicht ansieht, woher sie stammt.

Daß es einmal anders war, ist schon gesagt. Der Deutsche, der sich zwischen den glatten, von regelmäßigen Fensterreihen eingeschnittenen Straßenzeilen französischer Städte müde gelaufen hat, bleibt auf einmal vor einer gotischen Torburg oder Kathedrale stehn, als berührte ihn ein Hauch von daheim. Falls das in einer der nordfranzösischen Städte geschieht, von denen aus ja der gotische Stil seinen Triumphzug über die christlichen Länder angetreten hat, und wendet er nun seine Blicke den Vorübergehenden zu, seltsam, so meint er auch in ihnen etwas von seinem Wesen und seinen Lebensgefühlen wiederzufinden. Er meint es, denn wie über jene gotischen Denkmäler Jahrhunderte ganz andern Wollens und anderer Wertungen hinweggezogen sind, so ist auch in diesen Menschen der Romane mit Italiens Hilfe wieder auferstanden, um dem fränkischen Barbaren, der einst in sein Blut einzudringen und es zu meistern gewagt, das Stimmrecht zu nehmen.

Auf der Heimfahrt grüßten die roten Dächer der letzten französischen Dörfer in mein Abteil hinein, im düstern Abendrauche als ein einziger Komplex großer Linien. Haus an Haus gebaut in langer Zeile, fast keins über das andre hinausragend, keins durch ein Eigenleben das gesamte Leben störend, so also unter einer einzigen weiten, schützenden Dachspreite — es war ein Eindruck ungemeiner Großzügigkeit. Ich erinnerte mich nicht, wie phantasielos sie am Tage auf den Durchwandernden wirken konnten, wie oft ich selbst spottend gesagt

Digitized by Google

hatte, sie beweisen lediglich, daß sich das Prinzip der Gleichheit auch in Steinen überzeugend predigen lasse. Ich wollte mich nicht daran erinnern. Ich dachte nur immer daran, daß wir nichts von den Romanen zu lernen hatten, außer einem: das Kleine dem Großen unterzuordnen, beim Schaffen von Einzelheiten immer den Gesamteindruck im Auge zu behalten und nicht der Winkelromantik das Wort zu reden. Aber dieses Eine einmal recht zu fühlen, auch das schon war einer Reise wert.

Bernhard Siepen

„Mann und Frau auf der Reise,

dieses kostet 1 + 1 = 3 mal soviel, als wenn der Mann allein reist. Das Exempel stimmt nicht? Aber jeder, der's ausprobiert hat, weiß, daß die Sache stimmt, und sogar Reisebuchverfasser sagen ernstgefalteten Angesichts: »Wer mit seiner Dame reist, muß dafür nicht den doppelten, sondern den dreifachen Kostenbetrag einsetzen.«

Woran liegt das? Erstens einmal kann das zarte Weib die zwanzig, ja zweihundert Schritte zum Hotel natürlich nicht laufen, sie muß sich, so schwer ihr's ankommt, im gasthäuslichen Omnibus raddern lassen. Zweitens: sie kann nicht dritter Klasse fahren, auch wenn das der Gatte (selbstverständlich nur der Hitze oder des Volksstudiums wegen) tut — denn, o Gott, sie könnte dort neben einen zu sitzen kommen, neben den sie sich doch sonstwo niemals setzen würde. Drittens: sie hat ja ihr Gepäck! Nämlich: der Gatte, der braucht keins, aber ist es nicht eine Unmöglichkeit, daß eine Dame ohne Radhut (den man doch im Abteil nicht mithaben kann) und ohne Toilette, also sozusagen bloß im Kleid zum Essen gehe? Viertens, fünftens, xtens . . . ach, wie viele Gründe gibt es, aus denen der Gatte auf das Wesentlichste spart, wenn er auf der Reise für seine Frau sehr viel mehr ausgibt, als für sich selber! Bezweifelst du das, verheirateter Freund, so wird deine Gattin dir unwiderleglich beweisen, wieviel zum Beispiel an Toiletten ruiniert würde, wenn man sie nicht pfleglich transportierte oder gar daheim den Motten überließe. Und nur eines ist merkwürdig: kein Mann reist so billig, wie eine allein reisende Dame. Wenn du dich bei der nächsten Alleinreise von der letzten Gemeinsamkeitsreise finanziell erholen willst, so frage nur bei edeln Frauen an. Sie wissen alles, was billig macht, und könnten dich selbst die schmalsten Saumpfade führen, die beispielsweise um Trinkgelder herum geleiten."

Also sprach der Verleumder. Deutsche Frau, die Ferien sind da. Wenn du auf Reisen bist, so widerlege ihn durch die Tat!

Die „Arbeitsschule" auf der Pfingstversammlung des Deutschen Lehrervereins

Wohl selten hat ein pädagogisches Thema die Gemüter so erregt wie der Streit um die „Arbeitsschule". Eine Hochflut literarischer Erzeugnisse überschwemmte in den letzten Jahren den Büchermarkt; eine Unsumme von Versammlungen und Kongressen bemühte sich um die Lösung des strittigen Problems. Man konnte keine pädagogische Zeitschrift mehr in die Hand nehmen, ohne auf ein leidenschaftliches Für und Wider zu stoßen. Und trotz aller Preßfehden und trotz aller Verhandlungen und Ausstellungen überall Verwirrung und Gegensätzlichkeit!

Digitized by Google

Als mir der Geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Lehrervereins die Aufgabe stellte, einen Vortrag über die Arbeitsschule auf der diesjährigen Pfingstversammlung in Berlin zu halten, nahm ich mir vor, mit aller Kraft darauf hinzuarbeiten, daß größere Klarheit in die Problemstellung selbst gebracht, daß das Gepränkel der Parteien endlich einmal zur Entscheidung geführt würde. Beides konnte nur dadurch erreicht werden, daß jenes nimmerruhende Gezänk um das Wort „Arbeitsschule" ausgeschaltet und statt dessen auf die Durchbringung des gesamten geistigen Inhalts der großen Reformbewegung hingearbeitet würde.

Dies war wiederum nur dadurch möglich, daß man nicht einzelne Teilfragen in ihrer Isoliertheit und Gegensätzlichkeit erörterte, sondern in ihrem inneren Zusammenhang, in ihrer gegenseitigen Bedingtheit. Nur so konnte der relative Wert der Einzelforderung kritisch erwogen und einwandfrei festgestellt werden. Nur so vermochte man alle Extreme in ihrer Unnatur zu kennzeichnen und auf das rechte Maß zurückzuführen.

Denn darüber war ich mir von vornherein klar, daß Übereinstimmung nur in den Grundideen, in den leitenden Reformgedanken, erreicht werden konnte, nicht in den einzelnen Gestaltungsversuchen, die noch gar nicht zum Abschluß gelangt waren. Über die praktische Verwirklichungsweise jener Leitideen kann nur die Praxis selbst die rechte Entscheidung bringen. Hier ist nicht eine tausendköpfige Menschenmenge die geeignetste Körperschaft und nicht der Zirkus Schumann in der Reichshauptstadt das trefflichste Lokal; hier entscheidet nur die Tat des einzelnen draußen in der stillen geistigen Werkstatt seiner Schule.

Was ich kaum zu hoffen wagte, ist gelungen: Die deutsche Lehrerschaft hat sich fast einstimmig für die Arbeitsschule entschieden. Sämtliche Thesen wurden unverändert angenommen. Die deutsche Lehrerversammlung erklärte sich damit für eine „Arbeitsschule", „die darnach strebt, die Arbeit in den Dienst der geistigen Bildung zu stellen, einen wünschenswerten Ausgleich in der Pflege der seelischen Kräfte und der Sinnesorgane herbeizuführen und mehr als bisher dem inneren Erleben, der Lust zum körperhaften Gestalten, der kindlichen Selbsttätigkeit und Eigenart gerecht zu werden". Manuelle Tätigkeit nur um der Handgeschicklichkeit willen und im Hinblick auf einen späteren Beruf wurde abgelehnt. Desgleichen Handfertigkeitsunterricht als beziehungsloses Fach. Es hatte, wenn man von dem einen Münchner Gewerbelehrer absehen will, keiner der zu Worte gekommenen Debatteredner Lust, eine Lanze für den „technischen Lehrer" zu brechen, wie ihn Dr. Kerschensteiner auf der Dresdner Tagung des Bundes für Schulreform im Oktober vorigen Jahres konstruiert und gefordert hatte. Die Handfertigkeitler oder Manualisten erfuhren eine glatte Ablehnung.

Das bedeutet für die große Schulreform selbst zweifellos einen Gewinn und einen Fortschritt; denn nun ist die Bahn frei für wirkliche Arbeit. Es bedeutet jedoch zugleich eine natürliche Einschränkung der Reformversuche innerhalb der berechtigten Forderungen. Die extremen Vertreter des Manualismus werden sich klar darüber werden müssen, daß sie ihre Forderungen nur dann vor Verirrung bewahren können, wenn sie die durch die

Digitized by Google

Eigenart des Kindes, durch die Psychologie der einzelnen Unterrichtsfächer und durch die notwendigen Bedingungen des schulischen Lebens gegebenen Schranken berücksichtigen. Wo man diese Schranken übersieht im Eifer für das neue Evangelium, wo man sie niederrennt in der Hast der Vorwärtsbewegung, da schafft man dem gesunden Reformgedanken selbst die schlimmsten Hindernisse. Die Manualisten haben ihre erfolgreichsten Gegner in den eignen Reihen.

Was meine Ausführungen in Berlin vor allem zu bieten suchten, war eine breitere und gleichzeitig tiefergehende Fundamentierung der Gesamtreform: die Festigung des philosophisch-pädagogischen Unterbaus, auf dem nun jeder einzelne je nach seinen Verhältnissen, je nach seinem Vermögen sich seine „Arbeitsschule" zurechtzimmern kann, ohne gegen die natürlichen Bedingungen jedes gesunden pädagogischen Fortschritts, ohne gegen die Verankerung der pädagogischen Maßnahmen im gesamten Kulturleben der Gegenwart zu verstoßen.

Nach der Zustimmung, die meine Ausführungen in der großen Versammlung fanden, wage ich zu hoffen, daß die Zeit der allgemeinen Klärung nicht mehr ferne ist. Ob der gesunde Geist der „Arbeitsschule" sich zum Leben durchringen wird, das können freilich nur künftige Taten erweisen.

Ernst Weber

Reisekollegien

Trotz seiner Mißgriffe auf dem Gebiet des Unterrichtswesens hatte das achtzehnte Jahrhundert dennoch manche Einrichtungen, die der Ausbildung der Gesamtpersönlichkeit überaus förderlich waren. Man konnte damals weit häufiger als heute als Ganzes von einer bedeutenden Persönlichkeit gebildet und erzogen werden. Obgleich dies Zeitalter auf äußeren Schliff und zeremonielles Wesen oft viel Gewicht legte, fand es an skurrilen und sonderbaren Naturen nicht selten großes Wohlgefallen. Die Hofmeister, welche man in wohlhabenderen Kreisen den Kindern hielt, waren oft abenteuerliche Gesellen, die in recht käuzischer Weise die Welt betrachteten. Heute können solche Naturen als Lehrer im Rahmen einer Schule keine oder nur eine geringe Wirkung ausüben, damals konnten sie sich mit der ganzen Wucht ihres jugendlichen Talents auf ihre Zöglinge werfen, sehr oft zu deren Schaden, aber oft auch zu ihrem Glück. So wurde durch Menschen von höherer geistiger Begabung in weite Kreise der Bevölkerung ein Zug von freierer Lebensauffassung getragen. Diese jungen Studenten, Magister und Lizentiaten förderten den Sinn für eine bewußtere Betrachtung der Welt. Sie waren nicht selten die Begleiter auf Reisen. Sie arbeiteten die Pläne aus und bereiteten auf die Reisen vor. Und hatten sie schon keinen Erfolg bei ihren Schülern, so eröffnete sich ihnen selbst die Möglichkeit, mancherlei sehen zu können, das man verständig besprechen mußte.

Waren die Reisen größer und nahm man sie ernster, so besuchte man wohl eins der Reisekollegien, die im achtzehnten Jahrhundert an den Universitäten gelesen wurden. In ihnen lernte man Länder in ihrer Gesamtheit kennen. Ein Lehrer entwarf ein Bild der wirtschaftlichen, geographischen und kulturellen Verhältnisse. War er ein Mann von Geist, so gewann man dabei mehr, als wenn man eine größere Zahl Kollegien verschiedener Fachleute besucht hätte.

Digitized by Google

Die Fachkenntnisse sind ja zuweilen leichter zu erwerben, als zu verknüpfen. Aber Einzeltatsachen kann man sich in guten Büchern Rats holen, aber alles miteinander verbinden, aus den einzelnen Teilen ein Ganzes schaffen, dazu bedarf es besonderer Begabung, und jeder Ratschlag in dieser Hinsicht ist von größtem erziehlichen Wert. Wir beginnen dies alles leider erst sehr langsam einzusehn. Unsre trefflichen Reisehandbücher bringen meist nur eine Summe von Einzelheiten, die Belehrung durch die Schule bietet wenig.

Die Versuche, Universitätsreisen zu veranstalten, haben an die Stelle des Reisekollegs die Reisefachkollegien gesetzt. Nun ist es sicher sehr förderlich, von Fachmännern Erläuterungen zu bekommen, auch wenn sie nur eben Fachmänner sind. Es wäre aber zuweilen für den heranwachsenden Menschen noch weit förderſamer, von einem tüchtigen Manne geführt zu werden, der eine vielseitige Bildung mit Fachwissen auf einem oder mehreren Gebieten vereinigt. Die Persönlichkeit des einzelnen gewinnt so weit mehr. Leider läßt sich derartiges schwer als Institution dauernd schaffen, wohl aber könnte man es fördern, wenn man geeignete Menschen mit einem Kreise junger Leute gemeinschaftlich Reisen unternehmen ließe, um diese zu bilden, ohne daß ein bestimmter Zweck ins Auge gefaßt würde. Universitätsprofessoren könnten mit ihren Studenten, die Leiter von Arbeiterkursen mit Arbeitern solche Reisen unternehmen. Dies tut uns not.

Freilich müßten wir uns davor bewahren, durch Schablone und gravitätischen Ernst alles zunichte zu machen. Vor mir liegt ein philosophisches Lexikon aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Darin heißt es über das Reisen: „Daß man fremde Länder besiehet, ist eine Sache, welche schlechterdings weder zu tadeln, noch zu loben. Denn man hat aus der Erfahrung, daß solches manchem nützlich, manchem schädlich, wenigstens nicht ersprießlich gewesen, welches alles von dem Gebrauch desselben, ob er vernünftig oder unvernünftig angestellet wird, dependieret. Wer vernünftig und also klüglich reisen will, muß hauptsächlich sein Absehen, so er dabei hat, überlegen und die zu demselben dienlichen Mittel nicht nur aussinnen, sondern auch geschickt applizieren; im Fall aber, daß es ihm an solcher Geschicklichkeit fehlen sollte, jemand bei sich haben, der ihm darin an die Hand geht. Das gemeine Absehen bei Reisen soll gemeiniglich darinnen bestehen, daß man die Welt kennen lerne, das ist, die Völker in ihren Sitten, Gewohnheiten, Aufführungen betrachtet, und alles gehöriger Maßen zu seinem Nutzen anwendet ... Vor der Reise hat derjenige, so reisen will, zu sehen, teils auf die Beschaffenheit seiner Seele, was deren natürlichen Zustand, und die durch Fleiß bereits erlangte Geschicklichkeit betrifft ... teils auf die Beschaffenheit seines Leibes, in Anschauung dessen sich nicht ein jeglicher zu Reisen schikket, und dazu auf die Beschaffenheit seines Vermögens, indem man bei diesem Zustande mit Geld muß versehen sein.“ Wie weit ist es doch, anderthalb Jahrhunderte zurück! Wie fremd ist uns Sprache und Geist, die wir hier vernehmen! Und doch sieht zwischen den pedantischen Zeilen auch für uns noch dies und das heraus, das beweist, wie manche Forderung des guten Menschenverstandes immer

Digitized by Google

wieder gestellt werden muß, weil sie immer wieder überhört wird. H. O.

Vom rechten Rasten

Ich lehnte in der Tür der Alpenhütte und schaute hinüber zu den Gipfeln des Montblanc, die sich unweit über grünen Vorbergen mit blendenden Firnen vom tiefdunkelblauen Himmel abhoben. Die Wandergenossen waren vor Tagesgrauen weitergestiegen, ich hatte hier bleiben müssen, beschäftigungslos und mutterseelenallein. Ein harter Gedanke für einen, der an Gesellschaft und Tätigkeit gewöhnt ist. Und doch: neun Stunden waren schon vergangen, und ich hatte mich noch keinen Augenblick gelangweilt. Tatenlos stand ich, saß ich, lag ich auf dem vegetationslosen Felsgestein. Aber ein stilles, seliges Gefühl der Zufriedenheit erwärmte mich von innen heraus, ein Gefühl des Glücks, dem kaum ein anderes gleicht, ein Gefühl, das ich mir vorstellen kann nur beim Aufenthalt in freier Natur mit all ihren Schönheiten und Wundern.

Wenn wir allen, die wir durch unsere Organisationen zum Wandern anregen, dieses stille Jubeln in die Seelen gießen könnten, wir gäben ihnen eine Gabe von unschätzbarem Werte. Können wir's? Warum habe ich selbst in der Jugend dieses Gefühl zum mindesten nicht in voller Kraft verspürt?

Naturgefühl will ich's nennen, denn es ist nicht etwa nur die Freude an der Schönheit der Natur. Wie da oben habe ich's auch schon erlebt im Tal und in den Wäldern unserer deutschen Mittelgebirge und in der Ebene. Mir kommt es sogar vor, als fände es in einer kleinen, ruhigen Landschaft leichter seinen Weg zum Herzen. Es ist also auch nicht Ehrfurcht und Anbetung vor der Majestät einer besonders großen Gewalt der Natur. Es hört auch nicht bei „schlechtem" Wetter auf. Ich bin schon im Nebel und Regen gewandert, im Frühlingsschneeschlicker und im Herbststurm und hatte die Seele voll Freude. Überhaupt ist Genuß ein roher Ausdruck für dies feine Glück.

Warum ist in der Jugend dieses Naturgefühl so selten oder gar nicht da? Ich glaube: Weil sie ihm durch allerlei andre Interessen den Eintritt in die Seele wehrt. Solange ich noch Freude daran empfand, die Baedekerzeiten aufzuholen, solang ich noch darauf ausging, Neues und Ungewöhnliches zu sehen und zu erleben, waren diese Feierstunden selten.

Was ist hier Ursache und was ist Folge? „Rennt" die Jugend, weil sie kein Naturgefühl hat, oder kann sie kein Naturgefühl haben, weil sie „rennt"? Die Frage wird sich kaum entscheiden lassen, genug, wenn wir wissen, daß eine Erscheinung mit der andern immer Hand in Hand geht.

Bringen wir das junge Volk dazu, einmal vom Hasten und Jagen nach Rekord und Neuheit zu lassen, vielleicht, daß dann die Natur selbst an die Herzen pocht. Freilich, solang das eigene Kraftgefühl sich austoben will, ist das schwer. Also strengt die Jugend an, strengt sie tüchtig an, so lange, bis sie selbst nach Rast verlangt. Dann aber fordert Gottesfrieden für die Rast. Wenn Hunger und Durst gestillt sind und damit die Ermattung überwunden ist, dann verhindert Spaß und Allotria, die bei der Rast am häufigsten gedeihen, dann zwingt einmal zum Stille-, wenn irgend möglich zum abgesonderten Fürsichliegen und nötigt die schwatzlustigen Schnäbel zum Schweigen. Wenn der junge Mensch anfängt sich zu langweilen, dann fängt er auch an,

Digitized by Google

Augen und Sinne aufzutun für die Natur. Und am Abend fragt die Wanderer, wem's nicht gefallen hat. Denen es nicht behagte, die laßt mit andern anders wandern, möglich, daß viele Menschen für solches Naturgefühl überhaupt unfähig sind. Aber denen es gefallen hat, die merkt euch: das werden die rechten Wanderer, die beim Wandern nicht bloß Erholung, die bei ihm Glück einsammeln.

Die rechte Art zu rasten, ist vielleicht schwerer beizubringen, als die rechte Art zu wandern.

Fritz Eckardt

„Näher, mein Gott, zu Dir"

Mitunter — verehrliche Leser, verzeihen Sie — kommt es mir vor, als wenn derjenige von Ihnen, der natürlich bei persönlicher Aussprache immer anwesend und also ausgenommen ist, wirklich nicht ganz weiß, was er will, wenn er sich beschwert. Wir brachten unter „Anzeigen als Anzeichen" den Ausschnitt aus einer Varieté-Annonce, in der angezeigt wurde, daß in einem „Grand Café Central und Bar" „von meiner renommierten Kapelle" unter ihrem „bekannt großen Repertoir" „unter anderem auch täglich der Choral Näher, mein Gott zu dir" „zum Vortrag gelange". Und jetzt beschweren sich einige darüber, daß die Ausgaben dieses Chorals im nämlichen Kunstwartheft selbst angezeigt wurden! Ja, warum sollen sie denn nicht angezeigt, verbreitet, gespielt werden? Gibt es keine Zimmer zu stillen Gedanken und ernster Kunst, in denen ein Klavier steht, gibt es keine Konzerte ernster Art in ernstem Raum? Daß sogar ein Choral für ein Tingeltangelprogramm tagtäglich als Zugmittel benutzt werden kann, wenn er durch ein furchtbares Unglück „sensationell" geworden ist, das ist bei der „Anzeige" das „Anzeichen", wegen dessen wir sie abdruckten. A

Dieses „Reiseheft"

wollen die Leser mit anderm Maßstab messen als die sonstigen Hefte des Kunstwarts. Es bringt von Aktuellem und überhaupt von nicht ins „Reisemäßige" Einschlägigem nur das Allerunentbehrlichste, um für die eigentlichen Reisethemen mehr Raum zu behalten. Wir haben früher davon gesprochen, weshalb wir alljährlich ein Reiseheft herausgeben möchten und können uns heute wohl darauf berufen. Nur dürfen wir noch daran erinnern, daß auch unsre Reisehefte selbst sich gegenseitig ergänzen.

Unsre Bilder und Noten

Die farbige Radierung von T. François Simon gehört wie irgend etwas gerade vor ein „Reiseheft", denn sie predigt mit feiner Zunge: achtet nicht nur auf die architektonischen und sonstigen künstlerischen „Berühmtheiten"! Vielleicht ist das Sich-Emanzipieren vom Angesternten eine der ersten Gescheitheiten guter Reisekunst. Einen Nachteil hat ja bei allen seinen wirklich gerade in einem Kunstwart nicht gut anzufechtenden Vorzügen alles, was da gemalt, gemeißelt oder auf einen Kunstzweck hin gemauert ist: es ist von andern Leuten gemacht worden. Seh ich mir aber, wie unser Maler, etwa den Prager Kohlmarkt an und zieh ich aus ihm ein Bild heraus, so

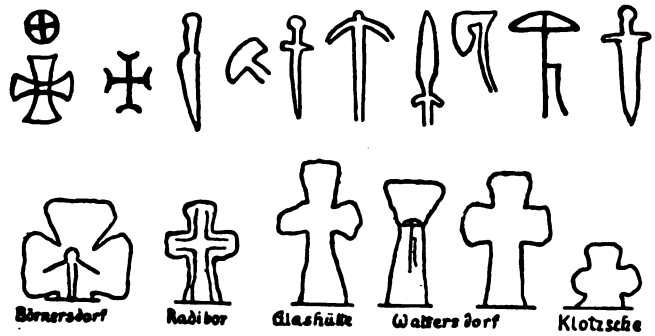
Digitized by Google

ist das meins, so habe die ganze Freude am Gestalten ich. Dabei ist gar nicht nötig, daß ich's auf Papier oder Leinwand bringe, meine Freude habe ich schon stark, wenn ich's nur selber sehe, finde, wenn ich's nur selber ersehe. Es schläft nicht nur ein Lied in allen Dingen, es schläft auch in ihnen allen ein Bild, und die Welt hebt nicht nur zu klingen, sondern sozusagen auch zu malen an, sobald unsre Augen findig wurden.

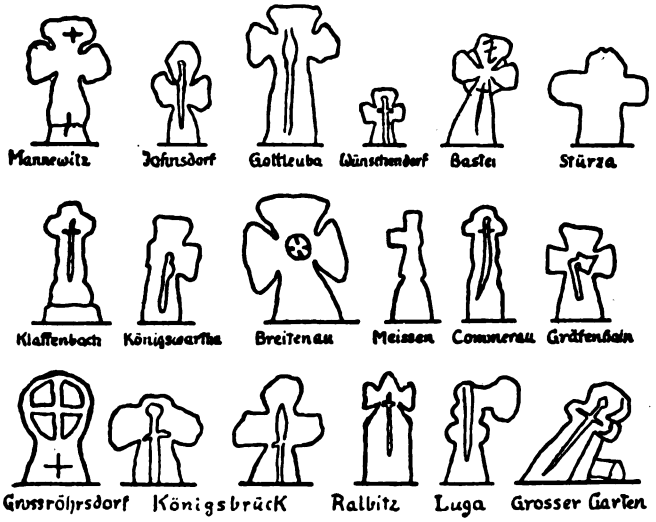
Der Zweiplattendruck nach dem farbigen Holzschnitt von Walter Klemm — soll der, fragt der Leser, etwa eine Illustration zu Francks Wanderung durch Japan sein? Das Blatt sieht nur deshalb japanisch aus, weil der Maler von den Japanern gelernt hat, denn die an allerhand Yeddo erinnernde Brücke steht wie manche ihr ähnliche Geschwister in Süddeutschland. Klemm ist Schüler der japanischen Kunst, nicht Nachahmer ihrer Weise, dieser Unterschied sei aber betont. Sobald wir über ein erstes Erstaunen und Erinnern weg wieder unbefangen geworden sind, finden wir nicht das Geringste mehr auf seinem Blatt, was unsachlich erschiene. Motiv, artistische Gestaltung und Stimmung — alles ist durchaus deutsch, und wer dieses im heurigen Frühsommer nur allzu germanische Regenwetter mit einem auf japanischen Farbendrucken vergleicht, wird den nationalen Unterschied sofort empfinden.

Gelernt haben von den Japanern ja viele, auch die Gravüre nach Joseph Stoitzner zeugt davon. Auch sie nur zu ihrem Vorteil, wie wir ja jetzt überhaupt bemerken können, daß die anfangs oft allzusehr „hingegebene" Schulung durchs Japanische mehr und mehr einer selbständigen Verarbeitung weicht, die auch energisch auszuscheiden weiß. Jeder kennt den Eindruck, der sich kurz vor dem Erreichen einer Vorhöhe bietet, wenn die großen Berg-Herren vom Hintergrunde über den festen Rücken herübergrüßen — das ist in hundert Abwandlungen gemalt, gezeichnet, radiert und photographiert worden. Auf unsrer Reproduktion erscheinen die Kontraste von Vorder- und Hintergrund nicht so stark, wie auf dem Originalholzschnitt. Das „Alpenglühen" ist schon im Erlöschen, die ruhige Dämmerung wächst auf.

Die Illustrationsbeilage mit all den alten Steinkreuzen gehört zu einem Rundschaubeitrage. Wir möchten auch an dieser Stelle noch bitten, auf solche alten Male mehr als bislang zu achten. Von den Merkzeichen, die auf ihnen vorkommen, setzen wir eine Reihe in Umrißlinien hierher. A



Digitized by Google



Unsre Notenbeilage bringt eine Probe aus der neuen noch unveröffentlichten komischen Oper „Das Hexlein“ von Julius Wachsmann. Die Handlung spielt noch halb im Mittelalter. Die drei Quästoren der Wiener Universität, lüsterne Frömmler, haben beschlossen, die hübsche Luis, die ihre Annäherungen zurückgewiesen hat, als Hexe zu kompromittieren. Es gelingt ihnen, einen armen Kandidaten aufzutreiben, der in lustiger Gesellschaft nach glücklichem Examen die Prüfungstaxe verzecht hat und darum nicht zum Doktor promovieren kann. Sie versprechen, ihm die Taxe zu stunden, wenn er — es ist Walpurgisnacht — durch den Kamin in Luisens Zimmer steigt, um sie bei ihrem Hexenwerk zu beobachten und wider sie zu zeugen. Es versteht sich von selbst, daß das Abenteuer einen anderen Ausgang nimmt, daß der Späher im Ofen zum Liebhaber wird und die Geschichte mit fröhlicher Hochzeit und schmählicher Blamage der Hexenschnüffler endet. Die hier mitgeteilte Szene schildert das Zubettgehen der Luis, während der Kandidat durch den Kamin in den Ofen schlüpft. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

WALTER KLEMM

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart — Joseph Stoitzner

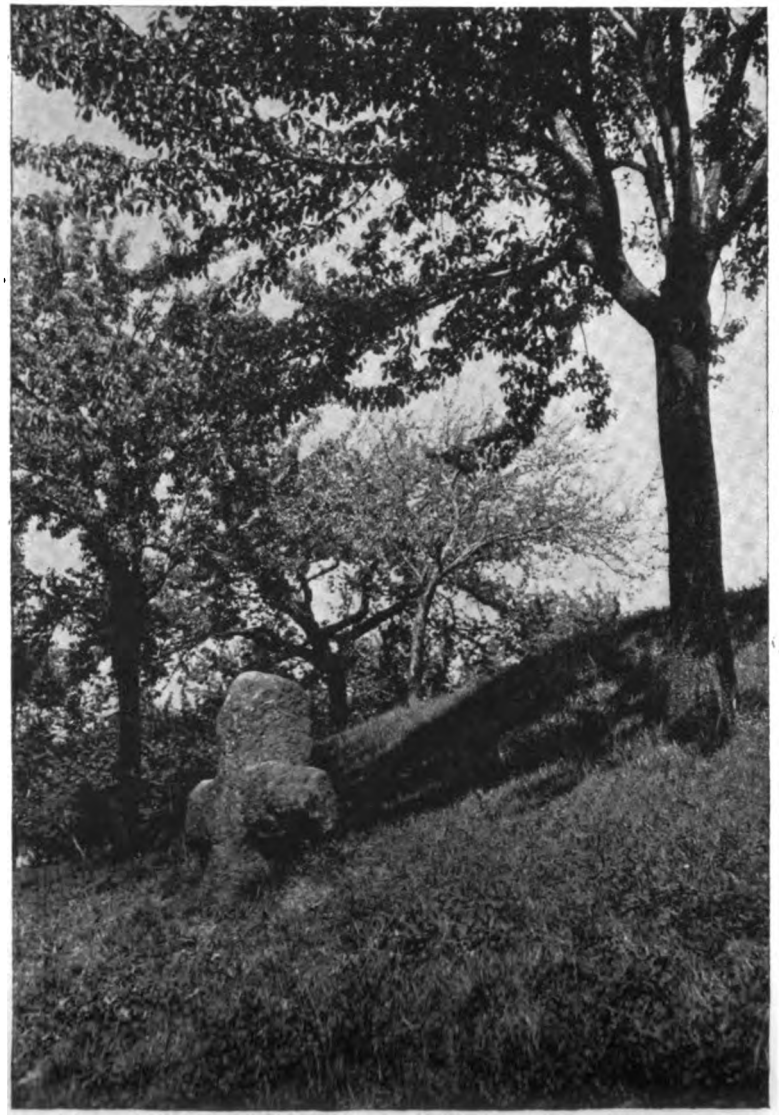
Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

STEINKREUZE (GUSTAV KUHFAL phot.)

Digitized by Google



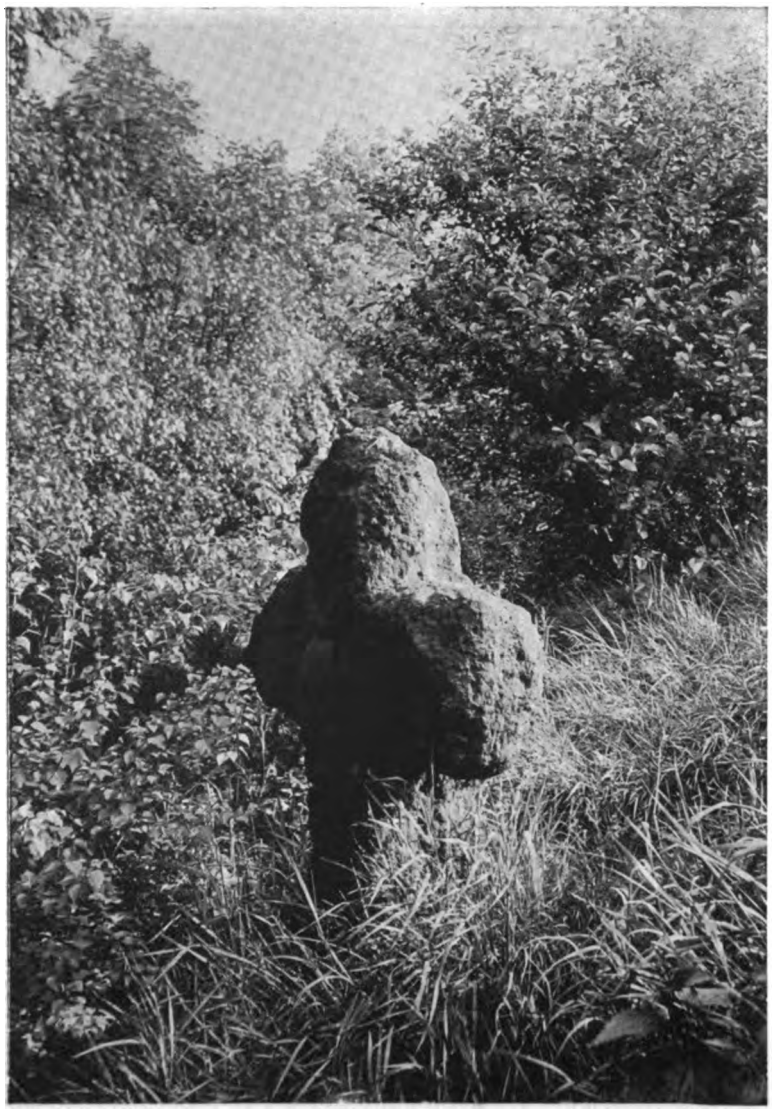
AUS DEM KUNSTWALD

STEINKREUZE (GUSTAV KUHFAL phot.)

Digitized by Google

STEINKREUZE (GUSTAV KUHFAL phot.)

Digitized by Google

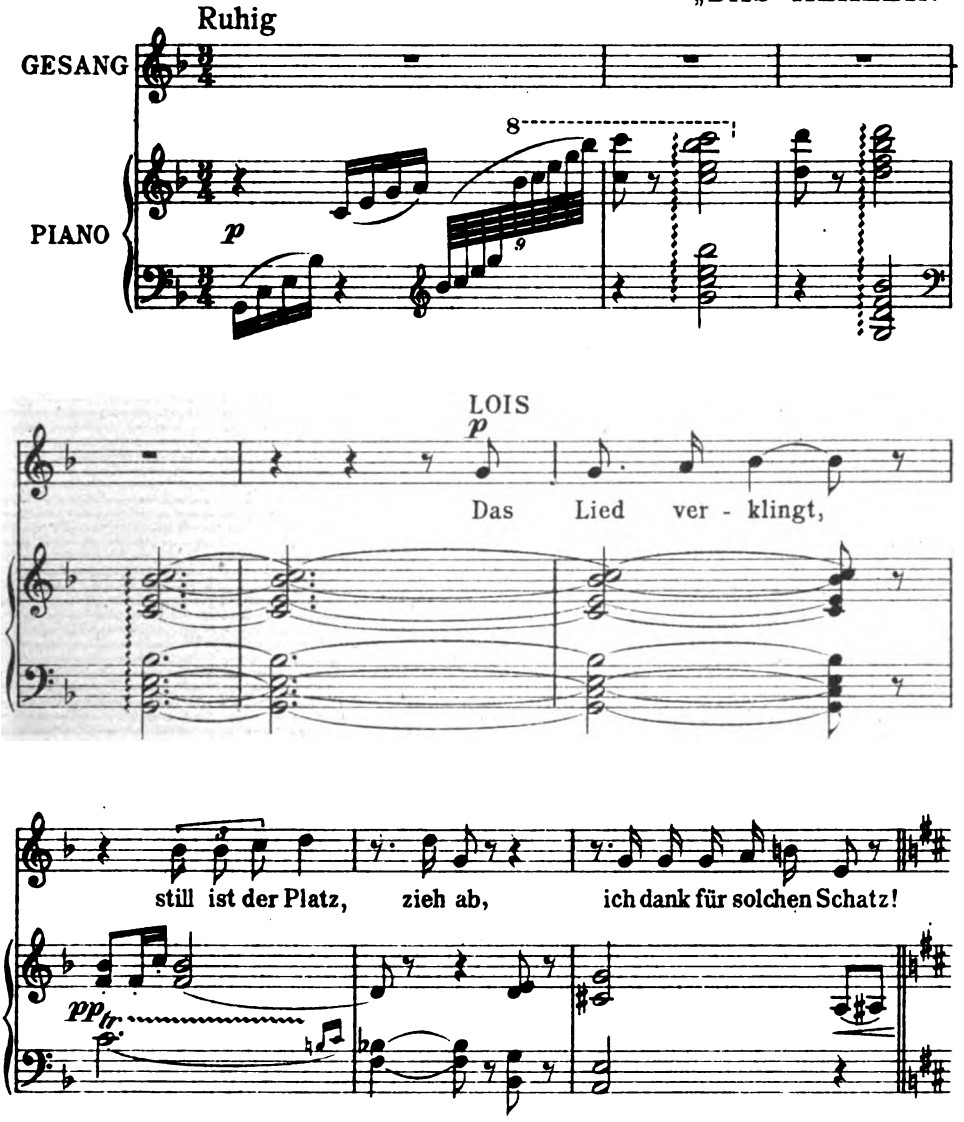


STEINKREUZE (GUSTAV KUHFAL phot.)

Digitized by Google

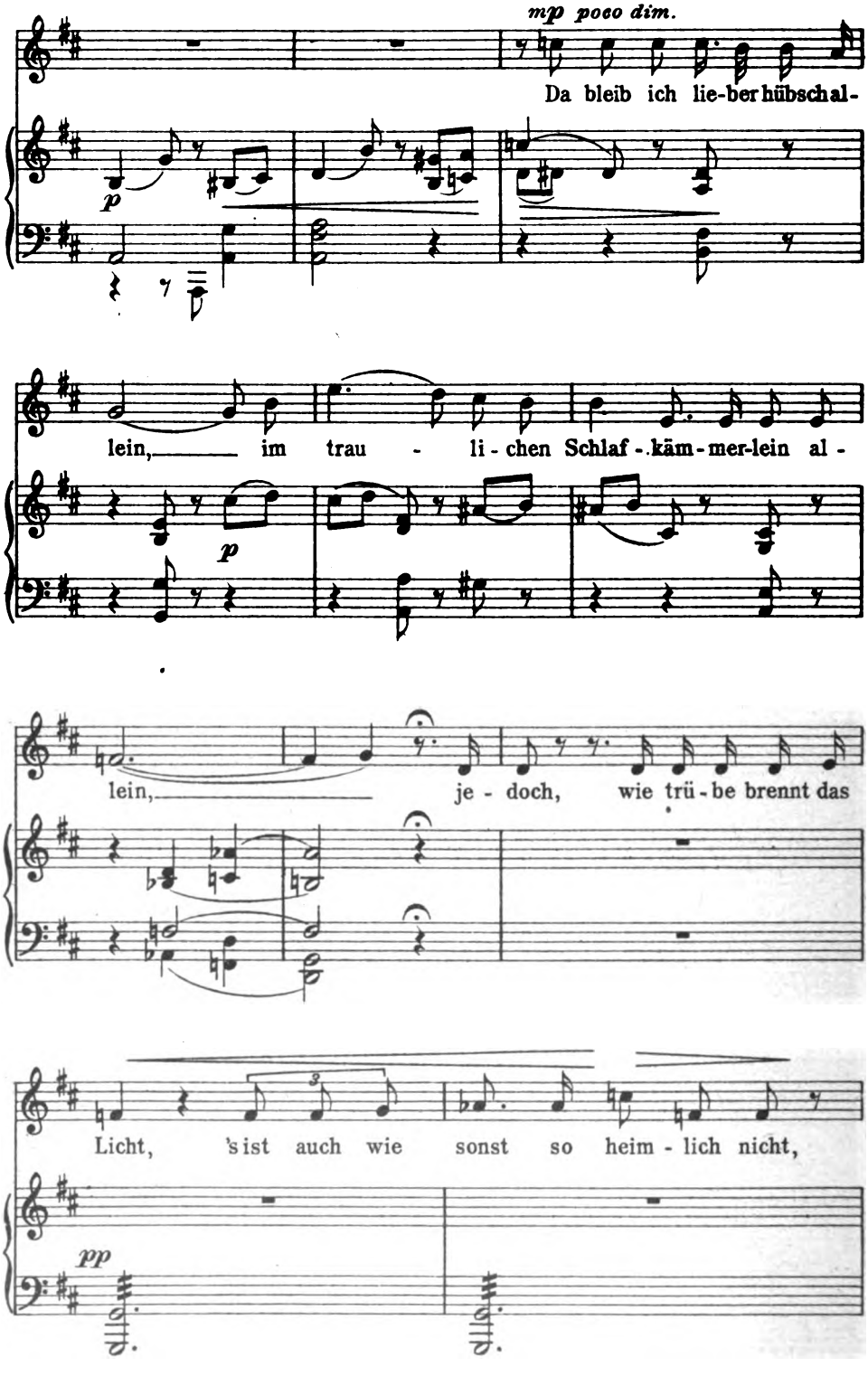
JULIUS WACHSMANN

Aus der Oper:
„DAS HEXLEIN"

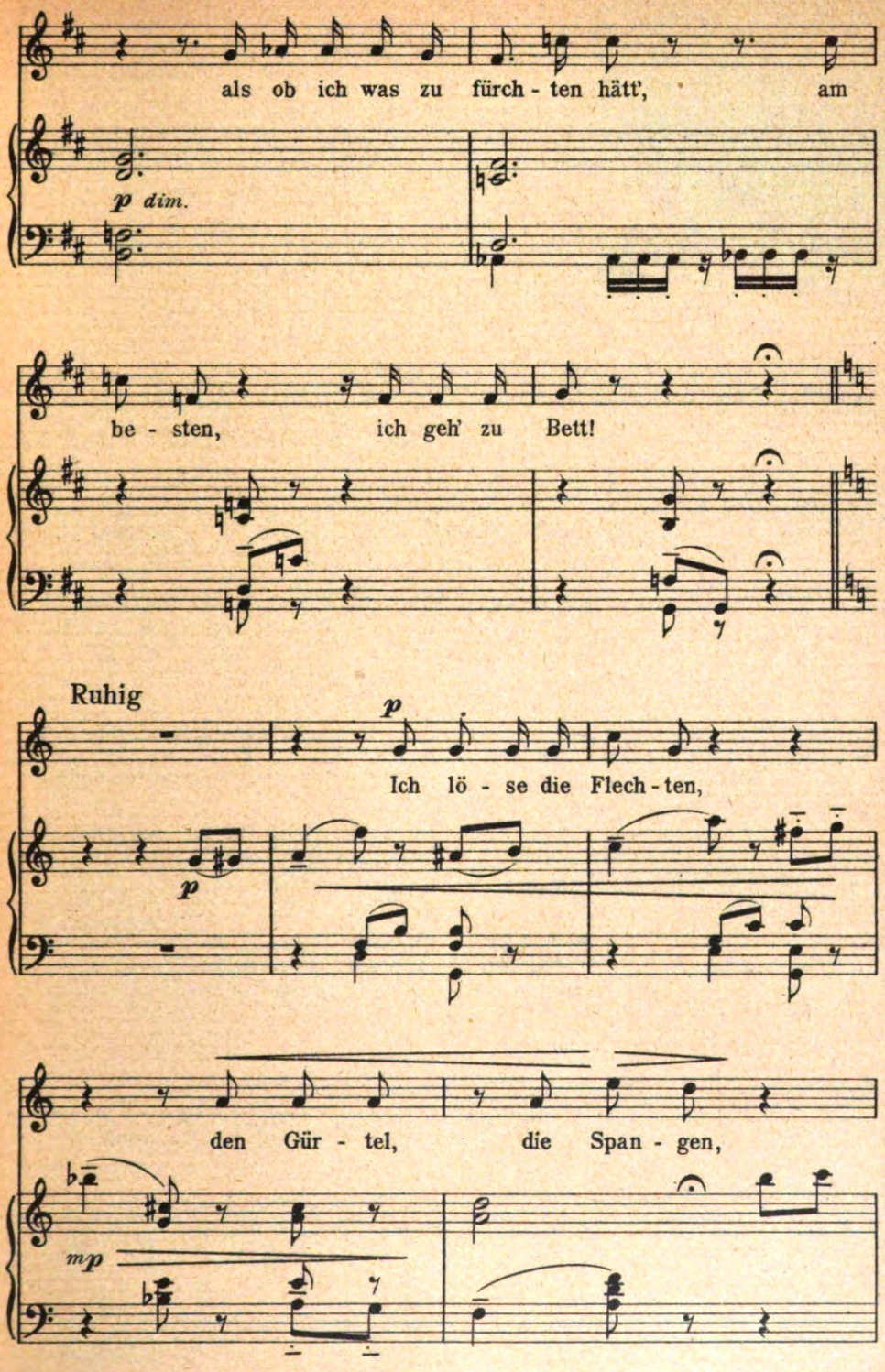


Erste Veröffentlichung aus der Handschrift

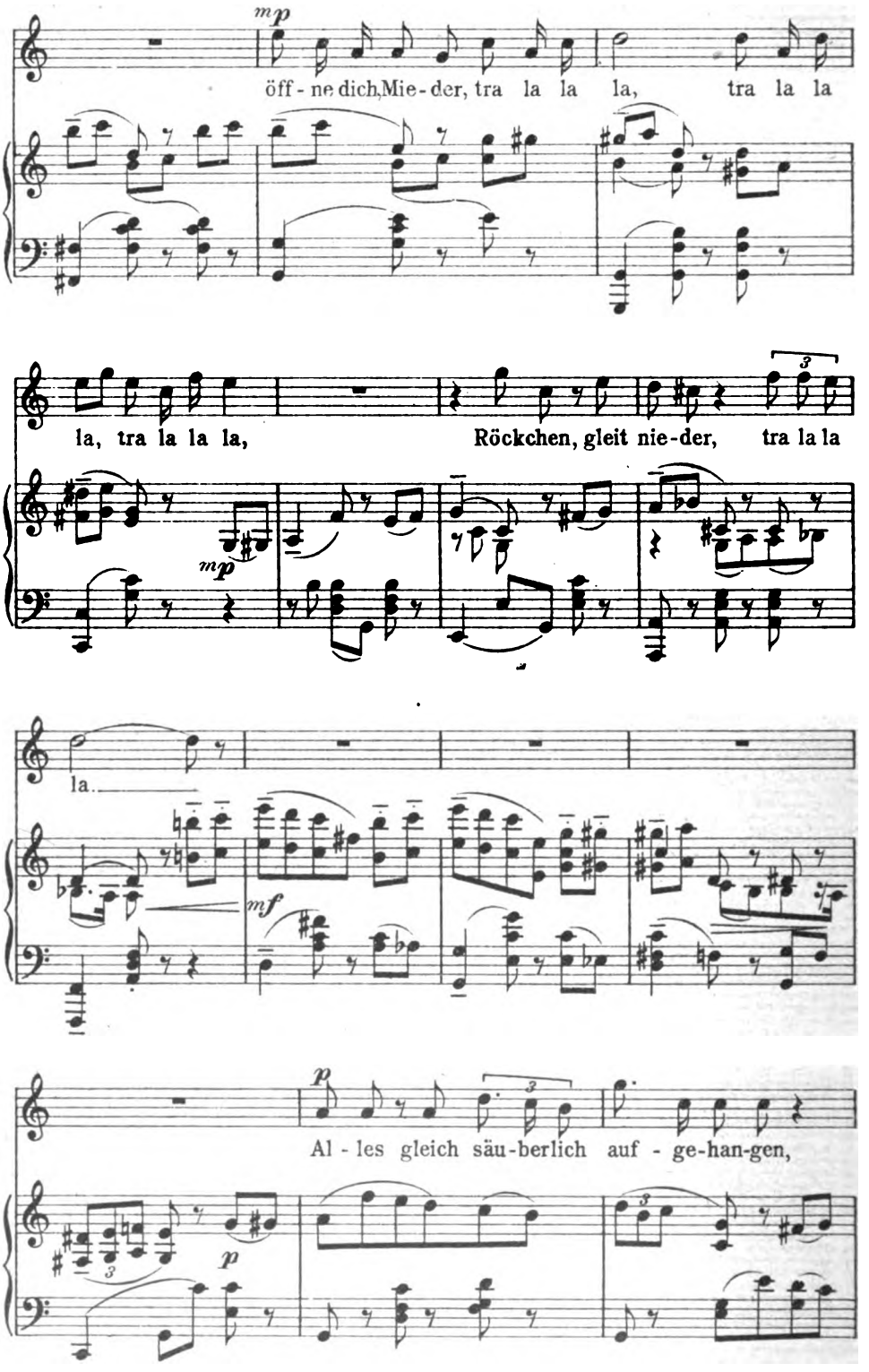
Digitized by Google



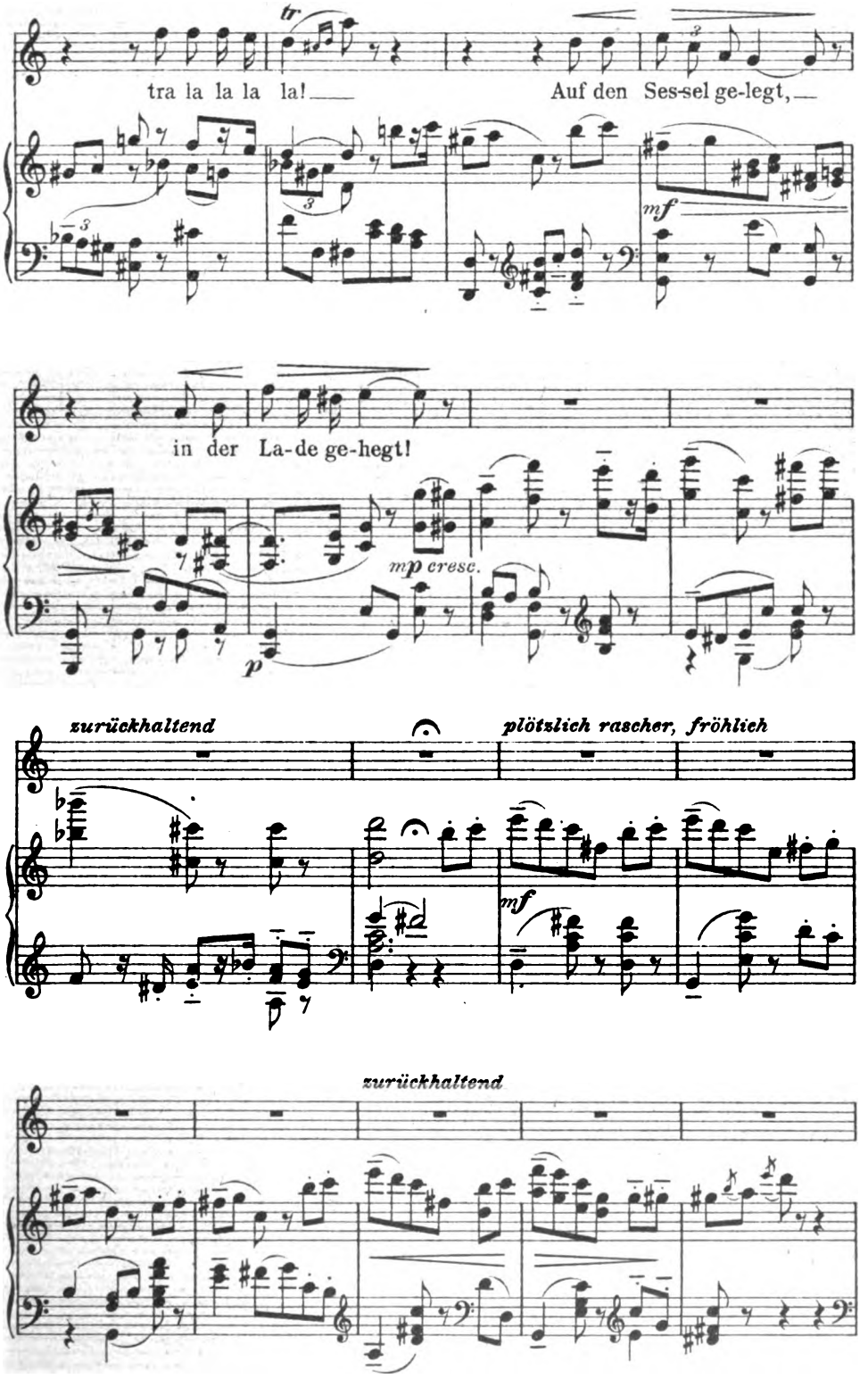
Digitized by Google



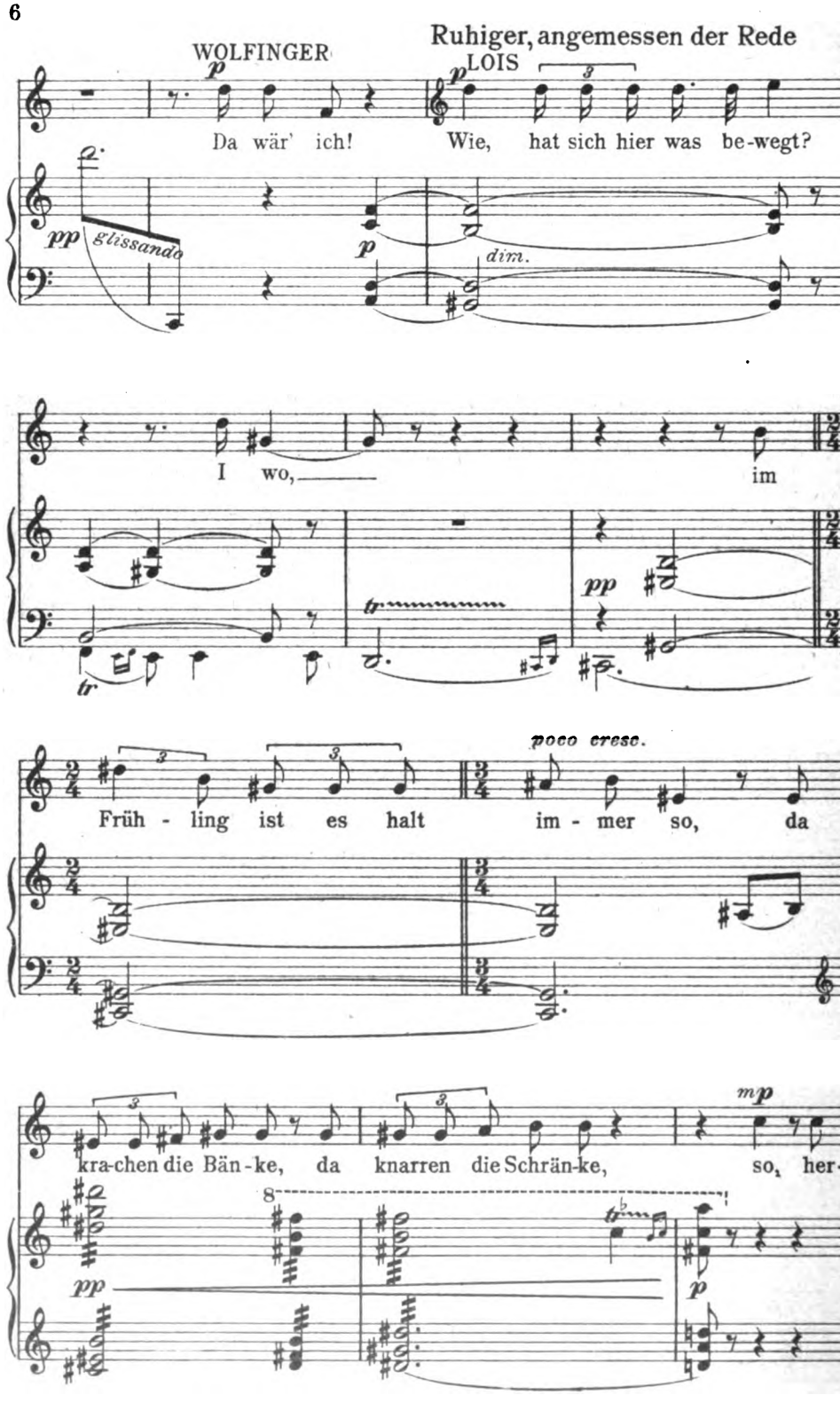
Digitized by Google



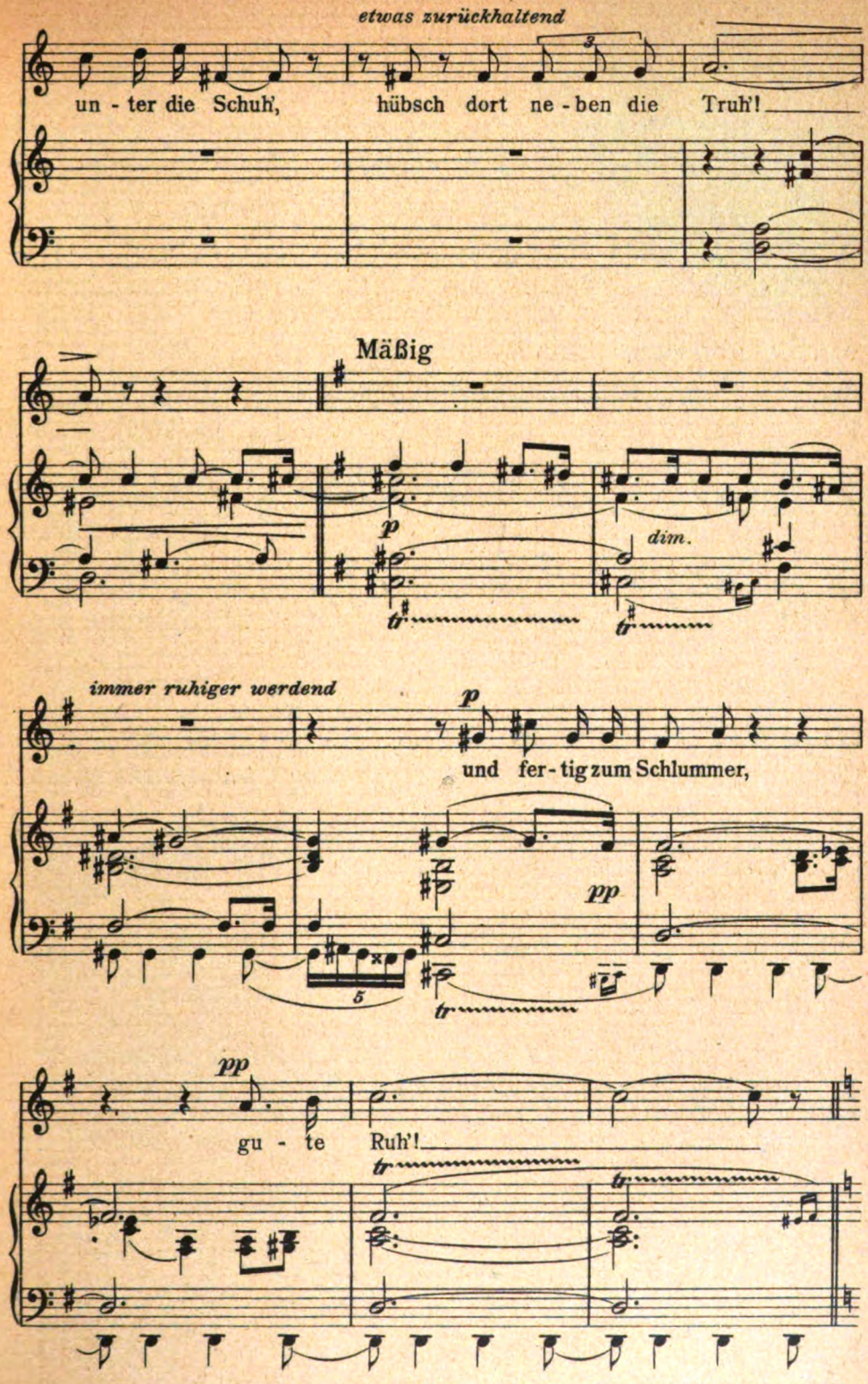
Digitized by Google



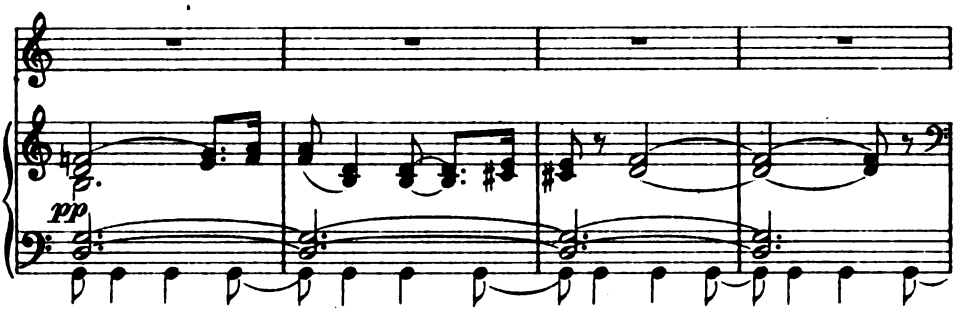
Digitized by Google

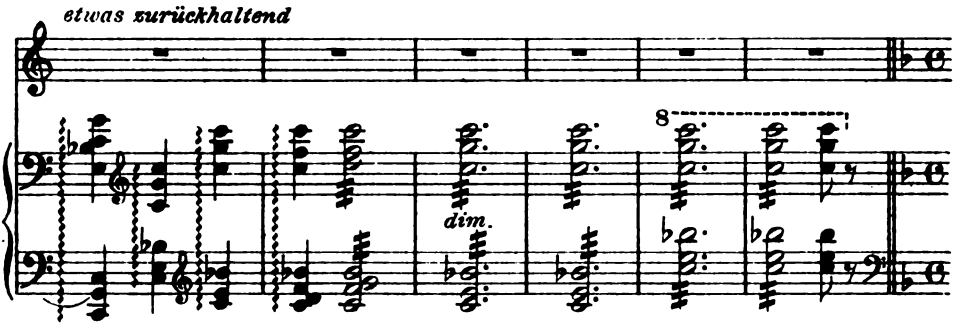


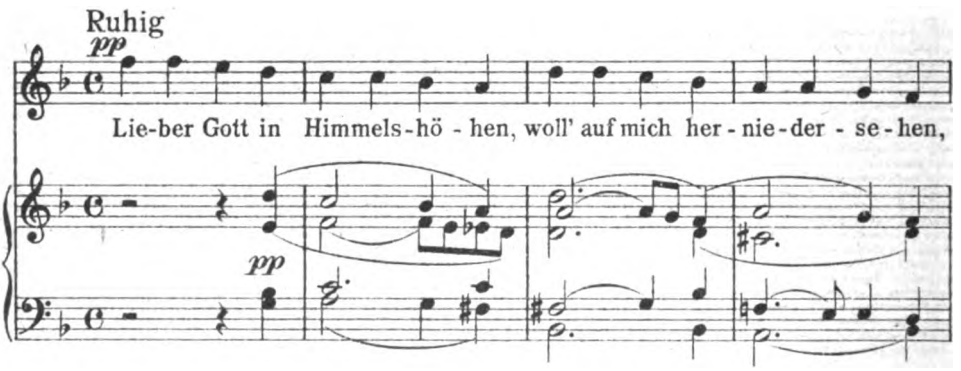
Digitized by Google

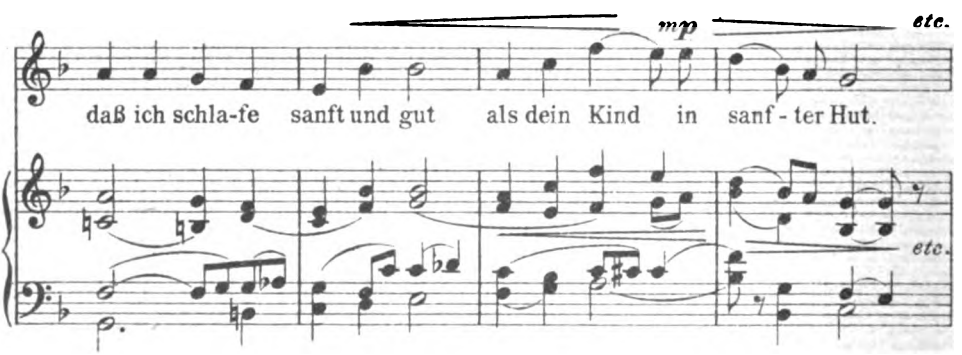


Digitized by Google









Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die unmoderne Deu

Ein glücklicher Zufall [illegible] uns Mode-Laien [illegible] denen das heutige [illegible] (und also in der [illegible] von Deutschland) m[illegible] mit Mode-„[illegible] mit grundsätzlicher Mode-[illegible] versorgt wird, [illegible] im vielgelesenen Berliner [illegible] es im beson[illegible] der Mode überaus viel [illegible] von [illegible] ständigen Mitarbeiterin für [illegible] keit an der Berlinerin und über[illegible] beklagt, den noch immer viele ander[illegible]

„Die Berlinerin auf dem Turf" he[illegible] Elegie in norddeutscher Prosa. Sie ist wert, weil sie an so sichtbarer Stelle steht; sasserin Elsa Herzog eine sehr fähige und ehr[illegible] so wie sie es versteht, zu sein scheint. Gerade (zwei Tage nach dem Erscheinen ihres Artikels) [illegible] tungen, daß Elsa Herzog auch als „Modebeirat" [illegible] das im Neuen Operettentheater zu Berlin erstehen [illegible] Sie soll dort bei der Wahl der Gewänder für die [illegible] mitwirken und vor allem die Anfertigung der moder[illegible] die Schauspielerinnen mit mäßiger Gage, denen die Kl[illegible] den, überwachen. Die Stellung ist neu [illegible] Grund, die Anschauungen dieser Mode-[illegible] bißch[illegible] zu lernen.

„Lebt man ständig", so schreibt sie, [illegible] als die Berliner Rennbahnen, so kann [illegible] sei elegant." Der Laie denkt: „Nun al[illegible] Allein die Mode-Führerin fährt [illegible] mit den letzten Pariser Moden [illegible] Neueste. Kommt dann so ein vom [illegible] einmal nach Paris, nach Auteuil, nach [illegible] nach Baden-Baden, so sieht er ein, [illegible] Berliner noch zu wirklicher Eleganz [illegible] gutgläubig als das selbstverständlich ver[illegible] für die Berlinerin, für jede Deutsche, und über[illegible] den Deutschen angebetet: die „wirkliche", [illegible] aller denkbaren Eleganzen, hat einmal ihren [illegible] in der Frankreichhauptstadt.

Das ist nun wahrlich nichts Neues — im Gegenteil, es sollte etwas recht Veraltetes sein. Und daß es dies für so viele sonst mehr oder minder Vernünftige in Deutschland auch heute noch nicht ist, gerade das macht die Sache so merkwürdig. Es wird gar nicht einmal versucht, nachzudenken, ob es nicht vielleicht gute Gründe dafür gibt, daß die Berlinerin [illegible] ganzen — trotz aller unendlichen Hingabe unsres Modegewerbes an die Sache Frankreichs — nicht daran will, der Pariserin jeden [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Die unmoderne Deutsche

Ein glücklicher Zufall führt uns Mode-Laien an eine der Quellen, aus denen das heutige Berlin (und also in der Nachwirkung ein gut Teil von Deutschland) nicht bloß mit Mode-„Strömungen", sondern auch mit grundsätzlicher Mode-Meinung versorgt wird. In der „B. Z.", dem vielgelesenen Berliner Mittagsblatt, das im besonderen dem Sport und der Mode überaus viel Platz einräumt, lesen wir einen Artikel der ständigen Mitarbeiterin für Modesachen, der mit rührender Offenherzigkeit an der Berlinerin und überhaupt der deutschen Frau einen Mangel beklagt, den noch immer viele andere Leute für einen Vorzug halten.

„Die Berlinerin auf dem Turf" heißt diese kritische und ratspendende Elegie in norddeutscher Prosa. Sie ist schon deshalb der Beachtung wert, weil sie an so sichtbarer Stelle steht; dann aber auch, weil die Verfasserin Elsa Herzog eine sehr fähige und ehrliche Vertreterin ihres Faches, so wie sie es versteht, zu sein scheint. Gerade nach Beginn dieser Arbeit (zwei Tage nach dem Erscheinen ihres Artikels) ersahen wir aus den Zeitungen, daß Elsa Herzog auch als „Modebeirat" für das Komödienhaus, das im Neuen Operettentheater zu Berlin erstehen will, verpflichtet wurde. Sie soll dort bei der Wahl der Gewänder für die Bühnenkünstlerinnen mitwirken und vor allem die Anfertigung der modernen „Toiletten" für die Schauspielerinnen mit mäßiger Gage, denen die Kleider geliefert werden, überwachen. Die Stellung ist neu im Bühnenbetrieb. Um so mehr Grund, die Anschauungen dieser Mode-Rätin ein bißchen näher kennen zu lernen.

„Lebt man ständig", so schreibt sie, „in Berlin und kennt keine anderen als die Berliner Rennbahnen, so kann man sich einreden, die Berlinerin sei elegant." Der Laie denkt: „Nun also — Herz, was begehrst du mehr?" Allein die Mode-Führerin fährt fort: man kann sich einreden, „sie halte mit den letzten Pariser Moden Schritt, trage wie die Französinnen das Neueste. Kommt dann so ein vom Schick der Berlinerinnen Überzeugter einmal nach Paris, nach Auteuil, nach Longchamps, meinetwegen nur (!) nach Baden-Baden, so sieht er ein, wieviel der Berlinerin, aber auch dem Berliner noch zu wirklicher Eleganz fehlt." Die Pariserin wird also ganz gutgläubig als das selbstverständlich verbindliche Muster der Eleganz für die Berlinerin, für jede Deutsche, und überdies der Pariser als Muster für den Deutschen angebetet: die „wirkliche", allein echte Eleganz, die beste aller denkbaren Eleganzen, hat einmal ihren Thron in der Franzosenhauptstadt.

Das ist nun wahrlich nichts Neues — im Gegenteil, es sollte etwas recht Veraltetes sein. Und daß es dies für so viele sonst mehr oder minder Vernünftige in Deutschland auch heute noch nicht ist, gerade das macht die Sache so merkwürdig. Es wird gar nicht einmal versucht, nachzudenken, ob es nicht vielleicht gute Gründe dafür gibt, daß die Berlinerin im großen ganzen — trotz aller unendlichen Hingabe unsres Modegewerbes an die Sache Frankreichs — nicht daran will, der Pariserin jeden Mode-

Digitized by Google

Einfall und -Unfug schleunigst nachzumachen. Nicht-Pariserisch ist für den gewerbsmäßigen Modemenschen gleichbedeutend mit geschmacklos — gelinde gesagt. Ohne irgendwelchen Widerspruch befürchten zu müssen, ja mit der Gewißheit, nur Beifall einerseits und treuherzige Beschämung anderseits zu erwecken, darf die Modeschreiberin sich diesen Rügespruch leisten: „Beschämend für die deutschen Frauen und ein Beweis ihrer Schwerfälligkeit ist es wohl, daß man nur ein einziges Panierkleid sah."

Ja, wie können aber auch die deutschen Frauen! Man denke: nur ein einziges „Panierkleid" auf dem „Turf"! Deutschlands Ehre steht auf dem Spiel! — Seltsamerweise fügt die Dame hinzu: „Es soll hier dem Panierkleid nicht das Wort geredet werden, es hat in Paris wie bei uns seine Gegner." — Der Laie denkt schon wieder: „Nun also!" Allein da heißt es weiter (die Sperrung der drei Worte stammt aus dem Urtext): „— aber es ist Mode, und darum sieht man es in zahllosen, reizenden Exemplaren auf jedem Pariser Rennen. In Berlin — ein einziges!" Also: es ist beschämend für die deutschen Frauen und ein Beweis ihrer Schwerfälligkeit, daß sie etwas dort wie hier noch Umstrittenes nicht unbesehen massenweise aus Paris übernehmen — und zwar beschämend aus dem einen einzigen abgrundtiefen Grund: weil es Mode ist!

Aus dem Rest des ansehnlichen Artikels seien nur noch drei Brillanten gebrochen. Zuvörderst: „Schon seit Anfang März, als wir uns noch fröstelnd in unsre Pelze hüllten, trugen die Pariserinnen Seidenkostüme in allen möglichen Farben auf dem Rennen. . . . Auch bei uns sah man am Sonntag viele Seidentailleurs, aber doch zum ersten Male und sehr zögernd . . ." Abgesehen von dem anfechtbaren Deutsch (man sah also „sehr zögernd"?) und von einer kleinen Unklarheit (wieso trug man „zögernd"?) — fällt die Entschiedenheit auf, womit diese scharfsichtige Kleiderbeobachterin hart an der Einsicht vorbeisieht, der klimatische Unterschied zwischen Spree- und Seine-Babel könne eine gewisse Ungleichmäßigkeit oder mindestens Ungleichzeitigkeit der beiderseitigen Trachten wohl schon ein wenig sagen wir: entschuldigen.

Nummer zwei: „Die Autobesitzerinnen sind bei uns noch nicht so zahlreich wie in Paris. . . . Trotzdem sah man zum ersten Male in den Logen (der Grunewald-Rennbahn) eine Reihe eleganter Rennmäntel, meist aus ersten Pariser Häusern stammend, die (gemeint sind die Mäntel) im gewissen Sinne für Berlin »eine Tat« bedeuten . . ." Die Verfasserin hatte immerhin noch eben genug — Rückständigkeit, die zwei Worte: eine Tat in Gänsefüßchen zu sperren und beizufügen: „im gewissen Sinn". Aber gesagt hat sie's halt doch, daß die Anschaffung von echt Pariser Rennmänteln für Berlin eine Tat bedeuteten.

Nummer drei: „Während in Paris die Modelinie, der neue Modentyp sofort . . . von allen Frauen erfaßt, anerkannt und adoptiert (?) wird . . . haben bei uns immer nur verhältnismäßig wenig Frauen dafür Sinn. Sie werden dann bei uns oft als »auffallend« bezeichnet. Das muß ihnen natürlich den Mut, sich modern zu kleiden, oft benehmen, sie zurückhalten, Allerneuestes zu adoptieren. Schade, schade für Berlin!" Daran sei gleich des Ganzen Schluß gehängt — niedriger gehängt: „. . . Schade für Berlin! Die Berlinerinnen sollten sich mehr bewußt werden, daß man als Bürgerin einer Metropole auch die Pflicht hat,

Digitized by Google

Fremden gegenüber die Honneurs zu machen. Und dasselbe gilt, das darf nicht ungesagt bleiben, auch unseren Berliner Herren!"

Der Laie — der so bockbeinig ist, sich vom Neuberliner Wind nicht umblasen zu lassen — der Laie steht („es darf nicht ungesagt bleiben") eine ganze Weile sprachlos da. Er begreift es nicht, was das für Fremde sind, denen er „Honneurs" zu machen verpflichtet sei, und was das für „Honneurs" sind, die dadurch erledigt werden, daß man sich in Berlin als Pariser verkleidet. Schon ist er im Begriff, die Gegenfrage zu tun, ob sich denn also die Pariser für ihre Fremden als Berliner verkleiden — aber da wird ihm noch rechtzeitig klar, welche Sturzbäche überlegenen Hohnes er dadurch auf seine tête carrée herabbeschwören würde. Paris — genauer: die Liga der Pariser Schneider, Schneiderinnen und Halbweltlerinnen hat ja doch allen maßgeblichen Geschmack, zumal in Kleiderfragen für alle Zeiten gepachtet! Welch hirnverbrannter Einfall, die deutsche Reichshauptstadt bei Modedingen auch nur in einem Atem zu nennen mit der Welt-Lichtstadt!

Aber langsam erholt sich der Laie von seiner Beschämung. Langsam entschließt er sich zu dem Versuch, seinerseits dem seltsamen Ineinander dieser Dinge ein paar Augenblicke hindurch nachzudenken. Darnach jedoch sieht er sich sehr rasch zu Wahrnehmungen getrieben, die ihn in seiner „Rückständigkeit" endgültig bestärken.

Daß die Franzosen in ihrer alten ununterbrochenen Staats- und Hauptstadt-Einheit eine gute Voraussetzung für stilbildende Kraft hatten, daß sie solche Kraft in Sachen der Augenkultur tatsächlich erwiesen und sonderlich auf dem Gebiet der weiblichen Luxuskleidung manches Hübsche gefunden haben — all das bezweifelt der deutsche Laie durchaus nicht. Er gönnt diese Vorzüge einem Volk, dem es beispielsweise weder in der eigentlichen, anschauungmäßigen Lyrik noch in der Tragödie noch in der hohen Tonkunst beschieden scheint, Bedeutendes hervorzubringen. Doch vermag er dabei schon nicht zu übersehen, daß auch so manche Entartung der Mode aus Frankreich zu uns kam. Und des weiteren kann er nicht verkennen, daß das französische Kunstgewerbe seit hundert Jahren, seit dem Empire, nicht mehr imstande war, Neues von Bedeutung zu erzeugen, daß es vielmehr heutzutage noch immer abgelebte Formen wiederholt und erst von England, dann von Deutschland weit übertroffen wurde; daß ferner für die männliche Kleidung (und Barttracht) und auch für die praktischere Frauenkleidung Paris schon seit einer Reihe von Jahren gar nichts mehr bedeutet, während England und Amerika „maßgebend" wurden.

Was aber die elegante Frauentracht angeht, so mehren sich die Anzeichen dafür, daß auch da die Alleinherrschaft von Paris bereits stark erschüttert ist. Gerade die verzweifelten Anstrengungen der Pariser Modemacher, die wir seit ein paar Jahren mit Widerwillen oder mit Heiterkeit beobachten, die krampfhaft gesteigerte Sucht, durch Extravaganzen albernster Art Eindruck zu machen, sind Beweise dafür, daß man an der Seine mit Schrecken die alte Macht schwinden fühlt. Der Blödsinn des Humpelrocks hat schon nicht mehr die ganze Welt (aber die halbe) erobert; der Hosenrock, dies Gebilde ratlosester Erfinderangst, hatte überall den wohlverdienten Mißerfolg; in der Haartracht hat der Versuch, die weibliche Welt wieder mit den Simpelfransen zu beglücken, allem Anschein nach ebenfalls mit einem Durchfall geendet (obgleich die Luftwülste sicher nicht

Digitized by Google

schöner sind) — wenigstens in Deutschland, selbstverständlich mit Ausnahme gewisser widerwärtiger Jugendelemente, wie sie in Großberlin den Bummel auf der Tauenzienstraße betreiben. Der Erfolg des klugen Monsieur Poiret, der den Niedergang der Pariser Modetyrannis aufhielt, beruhte auf der Verwertung des — deutschen Reformkleid-Gedankens, auf „Adoptierung" des freieren Linienflusses und „Adaptierung" nach dem prunkliebenden französischen Geschmack, nebenbei mit starkem Verbrauch an fertigen orientalischen, russischen und andern Motiven. Außerdem mußte dieser Vertreter einer neuen Mode sich persönlich mit einer Auslese echt Pariser Probiermamsells auf die Geschäfts-Kunstreise begeben, was die alte Pariser Mode-Industrie stolz verschmähte.

Wenn die Herrschaft der Pariser Damenmode auch früher oder später von der übrigen zivilisierten Welt abgeschüttelt wird, so wird ihr doch auf unabsehbare Zeit hinaus Einfluß genug verbleiben, um andern Ländern gelegentlich nette Anregungen zu geben. Dagegen wird sich auch, grundsätzlich betrachtet, gar nichts einwenden lassen; es wird immer auf das Wie ankommen. Und wenn bei uns eine winzige Gruppe von Frauen, die mehr Geld als Kultur und Volksbewußtsein haben, ihren Daseinszweck im Auftrumpfen mit Pariser Toilettenpracht erblickt, so hat diese Absonderung der protzenden Eitelkeit am Ende sogar ihr Gutes. Vorausgesetzt nämlich, daß die Allgemeinheit der gebildeten und halbgebildeten, in leiblichem Wohlstand oder in Wohlhabenheit lebenden Frauen sich freimachte von jedem Hörigkeitgefühl gegenüber dem Pariser Beispiel. Vor allem muß den deutschen Frauen klar und stolz bewußt werden, was aus ihrem gegenwärtigen „Zögern" erfreulicherweise schon zu erkennen ist: daß die französische „elegante" Mode mit ihrem überladenen Putz, besonders aber ihre neuerliche Unrast, launische Willkür und verschwenderische Häufung von Pelz- und Spitzenwerk, kostbarsten Samt- und Seidenstoffen und möglichst vielen teuren Zutaten jeder Art für die deutsche Welt nicht bloß gänzlich unverbindlich ist, sondern vollkommen ungeeignet zu irgend ausgebreiteter „Adoption". Von jungen und alten deutschen Frauen sollte gelten, was der große Friedrich trotz den französischen Worten so gut deutsch zu Ehren der betagten Gräfin Camas sagte:

„Vos cheveux gris ne sont point décorés
De cent pompons, de rubans, de parure,
Et votre corps n'est point à la torture
Dans des paniers immenses et dorés;
Mais vous cachez dessous votre coiffure
Esprit qui plaît . . ."

In der Übertragung für die angekündigte deutsche Ausgabe von Friedrichs Werken (Verlag Reimar Hobbing, Berlin):

„Ihr graues Haar wird nimmer von Geschmeiden,
Von Flitterkram und Bändern nicht bedrückt.
In Riesenreifenröcken goldgeschmückt
Braucht nicht Ihr Körper Folterqual zu leiden.
Doch unterm Haar wacht Geist, der uns entzückt!"

Was aber verlangt demgegenüber die eifrige Modebeirätin Berlins von heute? Sie wehklagt: „. . . die gesamte gute Gesellschaft bis zur höchsten Aristokratie ist immer auf dem Rennplatz zu treffen, — aber, je höher ihre Mitglieder in der Rangliste figurieren, je einfacher ist oft ihr Äußere

Digitized by Google

res.“ „Je einfacher“ — es ist entsetzlich, nicht wahr? Die Beraterin fährt ganz ernsthaft fort: „Die Damen dieser Kreise stehen meist auf dem veralteten Standpunkt, daß eine »Dame« (Gänsefüßchen von der schreibenden Dame) sich außerhalb des Hauses durch besondere Einfachheit auszeichnen müsse. Ein gut gearbeitetes, wohl auch teures ... Schneiderkleid, selbstredend (schreibt die Vertreterin des Geschmacks) ohne den verpönten engen Rock, ist für sie auf der Straße und auch auf dem Rennen: Uniform, dazu selbstredend keine schmeichelnden französischen Lingerieen... Daß gerade die Damen dieser Kreise sich so schlicht anziehen, ist schon aus dem Grunde bedauerlich, weil sie für viele noch immer vorbildlich sind, sie halten deshalb mit ihrem Konservativismus in der Mode die Aufwärtsbewegung von Berlins Eleganz auf, und es bleibt den Damen des Bürgertums überlassen, auch hier für den Fortschritt zu sorgen.“

Wir beschränken uns darauf, zu sagen: Gott sei Dank, die Frauen vom Adel und Patriziertum tun also auf dem Trachtengebiet nach diesem Zeugnis ihre Pflicht! Für einen Stil des Straßenkleides brauchte darnach ein Vorbild nicht erst gesucht zu werden. Mit dem festlichen Gewand und dem Hausgewand ist es noch nicht so weit. Nach dieser Richtung wäre der Ausbau eines Eigenstils noch zu fördern. Auf die Mitarbeit des „Bürgertums“, das in Großberlin am heftigsten auf die französelnde „Aufwärtsbewegung der Eleganz“ versessen ist, wollen wir dabei lieber verzichten: das westliche Großberlin zeigt bei Tag und Nacht klärlich, daß diese „Bürgerinnen“ in der Regel entweder protzige Parvenügattinnen oder kostspieligere Dirnchen sind.

Was erschütterte neuerdings die Macht der Pariser Mode überhaupt? Wir müssen annehmen: die unüberwindliche Vorliebe des Parisertums für gefallsüchtige Spielerei, woraus sich eine Unfähigkeit ergab, den Sachlichkeitstil zu finden, der dem vermehrten Sachsinn unsrer Zeit, dem Masseneintritt der Frauen ins Berufsleben und sogar ins politische Treiben, dem Aufschwung des Sports und der Naturlehren, dem Vordringen der amerikanisch praktischen Denkart entgegengekommen wäre. Diesen Stil zu schaffen, gelang dem Anglo-Amerikanismus mühelos. Die deutsche Schlichtheit hatte auch ihren Anteil daran; jedenfalls hat sie alles Vernünftige dieser praktischen Moden sich rasch zu eigen gemacht. Heute haben wir ohne Zweifel eine männlich sachliche Moderichtung der großen germanischen Nationen gegenüber der femininen Tändelbegabung des pariserischen Galliertums, gegenüber der romanischen Prunkliebe. Zu den Gegensätzen der Weltanschauung, die durch die Zeitstimmung verschärft wurden, und des Temperamentes zwischen Germanen und Romanen kommen noch die Unterschiede des Klimas, der Körpermaße, der Haar- und Hautfarbe, der Nationalerlebnisse, der Lebenshaltung und zu guter Letzt des Besitzes: kann es etwas Selbstverständlicheres, Gesünderes, Urberechtigteres geben, als die Weigerung der deutschen Frau, noch heutzutage die Pariserin nachzuäffen? O daß sie ewig grünen bliebe, die Weigerung!

Daß und warum die Deutschen, die einmal so herrliche Trachten für alle Stände hatten, in neuerer Zeit allerdings nicht mehr zu schöpferischen Taten auf dem Feld der Mode kamen (bis auf das vielgeschmähte Reformkleid), das braucht heut nicht aufs neue erörtert zu werden. Wir geben

Digitized by Google

rückhaltlos zu: der und die verstädterte Durchschnittsdeutsche von heut könnte einen Zuwachs an Geschmacksempfindlichkeit und -Sicherheit recht gut brauchen. Fremdländische Anregungen könnten uns hie und da nützlich werden. Was wir aber suchen, ist ein deutscher Gegenwartstil für Haus und Festsaal. Der schießt nicht mit einem Ruck in die Höhe; es muß eine gute Weile dran gearbeitet werden. Und soviel steht fest: im Inland, aus dem Eigensten muß er erarbeitet werden. Je „beschämend schwerfälliger" unsre Frauen sich im Verhältnis zur Pariser Modeindustrie verhalten — desto eher bekommen wir ihn! W. Riedner

Literaturwissenschaft

Wer die ununterbrochen ausgrabende, rodende, ebnende, pflanzende, pflegende, beobachtende und sichtende Arbeit auf dem weiten Feld der Wissenschaften heute mit unbefangenem Blick betrachtet, gewahrt bald Gebiete, wo die Arbeiter nicht nur ihrer gewohnheitmäßigen Tätigkeit nachgehen, sondern auch noch die Grenzen gegen äußere Feinde abstecken und verteidigen, gelegentlich sogar ihrem Arbeitbedürfnis den Arbeitplatz erst erobern müssen. Es entstehen gelegentlich neue Wissenschaftsiedlungen. Und dies geschieht gemeinhin gegen einen gewissen Widerspruch der Vertreter des Bestehenden, indem die Vertreter des Kommenden ihre Gedanken sammeln, aus ihrer Entstehung Methoden entwickeln und aus ihrem Zusammenhang Prinzipien „herausdenken", abstrahieren.

Nun gibt es freilich Wissenschaften, für welche die „Prinzipien" eine ganz geringe und theoretisch die Methodik eine immerhin noch untergeordnete Rolle spielt. Denke man etwa an die Tatsachen erforschenden Naturwissenschaften. Nicht als ob es mit Naturnotwendigkeit so sein müßte, — aber tatsächlich gibt es da sehr viele bedeutende Fachleute, die gegen „das Theoretisieren", gegen „die Prinzipienstreiterei und -reiterei" eingenommen sind und auf ihrem engeren Arbeitgebiet auch ohne dergleichen auskommen; die Methode der Forschung wechselt hier so ungefähr mit jedem Laboratorium, das man betritt, und mit jedem Buche, das man zur Hand nimmt. Ein großer Schaden kann dabei kaum entstehen, denn in ihrer zweckmäßigen Anwendbarkeit sind diese Methoden meist sehr einfach, praktisch, sie sind zurückzuführen auf Findigkeit, Einfälle und Gesunden Menschenverstand mehr als auf tiefsinnige Spekulationen.

Wie nun aber unser Zeitalter viel von seinen gedanklichen Scheidewerten aus der naturwissenschaftlichen Münzstätte bezieht, so auch das allgemeine Urteil, daß die Erörterung der Prinzipien, das will sagen: die Selbstverteidigungen und Selbstbetrachtungen der Wissenschaft überhaupt keinen Wert hätten und unfruchtbar blieben. Dagegen ist nachdrücklich zu betonen, daß dieses allgemeine Urteil mindestens für weite Strecken der Geisteswissenschaften nichts als ein kurzsichtiges Vorurteil ist. Auch hierfür darf die angenehme Einrichtung des Gesunden Menschenverstandes (der einen großen Anfangbuchstaben in diesen gelehrten Zeitläuften so gut verdient wie das Deutsche Reich oder die Kaiserlichen Postämter!) ins Feld geführt werden. Oder wird wirklich einer ihrer Teilhaber ein Haus bauen, über dessen Zweck er sich keine

Digitized by Google

Rechenschaft gegeben hat? Und einen Samen streuen, von dem er nicht weiß, ob er Weizen oder Unkraut bringt? So wenig wir dieses Verfahren für zweckmäßig halten, so wenig sollten wir in litteris auf Vorbesinnungen und Vorfragenerörterungen verzichten. Sie sind, wenn sie nicht allzu abstrakt und fern von der Erfahrung bleiben, nicht nur nicht unfruchtbar, sondern notwendig und oft genug die eigentliche Anregung des wissenschaftlichen Fortschritts. Was waren schließlich sogar berühmte Werke wie die Darwins andres als — Prinzipienwerke? Natürlich war Darwin zu allererst Tatsachensucher, Forscher, aber er wäre nicht der Erneuerer einer wissenschaftlichen Welt geworden, wenn er zum Neubau nur zehntausend unbehauene Steine herangeschleppt hätte, er ist es geworden, weil er einen neuen Bauplan schuf, an dem Berufene nun weiterschaffen, zu dem kommende Geschlechter neue Steine tragen und behauen konnten. Vielleicht nichts weiter, denn auch die Wissenschaft ist Menschenwerk und Stückwerk, das nicht eine Vollendung findet; die ragende Kuppel werden weder Darwins Schüler noch die eines in Jahrhunderten kommenden neuen Darwin sehen, es sei denn, ihre Phantasie zeige sie ihnen. Nicht minder beruhte Friedrich Nietzsches weltbewegender Einfluß doch wohl darauf, daß er nicht allein das Alltägliche, den Riesenumkreis des Tatsächlichen betrachtete und bewertete, sondern mit allen Mitteln einer psychologisch sichtigen Dialektik die Prinzipien unsres Wandels ins Licht zog.

So wirkt der Prinzipienstreit dem auf unaufhörlicher Nachahmung des Gleichen beruhenden Stillstand entgegen, dem Alexandriner- und Pharisäertum. Im allgemeinen zwar lieben die Vertreter der Wissenschaft die Stimmung des Grundsatzes: wenn etwas einmal fünfzig Jahre lang halbwegs unangefochten geübt worden ist, soll und muß es darum allein auch weitergeübt werden. Wir meinen dagegen: wenn es nicht länger sinnvoll oder notwendig ist, nicht ein Jahr länger! Jenes ultrakonservative „darum allein“ bedarf dringend der Nachprüfung, und es sollte Alle stutzig machen, die mit dem traditionellen Respekt der Deutschen vor der Wissenschaft in deren Vertretern auch ohne weitere Prüfung die der Lebensklugheit und die berufensten Beurteiler des Wertes der Wissenschaft sieht. Je mehr die Wissenschaft zu einer Versorgungstätte für Tausende sich auswächst, um so leichter wird es, zu bemerken: daß recht viele Wissenschafter, für Fachfragen vielleicht hochbegabte Köpfe sogar, sich gar nicht denken, gar nicht vorstellen können, daß ihre Arbeit, so anstrengend sie sein mag, von Andern nicht geschätzt, vielleicht sogar nach und nach als unwichtig, wertlos und zuletzt selbst als schädlich betrachtet wird. Eine längere Zeit hindurch prallen zwar Angriffe auf solche fünfzig- oder mehrjährigen Festungen dann an dem glücklichen Besitzergefühl der wissenschaftlichen Platzinhaber ab. Und doch können sie alles Recht für sich haben, können sogar endlich siegende Kraft bewähren.

Ein Gleichnis: man stelle sich einen jungen Menschen vor, dessen Lebensführung, Lebensauffassung und Lebensziele anfänglich von seiner Umgebung allgemein gemißbilligt und bekrittelt werden; er aber bleibt sich treu, altert und befestigt sich. Nun gibt es mehrere Möglichkeiten. Entweder behalten die Krittler Recht in jedem Sinn: dann vereinsamt

Digitized by Google

er, beschließt ohne Freude und Wirkung sein Leben. Oder er erreicht innerlich oder äußerlich was er gewollt hat: dann wird der kritische Widerspruch allmählich entkräftet. Es kann aber auch endlich Erfolg und Glück sich einstellen, und *dennoch* könnte in jedem tieferen Sinne, für das Urteil Einsichtiger, die Kritik Recht behalten. Der Erfolg bei der großen Masse und die Befriedigung eines geringen Strebens sagen schließlich noch nichts darüber aus, ob ihr Träger ein gebildeter, vornehmer, fruchtbarer Mensch ist. Mit andern Worten: unser Urteil stützt sich sicherer und richtiger auf Gründe als auf äußere Folgen. Man wird vielleicht an den Kindern unsrer Gleichnisperson erst gewahren, wie wenig haltbar trotz alledem ihre Grundsätze waren.

Wir stehen nun durchaus nicht allein mit der Meinung, daß die heutige Literaturwissenschaft in nicht geringem Umfang eine solche Stellung einnimmt, wie sie eben geschildert wurde: sie hat den breiten Erfolg im Publikum und in der gewaltigen Zahl von Schülern, sie hat ihn noch nicht allzu lange, nicht ohne Widerspruch von Anbeginn her, und wir meinen, daß sie sich ohne inneres Recht dieser Beliebtheit und dieses Ansehens erfreut. Das ist nun, wie wir zugeben, eine starke Behauptung, die zum Versuch eines gründlichen Beweises verpflichtet. Um unser Gleichnis noch weiter fruchtbar zu machen: der Beweis kann nicht an den Vätern geführt werden — obwohl etwa Scherers Poetik und Düntzers Goethe-Werke keine Zeugnisse von deren Ruhm sind —, sondern aus den Werken der Kinder. Das ist hier seit Jahren bereits oft geschehen, zuletzt in den Aufsätzen „Das Problem“ (Kw. XXV, 1) und „Er wird sie nicht bekommen“ (Kw. XXV, 3), in Angriffen, die unmittelbar gegen Erzeugnisse, aber nicht ungewöhnliche sondern *normale* Erzeugnisse jener Wissenschaft gerichtet waren.

Nun aber soll unsere Kampfstellung noch weiter gesichert werden. Unsre Angriffe sind nicht nur gegen die heutige Form der Literaturwissenschaft gerichtet, weil uns diese Form nicht genügend wissenschaftlich zu sein scheint (obgleich auch das in Wahrheit unsre Meinung ist), sondern vor allem glauben wir nicht an den *lebendigen Wert* dieser Wissenschaft. Nicht allein ein innerwissenschaftlicher Streit liegt uns am Herzen, sondern das lebendige Leben sehr zahlreicher Menschen, die wir durch die Wissenschaft geschädigt glauben. Da erhebt sich die Frage: ist das berechtigt? Ist die Wissenschaft nicht eine Urfunktion der Menschheit, die allein ihren eingeborenen Zieltrieben folgt und folgen darf und auf „das Leben“ gar keine Rücksicht zu nehmen braucht? Wäre es so, dann hätte jeder Einwand vom Leben her zu verstummen, hätten die Ansprüche des Lebens zugunsten der Ansprüche der Wissenschaft zu schweigen. Es ist aber nur scheinbar so. Wohl ist das Streben nach Wahrheit und Erkenntnis auch nach unsrer Meinung ein Urstreben der menschlichen Seele, und wir unterscheiden uns zutiefst dadurch etwa von katholischem Denken, daß wir diesem Streben keine Fesseln anlegen zugunsten irgendeiner Weltauffassung. Aber dieses Streben steckt durchaus nicht in allen den Menschen als unabweisliches inneres Gebot, die im wissenschaftlichen Betrieb mitarbeiten, so wenig wie die sozialpolitischen Ideen eines Abbe von Anfang an jeden einzelnen seiner Arbeiter inspirierten. Es gibt un-

Digitized by Google

zweifelhaft im Betrieb der Wissenschaft sehr viele Arbeiter, denen die Forderung unbedingter Wahrheiterkenntnis niemals Leitsatz gewesen ist, und der Betrieb der Wissenschaft unterliegt darum andern Beurteilungen als die reine „Idee" wissenschaftlicher Arbeit, für die allein jene Forderung unbedingter Freiheit gilt. Wenn die reine Wissenschaft irgend etwas erweist, was von diesem oder jenem Standpunkt des praktischen Lebens aus als unangenehm empfunden wird, so haben wir es darum nicht zu verneinen. Wenn aber tausende von wissenschaftlichen Arbeitern in einen Betrieb hineingezogen werden, der nicht der vorschreitenden Forschung, sondern dem Verbreiten und Ausnutzen der Ergebnisse gilt, so unterliegt dieser Betrieb als solcher auch den praktischen Forderungen der Allgemeinheit.

Von diesem gedanklichen Stützboden ausgehend und in dieser Auffassung von seiner Wichtigkeit suchen wir den so ängstlich gemiedenen „Prinzipienstreit" gerade für die Literaturwissenschaft und wünschen, daß er kräftig ausbreche: vielleicht gelänge es dadurch, eine Reihe von Jüngern für eine minder unfruchtbare und im einzelnen weniger schädliche Art der Literaturbetrachtung zu gewinnen als die heute eingebürgerte, die von den Universitäten her die Schulen und damit eigentlich unser aller literarische Erziehung beherrscht, von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Das wünschenswerte Ziel aller Literaturunterweisung ist leicht hingestellt: daß möglichst viele dazu Befähigte in den Stand gesetzt werden, der Lebenswerte im Schrifttum teilhaftig zu werden, und Literatur und vor allem Dichtung zu finden, die ihnen zusagt. Dies zu fördern sollte im wesentlichen der ausgedehnte Betrieb der wissenschaftlichen Literaturbearbeitung sich berufen fühlen. Wer aber Lebenswerte vermitteln will, muß Lebenswerte von andern Werten unterscheiden können. Aus diesem Grunde hat man etwa jene Ästhetiker nie für gute Erzieher zur Kunst gehalten, denen die sogenannten formalen und die technischen Werte in der Kunst ausschlaggebend erschienen, Werte, denen der alltägliche Mensch notwendig ohne große Teilnahme und tieferes Verhältnis gegenübersteht. Nun, an Hyperästhetik leidet unsre Literaturwissenschaft selten. Wohl aber an einem überwuchernden Interesse für historische Werte, die meist mit den Lebenswerten ebenfalls nicht zusammenfallen. Und gerade die historische Einstellung, dies, daß unsre Wissenschafter meist historisch denken und die historischen Werte zu groß sehen, verhindert sie innerlich, sich die Lebenswerte in ihrer überragenden Bedeutung klarzumachen. Ähnlich haben die Briefmarkensammler gewöhnlich keinen Sinn für die künstlerischen Werte der Postwertzeichen, sondern sie beurteilen sie nach ihrer Seltenheit, ihrem Preis. Es kann wohl einmal in einem Menschen der Sinn für beides entwickelt sein, gewöhnlich ist es aber nicht so; die Macht der gewohnheitmäßigen Einstellung ist zu stark, um noch eine andre neben sich zu dulden — darum zollen wir Ausnahmenaturen wie Dilthey oder Hehn auch so ungewöhnliche Ehrerbietung. Es ist oft ebenso drollig wie schrecklich zu sehen, wie historisch Eingestellte gar nicht begreifen können, daß selbst einem Kunstverständigen irgendein Werk oder eine Untersuchung gleichgültig ist, gänzlich gleichgültig, mag sie für den früheren zeitlichen Zusammenhang

Digitized by Google

der Geschehnisse noch so „bedeutsam“ sein. Tatsächlich aber sprechen gewichtige allgemeine Gründe gegen das Überwiegen des historischen Elementes in der Volksbildung — Nietzsche hat sie in unvergänglicher Form dargelegt und mit tiefem Blick die daraus hervorgehenden seelischen Schäden offenbar gemacht. Nicht lernen, forschen, vergleichen will der Einzelne in der Kunst, sondern von ihr Hilfe für seine Lebensgestaltung, sie ist ihm ein Teil der Elemente, die ihm Lebenskraft zuführen. Darum sollten sie nicht die Auffassung und Methode einer historischen Wissenschaft gelehrt erhalten, wenn sie zur Literaturgeschichte kommen.

Wer nun Lebenswerte vermitteln will, das sieht sich leicht ein, der muß vor allem die lebendigen Menschen und ihre Anlagen verstehen, muß aber auch wissen, wie Dichtung zustande kommt, denn sonst wird er an das vollendete Werk mit fehlgerichteten Erwartungen herantreten und einem Dritten etwas daran zeigen wollen, was gar nicht die Hauptsache ist, also mit den Lebenswerten auch wenig zu tun hat. Es ergibt sich also eigentlich, daß nur eine gründliche psychologische Bildung die Grundlage jeder Einsicht in das Wesen des Gegenstandes und der Aufgabe abgeben kann. Und wiederum nicht nur die generelle und experimentelle Psychologie, sondern vor allem die differentielle Seelenkunde, die völkerpsychologische Schulung und die lebhafte einfühlende Erfahrung können diese innerliche Abstimmung auf Lebenswerte nach deren Entstehung und Rezeption vermitteln. Gewiß könnte hier ein praktischerer Betrieb der psychologischen Wissenschaften noch weit mehr den Bedürfnissen der Literaturwissenschaft entgegenkommen, immerhin aber bieten sie auch heute schon Ergebnisse genug, so viele gewiß, daß *eine* Stimmung von Vernunft wegen unmöglich ist, die heute noch so viele Literaturwissenschafter beherrscht, diese: „was soll mir denn diese ganze Psychologie! ich mache das aus meinem einfachen menschlichen Gefühl heraus“. Ehe solche Torheit nicht ausgerottet ist, kann wesentlich nichts gebessert werden. Nun lernen aber unsre Literaturwissenschafter in ihrer überwiegenden Mehrzahl die Dichtung nicht in psychologischer Beleuchtung kennen. Die Methode, wie man Schriftwerke betrachtet und wie man ihr Wesentliches zu erforschen sucht und sie sich innerlich aneignet, diese Methode ist heutzutage oft geradezu ein Hohn auf jede, auch die alleralltäglichste Psychologie. Was eine durchschnittliche Literarhistorikerarbeit unsrer Zeit von „Verstehen“ der darin behandelten Werke aufweist, das ist gemeinhin das Gegenteil jedes vertieften Verstehens, zu geschweigen von dem Verstehen, das an die Lebenswerte heranreicht, dem „*Nacherleben*“ (siehe darüber etwa Avenarius' Aufsatz „Verstehen und nacherleben“, Kw. XXII, 7). Nacherleben zu lassen sollte aber für die Literaturwissenschaft das erste Ziel sein. Die „Wissenschaft des Nacherlebenmachens“ wäre eine verbal ungefüge, aber dem Sinn nach würdige Übersetzung des Wortes Literaturwissenschaft.

Versuchen wir zum Schluß wieder einmal einen sozusagen aktenmäßigen Beweis, wie völlig wissenschaftliches Denken dieser Zeit diese vornehmste Aufgabe verleugnet und verkennt. Das Beispiel ist schlagend genug. Ein berühmter und für zahlreiche Studiengänge maßgebender Grundriß der deutschen Philologie enthält über das Ver-

Digitized by Google

stehen folgende Lehre: „Wir verstehen einen Text, wenn in unsrer Seele eben die Vorstellungsassoziationen erzeugt werden, welche der Urheber desselben in der Seele derjenigen hat hervorrufen wollen, für die er bestimmt ist.“ Wer immer sich eine solche Meinung bilden konnte oder aneignet, hat wohl kaum eine Vorstellung vom wirklichen Wesen der dichterischen Arbeit, wie sie von je gewesen ist. Ein „Wille“ Vorstellungsassoziationen hervorzurufen, spielt nämlich meist in dichterischem Schaffen so gut wie gar keine Rolle, so wenig wie gerade die kostbarsten Werke der Dichtung notwendig immer für irgend jemand „bestimmt“ sind. Die ganze, auf das Verständnis eines Mathematiklehrbuchs allenfalls passende Definition des „Verstehens“ ist dem geistigen Schrifttum gegenüber also im wesentlichen nichtig und gegenstandlos. Der Grundriß fährt nun fort: „Wir können es zum vollen Verständnis rechnen, daß uns auch die Empfindungen und Strebungen, die durch den Text hervorgerufen werden sollten, also bei einem Kunstwerke der ästhetische Eindruck, nicht verloren gehen, sondern daß wir daran wenigstens sympathischen Anteil nehmen.“ Damit ist also offen zugegeben, daß die lebendige Hauptwirkung, die zu allererst es wichtig und vernünftig erscheinen läßt, sich mit einem Werk zu beschäftigen, daß diese Hauptwirkung für diese Art Wissenschaft ein Anhängsel ist, das auch unbeachtet bleiben kann. Wir nun meinen, daß gerade der ästhetische Eindruck und dessen Psychologie dringend die tiefste Beachtung und Erforschung fordert und daß man lieber die Hände von einem Werk lassen soll, wenn man an ihm nur „sympathischen Anteil nehmen“ will. Man brauchte gar nicht zu wissen und bitter erfahren zu haben, daß in Wirklichkeit drei Viertel aller heutigen Literaturwissenschaft sich auf solche lebenfeindliche Grundgedanken aufbaut, sondern man könnte aus diesen allein sozusagen a priori schließen, daß sie jede tiefere seelische Aktualisierung des Textgehaltes ausschließt. Seltsam aber berührt es, wenn derselbe Grundriß vorher erklärt: „Das Verständnis der geschichtlichen Entwicklung bleibt auf allen Gebieten hinter dem Erreichbaren zurück, solange man sich nicht auf den Boden der wissenschaftlichen Psychologie stellt. Es gilt dies ganz besonders auch von dem Verständnis der literarischen Produktion.“ Daraus ergibt sich folgender wunderlicher Zwiespalt: entweder soll der oben angeführte Satz nach Ansicht des Verfassers auf dem Boden der wissenschaftlichen Psychologie stehen — dann wäre diese „wissenschaftliche Psychologie“ nicht viel wert; oder die beiden Sätze stehen nur nebeneinander, ohne daß der zweite den ersten beeinflußt hätte. Das wäre nicht folgerecht, würde aber mit der sonderbaren Tatsache zusammenstimmen, daß der ganze Grundriß nichts Eigentliches über die Psychologie enthält, die doch von so fundamentaler Bedeutung sein soll.

Zum Überfluß belehrt aber der „Grundriß“, der sich nun etwas gewunden ausdrückt, über die Werte noch besonders: „Auch das ästhetische Moment muß der historischen Betrachtungsweise unterworfen werden. — Für den Literarhistoriker kommt es vor allem darauf an, eine Vorstellung von dem Eindruck der dichterischen Erzeugnisse auf die Zeitgenossen zu gewinnen und somit von dem Verhältnis der ästhetischen Produktion zu den ästhetischen Bedürfnissen der Zeit. —

Digitized by Google

Durch methodische Vergleichung der ästhetischen Urteile sowohl wie der ästhetischen Produktionen muß man versuchen, nicht bloß die individuellen Besonderheiten sondern das für ganze Gruppen oder Epochen charakteristische Gemeinsame herauszufinden und so eine Geschichte des Geschmackes zu konstruieren." Nicht eine Wissenschaft allein wissenschaftlich zu diskreditieren galt es hier, die in mancher Hinsicht nicht ohne großes Verdienst ist, obwohl diese auf einer veralteten und leblosen Psychologie beruhenden Grundsätze wohl auch im streng wissenschaftlichen Sinn einer Kritik dringend bedürfen. Aber dankbar darf man sein, wenn eine Autorität ersten Ranges, wie der „Grundriß-Verfasser", sich so unzweideutig über das wissenschaftliche Streben ausspricht. Das gibt wenigstens Klarheit zum Gefecht. Denn wer auch nur von Ferne den lebendigen Vorgang einer ästhetischen Reaktion, jenes Eindringen, Versinken, Erweitert-, Erhoben- und Beglücktwerden, endlich die Umbildung des ästhetischen Erlebnisses in lebendige Aktion an sich erfahren hat, der wird sich freuen, von dieser Wissenschaft verschont geblieben zu sein; der wird diese sogenannte historisch-empirische Ästhetik als eine Form des ästhetischen Selbstmordes fühlen und wissen, daß diese Wissenschaft mit ihrem „Verstehen", mit ihrer Quellen- und Textkritik, ihrer Analyse und Einflußforschung, ihrer Interpretation, Charakteristik und Ästhetik die würdigste und höchste Aufgabe ihrer selbst noch gar nicht erkannt hat.

Stellt man sich aber das millionenfache Unheil lebhaft vor, das heute geschieht, indem diese Wissenschaft Alle an sich zieht, welche die lebendige Wissenschaft suchen und von ihr das Leben erhoffen — so wird man vielleicht sogar die tiefe Mißstimmung, ja den Haß und die Verzweiflung begreifen, welche die heutigen Zustände in Vielen erregen. Andererseits aber kann glücklicherweise das innere Leben eines Volkes trotz dieses wissenschaftlichen Vernichtungkampfes gegen seine Quellen und Fruchtwässer nie ganz erstickt werden. Und der ermutigende Anblick dieses inneren, immer neu geborenen Lebens ruft unaufhörlich wieder die Sympathie, die Zustimmung hervor und den Entschluß zum Kampf gegen die Übergriffe abtötender Betriebe und Elemente. Dieser Kampf, der gerechtesten einer, kann erst mit dem Ende jeder lebendigen Hoffnung auf edlere und schönere Lebensformen der Nachfahren sein Ende finden. Wolfgang Schumann

Lose Blätter

Aus der Charonbewegung

[Seit langer Zeit schon beteiligt sich mit Ernst und Opfermut eine Reihe von Männern und Frauen an dem, was wir die Charonbewegung nennen, eine viel zu lange Zeit, als daß sich's hier bloß um Spielerei handeln könnte. Trotzdem sind ihre Bemühungen außerhalb eines sehr engen Kreises nicht gewertet und kaum beachtet worden. Auch ich bin nicht imstande, sie zu werten, weil ich schlechterdings nicht imstande war, mich auch mit umfangreichen Charonveröffentlichungen so vertraut zu machen, daß dies eine Kritik wirklich fest begründen könnte. Also lasse ich die Hauptvertreter der Bewegung selbst sprechen, um statt Urteile über

Digitized by Google

die Charonbewegung Bilder aus ihr selbst zu geben, wo ohnehin das Anschauen und Anhören mindestens zunächst besser angebracht ist, als das Referieren und Kritisieren. Wenn ich ausdrücklich betone, daß die folgenden Darlegungen wie die folgende Auswahl nicht vom Kunstwart ausgehen, daß sie vielmehr eine Selbstvorstellung der Charonmitarbeiter bedeuten, so bleibt mir für heute nur noch eine Bitte. Die: unsre Leser mögen unsre heutigen Gäste unbefangen von irgendwelchen Meinungen anhören, die sie vielleicht über die „Charonleute" da und dort schon gehört haben. A]

Andeutender Versuch einer Einreihung der Charonbewegung in die Kunst unsrer Zeit

Wie es möglich war, daß sich das breite Publikum sowohl wie die Berufenen Deutschlands neun Jahre Zeit ließen, ehe sie der Charonbewegung sich erschlossen, — ja, der „Kunstwart" selber und sein Herausgeber wissen das gleiche Problem, und werden es auch nicht restlos lösen können. Daran lag es nicht, daß der Charon eine „neue Theorie" aufgestellt hätte. Er hat sie aufgestellt, und seine Theorie ist ihm „ethisches Tatbedürfnis", wie es die „Ausdruckskultur" für Ferdinand Avenarius und seinen Kunstwart war und ist. Aber wie ich, so hat Ferdinand Avenarius erst zehn Jahre der Tat hinter sich bringen müssen, ehe die Gleichgültigkeit des Publikums überwunden war. Seine Theorie aber war es nicht, die ihm das Publikum verschloß, das wird er selber nicht behaupten, und erst recht nicht seine große Kunstwartgemeinde. Denn wie kann das „Selbstverständliche" Ausschlußgrund sein!? Auch das Neue am Selbstverständlichen kann's nicht gewesen sein. Denn die Neubegier steckt ebenso dick in der Leserpsyche wie ebenso der unrückbarste Konservativismus in der Leserpsyche steckt. Also die neue Theorie war's nicht. War's infolgedessen die neue Praxis? Da frage ich: glaubt einer im Ernst, daß die Neuheit einer zur Dauerhaftigkeit berufenen Kunstpraxis sich wirklich so allem Krethi und Plethi als Neuartigkeit „offenbart", also daß sich Krethi und Plethi „bewußt" ablehnend verhalten kann dagegen? Ich glaube es nicht. Denn damit würden die wahrhaft Großen und Ewigen der Vergangenheit als „veraltbar" postuliert. Dies aber wär ein ganz unreifes Narrenstück. Neuartig ist im Sinne einer Menschheitumfassung keine „neue Kunst" und war keine „alte Kunst". Denn gerade das ist die Größe der großen Kunst, daß sie die Einheit des Menschengeschlechts so herrlich aufweist. Im Sinne des „Individuums" aber ist jeder einzelne große Künstler „neu". Wie jeder Birnbaum „neu" ist. Und deshalb uralt. Was aber hindert denn das Vordringen neuer Dichter und einer in diesem Sinne neuen Dichtkunst? Nochmals gesagt: nicht ihre Neuheit. Die wird dem Harmlosen ja fast niemals überhaupt bewußt. Aber das „Zeitklischee", das ist's. Wir Einzelmenschen, und erst recht die Gesamtheit der Einzelmenschen, also das Publikum, wir sind im allgemeinen gar nicht fähig, unsre Einstellung vielseitig zu machen. Wir schwimmen alle und jeder in einer „Mittellage des Gleichgewichts", diese Mittellage des Gleichgewichts reagiert. Sie wird aber ebenso auch erst hergestellt, ehe sie reagiert. Und was nun aus der „Kunst der Zeit" sich so angleichen kann, daß aus ihr eine „Mittellage des Gleichgewichts" resultieren kann, das wirkt zusammen, um das „Zeitklischee" herzustellen, die

Digitized by Google

Mittelachse des Gleichgewichts, die Normaleinstellung. Daraus ergibt sich, daß aus freiem Willen keiner aus der Zeit heraus kann, daß er also aus aller gegenwärtigen Kunst wie ebenso aus aller vergangenen Kunst sich „freiwillig" nur auf eine solche Auswahl einstellt, die seinem Zeitklischee entspricht. Das würde eine bedeutende Enge verursachen. Dem wirkt entgegen die Autorität. Literaturgeschichte, Kunstgeschichte. Dem wirkt entgegen die Kunsterziehung. Dem wirkt entgegen: die „Ausbildung des Willens zur Vieleinstellung". Nur daraus vermögen wir den Großen verschiedener Vergangenheit gleicherweise gerecht zu werden. Dieser Wille aber ist wirklich eine große und anstrengende Leistung. Da ist es verständlich, daß diese Leistung freiwillig nicht so leicht dort geleistet wird, wo noch keine Autorität ihr freundlich Mut zuspricht. — Nun aber ist meine Mahnung an die führenden Geister der Zeit, und aller kommenden Zeit: warum sprecht ihr euch selbst nicht mehr freundlichen Mut zu, als ihr es tut? Tut es doch! Es wird dann wenigstens vermieden, daß neue Dichter der Zukunft gar so lange auf Anerkennung warten müssen. Und was noch wichtiger ist, die Zeit, jede kommende Zeit, fällt nicht gar so leicht auf allzuvieles Unwerte hinein. Denn: die „Neuheit" ist ja nicht das Hindernis, sondern eher ein Fördernis, und gerade alles Nichtgroße tut immer den Modemantel irgendeiner „affektierten" Neuheit um, wohinter sich dann immer eine längst, längst überwundene Veraltetheit der Vergangenheit versteckt.

Was ist nun unser heutiges Zeitklischee? Vielmehr, aus welchen Werten unsrer jüngstvergangenen sowie gegenwärtigen Kunst setzt sich die „Mittellage des Gleichgewichts" zusammen? Naturalismus einerseits, Formalismus andrerseits. Ein wirkliches Zeitklischee hat sich dabei noch nicht ergeben. Das erhellt daraus, daß es heute noch möglich ist fürs Publikum, sich in zwei Lager: Formalismus und Naturalismus zu spalten. Nur bei Dichtern der Vergangenheit gelingt der Leserpsyche restlos die Synthese aus Formalismus und Naturalismus. Diese selbe Synthese aber leistet der Charon für unsre Zeit. Daß Formalismus irgendwie genützt hat, das heißt die allgemeine Kunst der Formen verfeinert hat (im besonderen hat jeder vergangene Große seine Formvorzüge vor der Gesamtheit unsrer heutigen formalistischen Dichter), und daß der Naturalismus ebenso genützt hat, das heißt unser Dichterblut dickflüssiger gemacht hat (deshalb kann er noch lange nicht irgendeinen wirklich Großen der Vergangenheit an Lebensechtheit auch nur erreichen), muß jeder Einsichtige zugestehen. Beide Bewegungen aber waren auch Krankheitserscheinungen, Hypertrophien. Daraus gibt es keinen Ausweg „nach rückwärts". Also war eine neue Synthese notwendig. Und die will die Charonbewegung leisten. Vom Naturalismus her: die Betonung des Echtheitsinhalts. Vom Formalismus her: die ganz besonders hohe Wertschätzung der Form. Damit der Weg aber nicht rückwärts gehe, sondern vorwärts, war eine andere Kopula zwischen Inhalt und Form nötig. Oder vielmehr eine andre „Bewußtheit" darüber. Denn daß die großen Dichter in ihrer großen Kunst ihrerseits diese Kopula haben, wird nicht bestritten. Nur wir Heutigen erlangen sie auf einem andren Dichterwege. Nun habe ich auf meinem Wege der Praxis und der theoretischen Selbstbeobachtung Gesetze gefunden, die in dieser Harmonie und Konsequenz wohl noch nicht erkannt waren. Daß nämlich die „Eigenbewegung der Vorstellungen", wie sie die Psychologie

Digitized by Google

schon lange kennt, nutzbar gemacht wird im Dichter. Und zwar auf dem Wege der Kunstkausalität, also daß von vielen möglichen Eigenbewegungen der Vorstellungen immer nur eine eine wirkliche Kunstkonsequenz haben kann. Dies rückt sehr nahe an Avenarius' „Bildgerechtigkeit" heran, weshalb ich auch in meinem grundlegenden Buche: „Arno Holz und der Charon" darauf hinwies. Weiter fand ich aber, daß dem Gesetze der kunstkausalen Eigenbewegung der Vorstellungen parallel läuft eine Eigenbewegung der Phonetik, sowohl der Phonetik des Einzelwortes als der der Wortkomplexe. Und die dritte Entdeckung war: daß gerade in dem Zusammenfallen von Eigenbewegung der Vorstellungen und Eigenbewegung des Rhythmus die Synthese einer ebenso formstrengen wie naturechten Dichtkunst liege. Dieser neue Weg bedeutet eine ganz unglaubliche Erschwerung des Dichtens ebenso wie eine wesentliche Erleichterung. So daß sich es ausgleicht, und natürlich die Gesamtleistung des heutigen Dichters auch nicht wertvoller oder wertloser ist als die jedes vergangenen Dichters. Die Erleichterung liegt darin: daß wir keine fertigen Formen mehr benutzen. Die Erschwerung: daß wir auf dem Wege der kunstkausalen Kongruenz von Eigenbewegung der Vorstellungen und Eigenbewegung des Rhythmus zu einer beinahe unglaublichen Formenstrenge kommen. Es hilft uns nun keine Metrik mehr, sondern unser Dichten muß während des Dichtens jedesmal eine Form schaffen, die dann hinterher sehr wohl mit verfeinerter Metrik erfaßbar ist.

Soviel über die „Kunst" der Charonbewegung. Ihr Gebiet und Einbegreifen ist damit nicht umgrenzt. Auch ihrem Hinübergreifen auf andre Gebiete Geists und des praktischen Lebens kein wehrendes Ziel gesetzt. Ist doch die Allumfassung für jede tüchtige Neubewegung der förderlichste Grundtrieb, und zu billigen, solange Kompetenz gewissenhaft in jedem Falle vorgeprüft und nacherwogen wird. Indes ist wohl die „Einreihung der Charonkunst in die Kunst unsrer Zeit" jetzt schon zu versuchen. Es sei deshalb wiederholt auf das Buch „Arno Holz und der Charon" hingewiesen. Es werden keine Proben davon in den Losen Blättern gegeben, da das Buch als „Einführung in die Charonkunst" Dienst leisten soll, weshalb sich eine „Einführung in die Einführung" verständigerweise erübrigt.

Otto zur Linde

Die Charonbewegung

Eine kurze „Einführung" zu eines Menschen Werk wird immer ein Notbehelf sein; da jegliches bedeutende Werk letzten Endes nur aus sich und durch sich überzeugen kann. — Bei der Charonbewegung ist die Sache besonders schwierig, da des Menschen Werk (Otto zur Lindes) nicht nur sein eigenes Dichten und Denken ist (ein sehr umfängliches), sondern dies Denken und Dichten auch eine ganze Literatur gezeitigt hat. Eine starke Anzahl Dichter hat sich der Bewegung angeschlossen, beziehungsweise ist aus ihr hervorgegangen. Es handelt sich aber nicht um eine „Schule" im üblichen Sinne (wo der Meister tonangebend in Form und Stilfarbe ist), sondern um den Zusammenschluß von Menschen, die in ihrem Denken und Fühlen, in ihrem Menschentum ähnlich gerichtet sind; und von denen jeder das Seine zu leisten sucht, und auch leistet. Also keine Schule mit Nachahmungs-, Glaubens-, Denkens-, Tuensverpflichtungen; vielmehr: zwangloser Zusammenschluß, in dem jeder er bleibt — und in dem doch

Digitized by Google

gegenseitiges Verstehen und Anerkennen jeder Eigenart ist. — Natürlich: eine gemeinsame Not und Sehnsucht hat auch die Charontiker zusammengeführt. Die ist ja immer Ausgang einer Bewegung. Unsre unheimlich bewegte Zeit steckt ja voll von unerfüllter, teilweis erfüllter Sehnsucht. Und das Religiöse, Künstlerische, Materielle darin: ist nicht voneinander zu trennen, es geht ineinander über. — Aber das Wichtigste in solcher Sehnsucht ist wohl: daß wir Schaden an uns selbst litten, daß wir zu uns selbst nicht kamen — und daß wir das gut machen und uns finden wollen. — Wer solche Sehnsucht zuerst ausspricht und ihre Erfüllung sucht, findet auch Menschen, die Ähnliches lebten und sich zu ihm finden. Ein solcher Mensch kann ja doch nicht einsam bleiben. Otto zur Linde hat die angedeuteten Nöte von uns wohl am tiefsten erlebt, auch von uns am ersten erlebt. Er gab ihnen auch die ersten und stärksten Erfüllungen. So mußte er der sein, der die Bewegung ins Leben rief und nun leitet. Der Charon besteht seit 1904. Was war er? Was ist er? Was „will" er? — Der Untertitel lautete in den ersten Jahren „Dichtung, Philosophie, Darstellung" — heute: „Monatsschrift für deutsche Dichtung". Der Inhalt war: Gedichte, manchmal kurze, abhandelnde, oder aphoristische Prosa. (Heute ist neben den Gedichten auch die Prosa stärker vertreten; autobiographische, novellistische Prosa kam hinzu.) — Also die Charonbewegung eine dichterische, literarische Bewegung? — Ja! — Aber darüber hinaus noch mehr. Ich will versuchen, es kurz zu sagen. — Die Charontiker sind also in erster Linie Dichter. Als solche hatten sie, gute, starke Leistungen vorausgesetzt, ohne weiteres Anspruch auf Gehör (an dem es in den neun Jahren manchmal gemangelt hat); diesen Anspruch aber haben sie bei der formellen und inhaltlichen Eigenart ihrer Dichtungen besonders. Der Charon hat nie negiert, was etwa Großes da war, in Vergangenheit und Gegenwart. — Was an Gutem und Großem da ist, das ist und bleibt! Aber: es ist nicht unsre Aufgabe: die Vergangenheit zu lieben als — Vergangenheit; als verlornes Paradies; unsre Aufgabe kann immer nur sein: Wege in die Zukunft zu gehn. — Dies hat Otto zur Linde scharf erkannt. Haben wir die Kraft, das Zeug, an der Zukunft zu bauen — gut, so tun wir's; haben wir sie nicht, so mögen wir uns begraben lassen. Und von welcher Zeit kann man sagen, daß sie nicht nötig hätte, an der Zukunft zu bauen? — Indessen: die Charondichtung ist mißverstanden worden; das zeigt eben ihren Zukunftswert, wie groß oder gering man ihn auch einschätzen mag. Als Dilettantismus ist sie nie gewertet worden, wohl aber manchmal als „ungesund", „absurd" oder sonstwie. Nun; da denke man an Parallelen aus der Kunstgeschichte. Fast jeder große Maler, Musiker, Dichter ist zuerst als „ungesund" gefühlt worden — bis die Kunstempfänglichen die neuen Reize (malerische, musikalisch-phonetische) empfanden —, bis die neue Schönheit gesehen wurde. — Ich erinnere an Wagners Kampf. Selbst ein so liebenswerter Dichter wie Mörike hatte nötig, daß empfängliche Kunstfreunde immer wieder auf ihn hinwiesen, bis er ganz anerkannt wurde. — Was mochte nun einen Teil des deutschen Publikums hindern, die Charondichtungen als „schön" zu empfinden? Ein wichtiges Moment haben wir in dem mehrfach gefällten Urteil, sie seien „formlos". — Aber diese angebliche Formlosigkeit war ein Mißverständnis; in Wirklichkeit handelt sich's nur um eine große Fülle der Formen. Die hat vielleicht etwas verwirrt. — Außerdem lag so vielen

Digitized by Google

von der Schule, vom Bildungsgang her ein absolutes Formprinzip im Ohr — da konnte man nicht gleich die starke Vielheit der Formen im Charon übersehen. — Denn im Charon ist einmal großer Ernst damit gemacht worden, die Form des Gedichts „von innen heraus", vom Erlebnis aus immer neu werden zu lassen — nicht in vorhandene („tote") Formen hineinzudichten. Und das kommt nun nicht auf „Laxheit" der Formen hinaus, sondern auf Strenge der Formen. Otto zur Linde hat auf die wichtige Tatsache aufmerksam gemacht, daß die „Eigenbewegung der Vorstellungen" (das Prinzip alles geistigen Schaffens) mit der eben so wichtigen „Eigenbewegung des Rhythmus und der Phonetik" — zusammenfallen müsse. Dann entsteht formvollendete Kunst; auch wenn sie von den bislang bekannten Formen abweicht. — Falls also „Poetiken" gelehrt haben sollten, in Formen zu dichten, für seine „Stoffe", Erlebnisse, — Formen sich auszusuchen; — müßten diese Lehren fallen. . . . Form ist etwas, was hinterher erkannt wird; wovon der wahre Dichter beim Schaffen nichts wußte und nichts wissen darf. — Denn er ist doch kein Zeilenkleber; er ist eine durchglühte Seele — und hat keine kalte Schnauze. — So ist wohl das Flutende, Vibrierende, Weich-wellige vieler Charonverse zu erklären. Wer sich weiter mit den wichtigen Problemen des „organischen" Gedichts, mit der „Genesis des Dichterwerks" befassen will, möge das Buch „Arno Holz und der Charon, Anfänge zu einer Psychologie der Dichtkunst", lesen, das nicht bloß Kampfschrift, sondern mehr noch positives, philosophisches und psychologisches Werk ist. — Von der Art der Dichtungen sollen nun die Proben in den Losen Blättern einen Begriff geben. — Ich glaube aber, sie können das nur zum Teil, sie können das nur andeutungsweise. — Denn bei der starken Anzahl der Charondichter ist schon der Umfang der Charondichtung sehr groß. Auch kann nur ein Teil der Dichter zu Wort kommen. — Noch eins: es wird oft übersehen, daß bedeutende Dichtung immer mehr ist, als „Verse" machen, als Befriedigung eines literarischen Bedürfnisses. Und das gilt sehr stark von der Charondichtung. In Gedichten und Zeilen liegen die Erkenntnisse langer Jahre, und große Symbole und Mythen steigen aus kaum gekannten Tiefen auf. — Wir sind keine „Artisten", auch wenn uns die sprachliche, rhythmische, phonetische Vollendung eines Gedichts Gegenstand langen, ernsthaften Erkennens, und dem Herausgeber Vorbedingung für die Aufnahme ist . . . aber was in den Gedichten sich ausspricht — das ist die Sehnsucht nach Erfüllung des Seins, nach Vertiefung des Menschentums, nach Erweiterung des Denkens und Fühlens, nach neuer lebensvoller Ethik, nach Zukunftsreligion. — „Natur", „Kindheit", „Gott" — das sind drei der stärksten Sehnsuchtstendenzen unsrer Zeit — und sie sind gerade im Charon sehr mächtig. — Sagen wir: „der schöpferische Mensch" — das ist, was der Charon will, und woran er „glaubt". So ist die Dichtung bei uns nicht bloß Gefühl, Stimmung (sie ist es auch; sehr oft), sondern auch inbrünstiges Forschen, in Natur und Seele, wie es ja bei den wichtigen Dichtern der Vergangenheit auch schon war. Auch das philosophische Moment ist im Charon sehr stark. — In dieser inhaltlichen Fülle mag auch ein Grund zu suchen sein, daß die Charondichtung noch nicht genug anerkannt wurde. — Aber wartenden, lauschenden Ohren hat sich diese Dichtung nie versagt. — Die Dichter und die Dichtungsproben der Losen Blätter müssen für

Digitized by Google

sich selber sprechen. Es wurde versucht, möglichst vielseitig auszuwählen. — Nennen möchte ich noch die wichtigsten Charondichter, die hier nicht zu Wort kommen konnten; obwohl sie in den Jahren der Reife stehn und Dichtungen geschaffen haben, die im Wert und Umfang ernstem, kritischem Prüfen sich als reifes Können erweisen werden: Hanns Meinke mit schönen Sonetten, Terzinen, Vierzeilern; die Sinner und verträumten Denker: Wilhelm Janecke, Ernst Hering, Werner Schumitz; der starkweiche Robert Janecke; der schwerblütige, philosophische Eugen Styx (auch als Dichter von Dramen, von denen leider aus Raumgründen nichts gedruckt werden konnte, stark); der klare Psychologe und denkende Dichter Gottfried Winter; und Hans Rothhardt. Als Aufblühende: Gustav Knye, Hermann Hagedorn, und noch mancher, der sich noch erproben wird. Dr. A. Soergel, einer der sachlichsten Beurteiler des Charon, sagt in seiner Literaturgeschichte (Verlag Voigtländer) im Kapitel: „Otto zur Linde und der Charon": „. . . Was der Charon erstrebt ist dies: den Einzelnen, der sich nicht zersplittert, der alle Fähigkeiten entwickelt, organisch sich entfaltet, . . . und doch nicht sich absondert, sondern zur Gemeinschaft strebt: Gemeinschaftsdienst durch Selbstentfaltung." „Hier ist", schließt Soergel, „das größte und schwerste Problem der Zeit . . . erkannt."

Karl Röttger

Otto zur Linde

[Gedichte, Märchen und Skizzen (1901, seit 1912 im Charonverlag). — Fantoccini, Gedichte und Prosa (1902, seit 1912 im Charonverlag). — Die Kugel, eine Philosophie in Versen (1909, Titelzeichnung von Julie Kruse). — Arno Holz und der Charon, Versuch einer Psychologie der Dichtkunst (1911). — Gesammelte Werke. Erste Abteilung: Gesammelte Gedichte. Bd. I. Thule-Traumland (1910). Bd. II. Album, und Lieder der Liebe und Ehe (1910). Bd. III. Stadt und Landschaft (1911). Alles im Charonverlag, Großlichterfelde. — Weitere Bände in Vorbereitung.]

Charlottenburg — Park Witzleben

Da wollte die Stadt aus ihren ungezählten Häusern
Eine Vorstadt entsenden und gingen Straßen viel
Hinaus vors Tor und den Ring der äußersten Häuser
Bis in den gerodeten Wald. Und legten sich die Straßen
Da kreuz und quer hindurch und um den Teich herum.
Und lange Doppelreihn marschierten von weißen Laternen
Auf langen Pfählen und durchschlangen die Nacht
Wie eine Zaubernacht der Lichterweihnacht,
Oh hier sind Lichter gepflanzt wie ein schöndurchholzter Park.
Streifen im See sind wie silbernes Wasserbad
Und Pfad und Fahnentuch der schweigsamen Flut.
Am Rand der Stadt aus tausend getürmten Fenstern
Erglimmt eine Lichterburg wie Berglehnen,
Wie umzauberte Lampions der Außennacht.
Und hoch an die Himmelsdecke wirft aus Innenschoß
Die Stadt ihr gesammeltes Glühen als einen Schein
Der Wolkenfärbung, leichtrot in der schwarzen Nacht.

Digitized by Google

Da hier außen vor der großen Stadt
Bin ich selig gewandelt in verzücktem Lichtersternwald.
Ganz vor mir zog in das ferne, dunkle Land
Ein Bahnzug gradaus, wie eine schuppenglühende Schlange,
Wie Schild an Schild aus Gold, ein Feuersalamander,
Der sich lang und grad streckt, dann entschwand der Zug.
Oh zu wandeln durch die zahllosen Lichter,
Die wie Sterne nah am Haupt mir doch so einzeln jeder stehn,
Und so Schmuck der schwarzen Nacht sind wie auf Samt die Perlen!
Hier ist ein Fest, eine besäte Wundernacht — —
Das wird anders sein, wenn die Häuser der Stadt
Nun alle anmarschiern und einziehn, dann wird voll der ganze Park.
Dann wird es sein wie Alpdruck, und dann wie eingedämmt,
Und hochumbaut und wird kein Platz mehr sein.
Dann ist der Nächte Lichterzier ein Fronen im Gebrauch,
Dann bin ich müd geworden und so zwergenklein,
Dann muß ich schleichen zu der Haustür und mich kriechen ins Gemach.
Oh grausam ist die Stadt und drückend Gefängnis,
Und öde wie ein Felsenmeer, versteinert, und Höhlentierereich.
Groß ist die Stadt, gewaltig, graunvoll,
Und spricht wie Hieroglyphen ein entsetzlich Wort:
„Du sollst werden untertan dem Aberwitz,
Eine Ameise, Arbeitstier, ein Kot im Bauch der Hölle!“

Bau der Untergrundbahn

Der große Rammklotz hebt und fällt,
Wenn sich das Dampfrad dreht . . .
In der Nachtstraße von einer Lichterreihe erhellt
Mondgroßer Bogenlampen am unsichtbaren Seil —
Zäune stehen und Erdhaufen, hohes Gerüstwerk,
So durcheinander und nachtruinenhaft,
So aufgebaut und voll dunklem Leben
Kriechend darin, Erdschaufler und -schütter
Und Rottenhacken-klirrender Rhythmus,
Wandelnde Laternen und flackernde Pechfackeln
Und ein schiebender und sich gruppierender Rauch,
Hoch drüber die kurze Reihe der größten von den Bogenlampen
Und da noch drüber
Am schweigend aufgewölbten Nachthimmel
Zwei helle Sterne in dem dunklen Schwarz — — —

Hinterhof

Kinder spielen lärmend im Hof;
Den Schall des Teppichklopfens werfen die Wände zurück,
Er sucht den Ausgang aus engem Hof und findet offne Fenster.
Aus der Tür der Kellerwohnung Hämmern des Schuhmachers;
Rufe des Kohlenmanns, und noch so manches Händlers;

Digitized by Google

Das alles brodelt im großen, tiefen Topf des Hofs. —
Da . . . scharfe, schnelle Schläge, das Schreien eines gezüchtigten Kindes,
Hah! Schlag und Schrei schneidet wie eine schnellschießende Säge,
Wie eine spießende Gabel in mein Fleisch und brennt
Stechend wie eine flackernde Flamme im Hof,
Zuckend lauscht der umherliegende Lärm im brodelnden Topf.

Juni

Im Juni laßt uns Kirschen pflücken,
Der Sommer ist schon nah, doch blüht noch
Flieder und Rotdorn, wenn sich Zweiglein bücken
Mit runden Kirschen für die Amsel, dran zu picken —
Aber der Nachtigall Liebesschluchzen glüht noch.

Nestlein sind gebaut in tausend Lauben
Schattiger Sonnenverstecke, aber noch grün sind
Kleine Kügelchen der Sommertrauben —
Es ist ein Sehnen noch, doch schon ein Glauben.
Du sollst im Juni mir reifen, aber noch blühn Kind!

Die Welt ist bunt in der Blüte des Spätlenz,
Wenn schon der Sommer die Ähren füllt,
Wenn schon die Sense verräterisch mäht, glänzt
Die Frische der Rosen. Doch häßlich kräht (schwenzt
Der Pfau) greller Sturz, der aus schnellem Gewähren quillt.

Schnell mir hinweg von der Wiese die Schwaden!
Laßt klein Blümlein, verschont, sein verschüchtertes Blauköpfchen
Heben aus glattgeschorenem Rasen. Der Schaden
Ist schnell vollgewachsen, und grüne Kaskaden
Schäufelt der Sommerwind, bunt läuten Perlklöppelglöckchen und schillernde Tautröpfchen.

Marienlied

Wenn ich dir die Sehnsucht sing
Und die süßerblühte
Blume dir im Kelchglas bring —
Deines Auges Güte
Soll mit mildem Glanz umstrahln
Meine schmalen Hände.
Laß ich nie das Kelchglas falln,
Schlankgeschliffne Wände
Fassen meine Finger weich,
Kelch im Kelch, der Blume gleich,
Und mein Herz so demutreich . . .
Moira, schöne Frau der Welt,
Mutter Christi im blauen Zelt,

Digitized by Google

Bring ich dir von Jericho
Selge Rose, nie verblüht,
Süßer Sehnsucht Erfüllungslied —
Sieh mein Herzblut tropfte froh
Wein ins Kelchglas, nun glüht das so.
Trink mit weichem Frauenmund
Mein Herz leer! und mein Sehnen gesund!
Frau Maria — Frau Maria —

Geige

Süße Töne gehn aus Saiten,
Die der Meister angespannt.
Saite muß mit Saite streiten —
Ach des Bogens Strich und Leiten
Unerbittlich strenger Hand!

Bin ich unter Meisters Bogen
Eine Geige schluchzend süß —
Wehe Töne langgezogen
Und ein süßes Glück entflogen
Und ein Hauch vom Paradies.

Muß ich meine Lieder hören,
Die mein Herz und bittre Lust
Mit dem Wohllaut süß betören,
Geige kann nicht Singens wehren —
Klingend Holz an Kinn und Brust.

Weibtum

Frau im losen Haar entsteigst du dem Bad —
Weißglänzend die straffe Haut, weiche Anmut der Kraft.
Leuchtend aus Augen die Seele so frisch und klar,
Dein liebes Gesichtchen umrahmt vom Haar . . .
Oh du Entstiegene! Oh du Anschmiegende!
Still verschwiegene Träumerin tiefer Gedanken.

Frau du so kühl versenkt,
Einsam die Seele verschlossen dem Herzschlag der Welt.
Was du in Tiefen lebst, sitzend am herben Quell,
Schweigen die steigenden Fische der Flut; und die Wasser so hell
Laden die Sonne nicht, werfen ihr Licht zurück,
Bergen die herben, versenkten Geschenke.

Süß wie die Muschel in Schalen geschrofft
Wehrst du, begehrst du: was deine Seele erhofft.
Hörst du, was leise an Wänden dir klopft?
Brausender Ozean, lastend mit tiefer Gewalt, und die Träne tropft
Schwer von der Sonne zu Grund; schließe du Süße in Schalen
dich ein,

Digitized by Google

Berge die Perle der Pein. Oh du Tiefe, die Liebe laß ein!
Oh Versenkte, Beschenkte, still Ruhende,
Träume du Dunkle im Grund! träume die Träne der Sonne.

Weserlied

Jetzt zieht durchs Diemeltal der helle Lenz,
Und auf der Weser schreiten Frühlingsfüße.
Wie bald, wie bald der Buchenwald bekränzt,
Und Singevögel, und der Blumen Grüße.

Laßt mich noch einmal stehn am Bergabhang,
Ins Tal zu sehn und über Wälderwellen,
Mein Auge reist beglückt den Fluß entlang,
Und mir zu Füßen sich die Häuser stellen.

Auf euren Straßen liegt der Sonnenschein,
Und breiter Sonnenfächer liegt im Land,
Mitten in euren Hafenteich hinein
Spiegeln sich Berg und Wald, ein Einfaßband.

Trala, jetzt ruf ich euch zum Hauskamin
Den Frühlingsgruß hinein, hinunter, grade
In eure Küch und Stube, bleibt nicht drin,
Kommt alle rauf zu mir — Frühlingsparade

Stellt hier sich vor euch hin, und unter euch,
Gipfel an Gipfel, tausend Wipfel, tausend
Sonnflimmer überm Wasser. Oh so reich
Zieht über euch das Blendende, Lenzblut ist brausend,

Schäumt auf in Blüten, Blättern, und erklimmt
Die Wolken, Himmel, und die Sonnenfahne
Hängt wie ein Jauchzen hoch. In Lüften schwimmt
Mein Herz, und Sehnsucht gleitet mit dem Weserkahne.

Charlottenburg

(Festliche Illumination und langsam flutende Volksmenge)

. . . . . Und da — — so brausend still
Ergriff mich der tiefe Strom der Menschheit,
Trug mich schwebend unter hängenden Lichtern —
Die dunkle Woge fuhr langsam dahin und stet,
Und raunte in tausend gedämpften Stimmen
Das große Wort, das eine Wort: RUH, RUH — —
Ruh, in geschlossener Flut des rastlosen Stroms,
Über Tiefen dahin, die unter der Welt versinken,
Unterm Lichterstrom, der über mir gleitet, sacht über mich hin
Von der Herkunft hinein in die Baldvergessenheit. —
Ruh, Ruh, in der raunenden Fortkunft, getragen so stet

Digitized by Google

Und so still dahin, vonhin und hierbei, inmitten
Allein und nimmer verlassen, umschlossen so dicht. —
Und so eins, und ander, und tausend, dabei und in eins;
Und ins Meer so besinnlich, ins Meer so fahrend,
Ins überall tiefe, umschließende Meer der Bereitung,
Erwartend so still und so sicher auftuend,
Einnehmend den großen Strom, den tiefen Strom,
Den Strom vonher und dahin,
Den gelegten Strom über die gähnenden Tiefen,
Den erstandenen Strom unter den tausend verschwiegenen Fragen.
Ich will kein Segel zu fliegen hoch über Köpfen der Menschen,
Keinen versenkten Fels mehr der Sorge und tiefen Not,
Ich will nicht ausfahren an die endlosen Ufer:
Beiseit zu stehen in rastloser Einsamkeit,
Ich will sein inmitten: da braust es so still und so stet,
Da hängen die Lichter süß-singend herab,
Da liegt die Versenkung mildtönend in schwebend-erhobenen Wurzeln,
Tragend die Überfahrt und gleitende Ufer;
Daß langsam fährt vonhin und dahin
Der große, stille, mitführende Strom —
Der tausend Stimmen in eine dämpft,
Die so dunkel schwimmt auf den dunkelen Wassern.

Karl Röttger

[Wenn deine Seele einfach wird, Gedichte, 1909; Tage der Fülle, Gedichte, 1910; Die Lieder von Gott und dem Tod, Gedichte, 1912; Schicksal, Weisheit, Sonne; Legenden; in Vorbereitung; 1912. Alles im Charonverlag.]

Legende

Und über Mittag kam Jesus aus dem Gebirge heraus und sah die Ebene vor sich liegen: weit und ganz weiß. Denn es war Winter in Nordland, harter, leis klingender Winter. Da lag die Ebene vor ihm, in der ersten Nachmittagssonne, weiß und von Sonne mattgold überschienen. Eine Allee von Birken ging mitten hindurch, und die ging Jesus nun. Denn es sehnte ihn, zu Menschen zu kommen, ehe die Nacht da wäre. So ging er im tiefverschneiten Weg hin, und der Schnee war klingend und hart, und das Gehen wurde ihm schwer.

Zuletzt, als die Sonne schon rot und feurig wurde, und mit kalter Glut das weiße Nordland überflutete, stand Jesus still und sagte zu sich selbst: Ich will rasten. Setzte sich auf einen Stein am Wege und sah ins Land. Sah, wie die Birken in der Abendsonne rot wurden, wie es über den Schnee lief — das Goldrot; wie der Wald schwer, schwarz in der Weite stand wie ein dunkles Bauwerk (die Zinnen stachen ins Abendrot), sah alles an und sprach: Alles hat seine Schönheit. Wie ich dies Land verstehe, dieses furchtbar einsame Land, diese ganz große Verlassenheit. Ich fühle: hier ist Gott zuvor gewandelt in den Tagen und Nächten seiner Sehnsucht. Und es war eine Traurigkeit noch in seinem Anschauen und in seiner Schönheitsfreude. Die Sonne war nun schon halb unterm Horizont, es war, als müsse er sie halten, als k ö n n e er sie halten, daß die Dämmerung ihn nicht befalle, ehe er zu Menschen komme. Aber sie sank, er hielt sie

Digitized by Google

nicht. Da war's nun, als wäre es mit einem Mal kälter geworden, und mit der ersten Dämmerung befiel ihn das Wissen seines mühevollen Lebens und Wanderns. Da mußte er innerlich weinen, nicht mit den Augen. So saß er in seinem dunkeln Kleid schwarz in der weißen Dämmerlandschaft.

Da staubte vom Baum über ihm weißer, trockener Schnee herab (und war doch kein Wind, war doch totenstill die Luft) und der Schnee staubte ihm ins Gesicht und auf die Hände, daß er aufsah, und da saß über ihm auf dem Zweig ein Vogel, wippte und nickte ihm zu. Darüber verwunderte sich Jesus und sprach: Es ist doch schon Dämmerung, alle Vögel sind längst in ihren Nestern, nur du nicht. Der Vogel wippte, schaukelte, daß noch mehr Schnee fiel und staubte; tat seinen Schnabel auf und sang:

Herr Jesus sitzt im Winterschnee,
Er ist so weit gegangen,
Aus Morgenland wohl über die See,
Auf weißer Straße durch den Schnee,
Ist ganz allein gegangen.
Ihn schmerzen seine Füße.
Er geht die Welt ab. Und er geht
Bis dahin, wo in Blüten steht
Der Baum, das Glück, das süße . . .

Jesus hatte seinen Kopf in die Hände gelegt und zugehört, nun aber hob er auch den Kopf nicht, als der Vogel zu singen aufhörte, er fragte nur, ohne hinzusehen: du kennst mich. . . .

Der Vogel sagte: Ja. Dann waren sie beide still.

Und du kennst mich nicht, Jesus? Du kennst mich nicht?

Da mußte Jesus zu ihm aufsehn, weil er die stille Trauer aus diesen Tönen fühlte. Er sprach: Fast kenne ich dich, mein ich; aber es ist nur ein Ahnen. . . .

Ich aber weiß, sang der Vogel. Ich habe dir schon einmal gesungen, in deiner Kindheit, als du im Grase lagst und die Schönheit der Welt bestauntest, da streckteſt du vor Glück mit glänzenden Augen deine Hand aus, da kam ich zu dir und setzte mich auf deine Hand. —

Jesus hatte sein Gesicht wieder in seine Hände gelegt, nun sagte er und sprach in seine Hände hinein: Ja es kommt mir wieder — aber es liegt sehr weit, es ist sehr lange her.

Der Vogel aber sprach weiter: und noch mal war ich bei dir; aber da hast du mich nicht gespürt oder nicht erkannt, ich weiß nicht, wie es war — damals in der ganz einsamen Stunde, in der Nacht, in der Sommernacht auf dem Berge, als du reif wurdest und dir die ganz große Erkenntnis kam — —!

Meiner Einsamkeit — sprach Jesus — ich weiß, und nun kommt mir's auch, als hätt ich dich damals geahnt.

Dann sah er rasch auf und sagte: Ja, aber nun sag mir, wie hast du mich gefunden?

Es ist eine Spur wo du gehst —, sagte der Vogel —

Ich muß aber so staunen, daß du da bist, sagte Jesus.

Nun, das ist eben das Wunder, sang der Vogel. Ich bin eben da, um über dir zu singen, das ist alles. . . .

Digitized by Google

Ich verstehe es auch, — es ist wohl nur die — — Freude, daß ich so staune. . . . — Und sieh, sang der Vogel, da hast du nun auch Gesellschaft, bis du zu Menschen kommst. Leb wohl. Flog auf und fort.

Da stand nun ein Mann bei Jesus, ein Bauer, der sah ihn sitzen, meinte, er schliefe, wollte ihn wecken und sagte: Mann, steh auf! Jesus stand auf und nun gingen die zwei zusammen. Gleich hinterm Wald liegt das Dorf, sagte der Bauer. Eine Zeitlang gingen sie schweigend. Dann sagte der Bauer: Die Nacht wird schlimm kalt. Es geht eine Sage, daß einmal die Kälte alles überwältigen wird, und die ganze Welt ein Schneefeld sein wird. —

Ja, sagte Jesus, und eine andere Sage gibt es, daß einmal die ganze Welt ein großer Frühling sein wird. —

So — sagte der Bauer — aber wird das b a u e r n?

Wer weiß b a s, sprach Jesus. Ich weiß nichts.

Das sei nun, wie es will, meinte der Bauer, w i r werden vor Nacht ein Dach über uns haben und einen Herd, um uns daran zu wärmen, nicht?

Vielleicht, sprach Jesus, und sie gingen wieder schweigend.

Sie gingen nun im Walde, im Dunkel. Der Bauer tröstete: Gleich hinter dem Wald liegt das Dorf.

Als sie aus dem Walde herauskamen, lagen die Häuser wie dunkle Flecke da, und mitten in jedem Fleck ein glimmend-glänzendes Licht. Da lag beiden die Freude auf dem Gesicht. Jesus sprach: Unser Ahnen geht vorauf und zurück, weißt du, warum? Weil wir vom Gewesenen und Zukünftigen den Strom bis in unsere Gegenwart fühlen. Alle Erfüllungen aller Zukunft müssen doch schon in unserer Gegenwart beschlossen liegen, denn unsere Gegenwart ist das große, große Samenkorn.

Da freute sich der Bauer und sagte: Wie klug du bist! Wir Bauern verstehen solche Gedanken. Jede Jahreszeit hat ihr Glück und ihre Arbeit. Wie klug du bist! alle Gegenwart ist das große Samenkorn. Wir säen es immerfort mit unserer Hand, wohin? in die ungewisse Leere. — —

Oder: in die große Fülle Gottes, sprach Jesus. —

Und was wird wachsen?

Lauter neue Frucht — lauter neue Gegenwart. Dazwischen liegt Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Liegt die Freude am Aufblühen, am Reifen — das Warten — und die Gewißheit: nun wird, was wir hofften. . . .

Wir Bauern kennen das alles. Nun aber weiß ich noch eine Sage. Die Leute erzählen sich die hier manchmal in den ganz kalten Wintertagen am warmen Feuer: Ein Samenkorn liegt irgendwo, das muß einer finden, und wenn er's gefunden hat, sät er's, und dann wächst ein Baum daraus, der wird groß und wächst über alles hin, und überschattet alles; und das Denken der Menschen wird dunkel von seinem Schatten, und eines Sommers fängt der Baum an zu blühen, oben im Licht; das können aber die Menschen nicht mehr sehen, denn sie gehen ja immer im Schatten, und ihre Gedanken sind ja auch dunkel, und dann bleibt dieser Sommer stehen über der Erde, und die Menschen schlafen ein vor lauter Dunkel und Denkensloſigkeit. Und dann steht alles still, und die Jahreszeiten sind nicht mehr.

Jesus lächelte, wer weiß — die Menschen sinnen so viel, es ist eine

Digitized by Google

schöne Sage und strahlt vielleicht auch ihre Wahrheit aus der weiten Zukunft in unsere Gegenwart, denn: ist nicht alle Gegenwart wie die Wölbung des großen Stillstands über unserm Haupte?

Der Bauer sagte: Ja — — wir Bauern kennen auch das: in manchen Nächten, wenn die Felder uns ansehn, als ständen sie von Ewigkeit so....

Da waren sie nun vor dem Dorf. Und der Bauer sprach: Hier bin ich zu Haus, wo bleibst du?

Jesus lächelte: irgendwo. Leb wohl!

So schieden sie, der Bauer ging ins Haus, und Jesus ging weiter ins Dorf, daß er suche, wo er die Nacht bleibe. — Denn die Nacht fing an, schlimm kalt zu werden.

Abendstille

Weinlaub im Fenster und süßer Duft,
Fernblaue Berge in Dämmerluft
Und im Abend ein Lied. —
Das ist nun alles nur Märchen mehr:
Alles Lebens Not,
Der Städte Sünden,
Der Hunger nach Brot
Und das große lärmende Menschenheer ....
Dahin — wie eine fern-ferne Sage,
Davon ich mir leise Worte sage,
Wenn mich die Schönheit führt an der Hand.
Weinlaub im Fenster und süßer Duft,
Fern-ferne Berge in Dämmerluft,
Tief im Nebel verschwindendes Land —
Und im Abend ein Lied. — —

Drosselied

Singe, singe, singe, süße Drossel, im Ulmenbaum,
Weil Mai ist, weil die Sonne scheint, weil ich horche im Gehn.
Zwischen Gärten im grünen Licht bleib ich manchmal noch stehn.
Singe, singe, singe, süße Drossel, im Ulmenbaum.

Singe, flöte, flöte, süße Drossel, vom Tannenzweig
Dunkle Töne, o du Dunkle. O dein Singen ist schön.
Und wir beide so dunkel, doch die Welt ist so grün,
Und das Licht drin wie Silber und Seide — hell und weich.

Und der Abend ist so seltsam. Wie ein Abend vorm Fest.
So schön und unwirklich. Und ist doch und macht müd.
Singe, flöte, flöte, süße Drossel, in die Sonne, die verglüht,
Versinge den Abend wie ein Märchen, wie ein Fest. —

Blasser Tag

Ein blasser Tag will sich zur Ruhe legen,
Ein Frühlingstag, der wie ein Weinen war

Digitized by Google

Auf einem Kinderangeſicht. Ein feiner Regen
Hing nieder wie ein kühles, weiches Haar.

Die Mutter hatte Märchen vorgeleſen.
Wir ſtanden ſtumm am Fenſter; und wir ſahn
Die Welt wie eine Sage um uns ſtehn —
Da faßte uns die große Schwermut an:
Die Schönheit aller Welt iſt ſchon *geweſen*,
Und keine Schönheit kann fortan geſchehn.
Die Welt iſt alt. Wir können nur noch *leſen*,
Was Schatten taten und was lang geweſen. —

Und eine Angſt fraß ſchmerzend mir im Hirn,
Als wär das Sein und Schaffen ganz zu Ende,
Und müde weinend legt ich meine Stirn
Der Mutter in die ſtillen Tröſtehände. —

Schnee

Das iſt der Schnee der Ewigkeit,
Der klebt an meinen Füßen . .
Die Welt iſt weiß, die Welt iſt weit,
Wir wandern alle durch das Leid,
Durch ſtille, weiße Ewigkeit,
Daß wir die Heimat grüßen . .

Die Heimat da, die Heimat dort,
Die Heimat iſt verborgen,
Verborgen wie ein Gotteswort,
Und wie ein heilger Wunderort —
Wir wandern durch die Irrnis fort
Vom Abend bis zum Morgen. —
Die Nacht iſt weiß, die Nacht iſt fromm —
Wie alle Gottesnächte.
Schneeflocken fallen leiſe ſtumm,
Und leiſe fragt das Herz: Wer kommt,
Der mich nach Hauſe brächte! — —
Das Feld iſt weiß, ganz weiß und weit —
Mein Wandern bleibt verborgen.
Mein Fußtritt iſt ſogleich verſchneit,
Ich ſchreite durch die Ewigkeit — —

Bis in den letzten Morgen.

Frühlingsmarſch

Das Licht blies helle Fanfaren,
Da traten wir aus dem Haus,
Da ſchritten wir über die Straßen,
Da ſtanden von Haus zu Haus

Digitized by Google

Mädchen auf den Balkonen
Und Kinder und sahen herab,
Die hatten alle Kronen
Auf ihrem blonden Haar.

Wir sind mit dem Licht gewandert,
Das helle Fanfaren blies
Und über Städte und Wälder
Goldwimpel flattern ließ.

Wir sind mit dem Licht gewandert,
Da sahen wir an den Alleen
Die weißen Birkenmädchen
In grünen Schleiern stehn.

Sie sahen uns an und schwiegen
Und sahen uns nach so lang,
Und neigten sich vor, dem Singen
Zu lauschen, das ferner schon klang.

Wir sind mit dem Licht gewandert,
Ein stolzer, glänzender Zug,
Wo jeder in seinen Augen
Auf Händen und Munden trug:

Licht. — Und so sind wir gewandert
Bis an den Rand der Nacht,
Und haben die heilige Freude
Gesungen und allen gebracht.

Bis letzte Abendröte
Im schweigenden Meer verklang
Und in das aufrauschende Dunkel
Die letzte Stimme versank.

Rudolf Paulsen

[Töne der stillen Erinnerung und der Leidenschaft zum Kommenden (1910). Gespräche des Lebens (1911). Lieder aus Licht und Liebe (1912). — Otto zur Linde, ein Kapitel aus dem deutschen Schrifttum der Gegenwart, Prosa (1912). Alles im Charonverlag, Großlichterfelde.]

Das Petschaft meiner verstorbenen Mutter

Ein altes Metall und ein hölzerner Griff
Und beides ohne besonderen Schliff,
Ein Kranz von Efeu, ein Stern darin,
Aber alles hat einen tiefen Sinn:

Von ihrem Leben kündet der Stern,
Es ist so strahlend und ebenso fern,

Digitized by Google

Von ihrem Tode kündet der Kranz
Efeu — beſcheidener Grabesglanz.

Und Holz und Metall ſind ewig jung
In einer frommen Erinnerung.

Ich ſinge, was im Grund ſich regt,
Was ſuchend raſche Flügel ſchlägt,
Was Glieder zu der Kette trägt,
Was nur den Einſamen bewegt.

Dein Leib iſt klein und ſchlank,
Doch ſtehſt du feſt,
Ich will dich überranken,
Daß du mich hältſt,
Den Schwanken.

Du Wunderbare biſt zu mir gekommen,
Da habe ich die Schöpfung ernſt genommen.
Ich bin in deine Spur getreten
Und will nun beten.

Siehe bei meinen Tränen
Von Jugendgedenken geweckt,
Daß alles dein töriges Wähnen
Meine Liebe nicht ſchreckt.

Es iſt ein Weg von alters,
Der mich zu dir hinführt,
Die des grauſamen Sklavenhalters,
Des Lebens Ketten entwirrt:

„Einſt“ nur und das iſt böſe,
Der Weg iſt lang wie ein Wahn;
Sing mir die ſüße Berceuſe:
Schlaf! in meiner Arme Altan.

Das Traumland iſt ſo tief und blau,
Das Traumland iſt voll weicher Ruh,
Da gehn die Sommerwinde lau,
Da laß uns wandeln, Liebſte du!
Die Sommerwinde wehn vom Meer
Der unerforſchten Tiefe her,
Wir wandeln ſtill im leiſen Schuh,
Wir wandeln verträumten Geſtirnen zu;
Die Sommerwinde umhüllen den Schritt,
Die Sterne am Himmel wandern mit.
Im Traumland führt durch lichtes Blau
Ein Weg vom Wald zum Wunderbau:
O tiefe, tiefe Liebe!

Digitized by Google

Klingt ein Ton verlorener Jugend her
Aus dem wogenwilden Wintermeer:
Aeolsharfe auf dem kahlen Berg
Singt die Welt mir: bist ein dummer Zwerg —
Ah weh, ah weh,
O Satan!

Du hast noch an deinem Fenster Licht,
Denkst an mich noch und du schläfst noch nicht,
Gleich so wandelt sich der Harfe Klang
In des Frommen frohen Bittgesang:
Ave, Ave,
Maria!

Skizze

Und es geschah.
Der frühe Morgen küßte uns.
Am Goldfischteich.
Karmoisin, sehnend, rollten
Die Wiegeblüten der Kastanien
Über die schwüle Flut
Durchs Goldgedränge an das Ufer.
Wir sahen uns im Spiegel.
Da wußten wir, wir waren eins
Und sind und bleiben.
Und nun will ich leben.

Ich geh auf stillen Wegen,
So träumend, wer ich bin;
Der abendkühle Regen
Fällt leise vor mich hin.

Ein Schleier ist gebreitet
Über das graue Land,
Ich bin so sanft geleitet:
Oh Licht in meiner Hand!

Die Winde sind gekommen
Und löschen es nicht aus,
Ist mir so hell entglommen
Und leuchtet mir nach Haus.

Leise klingt der Fluß herauf,
Jede Welle ist ein Lebenslauf,
Einsam pocht ein Specht am Baum,
Jede Nadel ist des Gottes Traum,
Eine Biene summt am Stein,
Jedes Körnchen ist ein Sein.

Digitized by Google

Schwere Zeit
Ohne Kleid
Ging ich blutende Wege —
Goldumrandet
Prachtgewandet
Geh ich selige Straßen,
Seit wir uns trafen.

Die Wolke hängt noch immer schwer
Am Kirchturm überm Häusermeer;
Wenn diese schwere Wolke geht
Oder ihre Flut entlädt,
Mag sein, daß dann Leuchten am Himmel steht.

Mondsilber gießt sich über die Terrasse,
Die noch die Lampions begluten,
Und unten auf der dunklen Asphaltstraße
Pocht Hufeschleichen; und romantisch bluten
Die Tränensüchte mein als Knaben. Weise
Von Eichendorff. Und wieder klettern
Die kalten Schatten im Nacken. Unsre Reise —
Wie wird sie noch, du? — — Da ... Trompetenschmettern,
Kasernalarm in dieser Nacht,
Da erst in schönen Traum der Wein mich legte,
Dann in schweren der Wagen und Trott. Nun erwacht
Kriechend die alte Angst, die oft das Glück fortfegte.
Will uns ein graulicher Nachtwaldweg verschlingen,
Wenn Koboldfackeln lichternd knistern,
Wollen Wonneworte tanzend klingen
Und blumenquellende Ersättigung flüstern?

Hier sieh mein Schiff, das manche weite Reise
Gestanden hat im Meer mit mir und einsam;
Steig ein, am Bug sitz — — und gemeinsam
Fahren wir lieb, gut und leise.

Nimm Essen ein und Mut für viele Jahre;
Denn prüfe: alt und schwach das Schiff in Wogen, —
Manch Ziel und Eiland hat bis heute ihm gelogen —
Mit dir doch wird die Reise eine wunderbare.

Als ich rings von den Wänden des Dunkels umgeben war,
Als ich im heißen Dunst des Bettes im Schlafe lag,
Wachte ich auf vom Schrei, der mir aus dem Leibe brach,
Weil ich in Träumen den Tod und Beerdigungen sah.

Von der Straße fiel ein Lichtstreifen durch die Stäbchenjalousie,
War so ungewiß, so schreckend, daß ich mich emporrang auf die Knie —

Digitized by Google

Sah ich an der Wand am Bett den Schatten meines Kopfs, und der war wie Vaters Kopf geformt, so groß, die Nase so, die Lippen und die ganze Physiognomie.

Und Vater ist tot und droht mir doch nicht mehr wie früher so sehr,
Und in paar Jahrzehnten oder früher bin ich, sein Sohn, schon auch nicht mehr.
Dann bin ich wie mein Vater tot, und wenn mein Sohn im Schlafe schreit,
Dann sieht er seinen — meinen — Kopf als Schatten an der Wand,
Und das ist das, was von mir übrig bleibt.

⧈

Blau war der Himmel, und wunderbar
Wie alle Welt waren meine Gedanken;
Ich saß an der Straße, wo ein Brunnen war:
Pferde standen da und tranken.

Blauhimmel brach auf und wurde heller.
Da schrie ein Greis, Jungmutter weinte,
Da lief ich nach Haus; aber noch schneller
War da das Kind, das zwei Menschen ganz vereinte.

⧈

Wie im Schornstein bin ich tief im Grund
Grauer Häusermauern eingetaucht,
Daß der Schrei aus wunder Seele Mund
Ungehört und antwortlos verhaucht.

Wie der Käfer in der Schachtel klein
Seine Fühler in die Spalten steckt,
Wühl ich Spalten in dem Schacht aus Stein,
Bis sich blutend alles von mir streckt.

⧈

Ich lieg im tiefen Kelch der Nacht
Und seh zum steilen Kelch hinaus,
Die Sterne hängen in der Nacht
An Blumenfäden Sternestrauß.

Ich dehne mich am Kelch empor,
Will Sterne pflücken mir zum Strauß,
Da schiebt die Nacht Kelchblätter vor:
Ich kann nicht aus dem Kelch heraus.

Verena zur Linde

[Märchen für Kinder und Haus (1909); Feldblumen, Gedichte (1912, in Vorbereitung).]

Das Märchen vom Zuckerhaus

Es waren mal zwei Zwerge und die waren sehr klein. Der Mann hieß Willibald und die Frau hieß Gertraud. Da sagte die Frau mal zu ihrem Mann: „Du Willibald, ich möchte gern ein Haus haben, wo wir

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

drinnen wohnen können, aber ich möchte ein Zuckerhaus haben." „Gut," sagte Willibald, „das kannst du haben, ich werde dir eins bauen." Und da ging Willibald zum Kaufmann und kaufte einen ganzen Zuckerhut und der war größer wie der ganze Willibald. Da sagte er zu seiner Frau, „siehst du, davon kann ich dir ein schönes Haus bauen." Da sagte die Gertraud, aber das müßte auf einem hohen Berg stehen, damit man es auch sehen kann und da könnte sie recht schön runter kucken. „Ja," sagte Willibald, „du sollst alles haben." Und da trug er den Zuckerhut auf einen recht hohen Berg und da setzte er ihn hin. Und da fing Willibald auch gleich an zu bauen. Da sagte seine Frau zu ihm, das Haus müßte drei Stockwerk haben mit vielen Zimmern. Und oben an der Spitze da möchte sie ein schönes Turmzimmer haben, wo sie immer runter kucken könnte. Da fing Willibald nun an und machte das so, wie es seine Frau haben wollte. Da fing er erst unten an und meißelte alles recht schön aus. Da machte er vier Zimmer und rundum lauter Fenster und seine Frau, die kuckte immer zu, ob er's auch recht machte. Im zweiten Stock machte er drei Zimmer und wieder rundum lauter Fenster. Ganz oben kam das Turmzimmer, das war für seine Frau, die wollte immer hoch hinauf. Und oben drauf, da kam noch der Schornstein. Da hatte die Gertraud ein schönes Zuckerhaus, das war was anderes, was nicht jeder hatte. Da hatten es die Zwerge recht schön drinnen, da gingen sie immer von einem Zimmer ins andere und kuckten oben aus ihrem Turmzimmer herunter, da konnten sie ganz weit sehen. Da wurde dann gekocht und gebraten, daß der Rauch nur so aus dem Schornstein herausflog, und da lebten die Zwerge sehr gut.

Und einmal sagte Willibald zu seiner Frau, er möchte jetzt einen Spaziergang in den Wald machen, und ging weg. Aber der Frau gefiel es in ihrem Zuckerhaus recht gut, und als sie so allein war, da fing sie schon immer an, ein bißchen dran zu knuspern. Da dachte sie, ach, der Willibald sieht's doch nicht, und da fing sie ganz von oben am Schornstein an. Da brach sie immer ein Stückchen ab, und noch eins, und so ging's immer weiter. Und auf einmal war der Schornstein weg, da meinte sie, ach es ginge auch ohne Schornstein und der Willibald wird's nicht merken. Als Willibald nach Hause kam, hat er wirklich noch nichts gemerkt, daß auf seinem Haus kein Schornstein mehr war. Und später sagte die Gertraud zum Willibald, er könnte jetzt mal auf die Jagd gehen und Hasen schießen, oder was er erwischt. Und da nahm Willibald sein Gewehr und hing es auf seinen Rücken.

Und der Willibald
Ging in den Wald
Und schießt, daß alles knallt.

Und auf jeden Schuß traf er einen Hasen, und weil Willibald so klein war, konnten ihn die Hasen auch gar nicht sehen, dann wären sie ihm doch davongelaufen. Und da hatte er sich schon neun Hasen zusammengeschossen. Da nahm er sie auf seinen Rücken und trug sie nach Hause.

Seine Frau hatte während der ganzen Zeit vom Zuckerhaus gegessen, da war nun schon das ganze Turmzimmer weg. Aber Willibald hatte noch nichts gemerkt, als er nach Hause kam. Er freute sich bloß über die vielen Hasen, die er geschossen hatte. Und da sagte seine Frau zu ihm: „Das hast du gut gemacht, Willibald, komm, wir wollen zu Mittag essen."

Digitized by Google

Und als sie fertig waren mit dem Essen, da sagte Willibald, ich werde ein bißchen ins Turmzimmer raufgehen. Und da sagte die Gertraud, ach, du wirst doch müde sein, Willibald, bleib doch hier unten, dann brauchst du keine Treppen steigen, und da blieb er unten. Und als sie die Hasen alle aufgegessen hatten, da ging Willibald wieder auf die Jagd. Und als er in den Wald kam, da sah er ein so großes Tier laufen und das war ein Hirsch. Da hielt er seine Büchse vor sich hin und schoß los, und der Hirsch fiel um. Dann ging Willibald hin, da war der Hirsch noch nicht ganz tot, und dann zog er sein Messer aus der Tasche und machte ihn ganz tot. Dann nahm er ihn auf den Rücken und trug ihn nach Hause. Und als Willibald mit dem großen Tier da ankam, war seine Frau mächtig erschrocken. Sie sah bloß das große Tier, und den Willibald konnte sie erst gar nicht sehen, der war doch kleiner wie der Hirsch.

Während aber Willibald auf der Jagd war, wurde das Zuckerhaus immer kleiner. Seine Frau hatte es schon bis zum untersten Stock aufgegessen, aber Willibald hatte noch nichts gemerkt davon. Aber nach Tisch da wollte er wieder nach oben gehen. Da sagte seine Frau zu ihm: „Wo willst du denn hin, Willibald?“ Nach oben, sagte er. Es ist nichts mehr da, sagte die Gertraud, wir haben bloß noch diese untere Wohnung. Und da guckte er sich sein Zuckerhaus an und da stand bloß noch der untere Stock. Da sagte er zu seiner Frau: „Nun hast du das ganze Zuckerhaus abgegessen, jetzt sollst du in einer Steinhöhle wohnen.“ Da sagte die Gertraud: „Ach, Willibald, baue mir doch lieber ein Marzipanhaus.“ Da sagte Willibald: „Jetzt kommst du mit mir in die Steinhöhle.“ Und da ging sie nun mit in die Steinhöhle und da war es recht dunkel drinnen und sie konnten gar nichts sehen. Da wußte die Gertraud gar nicht, was sie anfangen sollte und da waren sie sehr traurig. Und da sagte sie zu Willibald, „hier kann ich nicht leben und nicht sterben, baue uns doch wieder ein schönes Haus, daß ich aus der Steinhöhle komme.“ Und da sagte Willibald: „So, jetzt baue ich dir aber ein Haus aus Lehm, das kannst du nicht wieder wegessen und das muß mitten im Walde stehen.“ Da war die Gertraud froh, daß sie wieder aus der Steinhöhle kam. Und als das Haus fertig war, da zogen sie ein, und das hatte auch wieder viele Fenster, wo Gertraud rauskucken konnte. Aber drinnen sah es recht grau und unfreundlich aus. Und da war die Gertraud wieder nicht zufrieden, das Zuckerhaus hat ihr doch am besten gefallen. Und da sagte sie wieder: „Ach Willibald, hier kann ich nicht leben und nicht sterben.“ Und da sagte Willibald, ach du bist überall unzufrieden, was willst du denn haben? Soll ich dir ein Haus aus Moos bauen? Da sagte die Gertraud: ja das möchte sie lieber haben. Und da baute der Willibald ein Haus aus Moos und das war recht schön grün und der Gertraud gefiel es recht gut. Dann stellte sie viele Blumen ans Fenster, daß es recht hübsch aussah. Und da blieben Gertraud und Willibald ihr ganzes Leben lang.

Schöne Katharin

Schöne Katharin, schöne Katharin,
Mit deinem rotseidenen Schurz,
Warum ist heute dein Röckchen so kurz?

Digitized by Google

Mein Röckchen so kurz, weil ich tanzen geh
Und mich mit meinem Hansel dreh,
Wir tanzen nur mit kurzen Röcken,
Damit sie uns nicht treten auf die Schleppen.

Frühlingsblumen

Drei kleine Kinder
Sitzen im Gras,
Pflücken Blumen
Und erzählen sich was.
Zwei mit roten Käppchen,
Eins mit blondem Zöpfchen,
Gucken drei Köpfchen
Aus dem grünen Gras
Wie junge Frühlingsblumen.

Lied beim Kaffeemahlen

Mahle, mahle Mühle
Den Kaffee fein,
Und die Bohnen groß und klein
Geb ich dir ins Mäulchen ein,
Und ich nehm dich bei der Hand,
Fahr mit dir durchs ganze Land,
Mahle, mahle Mühle
Den Kaffee fein.

Mädchenlieder

1

Wenn ich einmal größer bin
Und mich verheiraten tu,
Zieh ich ein weißes Kleidchen an,
Dazu auch weiße Schuh.
Tu auf mein Haar einen Myrtenkranz,
Ist die Welt voll Sonnenglanz,
Sieh dann bin ich schön —
Dann kommt er und führt mich wohin,
Steckt mir ein goldenes Ringlein an,
Dann bin ich seine Frau.

2

Wenn die ersten Gänseblümchen
Aus dem grünen Rasen kriechen,
Sollst du tragen einen Myrtenkranz,
Der dich schmückt zum Hochzeitstanz,
Dann stehst du in Blütentagen
Gleich dem Frühling ganz.

Digitized by Google

Steh auf du junge Braut,
Zieh an dein Hochzeitskleid,
Die Glocken klingen laut
Und alles liegt für dich bereit.

Setze auf den Myrtenkranz,
Der dich jungfräulich schmücken soll,
Dich umstrahlet heller Glanz,
Und dein Weg liegt von Blumen voll.

Laß dich führen vor den Altar,
Ein Goldreiflein dir an den Finger stecken,
So soll von Golde klar und rein
Dein Herz für ewig in der Liebe sein.

Dorftanz

Bauernmadl mit die langen Zöpf,
Bauernmadl mit die kurzen Röck,
Darf am Sonntag tanzen gehn
Und sich wie ne Spindel drehn.
Bauernmadl is nicht dumm,
Dreht sich mitten im Kreis herum
Und das blaue Röcklein fliegt,
Daß man auch die Strümpfe sieht
Und die Schuhe waren wie lackiert,
Sie hat sie mit Schweineschmalz geschmiert.

Julie Kruse

[Julchen, ein Buch vom kleinen Leben, Autobiographie, 1910. — Frühwinter, Gedichte, 1912. — Dies Stück aus „Julchen“: Kindheit in Krukenburg.]

Der Kirschmarkt war was Feines. Ich glaube nicht, daß der anderswo auch so fein ist. Da standen überall in den Straßen Weiber mit Kirschkörben und Buden, worin man alles mögliche kaufen konnte, was man nur wollte: Zeug und Schuhe und Blumen wie beim Gärtner, und Körbe und leckere Sachen wie beim Konditor; und Karussells waren da und Schießbuden und Photographiebuden. Da gab's immer 'nen Marktgroschen von der Tante. Das war aber kein Groschen, sondern 'ne ganze Mark, und da konnte man Kirschen essen, so viel man wollte. Fast jedermann auf der Straße hatte eine Kirschdüte in der Hand, woraus er am Essen war.

Ein Gedränge war in den Straßen, daß man kaum durchkommen konnte. Die Bauern kamen am Kirschmarkt auch in die Stadt, weil da alles billiger war als sonst. Und ein großer Radau war auch von Orgelmännern und Karussells. Und Verkäufer priesen ihre Waren an, daß es einem nur so in den Ohren gellte. Und die Kinder kauften sich Schweinchen oder Würstchen oder Männchen aus Gummi. Die konnte man durch

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

ein Röhrchen aufblasen. In dem Röhrchen war ein Pfeifchen. Und wenn dann die Luft wieder rausgelassen wurde, und die Männchen oder Würstchen und Schweinchen wieder langsam dünner wurden, so gab's dabei ein Gequieks, das war zum Fortlaufen. Und dann warfen sich die Kinder mit Konfetti. Das waren runde, bunte Papierblättchen, so groß wie 'ne Erbse. Das Zeug konnte man nachher so schlecht aus den Haaren und Kleidern rauskriegen. Und die Kinder sahen nachher so bunt aus. Und mit Pfauenfedern kitzelten sich die Kinder in das Gesicht. Wenn man's fertigbrachte, konnte man dem Kind, das einen gekitzelt hatte, die Pfauenfeder abnehmen. Da hab ich mal elf Pfauenfedern mit nach Hause gebracht.

Überhaupt konnten die Krukenburger Feste feiern. Einmal war so 'n ganz großes Fest. Schade, ich weiß nicht mehr, was für eins. Da haben alle Leute lange, dicke Girlanden gemacht und die Häuser geschmückt, und auch über die Straßen gingen Girlanden von einem Haus zum andern. Und ein langer Zug war das: Lauter feinbekränzte Wagen mit Menschen. Auf einem Wagen saßen lauter Kinder in weißen Kleidern und mit Blumen bekränzt. Und zwei große Mädchen standen drauf, etwas älter wie ich. Die sah ich immer so gern an, weil sie so schön waren. Sie gingen immer Arm in Arm über die Straße. Die eine war eine Bäckerstochter mit schwarzen Haaren und dunklen Augen. Das war die Berta. Und die andre war ein blondes, starkes, schönes Mädchen. Das war die Anna. Ich dachte immer, so müßten wohl die alten Germanenmädchen ausgesehen haben. — Und bald darauf, da starb erst die Berta und dann auch die Anna. Und ich war so traurig und mußte immer an die beiden denken, wenn ich da vorbeiging, wo sie gewohnt hatten. . . .

Einmal hat mir die Rothenbergern einen weißen und einen roten Geraniumstock geschenkt und einen Ableger von der großen Asklepiawand. Die Blüten von der waren wie Wachs und sie sagte, da wären die Nägel und die Krone und das Kreuz all anzusehen vom Heiland. Gott! ich konnte gar nicht schnell genug die Treppe rauf kommen, um der Mutter meine Schätze zu zeigen. Und dann kriegt ich auch ein Blumenbrett. Da waren nun *meine* Blumen drauf. Das war fein. Und weil Frau Rothenberger so 'nen schönen Kanarienvogel hatte, der so fein sang, da kriegt ich auch einen. Das war nun das allerschönste: mein Hänschen. So 'nen feinen Kanarienvogel hab ich nie wieder gesehn. Er hatte ein schwarzes Krönchen auf dem Kopfe und sang so fein. Jeden Morgen gab ich ihm sein Futter und sein Wasser. Er fraß so gern grüne Salatblättchen. Und dann steckte ich auch oft den Finger zwischen die Stäbe. Aber das mochte er nicht leiden, der kleine böse Kerl. Dann pickte er in meinen Finger und krähte grad wie so 'n Kampfhähnchen. Einmal war ich krank und mußte im Bett liegen. Da wollten sie mir 'nen Spaß machen und haben mein Hänschen zum Käfig rausgelassen. Da setzte sich der kleine Kerl auf einmal auf meinen Finger; und ich hatte doch gar nicht gewußt, daß er zahm war. Das war eine Freude, als ich das merkte. Es war wirklich ein spaßiges Hänschen. Es flog immer auf den höchsten Punkt und setzte sich darauf. Auf den vergoldeten Kerzenleuchter vorm Spiegel und beguckte sich darin, so eitel war der kleine Kerl. Und wenn ich meine Schulsachen machte, dann saß er auf meinem Kopf oder auf der Schulter. Einmal, da hatte ich nicht gewußt, daß das Fenster offen war, und ich war am Arbeiten. Da drehte ich mich rum und sah auf einmal, wie ein Kanarien-

Digitized by Google

vogel zum Fenster reinflog. Ich dachte, es wär ein fremder Vogel und wollte schnell das Fenster zumachen. Da flog er schon wieder raus, und da guckt ich nach meinem Käfig, da war kein Hänschen mehr drin. Ich sah zum Fenster raus. Da war er ein paar Häuser weit weggeflogen und saß da unten auf der Straße. Schnell war ich unten und wollte ihn fangen. Da kam der große Tell von meinem Onkel und wollte ihn mit der Tatze kriegen. Aber der kriegte schnell vom Onkel eins drauf, und ich fing mein Hänschen und trug's wieder nach Haus. Und alle Leute freuten sich auch, daß ich mein Hänschen wieder hatte. Das Hänschen habe ich fünf Jahre gehabt, da ist's gestorben, es war krank geworden. Grad am Silvesternachmittag starb es, als die Glocken zur Kirche riefen. Ich wollte gern in die Kirche, ich dachte, da hätte mich der liebe Gott vielleicht eher gehört und mein Hänschen wieder gesund gemacht. Da war es zu spät. — Und am Neujahrstag da haben das Benselchen und ich das Hänschen begraben. In den Garten, der Benselchens Vater gehörte, an einem hübschen einsamen Mauerplätzchen. . . .

Ich gehe mit schwerem Schreiten,
Mein Schoß trägt Sehnsucht schwer.
Wenn das Kind in meinem Leibe
Geboren ist, lebt es nicht mehr. —
Dann grab ich meinem Kinde
In meinem Garten ein Grab,
Draus wächst ein schöner Wunderbaum
Mit meinen Früchten dran.
— — — —
Wenn geboren ist das Sehnsuchtskind aus meinem Leibe.

Ich möchte am liebsten weinen,
Bis ich gestorben bin,
Mein tiefstes Glück ist, zu weinen
Und Weh aus mir zu schrein.

Ihr meine Tränenfluten,
Ach sammelt euch doch zum Meer,
Ich will in euch versinken —
Von Wehmut bin ich schwer.

Du, der du über die Meere
Gehst im Windgebraus,
Heb du mich aus der Tiefe
Und trage mich in dein Haus. — —

Spät in dunkler Nacht,
Eh ich schlafen geh
Und am Kammerfenster träumend steh,
Seh ich Wolkenschiffchen
Müde Sternlein fahren,
Gucken traurig blaß

Digitized by Google

Auf die Welt herunter.
Und die Häuserlichtchen
Gehen alle schlafen,
Die Verandablumen
Nicken schläfrig ein,
Letzte Wagen fahren,
Müde Uhren schlagen,
Leise Träume wandern,
Und der neue Tag kommt bald gegangen.

Werner Schwartzkopff

[Das Lied von Roland und Kaiser Karl; aus dem Altfranzösischen, 1909; Charonverlag.]

Hoch starrt der Fels in riesiger Finsternis.
Wie sind die Täle tief, die Flüsse reißend schnell!
Und Hörner gelln von hinten bis nach vorn
Und Rolands Rufen geben sie Bescheid,
Der Kaiser drängt voll Zorn nach vorn, nach vorn.
Und keiner, der nicht unter Tränen fleht:
„Gott schirme Roland, bis wir kommen nur.
Dann unter Roland wollen wir uns schlagen."
Unnütz Gerede ach! zu spät, zu spät. —
Zu lange zögert ihr! zu spät, zu spät! —
In großem Zorn drängt Kaiser Karl nach vorn,
Auf seinem Panzer weht sein weißer Bart,
Sie spornen alle, die Barone Frankreichs,
Denn keiner, keiner, der nicht schmerzlich wünscht:
„Wären wir mit ihm, der mit Heiden ficht.
Wenn Roland tot, wer mag ihn überleben?
Was tapfere sechzig hat Roland in seiner Schar!
Kein König, Kapitän hat bessere je gehabt."
Der Kaiser trabt den ganzen Paßweg fort,
Sein Denken ist von Schmerz und Wut verzehrt:
„Heilige Maria, laß mich nicht im Stich.
Graf Ganelon hat ins Unglück mich gestürzt.
Verderbt Roland, mein braves Heer verderbt,
Und Frankreich hat zum Schirm nicht Ritter mehr."
Der Kaiser weint, die Hand wühlt ihm im Bart,
Das Heervolk klagt: „Verdammt unsre Geburt."
So lange der Paßweg dauert, spornen sie,
Und keiner hält dem Roß die Zügel mehr.
Doch eh die Franken noch eintreffen in die Schlacht,
Hat Roland noch in diesem Kampf gesiegt,
Marsilies und sein Volk in Flucht gejagt. —

Roland sieht zu den Bergen übers Feld,
Wie viele Franken liegen tot gestreckt!
Hört, wie der edle Ritter sie beklagt:

Digitized by Google

„Ihr edlen Herrn, euch gnade Gott, der Herr!
Führ eure Seelen ein ins Paradies,
In heilgen Blumen lasse er sie ruhn!
Ich habe treuere Mannen nie gesehn.
Wie lange Jahre habt ihr mir gedient!
Wie manches Land erfochten Kaiser Karl!
Nicht hielt der Kaiser euch, wie ihr's verdient,
O Erde Frankreichs, süßes, süßes Land,
Die solcher Edlen du heut Witwe wirst!"

Franziska Otto

[Silberglöckchen, Gedichte, 1911]

Und bin ich allein, dann lös ich wohl
Mein schwarzes Haar,
Leg's tief mir ums Gesicht,
Um den bloßen Hals ein Goldkettelein,
Um die bloßen Schultern ein seiden Tuch,
So neig ich mich lachend zum Spiegel hin:
Sag, bin ich schön genug?
Die weißen Arme schmück ich mir wohl
Mit glitzernden Perlen und silbernen Spangen
Und schau ich zum Spiegel, dann seh ich am Kettlein
Zwei Tränlein hangen.
Zwei Tränen, die hab ich geweint, weil ich so glücklich bin,
Die liefen mir über die Wangen
Und blieben am Goldkettlein hangen,
Da gehören sie hin.

Es war ein kleines Lied,
Das hätte gern geklungen,
Es hat so bunt geblüht
Und keiner hat's gesungen.

Nun sitzt es noch im Hirn
Und hätte gern geklungen,
Und reibt sich seine Stirn —
Und keiner hat's gesungen.

Sterne wandern,
Eine Blume blüht,
Meine Liebe träumt,
Sterne stehen.

Meine Liebe blüht,
Und ein Stern träumt,
Sterne wandern —
Sind versunken.

Digitized by Google

Und mein letztes Lied:
Glück ist tief, ganz tief,
Sterne gingen —
Und ich bin noch da?

So ging die Nacht, und leise schwer und müde kam
Der Tag aus grauen Wolken —
Seine Fetzen hingen
Tief in das Dunkel, das so stille ist,
Und läßt das Nahe nur als wirklich seiendes.
Das trinkt die Farben aus dem Bunt der Berge und der Bäume,
Daß sie ganz farblos grau am grauen Himmel stehen.
— Fata morgana, die den Wandrer schreckt —
So trüb liegt schwere Luft in nahen Bäumen,
Als brächen bald die Zweige, und das Schattenbild
Der fernen Berge finge langsam an zu wandern.
Fata morgana, und es schreckt mich so.
Da wandert meine Seele traurig weiter,
Dort wo die Schatten starben und das Licht noch ringt,
Und weiß das Dämmer zwischen allem nicht zu fassen,
Und leise wandert nun der Schatten
Immer fort.

Erich Bockemühl

[So still in mir, Gedichte, 1911; Charonverlag.]

Wir gingen in gläsernen Schuhen,
Es glänzte unser Schritt.
Die Sonnenstrahlen klangen
Bei jedem leisen Schritt.

Oh, weißt du noch den Morgen?
Wir gingen im Rosenkleid,
Wir gingen in roter Wolke,
Wir gingen im schweren Duft.

Traumliebe, du weißt noch den Morgen —
Es umfing uns ein goldener Reif,
Um den die Rosen hingen —
Es umklang uns ein gläserner Klang.

Es klangen die goldenen Rosen
Wie Glocken aus reinem Glas,
Es blitzten die goldenen Funken
Des Reifs im Glockengetön.

Wir gingen in gläsernen Schuhen —
Oh du weißt doch noch den Tag,

Digitized by Google

Den Tag des seidenen Glanzes
Den Glockenrosentag.

Wir gingen in gläsernen Schuhen —
Aber Grases Taufunkengeblitz
Glänzte der Füße Seide:
Traumliebe, du weißt es noch.

Traumliebe, du weißt noch den Morgen —
Wir gingen so langsam still,
Vom goldenen Reif umschlossen —
Traumliebe im Rosenduft.

Rundschau

Wissenschaft als Kleid

Es sind sehr verschiedene Kräfte, die in den verschiedenen Zeitaltern die Hegemonie führen. Man erkennt sie daran, daß alles ihr Kleid trägt. Im beginnenden Mittelalter ist es die Religion. Alle Wissenschaft trägt ihre Farbe, führt sich unter religiösen Begründungen ein. Man kann sagen: selbst Amerika wurde aus Missionsinteresse entdeckt. Ebenso geht alle Kunst in ihren Gewändern. Man malt Marterbilder, Versuchungen, Potiphars Weib, Susanna, Magdalena, um Akte malen zu können. Oder Legendenzyklen, um zu erzählen, Madonnen und Heilige, um Menschen zu malen. Der gewöhnliche Unverstand legt sich das so aus, daß man religiöse „Vorwände" gesucht hätte, um Dinge zu erreichen, die man selbst ganz außerhalb der Religion sah. An solchen Gedankengängen erkennt man den Philister: er sieht nirgends zusammen- oder gegeneinanderstrebende Kräfte, er sieht nur immer verschmitzte Berechnungen, und er fühlt sich glücklich, wenn er wieder einmal in irgendeiner verehrungswürdigen Sache ein großes Geschäft entlarvt zu haben glaubt. Dieses Philisterium kann zuzeiten geniale Formen annehmen, wie im zweiten (allzumenschlichen) Nietzsche. Auch ist ja natürlich etwas daran. Wer einmal heuchelt, wird natürlich das heucheln, was in Ansehen steht. Nur die Vorstellung, daß alle religiöse Begründung wissenschaftlicher oder künstlerischer Schöpfungen bewußt nur Vorwand sei, — abgesehen noch von ihrer nichtsnutzigen Kleinlichkeit — hebt, zu Ende gedacht, sich selbst auf. Denn wenn man hoffen konnte, für die religiöse Begründung ganz anders gemeinter Arbeit Glauben zu finden, so kann man ebensowohl selbst an eine solche religiöse Bedeutung seiner Arbeit geglaubt haben.

Heute ist die unbestrittene Hegemonie in den Händen der Wissenschaft. Und alsbald sieht man ganz allgemein alles wissenschaftliche Farbe — Schutzfarbe sozusagen — annehmen. Jeder prophetische, künstlerische, religiöse Gedanke sucht sich als wissenschaftlich gedacht auszuweisen. Selbst mystische und okkultistische, ja gemein abergläubische Gedanken prätendieren, Wissenschaft zu sein. Ganze religiöse Sekten, wie die der Gesundbeter, tauchen auf, die sich als „Christ-

Digitized by Google

liche Wissenschaft" bezeichnen, ja geradezu so nennen. Das ist natürlich ehrlich so empfunden. Und natürlich muß auch die gemeine Heuchelei diese veränderte Konjunktur beachten. In Ländern, in denen das Volksleben noch stark religiös oder doch kirchlich bewegt ist, wie in Italien, kann man beides nebeneinander beobachten. Während mit etwas zurückliegenden Jahreszahlen noch auf den kleinen Bücherwagen die Geschichten verkauft werden, welche mit der Bekehrung enden und den „Sündenschmutz" vor der Bekehrung zum eigentlichen Gegenstand haben, so hängen bereits die Schaufenster voll der „modernwissenschaftlichen Bibliotheken", welche gründliche Aufklärung über alles versprechen, was eine sexuell erregte Phantasie beschäftigen kann.

Doch lassen wir die Niederungen.

Wenn heute religiöse, ethische, künstlerische Ideale sich wissenschaftlich auftun, so bedeutet das zunächst eine meist tief und aufrichtig empfundene Ehrung der Wissenschaft. Man räumt ihr prinzipiell den Vorrang ein, ordnet sich ihr ein und unter. Zugleich bedeutet es aber auch, daß der Kampf ins eigene Lager der Wissenschaft hinübergetragen wird. Er muß die wissenschaftliche Stimmung zunächst noch unendlich stärken, und bereitet doch gleichzeitig schon ihr Ende von innen her vor. Die Wespe ist in der Raupe und was hervorwächst, sind ihre Jungen, an denen die Raupe stirbt. Bonus

Das s des Anstoßes

Schon mehrere Leser des Kunstwarts haben sich daran gestoßen und dem Ausdruck gegeben; und doch möchten wir — es wird noch gesagt wer diese „wir" sind — es nicht abschaffen, vielmehr: nicht wieder einführen. Um das Verbindung-s (oder: Verbindungs-S) in zusammengesetzten Haupt- und andern -Wörtern handelt es sich.

Für das s führt man zuerst die Folgerichtigkeit, deutsch: Logik an. Soundso oft kehrt die Meinung wieder man „könne doch nicht" gleichzeitig schreiben: Volksschule und Volksbewußtsein, Rindfleisch und Rindslende. In solchen Sätzen wird wohl zunächst Logik mit Einförmigkeit verwechselt; ferner aber erwidern wir, daß die sogenannte Logik auf Wortbildungen tatsächlich meist nur sehr geringen Einfluß hat. Nun sind die meisten Komposita schlechterdings nicht gebildet durch Komposition — das heißt durch eine syntaktische Aneinanderfügung, aus der allmählich eine Wortgruppe sich isoliert und zusammenwächst — sondern durch Analogiebildung. Das Binde-s ist seinem anfänglichen Wesen nach, wie man leicht sieht, kein Binde-s, sondern ein Flexion-s, nämlich eine Genetivendung. Hungersnot ist die Not des Hungers, wie ein Kindergarten der Garten der Kinder. Die „Logik" also würde fordern, daß dieses s nur stehe, wo ein Genetiv erschlossen werden kann und dieser Genetiv mit s gebildet wird, sie würde also fordern, daß es fast überall wegbliebe wo es heute gesetzt wird, zum Beispiel in allen Worten mit der Silbe -ung, wie Bildunggang, Versorgunganstalt usw.

Mit der Waffe der Logik also wird man lediglich einen Don Quichotte-Feldzug gegen allerlei Sprachphänomene führen können, und uns gelüstet nicht, aus den Bildungen Rindfleisch, Rindslende, Rinderbraten, Rindernot, Rinderseuche, Rindermenge die „logischen" und die „unlogischen" her-

Digitized by Google

auszusieben. Wie wenig logisch solche Bildungen sind zeigen Worte, in denen ein Genetiv offenbar vorliegt, der freie Genetiv mit s gebildet wird, und die doch kein Binde-s haben, wie Gepäckraum, Ariadnefaden, Sturmzeichen. Erkennen wir aber das Recht der Analogiebildungen an, so scheinen wir uns das Recht auf Weglassung des s zu kürzen. Denn, so sagt man, dieses s ist durch Analogie entstanden, also besteht es rechtmäßig. Dagegen führen wir an, daß dieses s durchaus nicht überall zugleich mit dem Kompositum entstanden ist, wo wir es heute hören oder sehen. Vielmehr bringt es eben in unserer Zeit mit besonderer Kraft vor und in alte reine Komposita ein, und gerade dieses Vordringen ist es, was uns veranlaßt zu unserm Tun. Uns erscheinen Bildungen wie Tagsblatt, ausnahmslos, Halbskunst, Verzichtsleistung, Werdensgang, Drucksauftrag, mittelslos, Auskunftsbureau, Belegsexemplar, Anlagsplan, Mittelsmann peinlich, unorganisch, unschön. Nun würde es aber gar nichts helfen, wenn man als einzelner Schriftsteller, selbst in verbreiteten Blättern, nur dort das s wegließe, wo sich auch das allgemeinste Sprachempfinden damit einverstanden fühlen würde. Denn niemand würde dann etwas davon merken können. Wenn ich Alkoholabstinent bin, aber nirgends beobachtet werde, wo Alkoholgenuß gefordert oder erwartet wird und nichts gegen den Alkohol tue, dann weiß niemand, daß ich es bin, außer wenn ich es sage. Ergebnis: ich wirke nicht für meine Sache. Um also die Aufmerksamkeit auf die s-Frage zu lenken, ließen wir es oft weg auch dort, wo es uns vielleicht nicht schmerzen würde. Dabei nun stellte sich uns heraus, daß einiger Radikalismus des Verfahrens durchaus nicht zu unmöglichen oder unästhetischen Bildungen führte, wie man wohl oft annimmt. Und wir machen nun eine drollige Beobachtung: in zahlreichen Fällen erklärt man uns unsre purifizierten Komposita für unaussprechliche Mißgeburten, für kakophonisch und unschön, und doch läßt sich in eben diesen Fällen erweisen, daß es nur aufgestörtes Gewohnheitgefühl ist, das mit dem Schein verletzten ästhetischen Empfindens reagiert. Als Beispiel etwa sei angeführt, daß man es entrüstet abgelehnt hat, Geburttag statt Geburtstag zu sagen. Das könne doch niemand aussprechen, die Zunge verweigere die zwei t und der Klang ergebe ein unmögliches Bild, das schriftlich treffender mit Geburtag wiedergegeben wäre. Warum aber sagt niemand Schaltstag, Faststag, Feststag, Betstag, Raststag, Auguststag, Mittstag? Wohl, weil niemand daran denkt, hier die beiden Konsonanten *auszusprechen*, sondern jedermann nur einen ausspricht; sprechen wir also auch Geburtag, dann sind die Hinderunggründe der Entrüsteten abgetan. So ist es auch mit Weihnachttisch, einem analog Nachttisch oder Nachtgeburt oder Weihnachtabend gebildeten, unzweifelhaft aussprechbaren Wort, und so ist es mit vielen andern. Wer sich ein wenig von der allertrivialsten Gewohnheit losmacht, fühlt bald nicht mehr, was ihm heute noch „sicher“ erscheint: daß Gesangskunst (oder wie viele Deutsche häßlich sagen: Gesankskunst) Ausdruckskultur,* Ausdruckspflege, Liebesbrief, Unternehmungseifer, Wohnungsmiete etwa nicht nur

* vgl. Druckknopf, Steckkissen, starkknochig.

Digitized by Google

üblicher sondern auch bequemer und gar „schöner“ sei als Gesangkunst, Ausdruckkultur, Ausdruckpflege, Liebebrief, Unternehmungeifer, Wohnungmiete. Wie viele von den Gegnern unserer s-reinen Worte würden den bekannten Satz zugeben, daß die Sprache um so schöner sei, je weniger von den „häßlichen“ Konsonanten- und Zischlauthäufungen, je mehr klarer Vokalismus darin enthalten sei — wenn wir aber einen Zischlaut entfernen, halten sie das für einen Verlust nicht an Häßlichem sondern an Schönem, was ihre Vorliebe für Logik durchaus nicht ins Licht setzt.

Entlegnere Gründe, wie den, daß viel störendes Zischen im Chorgesang durch Weglassen unseres corpus consonans delicti behoben werden könnte, seien nur angedeutet.

Wer sich nun aller ästhetischen, logischen und phonetischen Gründe beraubt sieht, schleppt gegen uns die gewaltige Autorität des Sprachgebrauchs an und glaubt unsre Rebellion damit niederschlagen zu können. Sind wir mit diesem Schlagwort zu treffen? Tatsächlich ist der Sprachgebrauch eine unfeste Waffe. So wie man Weihnachtabend neben Weihnachtsabend findet, so bringt der Sprachgebrauch und gerade er — im Gegensatz zur Amtsprache und Schulgrammatik — unaufhörlich neue Bildungen, Analogien, Rechte und Möglichkeiten auf. Als ich in Sexta saß, war es ein böser Fehler „Dresdner Heide“ zu schreiben, man schrieb offiziell H a i d e. Heute denkt niemand daran. Man lernt heute noch, daß in Relativsätzen das Zeitwort ans Ende kommt; aber wir folgen nicht nur französischem Vorbild sondern schon fast dem — Gebrauch fein Empfindender, wenn wir etwa schreiben: „jene furchtbare Nacht, in der aufgelöst schienen alle Ordnungen und Gesetze, unter denen die Menschheit bis dahin gelebt hatte.“ Daß wir das reflexive Fürwort „sich“ heute nicht mehr wie früher an das Zeitwort rücken, sondern weiter voranstellen, beobachtet man täglich. So ließen sich die Beispiele häufen, daß „der Sprachgebrauch“ nur eine Ammenerfindung zur Abschreckung sprachlicher Neuerer ist. Wenigstens in unserm Falle! Wer macht den Sprachgebrauch? Die Sprach- und die Schriftsteller. Und wir erlauben uns, uns selbst für ebenso feinfühlige, klardenkende, sprachtreue Sprachbeurteiler und Sprachsteller zu halten, wie einen beliebigen Reichstagabgeordneten oder einen Direktor im Ministerium.

Endlich haben wir es noch mit den Ironikern zu tun, die uns sagen: „O ihr Sprachkleinkrämer und s-Wichtigmacher, was kommt denn darauf an?“ Wir geben ihnen die Ironie zurück: warum erregen sie sich über ein weggelassenes Nichts! Uns kostet das Weglassen keine Anstrengung, kein Wichtigtun, wir sparen nur Zeit, und sie verschwenden die ihre darauf, uns zu ironisieren. Habeant sibi. Daß selbst das kleine s Anstoß geben kann (nicht nur dem „sittlichen Empfinden weiter Kreise“, sondern auch) zu sprachlich nicht gleichgültigen Betrachtungen, sollte diese Apologie beweisen. Gebracht sind wir auf unser Vorgehen nicht durch ängstliches Suchen nach Gelegenheit zu sprachlicher Neuerung sondern durch Reaktion auf Bildungen, die uns anstößig erschienen.

„Wir“ — bekannt sind dem Unterzeichneten die Schriftsteller Willy Rath, Maximilian Harden und Hans Herter, die in irgend-

Digitized by Google

einem Umfang an der Weglassung des s teilnehmen. Als Gegner kennen wir das „irregeleitete Empfinden“ vieler Leser, den Setzerhochmut, der besser Deutsch zu schreiben glaubt als wir, und die sonderbare hartnäckige Illusion der Redaktionen, welche „Einheitlichkeit“ in der Schreibung, das heißt Gleichförmigkeit dort, wo es der Natur der Sache nach niemals solche gab oder geben wird, für ein Verdienst halten.

Ezard Nibden

Zu den „Ironikern“, von denen Nibden spricht, gehöre in gewissem Sinne auch ich. Aber doch nur zur Hälfte, denn ich „errege“ mich „über ein weggelassenes Nichts“ ja eben nicht, sonst würde ich die Hinausbeförderung dieses kleinen s-Wesens aus den Kunstwartbeiträgen Nibdens, Raths usw. ja nicht zulassen. Ich halte es mit dem Ostpreußen: „Laß er doch!“, sagt der, wenn einer was möchte, wovon er sich was verspricht, und einem andern schadet's nichts. Glaubt ein Schriftsteller, von dem ich sonst weiß, daß er's ernst nimmt, die s-Sache sei an sich wichtig genug, um zu ihrer Reformation den Leser im Gedankengange durch plötzliche Püffe seitwärts zu führen — „laß er doch!“: er mag die Verantwortung dafür übernehmen. Aber ich bin da auch noch aus einem anderen Grunde tolerant, wenn ich selbst auch in meiner Rückständigkeit Geburtstag und nicht Geburttag oder vielmehr nach Nibdenscher Anweisung Geburtag sage. Ich meine nämlich, das Alexandrinern ist kein Vorteil für ein Sprachleben. Jungen und Mädel müssen Sprachregeln folgen, sonst kommt das Tohuwabohu, der erwachsene Mensch aber, zumal ein erwachsener Sprachbehandler von Beruf, wie der Schriftsteller, sollte seinen Gang nicht durch Vorschriften eingebrettert finden, wenn er aus Gründen, sei es des Sprachdenkens oder des Sprachgefühls, freien Weg verlangt. Der Regelabzieher darf nirgend über dem Produzenten stehn, sonst gibt's Kalk an die Adern. Mir scheint, sieht man die Sache so, dann gewöhnt man sich erstaunlich rasch an orthographische, grammatische, stilistische Ungewöhnlichkeiten, sobald sie nur Ausdruck von irgend etwas sind, das an sich erfreuen kann. Das tut doch ein wirkliches Ernstnehmen der Sprachbehandlung selbst dann, wenn es zu andern Ergebnissen kommt, als man selber. Mannigfaltigkeit an wirklich gedachter und gefühlter Ausdruckspflege gereifter Menschen ist nicht Verwirrung, sondern Reichtum. A

„Die Bestimmung der Roheit“

Unter dieser wunderlichen Überschrift werden wohl zunächst nur Wenige einen Roman suchen. Dennoch hat der Schweizer Poet Albert Steffen ein so betiteltes Buch einen Roman genannt und als solchen kürzlich (im Verlag S. Fischer, Berlin) herausgegeben. Wie nun diese Dichtung, eigentlich nicht ein Roman, sondern eine seltsam durcheinander geschachtelte und ungegliederte Novellensammlung ist — stilistisch wohl jenseits der Grenze des Zulässigen —, so ist auch der im Titel stehende Grundgedanke kaum zu voller Klarheit, nicht einmal zu einfacher gestalteter Anschaubarkeit gediehen. Gleich vielen begabten Dichtern von heute hat sich Steffen mit dem Versuch, einem selbstgewählten Stoff beizukommen, genügen lassen, und im

Digitized by Google

Interesse der Kunst mag man das wohl bedauern.

Dennoch darf man dem im besten Wortsinn eigentümlichen Werk, auch gerade um des Stoffes willen, viele Leser wünschen. Zwar, es verlangt liebevolles Nach- und Sichhineindenken, es regt kritischen Widerspruch auf, es verliert sich gelegentlich ins Abstruse — aber es zeichnet doch wenigstens ein bedeutungvolles, lebendiges Problem, welches tief in so manche ernste Lebensanschauung gewirkt hat, und bringt dazu nicht nur beobachtetes lebendiges Material, sondern auch fesselnde Gedankengänge heran. Bemerkenswert genug ist, daß die Problemstellung auf eine rein psychologische Abstraktion gebaut ist. Es gibt Roheit im Leben; das ist an sich widersinnig, denn das Leben schädigt sich dadurch selbst. Wie löst sich dieser Widersinn? — so etwa ließe sich das Problem fassen. Durch verschiedene Lebensläufe hindurch verfolgt Steffen nun das psychische Erlebnis der Roheit, wie sie begangen, wie sie erkannt und gesühnt — anderseits, wie sie erlitten wird und Folgen zieht. Und von einem höheren Standpunkt erscheint ihm als ihre Bestimmung, das Maß der Menschenliebe zu fördern, indem sie durch Reue hindurch zu Buße und Guttat zwingt. Mit religiöser Inbrunst erleben Steffens Gestalten ihre Umkehr und die Erkenntnis der „Bestimmung der Roheit". Mit Inbrunst, aber auch mit einem dialektischen Bemühen, das nicht immer ganz zum Charakter, wie er sonst dargestellt ist, passen will. Das sieht nun ganz wie die alte Schule aus: eine Idee, abgewandelt am dichterischen Beispiel. Aber es ist doch etwas Neues, für unsere Zeit Bezeichnendes dabei. Diese Idee ist nicht philosophisch, moralisch oder zeitgeschichtlich, sondern psychologisch abstrakt. Und ihre Abwandlung ist nicht eine vollständig wiedergegebene Reihe von menschlichen Gestalten und Erlebniszügen, sondern eine überaus sorgsame Zusammenstellung von seelischen Einzelheiten, entfernt hergehörigen Bemerkungen, Symptomen und Begleiterscheinungen: literarischer Futurismus, wenn man will; Neuland, das durch Steffens Versuch noch lange nicht erschöpft ist.

Der tiefere Grund, weswegen Steffen über das Experiment nicht hinauskam, scheint mir nun freilich nicht im Künstlerischen zu liegen, sondern in dem Stück Phantastik und Willkür, womit er seine gelegentlich ganz realistischen Erzählungen bewegt. „Bestimmung" — das Wort hat für Steffen einen fatalistischen Klang. Er sucht nicht nach ihr, sondern er kennt diese Bestimmung, wie er den alten Glauben an die ursprüngliche Gutheit der Menschenseele auch als Faktum setzt; die ärgsten Rohlinge bekehren sich zuletzt bei ihm, sogar merkwürdig schnell. Es wird nicht an Lesern fehlen, denen diese religiöse Abgestimmtheit als ein Vorzug erscheint. Mir scheint es, als habe sie ihm den Blick für das Leben und damit für den Stoff, in dem er arbeitet, hie und da bedauerlich verengt und getrübt. Dasselbe Buch, geschrieben von einem, der alle Höhen und Tiefen ermißt, sein Problem in den vollen Zusammenhang der Wirklichkeit stellt und die Folgen der „Bestimmung" nicht erzwingt, sondern gestaltet — dies Buch wäre eine gewaltige Schöpfung, während wir hier mit einzelnen Feinheiten vorliebnehmen müssen. E. N.

Digitized by Google

„Gabriel Schillings Flucht", Gerhart Hauptmanns Drama in Lauchstedt

Man soll Dichter-Vorreden, auch wenn sie etwas hoch und heilig verschwören, nicht zu ernsthaft und sommerliche Theateraufführungen an geheiligtem Orte nicht zu pathetisch nehmen, geschweige denn gleich unter dem historischen Ewigkeitswinkel betrachten. Hauptmann hat sein Drama „Gabriel Schillings Flucht" (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) schon vor sechs Jahren geschrieben, und für einen Dramatiker, der seit einem Vierteljahrhundert gewohnt ist, alljährlich mit einem neuen Stück auf der Bühne zu erscheinen, mag es wirklich eine Überwindung bedeuten, einen Winter zu feiern, obgleich etwas Unaufgeführtes, etwas durch und durch Bühnenfertiges daheim im Schubfach liegt. Gewiß, er hat bei der ersten Herausgabe dieses Werkes ein wenig unvorsichtig überlegen von dem „Hasardtisch einer Premiere" gesprochen und statt des „großen Publikums", nach dem es doch am Ende jeden echten Dramatiker gelüstet und gelüsten darf, nach der „reinen Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises" gerufen, dem man diese fünf Akte im intimsten Theaterraum vorspielen solle — einmal und nicht öfter. So etwas sagt man wohl, solange das Kind noch an der Brust liegt; läuft es erst mal in der Welt herum, dann glaubt man begeisterten Schwärmern gern das Gegenteil und gestattet eifrigen Freunden einen Apparat ins Werk zu setzen, der doppelt so anspruchsvoll ist, wie er bescheiden aussieht. Oder heißt es eine Theateraufführung nicht dreifach unterstreichen, wenn man sie außerhalb der geläufigen Spielzeit einem emeritierten Burgtheater-Direktor überantwortet, einen Mann wie Max Liebermann die Dekorationen dazu entwerfen läßt und sie in ein Bühnenhaus verlegt, vor dem klassische Traditionen Posten und Schildwache stehen? . . .

Ich kann trotzdem die Sache so schwer nicht nehmen, wie es andere tun. Namentlich die Erinnerung an Goethe und Schiller, die einmal da standen, von wo jetzt der Dichter der „Weber" und des „Florian Geyer" auf sein Werk herabblickte, schreckt mich nicht. Ihrem Andenken ist, dünkt mich, mit einer einigermaßen lebendigen Schöpfung von heute immer noch besser gedient, als mit der philologischen Galvanisierung eines Lustspiels von Menander, das ein Papyrusfund nach zweitausend Jahren glücklich wieder ans Licht gebracht hat. Wozu immer diese erdrückenden Maßstäbe und Vergleiche! Außerdem haben Goethe und Schiller sich alle nur erdenkliche Bequemlichkeit gegönnt, wenn es am Ende der Weimarischen Spielzeit „Auf nach Lauchstedt!" hieß. Es war ihnen eine Übungs- und Experimentier-, eine Verlegenheits- und Notstandsbühne — wenn hundert Jahre später ein neuer Hauptmann darauf gespielt wird, so brauchen die Geister des Hauses deswegen nicht zu erröten. Auch war Schlenther, der Hauptmann-Biograph, wenn es nun mal keine regelrechte große Bühne sein sollte, doch wohl „der nächste dazu", dieses Stück aus der Taufe zu heben, und daß Liebermann, der unermüdliche, leidenschaftliche Strandmaler, sich gern und freudig von der Aufgabe fesseln ließ, diesem Meer- und Küstenstück sein dekoratives Theatergewand zu schaffen, erscheint so begreiflich, daß man es

Digitized by Google

auch glaubte, wenn man nicht Akt für Akt die liebevolle, aufopfernde Mühe sähe, die er sich gemacht hat. Ein Sommer-Intermezzo, wie geschaffen, den Trott unsrer Premierenfolge munter zu unterbrechen, die Zuschauer ausgelüftet, angespannt statt abgespannt vor den Vorhang zu laden, fernzuhalten, was nur einer billigen Sensation, eines womöglich zu erwartenden Theaterskandals wegen zur dramatischen Muse geht — es gehört, scheint mir, schon eine tüchtige Portion Snobismus oder Übelwollen dazu, diesem Lauchstedter Hauptmanntag mit saurer Miene zu begegnen.

Es ist ein Künstlerdrama und eine Bekenntnisdichtung, wozu wir geladen sind. Mag es zutreffen, daß Hauptmann dies vernichtende Schicksal des Malers Gabriel Schilling nach dem Vorbilde eines früh verstorbenen Jugendfreundes gestaltet hat, seit den „Einsamen Menschen“ hat er schwerlich etwas geschrieben, das in seinem Bette so viel Eigenerlebtes, so viel unmittelbar subjektiv Empfundenes mit sich führt wie dieses spezifische Künstlerstück, in dem sich einmal wieder zeigt, wie innig verwandt im Grunde, in der seelischen und atmosphärischen Stimmung, alle Künste miteinander sind. Merkwürdig, von ihrem Metier, der Malerei, der Bildhauer- und Radierkunst, der Musik, sprechen die drei Künstler, die hier zusammenkommen, eigentlich kaum, und doch empfängt man in keinem andern unsrer zahlreichen Künstlerdramen so wie hier die Gewißheit, es mit wahrhaften und vollwertigen Künstlernaturen zu tun zu haben. Glänzend, weil so unscheinbar und natürlich, sind die Mittel, mit denen Hauptmann diesen Eindruck erzielt. Wie der Maler das stärkste Licht wohl mal allein durch den stärksten Schatten auf die Leinwand zwingt, so überzeugt uns dieser meisterliche Milieuschilderer und Charakteristiker von dem Künstlertum seiner drei Protagonisten allein schon durch den Kontrast, in den er sie zu einer nur unfruchtbar enthusiasmierten Dilettantin und dem naiv-verschmitzten Schlaubergertum der Fischer- und Krämerbevölkerung der kleinen Ostseeinsel setzt, die der Schauplatz dieser „Ereignisse“ und „Geschehnisse“ ist. Mehr aber noch spricht für ihr Künstlertum das selbstverständliche Kameradschaftsverhältnis, das alle drei zu ihrer gemeinsamen Mutter, der Natur, haben. Denn noch nie hat Hauptmann die Natur und ihr wechselndes Leben so unmittelbar und so vieltönig zum Sprechen gebracht wie in diesem Meerdrama Wind und Wellen, Sturm und Wogengebrause, Morgenfrische und Abendglanz — auch in der „Versunkenen Glocke“ nicht, wo es doch das heimatliche Gebirge zu schildern galt. Manchmal möchte man der Fülle dieser Stimmen fast Einhalt gebieten: was der Lyrik der Dichtung zugute kommt, muß die Dramatik des Theaterstückes büßen, zumal da auch allerlei Reflexionen sich einmischen und scheinbar vom Thema ablenken.

Aber auch wirklich nur scheinbar. Denn sehen wir näher zu, so finden wir einen dramatischen Bau von einer erstaunlichen Schlankheit und Zielsicherheit. Ein Maler, den zwei Frauen, die legitime Ehegattin und die illegitime Geliebte, um Lebens- und Schaffenslust betrogen haben, flüchtet sich vor beider quälender, lähmender und zermürbender Nähe auf die weltentlegene, rings vom frischen Meeresodem bestrichene Insel, wo besorgte Freunde ihm

Digitized by Google

Quartier bereitet haben. Er ist entschlossen, hier auch den letzten Rest des gespenstischen Gestern von sich abzuschütteln, um, reingebadet von der ekeln, dumpfen Vergangenheit, einem neuen mutigen Dasein und Schaffen entgegenzuschreiten. Aber das Gespenst von gestern macht vor dem Wasser nicht Halt. In dem Augenblick, wo er unter dem Atem der See und unter der Liebe der Freunde soviel Mut des reinen Lebens geschöpft hat, daß er die Segel der Sehnsucht nach dem gelobten Lande von Hellas spannt, steht Hanna Elias, die Geliebte, von der er sich für immer getrennt und geschieden zu haben glaubte, wieder vor ihm, und Gabriel Schilling, erweicht durch ihre weibliche Schwäche, entflammt von ihrer schwülen Leidenschaftlichkeit, bezwungen von ihrer gierigen Lüsternheit, wird im Handumdrehen wieder völlig zum Sklaven ihrer dämonischen, mit fremdartigem Reize lockenden Persönlichkeit. Das Heute mit seiner erlösenden Helle erlischt wieder, die alten Schatten der Vergangenheit steigen düster drohend herauf. Besiegelt aber wird Gabriel Schillings Schicksal erst durch den Fluch, daß es zwei sind, die die Krallen ihrer Liebe nach ihm ausstrecken, zwei grundverschiedene Frauen, die die Natur zu ewigem Hasse verurteilt hat: Hanna Elias, der Dämonisch-Verführerischen, folgt Eveline Schilling, die Nüchtern-Alltägliche, die ewig Mißmutige und Wehleidige, auf dem Fuße. Auch sie getrieben, wie sie sich einredet und auch wohl ehrlich glaubt, von ihrer Liebe, da Gabriel inzwischen, morsch wie er schon war, unter dem Ansturm des neuen Erlebnisses krank zusammengebrochen ist. Vor der Tür seines Zimmers stoßen die beiden aufeinander, wie zwei entfesselte Furien, die sich einander ihren Geifer ins Gesicht speien, wie zwei Harpyien, die sich gegenseitig, ob tot oder lebendig, ihre Beute zu entreißen suchen. Diesem Auftritt, der alle teuflischen Instinkte des Weibes so nackt und bloß, so wüst und tierisch entfesselt, daß die Gassenjungen johlend zusammenlaufen, hält Gabriel Schillings wunde Seele, in der das Schönheitsgefühl des Künstlers vielleicht noch verletzlicher ist als die Würde des Mannes und der Schmerz des Menschen, nicht länger Stand. Wie Eunosthus, von dem Plutarch erzählt, ans Meer eilte, um zu baden, weil ein Weib sein Heiligtum betreten hatte, so treibt ihn dies Erlebnis mit der Peitsche des Wahnsinns in die See, weiter und weiter, von wo es kein Wiederkommen mehr gibt. Als Toten bringen die Fischer ihn heim. . .

Dies Stück könnte ein Drama der Weiberfeindschaft, des Weiberhasses heißen und zugleich das Dasein des Künstlers mit einem unentrinnbaren Fluche belegen, wenn nicht den beiden Harpyien, die einem Künstler, statt ihm das „Rinascimento des vierten Jahrzehnts“ zu vergönnen, Dasein und Schaffenskraft zerfleischen, in dem „Schusterchen“, der uneigennützig hingegebenen Freundin des leichter und freier gearteten Radierers und Bildhauers, ein versöhnliches Gegenbild beigesellt wäre. Die gute Laune, die Heiterkeit des Gemüts und die Zuversicht des Herzens, die Eveline Schilling nie gekannt hat, bringt diese Violinistin Lucie Heil mit vollen Händen als schönste Mitgift, die dem Künstler werden kann, ihrem Ottfried Mäurer dar, und statt der immer eifernden, immer stachelnden und züngelnden Begehrlichkeit, von der Hanna Elias besessen ist,

Digitized by Google

liegt um ihre blonden Flechten die stille, ruhig lächelnde Glorie der Resignation. Aus der sichern Festung ihrer geduldigen, verständnisvollen Kameradschaft läßt sie sich auch dann nicht aufschrecken, als eine junge Russin, die schwärmerische Anbeterin der Blenderin Hanna Elias, ihren Freund, das leicht entzündliche, bald gewonnene, weil ach! in sich so befriedigte und ausgeglichene Weltkind, ein Veilchen in die Netze ihrer naiven, fremdartig lockenden Unschuld zieht. Wie tröstlich, daß Hauptmann die Hände dieser beiden, deren Bund im Himmel geschlossen ist, durch den Fall Gabriel Schillings, den sie mit all ihrer Liebe nicht aufzuhalten vermögen, nur um so fester zusammenflicht!

Es ist ein Krankheitsfall, den Hauptmann zu jäher Katastrophe geführt hat — stärker, als nötig war, hat er selbst das durch den Arzt, ein prächtiges, resolutes und solides Exemplar der häufig bei ihm vertretenen Gattung, betonen lassen. So dürfen wir, durch seine passive Dramatik längst daran gewöhnt, hier am wenigsten jene dramatische Aktivität erwarten, die desto kraftvoller ihre Arme regt, je heftiger das Schicksal gegen sie anstürmt. Nur der Natur, seiner Mutt , und den Elementen, seinen Geschwistern, zeigt der Künstler Gabriel Schilling seinen inneren Frohsinn, seinen Lebensmut und seine Tapferkeit; vor den Menschen, die ihm an den Kragen wollen, streckt er fast widerstandslos die Waffen. Es wäre verlorene Liebesmüh, über diesen chronischen Mangel der Hauptmannischen Dramatik heute noch zu jammern, wie es vergeblich wäre, weite geistige Horizonte und aufbauende Seelenkräfte von ihm zu fordern. Auch wollen wir uns durch die vehemente Explosion, die die „Liebe“ der beiden Rivalinnen zu Ende des vierten Aktes erfährt, nicht täuschen lassen: gerade diese Szene setzt den „Helden“ völlig matt. Dafür entschädigt eine schier verschwenderische Fülle zwecklos künstlerischer, man möchte mit besonderer Betonung des Wortes sagen: malerischer Schönheiten. Keine Dichtung Hauptmanns ist in der atmosphärischen Luft- und Lichtstimmung so echt, so rein und lauter wie diese. Und nicht bloß das realistisch-greifbare, Meer und Strand, Fischerhütte und Wirtshaus, tritt lebenatmend vor uns hin, nein, auch das Mystische, das geheimnisvolle, seltsam erregend hinter den Dingen der Wirklichkeit winkende und pochende Raunen einer noch unergründeten Welt spricht zu uns, und während sich dabei oft so leicht Schauer mit Lächerlichkeiten, Erhabenheiten mit Jämmerlichkeiten mischen, vertieft und lichtet sich hier einmal alles Wirkliche durch das Unwirkliche, alles Diesseitige durch das Jenseitige. Die Verschlungenheit von Tod und Leben, Tag und Traum steht wie ein Ehrfurcht gebietendes Gestirn über diesen fünf Akten. . . .

Die letzte Probe auf die Bühnenwirksamkeit des Stückes ist in Lauchstedt nicht gemacht worden. Um die Symphonie der Meeresstimmen zu fassen und widerzuhallen, ist die kleine Bühne viel zu schmal und schmächtig. Oder sind wir, verwöhnt durch andre Meister Miedings, zu illusionsarm dafür geworden? Auch fehlte neben den drei starken, alles Wollen des Dichters erschöpfenden weiblichen Darstellerkräften (Tilla Durieux: Hanna Elias; Rosa Bertens: Eveline Schilling; Helene Thimig: Lucie Heil) schon dem Ottfried Mäurer Otto Gebührs die feine gei-

Digitized by Google

stige Kultur, die er bei aller Jovialität und Selbstzufriedenheit haben muß, und dem Gabriel Schilling in der Darstellung Willi Grunwalds vollends jenes spezifische Gewicht menschlichen und künstlerischen Wertes, mit dem allein er sich unser Interesse für seine Flucht aus Tat und Leben verdienen könnte.

Friedrich Düsel

Ed. Knoblauchs „Kismet"

Münchner Theater

Daß das Münchner Künstlertheater in seiner neuesten Metamorphose Versuchen dient, die mit eigentlicher dramatischer Kunst kaum mehr etwas zu schaffen haben, mußte ich schon nach der Uraufführung der Calderon-Fuchsschen „Circe" betonen. Trotzdem würde es wohl eine Unterlassungssünde bedeuten, über diese Seitensprünge moderner Bühnenreformlerei, die immerhin nicht ohne theatergeschichtliche und auch nicht ohne allgemeinere kulturhistorische Bedeutung sind, einfach zu schweigen; zudem wäre das eine Ungerechtigkeit gegenüber den bildendkünstlerischen und darstellerischen Kräften, die man dafür mobil machte. Ihr zweites Ausstattungs-Quodlibet holten sich die derzeitigen Regenten des Künstlertheaters aus dem Englischen; auf Karl Lindaus Verdeutschung von Ed. Knoblauchs groteskem Traumspiel aus Tausendundeiner Nacht „Kismet" war die Wahl gefallen, oder vielmehr auf die Sonder-Bearbeitung, die ein Anonymus von dieser Verdeutschung fürs Künstlertheater lieferte. „Tausendundeine Nacht": der Orient im Märchenglanz — von vornherein mußten sich da bange Zweifel erheben, ob die puritanisch schlichte und spröde Szene des Künstlertheaters, die doch zugunsten einer Beschränkung auf intensiv dichterische und darstellerische Wirkungen geschaffen war, solchem Superlativ äußerlich reicher Prachtentfaltung gewachsen sein würde. Und diese Zweifel erwiesen sich auch als begründet: um so begründeter, als das Ausstattungsstück Knoblauchs dramatischen Zusammenhalt und etwas wie eine sinnvolle Idee nur notdürftig vortäuscht, während es sich in Wahrheit mit seinen buntwechselnden Bildern nur an die Sensationslust der Sinne wendet, wie sie eine Bühne des verpönten älteren Stils in ungleich üppigerem Maße zu befriedigen vermöchte. Von dem Vorgang des Spiels läßt sich mit einiger Deutlichkeit und Einheitlichkeit nur soviel erfassen, daß ein Bagdader Bettler in wechselvollen Traum-Abenteuern wie Grillparzers Rustan Reichtum und Hofgunst ergattert, aber auch wieder in äußerste Bedrängnis zurückstürzt, worauf der Erwachte dem Publikum die alte und hier ohne einleuchtende logische Verknüpfung angeflickte Weisheit vom traumhaften Wesen alles irdischen Geschehens verkündet. Der zerfahrene Dialog des Stücks, der nur immer wieder trügerische Hoffnungen auf dramatischen Zusammenhang und rein dichterische Wirkungen erneuert, stört hier mehr, als er nützt. Einer vollen Ausbeutung der sinnlichen Wirkungsmöglichkeiten stellen sich, wie gesagt, die Eigenschaften der Künstlertheater-Bühne entgegen, wiewohl ein Teil der solennen Umzüge über zwei Aufgänge der Vorderbühne geleitet wird, und Ernst Stern, der Ausstatter von Freksas „Sumurun", als künstlerischer Entwerfer der Dekorationen, Kostüme und Requisiten im einzelnen allerlei apart Reizvolles bietet. Auch

Digitized by Google

die musikalische Illustration von Joseph Gustav Mraczek bleibt für den romantisch-orientalischen Gegenstand zu farbenschwach und zerfahren, auch von ihr wünschte man da mehr Reichtum und charakteristische Kraft. Bezeichnend war, daß den weitaus stärksten Erfolg des Abends die rein episodisch eingefügte Produktion einer Schlangentänzerin davontrug. Die große Mehrzahl der Premierengäste, welchen wieder festliche Toilette vorgeschrieben war, applaudierte ihrem Tanze ganz so, wie man die beste Nummer eines Varietéprogramms auszeichnet.

Hanns von Gumppenberg

Vom „lebenden Bild"*

Das „lebende Bild" ist ein fast noch schlimmerer Ausdruck künstlerischer Unfähigkeit als die Allegorie. Liegt es nicht schon in der widrigen Wortkuppelung, daß es nichts Echtes, Ganzes, Einheitliches sein kann? Ein Bild soll gegeben werden, also etwas Starres, das momentanen Ausdruck, zusammengeballten Ausdruck enthält, sich ruhig und lange betrachten läßt und einlädt zu Sammlung und Vertiefung. Und doch — „lebend"? Das schließt sich aus. In Wirklichkeit sind „lebende Bilder" auch gar nicht lebend, sie bewegen sich nicht, sie sind sogar meist peinlich starr. Sie sind nur gebildet aus lebendem Material, aus atmenden Menschen, die für eine kurze Zeit in eine Pose gebracht sind. Vergebens würde man einen Preis auf die Beantwortung der Frage setzen: warum gibt man die Bilder denn nicht einfach als Bilder, etwa mit farbigem Skioptikon? Welcher Reiz kommt zum Bilde hinzu, wenn man es aus kostümierten Dilettanten und Papprequisiten zusammensetzt, statt ein Kunstwerk in einfacher Lichtwiedergabe vorzuführen? Man kann kaum etwas anderes anführen als die — Spannung: ob einer umfällt oder ob einer gähnen oder niesen muß oder ob man den Bruder oder Sohn oder die Tochter trotz der Maskerei wiedererkennt. Und das wäre wohl keine künstlerische, sondern eine antikünstlerische, weil eine vom Wesen des Auszudrückenden ablenkende Nebenwirkung. Oder glaubt man, daß durch Beteiligung von Mitwirkenden (eigentlich ist das Wort falsch! es müßte heißen: Mitposenden) ein innigeres Verhältnis des Publikums zur Sache geschaffen wird? Wohl nicht, denn alles innere Mitleben wird ja durch die Starrheit der Szenierung aufgehoben! Die Teilnehmer stellen ja nur ein stummes, an und für sich gar nicht zu beachtendes Glied dar, dessen eignes Angesicht unter Maskenwesen verschwindet, dessen Ausdrucks- und Gebärdensprache vergewaltigt wird nach der s. s. v. „Idee"

* Wir geben mit diesen Ausführungen eine kleine Probe aus der Flugschrift „Patriotischer Unfug" (Dresden, A. Köhler), mit der sich die beiden Kunstwartredakteure H. Ullmann und W. Schumann nicht nur gegen die Werningschen Festspiele, sondern gegen jene Art von „patriotischer Gesinnungspflege" überhaupt wenden, die in Wahrheit alles andre eher, als Pflege vaterländischer und völkischer Gesinnung, die vielmehr in ihrem tiefsten Wesen durchaus antinational ist. Unsern Standpunkt kennen die Leser. Sie werden aber in der Flugschrift manches weitere finden, was sie im Kampf gegen diese Sorte von Schundliteratur ihrerseits brauchen können. A

Digitized by Google

des Arrangeurs, ein Glied, dessen ganze Aufgabe ist, Muskeln und Bewußtsein auf „eine Minute stillgestanden“ zu konzentrieren, ohne daß seine lebendige Teilnahme geweckt oder auch nur gebraucht würde.

Und welch dürftige Ideen pflegen nun so verkörpert zu werden! Sind schon gute Schlachtenbilder selten, weil es schwer ist, fruchtbare Momente aus solchen zu finden, Momente, die Ausdrucksbewegungen und Innervationsgefühle erwecken und ein Stück der gewaltigen Stimmung vermitteln, welche diese furchtbarsten Tage der Völker tragen, so werden die „lebenden Bilder“ gewöhnlich zu Karikaturen und Parodien, denn kein Künstler der Welt kann aus festem, lebendem Material das schaffen, was eine künstlerische Idee erforderte: Träger eines reinen Ausdruckes. Er müßte denn die Gesichter nicht nur maskieren, sondern auch tagelang bemalen, und die Arme, Beine und Rümpfe physikalisch niet- und nagelfest so stellen, wie er wollte. Nun, diese Idee ist grotesk — doch nicht grotesker als die andere, *ohne* diesen Zwang etwas schaffen zu wollen, was Ausdruck haben soll; und noch dazu nicht durch einen Künstler, sondern durch Paul Werning! Dieser skrupellose Arrangeur hilft sich nun über die Armut seiner Einfälle auf eine ebenso ingeniöse wie verräterische Weise hinweg*. Man fühlte wohl, wie wenig die starren Zerrbilder sagen konnten, und um das ferngebliebene „Leben“ doch heranzuzwingen, läßt man den Vorhang herab, *ändert* rasch das Bild und zeigt es dann noch einmal; zum Beispiel zeigt man König Wilhelm in Ems, wie er eben von Benedettis Hand den bekannten Brief entgegenzunehmen scheint. Dann Vorhang! Als er sich wieder hebt: König Wilhelm mit geöffnetem Brief, abweisender Gebärde und „verächtlichem Blick“, Benedetti bestürzt! Nun, wir meinen, das ist der Gipfel des inneren Widerspruchs. Statt eines „lebenden Bildes“ zwei, beide leblos, beide peinlich unnatürlich, und stets, auch im besten Fall natürlich nur *eins* davon ein fruchtbarer Moment, während das folgende nur noch auf das befriedigte Aha! allzu naiver Zuseher rechnet.

Bereichert also wird die Wirkung eines wirklichen Bildes durch *nichts*, wenn man es in ein „lebendes Bild“ umsetzt. Wohl aber wird es ärmer, und zwar genau um alles, was das Künstlerische am Bild macht. Vor allem um den lebendigen Gesichtsausdruck der Gestalten, denn die Dilettanten können beim besten Willen natürlich nur verzerrte Gebärden und groteske Augenverdrehungen auf Minuten festhalten, so schon Mitleid genug erweckend. Nicht minder wird und muß der gesamten Körpersprache die innerliche Beseelung abgehen, da sie weder willkürlich noch künstlerisch geschaffen, sondern erzwungen und ungeübt ist. Die Schwerfälligkeit grenzt aber ans Lästerliche, wenn uns nun gar gute Bürger bedeutende Menschen wie Blücher, Bismarck, Napoleon „darstellen“ wollen; die äußere Ähnlichkeit ist da fast noch eher zu erreichen, als die innere Ausdruckkraft; derlei utopisches Beginnen *muß* ja geradezu zur Vernichtung der Vernunft führen. Nimmt man hinzu, daß gewöhnlich künstlerisch ahnungslose Dilettanten die Szene stellen, und daß zwischen den plastischen Gestalten der Mitwirkenden und dem

* Die übrigens seit Alters beliebt ist. K. L.

Digitized by Google

faden Papier und Holz der Requisiten und Prospekte ein peinlicher ästhetischer Abgrund klafft,* so ist ungefähr alles beisammen, was gegen den Unfug der lebenden Bilder gesagt werden kann. Und wir meinen, ein Teil davon genügte, um diese Gattung für jeden Gebildeten unmöglich zu machen.

Müssen wir noch hinzufügen, daß lebende Bilder mit Verwendung von — Allegorien noch abgeschmackter sind als das bisher Geschilderte? Es ist wohl kaum notwendig. In der dürren, schauerlichen Öde dieser Afterkunst, mit der man das Volk zu speisen wagt, bedeuten sie den absoluten Nullpunkt.

Eduard Schütt

Wer die Wahrheit der Musik nur in erhabener Größe und Gewalt der Leidenschaften erblickt, der wird geneigt sein über einen Musiker wie Eduard Schütt zur Tagesordnung überzugehn, wenn er nicht von vornherein an ihm vorbeigeht: „Ganz nette Salonmusik" — und dann folgt nach einem langgedehnten „ja, aber" — währenddessen man sich auf einen Einwand besinnt, die Abfertigung. Wer sich aber in diese vermeintliche Salonmusik vertieft, wird bald erkennen, daß hinter den französischen Titeln sich eine überaus feine und eigenartige, in der Faktur meisterhafte und von romantischem Dufte erfüllte Poesie verbirgt, die einem daseinsfreudigen, sonnigen und doch tief empfindenden Gemüt entsprungen sein muß. Schütt gehört zu jenen begnadeten, temperamentvollen Naturen, die jeden, der ihnen einmal nahe gekommen ist, für immer festhalten; eins jener Sonntagskinder des Lebens, denen die Fähigkeit ward, das Lied zu vernehmen, das, wie der Dichter sagt, in allen Dingen schläft, und deren Werk die Harmonie und lichte Klarheit offenbart, von der ihr Wesen erfüllt ist. Kein Meister der großen musikalischen Formen. Aber ist nur deren Bezwingung das Kennzeichen des Genius? Bezeugt er sich nicht vielmehr in dem Gefühl, das er tönen macht, in dem Adel der Ausdrucksweise, in der untrennbaren Einheit von Idee und Form? Unter den Meistern der modernen Klavierkunst, speziell einer dem Genrehaften, Miniaturen zugewandten Kunst steht dieser Deutschrusse heute in erster Reihe. Seine vom Geiste moderner Romantik getragene Musik weist einen außerordentlichen Farben- und Formenreichtum, eine sinnliche blühende Melodik von bestrickendem Reize und entzückender Anmut auf, und ist so recht ein Spiegel der liebenswürdigen Art des Meisters und seines köstlichen Humors. Schütt gibt sich immer wie er ist, er klügelt und grübelt nicht. Fröhlich, wie er ins Leben schaut — er hat so gütige, freundliche Augen, denen man ansieht, daß sie gern lachen mögen — formt er sich die Welt nach seinem Bilde als ein Bejaher des Lebens; und darum macht auch seine Musik froh. Viel Sonnenschein liegt über ihr. Man versteht darum auch leicht seine Vorliebe für den Walzer. Gerade auf diesem Gebiet hat Schütt Entzückendes geschaffen, Klaviergedichte von unendlichem Reiz, bald leicht dahinfließend in liebenswürdigster Heiterkeit und Grazie, bald träumerisch versonnen und sehnsüchtig — es ist die gleiche hohe Kunst, mit der Chopin seine Walzer gedichtet hat. Zuweilen auch hier ein leichter

---

* Werning zeigte beispielsweise im Hintergrund von Donchéry einen gemalten schneebedeckten (!) Berg.

Digitized by Google

französischer Einschlag, der feine Duft eines französischen Parfüms. Man wird schwerlich in der Klavierliteratur dieser Gattung neben den Chopinschen Walzern noch Stücke finden, die graziöser, melodisch einschmeichelnder und harmonisch interessanter sind als etwa Schütts op. 20 Nr. 6, op. 69 Nr. 1, op. 73 (Valses dialogues), op. 76, op. 59 Nr. 2, op. 78 Nr. 4 und vor allem die hochpoetischen „Croquis et Silhouettes“ op. 87. Aus der Bevorzugung dieser Tanzform erklären sich wohl auch seine köstlichen, virtuosen Paraphrasen Straußscher Walzer. An poetischem Gehalt stehen sie weit über den Taussigschen Walzer-Kaprizen als wahrhaft kongeniale Ausdeutungen eines Dichters durch einen Dichter, an virtuosem Schwung sind sie ihnen zum mindesten ebenbürtig — in jedem Falle sind sie moderner und für Spieler wie Zuhörer dankbarer als jene — eine endgültige Eroberung Straußscher Orchesterdichtung für das Klavier.

Nun liegt allerdings auch in Schütts Musik die Schönheit keineswegs immer so auf der Oberfläche, daß man sie nur so hinwegzunehmen brauchte. Schon vom technischen Standpunkt aus ist sie schwer, zum Teil *sehr* schwer, denn sie setzt eine enge Vertrautheit mit Chopin voraus, die gleiche Individualisierung der Finger, die gleiche Fähigkeit, auf dem Instrumente zu „singen“ und vor allem eine leichte Hand. Schütts musikalische Gebilde sind oft von so elfenhafter Zartheit, daß ein robustes Zugreifen sie zerbrechen würde. In Stücken wie „Sérénade de Harlequin“, „Pierrot rêveur“, „Romance d'amour“ und anderen erscheint das Klavier fast entmaterialisiert, aus dem breit dahinfließenden Strome einer wundervollen Lyrik tauchen Kantilenen auf von einer wunderbaren Schönheit und schwärmerischen Innigkeit, so daß man oft die Worte dazu zu vernehmen meint: wer da nicht einen leichten, gesangvollen Anschlag hat, der lasse lieber die Finger davon.

Und wiederum werden nur Menschen von tiefem poetischen Empfinden eine solche psychologisch erlebte Musik *gut* spielen können. Als jüngeres Glied einer Entwickelung, die sich vom letzten Beethoven, besonders aber von Schubert über Schumann und Chopin bis in unsere Tage hinerstreckt, ist Schütt geborner Romantiker und als solcher Programmusiker — das Wort im weitesten Sinne genommen —, indem das Moment der musikalischen Schöpfung bei ihm aufs engste verknüpft ist mit poetischen Vorstellungen. Flüchtige Eindrücke, empfangen im Vorübergehen, Stimmungen aus Tag und Traum, Erinnerungsbilder und Gegenwärtiges, alles verdichtet sich in seiner Seele zu poetischen Ideen und findet in Töne gebannt seinen künstlerischen Niederschlag. Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne. Zuweilen begnügt er sich mit ganz allgemeiner Bezeichnung wie Romanze, Impromptu, Silhouette, meist aber gibt er durch einen charakteristischen Titel der Auffassung die entsprechende Richtung. In „Carneval mignon“ lebt die alte rührende Geschichte von Harlequin und Colombine in Tönen wieder auf, in den Papillons d'amour reizend charakterisierte Mädchengestalten seines Wiener Verkehrs, wie in den Causeries-bal, Rêverie-bal und anderen die Poesie des Ballsaals. Andere Stücke wie „Au ruisseau“, „Idylle“, „Au bois“ sind an Landschaftseindrücke und Naturstimmungen angelehnt. Besonders tief emp-

Digitized by Google

funden ist die „Idylle“ op. 15, über der es wie das Dämmerlicht einer mondlosen Hochsommernacht liegt, wo die Sehnsucht unruhig aufsteht und von fern ein mildes Flötenlied ertönt, und eigenartig ergreifend berührt die Melancholie op. 15 Nr. 2. Ist es ein Nachklang aus seiner nordischen Heimat, der hierin erzittert? In den Stücken humoresken Charakters offenbart uns der Meister wiederum eine andere Seite seines reichen Temperaments. Was Liliencron vom Dichter fordert:

„Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren,
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm nicht die Fee in der Wiege verschreiben
Zwei Gaben aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand“ —

Das hat Schütt in reichstem Maße. Hier zeigt sich dieselbe glückliche Mischung von Heiterkeit und Empfindung, die uns einen Dichter wie Peter Cornelius so lieb macht, zugleich dieselbe Anspruchlosigkeit. Man darf Schütt zu den bedeutendsten musikalischen Humoristen zählen: allerliebste, lustige Geschichtchen erzählt er in seinen kleinen „à la Humoreske“, Einfälle geistreich und drollig, daß sie geradezu zum Lachen reizen (vergleiche op. 75 Nr. 3). Aber wie der echte Humor auf einer ernsten und erhabenen Stimmung beruht, so zeigt sich auch in Schütts Humoresken fast immer der hinter dem Scherz versteckte Ernst, so besonders op. 20 Nr. 1, op. 31 Nr. 2, op. 89 Nr. 4 und seine „Amourette“ op. 78 schließt er halb lachend halb wehmütig mit einer Epilogue-Valse „Voilà tout!“

Mit Cornelius hat er auch den feinen Formensinn gemein: er wird nichts in den Behälter tun, was nicht in ihn hineingehörte. Und die Form für seine Poesie schafft er sich selbst, meist liedartige Gebilde mit scharfgezogenen melodischen Linien, Walzer mit besonders stimmungsvollen Mittelsätzen, Phantasiewalzer, die von der Walzerform fast nur noch den dreiteiligen Takt bewahrt haben, Vorspielstücke nach Art von Phantasien oder Präludien. Seine Harmonik ist überaus geistvoll und interessant und zeigt so recht den modernen Musiker, in dessen Werk sich das Wesen des Zeitalters der Reizsamkeit bekundet in Rhythmen, die gegen das Metrum gehen, in einer beständigem Schwanken ausgesetzten Dynamik, in der Häufung chromatischer Momente und überraschender Klangkombinationen, kurz einer Musik, in deren Struktur die Erregung von Spannungsgefühlen organisch beschlossen liegt und die Möglichkeit der feinen und feinsten Abschattierungen der Empfindungen gegeben ist, ohne daß sie es jemals auf das nur „Interessante“ abgesehen hätte.

In jüngeren Jahren hatte übrigens auch er einen starken Anlauf zur absoluten Musik genommen und Kammermusikwerke geschrieben, ein Klavierquartett, Trios, eine Violinsonate, zwei Suiten für Violine und Klavier, eine Phantasie für Violincello und Klavier und zwei Klavierkonzerte. Während namentlich die Violinsuiten sich bald großer Beliebtheit erfreuten, sind die Pianisten an den gehaltvollen und fein gearbeiteten Klavierkonzerten seltsamerweise vorbeigegangen, obwohl die nachbeethovensche Musikliteratur in dieser Gattung gerade keinen sonderlichen Überfluß aufweist. Die sonstigen Kammermusikwerke Schütts tragen wieder mehr programm-

Digitized by Google

mäßigen Charakter oder sind Übertragungen von Klavierstücken.

Schade ist, daß Schütts Lieder, in Norddeutschland wenigstens, wohl noch so gut wie unbekannt sind. Denn wenn es das Kennzeichen jeder guten Vokalmusik ist, daß die Musik der gefühlsnotwendige Ausdruck des Stimmungs- und Empfindungsgehalts der Dichtung ist, dann gehören Schütts Lieder unbedingt dazu. Es sind Blüten von einem wunderbar feinen Duft, gepflückt in demselben Lande, in dem Peter Cornelius seinen lieblichen Dichtungsstrauß gesammelt hat. Da singt die Sehnsucht und jauchzt die Lebensfreude, dazwischen ein Klang vom Volksliede und das Aufblitzen prächtigen Humors. Der sonnigen Art Schütts entsprechend fehlen auch bei ihm Herbst- und Winterbilder, sowie elementare Leidenschaftsausbrüche, aber für den zu sanfter Trauer gedämpften Schmerz, für Stimmungen, die in Halbschatten getaucht sind, findet er wahrhaft ergreifenden und innigen Ausdruck („Rosen", „Geh fort", „Denk an mich", „Schließe mir die Augen beide"). Die heiteren Gedichte „Im Frühling", „Die Fischerin", „Anmutige Tracht" bezeugen wieder seine ausgesprochene Begabung für das Zierliche und Anmutige wie das famose „Sankt Florian hilf" (mit dem gleichen Anfangsmotiv wie die Humoreske op. 37 Nr. 3) seinen Sinn für Humor. Als heiterer Abschluß eines Liederabends wird es stets von dankbarster Wirkung sein.

Dagegen wird Schütt an seiner einzigen Oper „Signor Formica" — nach der gleichnamigen Novelle von E. Th. A. Hoffmann — wohl keine Freude mehr erleben. Ob ein Wiederbelebungsversuch der alten romantisch-komischen Oper mit ihren geschlossenen Formen, ihren Chören, ihrem Dialog und den veralteten Requisiten einer nur mehr objektiven Romantik heute noch ratsam ist, darüber ließe sich allenfalls reden; mit dem Textbuch selbst aber ist der Komponist an einen gänzlich Unberufenen geraten. Schütt mag wohl das Karnevalmäßige des Stoffes besonders gelockt haben, ohne daß ihm dessen Bühnenunmöglichkeit so recht zum Bewußtsein gekommen wäre. Doch hier hat sich sein Optimismus schwer bestraft. Er ist zweifellos kein Dramatiker — aber wer mit solcher Liebe die Erscheinungen des Lebens erfaßt, wer so Poet der musikalischen Situation ist wie er, der würde wohl bei sorgfältiger Beobachtung auch Charaktere haben darstellen können. Das Ergebnis wäre dann etwa eine reizende Spieloper gewesen, denn die Musik zu diesem Signor Formica ist durchaus frisch und einschmeichelnd, in den rein lyrischen Partien von hoher Schönheit, es fehlt ihr nicht an volkstümlichen Zügen und verheißungsvollen Anläufen zur Personencharakterisierung, — aber diese toten Puppen zu dramatischem Leben zu erwecken, würde selbst dem bühnengewandten Routinier mißlungen sein.

Die Oper erlitt einen Achtungserfolg, und Schütt hat keine weitere komponiert; er mag sich wohl zum Dramatiker nicht geboren fühlen. Seine Größe liegt auf einem andern Gebiet. Und das ist gut so. Wie selten ist einem gerade das Bühnenwerk zugänglich, das man hören möchte, — den Klavierpoeten kann man sich einladen, so oft man nach ihm Verlangen trägt, und in manchem Hause, wo gute Musik gepflegt wird, mag Eduard Schütt ein gern gesehener Gast sein. Man braucht ihn gar nicht persönlich zu kennen, um ihn auch als

Digitized by Google

Menschen liebzugewinnen; seine Musik enthält so viel Persönliches, daß die Vertrautheit mit ihr zu genügen scheint, um sich eine deutliche Vorstellung zu machen von dem liebenswürdigen, geistvollen, tiefempfindenden, aristokratischen Wesen dessen, der sie schuf. Möge dem lieben Meister noch ein langes, schaffensfrohes Leben vergönnt sein, ihm zum Segen und uns zur Freude!

Hermann Seeliger

Ninon de Lenclos,

die berühmte Kurtisane, ist nun auch ins Musikdrama eingezogen. Es handelt sich um eine wirklich tragische Begebenheit aus ihrem sonst an Freuden überreichen Liebesleben: um das (aus „Gil Blas“ bekannte) Schicksal des Vicomte de Villiers, der ein Sohn Ninons gewesen sein soll. Die Leipziger Uraufführung des kleinen, nicht mehr als eine Stunde dauernden Musikdramas „Ninon de Lenclos“ hatte aufmunternden Erfolg und erweckte Hoffnungen für den bisher ganz unbekannten italienischen Komponisten Michele Eulambio. Allerdings hatte er sich im Texte geirrt. Denn das (vor etwa sieben Jahren herausgekommene und aufgeführte) Drama von Ernst Hardt bedarf ebensowenig wie Wildes „Salome“ einer musikalischen Untermalung, ja es leidet darunter, verliert bei gewissen Rezitativstellen seinen eigenen Reiz. Aber abgesehen von solch grundsätzlichem Irrtum, verstand es der junge Italiener, der seine Studien in Leipzig gemacht hat, auf sich eindringlich aufmerksam zu machen. Mit einem gewissen deutschen Einschlag gibt er sich im Stile Puccinis und ist ziemlich unbesorgt um Reminiszenzen und Banalitäten. Aber sein Hauptverdienst besteht in einer heutzutage besonders bemerkenswerten Unaufdringlichkeit: sein Verismus krankt nicht an Brutalität. Seine Rezitative, besonders in der Partie des Vicomte de Villiers, sind so unverdorben naiv, daß sie die Grenze vom Erhabenen zum Lächerlichen streifen. Beweiskräftig für Eulambios Talent ist vor allem die geklärte Behandlung des Orchesters. In der Hauptsache besteht hier eine große Hoffnung für die lyrische Oper, während das durchkomponierte Drama nur als Versuchsobjekt bewertet werden kann.

Friedrich Brandes

Der musikalische Geschmack sinkt —

das ist, mit zwei Worten, das für uns Wichtige unter den Ergebnissen einer Statistik, die der Vorstand des Deutschen Musikalienverleger-Vereins veranstaltet hat. Wirtschaftlich hat der Musikalienhandel einen Aufschwung genommen, aber mit dem ästhetischen Ergebnis steht es zum mindesten bei den breiten Massen übel. Ernste Musik, so meint der Bericht, und auch gute Hausmusik seien schwer einzuführen, mit leichter Ware jedoch seien gute Geschäfte zu machen, denn die Operette und die sogenannte „populäre“ Musik ziehen immer weitere Kreise und führen eine Zunahme der „Anspruchslosigkeit“ herbei. Wir können diese Behauptungen aus eigner Erfahrung bestätigen: keine andre Kunstwart-Unternehmung hat mit so viel Widerständen zu kämpfen, wie unsre „Hausmusik“. Über die Gründe dieser und verwandter Erscheinungen und über die Möglichkeiten zur Besserung sprechen wir uns wohl bald einmal aus: es hat unsrer Meinung nach jeder der beteiligten Faktoren sein Teil Mitschuld daran.

Digitized by Google

Die Kunstausstellung in Dresden 2

Mit der Etikette des Monumental-Dekorativen, unter die sich wohl noch manches brave Staffeleibild gern geflüchtet hätte, so unbehaglich sich auch viele der mit ihr geschmückten großen Leinwande zu fühlen scheinen, ist die Plastik verschont geblieben. Nicht mit Unrecht. Denn der Drang ins Architektonische, der sie in nahezu allen ihren Richtungen und Schulen beseelt, bringt es ganz von selbst mit sich, daß sie für ihr Wesen als Denkmal oder schmückendes Raumelement nicht erst nach außen hin durch einen Gruppenstempel einer offiziellen Beglaubigung bedarf. Die Grenzen dieser beiden künstlerischen Daseinsformen fließen allerdings hier fast noch mehr ineinander als bei der Flächenkunst. Nur selten begegnet man Schöpfungen, die Größe der Gesinnung mit Größe der Form so vereinigen, daß ihr Streben ins Zeitlos-Dauerbare durch den Ernst ihrer geistigen Potenz gerechtfertigt erscheinen dürfte. Auch Franz Metzner hält solchem Maßstabe durchaus nicht immer stand. Zwar den Stil hat er, und mit einer künstlerischen Konsequenz, deren Geradlinigkeit bewundernswert ist, packt er seine Aufgaben an. Aber die Manier schaut schon aus zahlreichen Falten der germanischen Toga heraus, und in dem ewigen Fortissimo der muskulösen Körperlichkeiten muß die leise Melodie des physiognomischen Ausdrucks völlig untergehen. Warum das gewaltige Denkmal, das Deutschland dem Andenken an die Völkerschlacht errichtet, ausschließlich von diesem Geschlecht freudloser, in dumpfem Brüten dienstbarer Titanen bevölkert werden muß, wird der schlichte Patriot kaum begreifen. Auch Anton Hanaks Menschen sind aus der dunkeln Nacht und den wirren Träumen einer lichtscheuen Imagination geboren, auch auf ihnen ruht die Last eines düstern Schicksals, unter der sie angstvoll stöhnen und der sie jeden Augenblick zu erliegen drohen. Die plastische Sprache, deren sich Hanak bedient, zeigt Laute Metznerscher wie Rodinscher Herkunft und verliert sich häufig in einem gequälten Stammeln, dem die Inbrunst der Empfindung doch nicht das Gepräge des ästhetisch Notwendigen verleihen kann. Unter den Österreichern sonst scheint das Slawentum immer mehr zur tonangebenden Macht zu werden: einer Erscheinung wie des Pragers Jan Stursa üppiger „Tänzerin“ gegenüber dürfte das germanische oder, wie man hier vielleicht sagen muß, deutschvölkische Formgefühl völlig versagen. Eine schlichte und ganz ohne Gewaltmittel ausgereifte Arbeit wie Joseph Heus „Porträt meiner Mutter“ prägt sich unter allen diesen, fast schon ins Ethnologische fallenden Wesen doppelt wohltuend ein. Hugo Lederers kolossaler „Ringer“ läßt das glänzende Können seines Meisters nur in Andeutungen spüren; von den Berlinern hat ihm Alexander Oppler mit einer „Eva“ von wunderbar beherrschter Bewegung und edlem Stil diesmal den Rang abgelaufen. Unter den Münchnern fällt die außerordentlich kluge Charakteristik der Büsten von Charles Jaeckle auf, unter den Dresdnern die Frische eines Silens von Edmund Möller, die stilistisch sichere Durchbildung einer Brunnenfigur von Alexander Höfer und die schöne innere Ruhe einer Adonisgestalt von Richard König.

Wer gekommen ist, um stark Getränke zu schlürfen, wird aus den Sälen der Skulptur nicht unbefrie-

Digitized by Google

digt von dannen gehen. Wer aber Sensationen meidet und der bunten Schattenwelt der Lebensspiegel lieber zu beschaulichem Nachfühlen und bewegtem Ergötzen naht, wird bei der Graphik den sichersten Gewinn ernten. Die Schranken des Stils, der in der besonderen Technik begründet ist, sind hier nirgends durchbrochen, wenn es auch an Experimentierlust und keckem Suchen nach neuen Tönen nicht fehlt. Aber den Grundton gibt überall das deutliche Streben, den Reichtum des innerlich Geschauten auf eine einfache und ungezwungene Weise zu versichtbaren. Man läßt gleichsam den Ton erst zu seiner vollen Süßigkeit und Reinheit durchschwellen, ehe man ihn zum Träger der Melodie würdigt. So stellt sich auch die Harmonie, die der Berührung von schaffendem und genießendem Subjekt die Härte nimmt, ganz von selbst ein, da das Ineinanderaufgehen von Gedanke und Form fast überall den Weg zum Genuß ebnet. Mit besonderer Wärme hat sich die Graphik heute wieder der deutschen Landschaft angenommen. Man glaubt zu spüren, wie die eingeborene Wanderlust des Germanen nicht nur den Wanderstab sondern auch den Griffel lenkt, und mit Entzücken folgt man den Entdeckungsfahrten, die uns im Fluge durch Wiese, Busch und Wald bis zu jenen blauen Höhen führen, die in seligen Weiten in den silbernen Himmel tauchen. Rudolf Sieck, der Meister vom Chiemsee, ist der echte Poet der Sehnsucht: fast auf allen seinen Blättern, die eine eigne Skala farbiger Töne zeigen, gleitet der Vordergrund mit seinen tausend heimlichen Lenzeswundern schließlich zurück, und die zarte lineare Schönheit der Ferne bleibt in Auge und Herzen hängen. Auch von Otto Ubbelohde, Felix Hollenberg und Paul Bürck läßt man sich gern die Kraft und die Milde der deutschen Heimat weisen; uns Dresdnern wird das kraftvolle Bild des Lilienfeins von Ferdinand Steiniger gefallen. Eine besondre Nummer ist Hans Meid, jetzt in Berlin: sein Othellozyklus ist von einem seltsam zuckenden Leben, in Erfindung wie Vortrag, und dem Theatralischen sind nirgends auch nur die geringsten Zugeständnisse gemacht. Erich Wolfsfeld, technisch im Besitze von imponierendem Können, wird sich als Gestalter noch vertiefen müssen, während Emil Orlik mit einer Anzahl von Porträts und reproduktiven Blättern das Maß seiner Intentionen restlos ausfüllt. Unter den Zeichnern schießt Otto Greiner den Vogel ab. Zwar gehorcht auch anderen, wie dem Wiener Böhler in seinen Studien aus dem Reiche der Mitte, Künstlern wie Paul Bach, Unkauf und Otto H. Engel der Stift unbedingt. Aber die schlechthin vollendete Sicherheit, mit der Greiner den Darstellungsmitteln Blei, Rötel und Kohle gebietet, löst mehr als nur ästhetische Befriedigung aus, erweckt ein Gefühl von nationalem Stolz auf den Besitz dieses Meisters in uns. Neben den wundervollen Studien Max Klingers zu den frühen radierten Folgen wie den Rettungen ovidischer Opfer erregt ein Entwurf zu den Wandmalereien in der Schöneberger Villa darum besonderes Interesse, weil wir hier in reifer Schönheit genießen dürfen, was heute, in dem ausgemalten Zimmer dieser Ausstellung, so ganz — andre Züge trägt. Von hinreißender Größe und Innerlichkeit sind die Blätter der genialen Käthe Kollwitz. Der Kunstgewerbler Pankok überrascht durch die köstliche Frische und Gesundheit seiner Landschaftstudien.

Digitized by Google

Unter den Dresdnern halten sich Georg Lührig als Zeichner kraft der monumentalen Breite seiner Striche und als Radierer Georg Jahn auf der anerkannten Höhe.

Von den nahezu zweitausend Kunstwerken der Ausstellung gehört etwa die Hälfte der Malerei an. Die Summe von Leidenschaft, Geduld, Opfermut und Sehnsucht, die in diesen Schöpfungen niedergelegt ist, mit einer Handvoll klingender Worte „würdigen" zu wollen, hieße sie verhöhnen. Wer ein Urteil in der Nuß haben will, dem sei dies gesagt: als Zustandsbild genommen kann dieser Querschnitt durch die deutsche Malerei der Gegenwart kaum hoch genug gewertet werden. Das Gesamtniveau liegt wesentlich überm Mittelmaß. Schroffe Höhen begegnen selten; aber auch die flache Ebene bleibt dem Wanderer fern. Damit müssen wir uns, als Zeitgenossen wie als Betrachter, heute begnügen. Erich Haenel

Bilder-Ausweisungen

Wenn Bilder, die von der Jury schon angenommen sind, aus sogenannten Anstandgründen nachträglich entfernt werden, so erregt das jedesmal großes Aufsehen und viel Gespräche. Etwas Unerhörtes bringt aber auch der neueste, der Dresdner Fall nicht, und man ist entweder unaufrichtig oder schlecht unterrichtet, wenn man gerade aus diesem Anlaß über die braven Sachsen spottet. Nicht nur an der Elbe, auch in Wien, auch im alleraufgeklärtesten Berlin, auch in der deutschen Kunstmetropole München, ja sogar in der Stadt, die da ist das Kunstlicht der Welt und außerdem Hauptstadt einer Republik, im heiligen Paris kommt gelegentlich dasselbe, wie in Dresden, und Schlimmeres vor. Wer Kunstausstellungen seit langer Zeit besucht, weiß außerdem, daß man von einer Verschlechterung dieser Verhältnisse nur faselnderweise reden kann: es wäre noch in den achtziger Jahren, wäre selbst auf der Pariser Weltausstellung von 1889 unmöglich gewesen, gewisse Bilder öffentlich vorzuführen, die jetzt anstandslos gezeigt werden. In private Kunstausstellungen und in die solcher Vereinigungen, die nur unter Verantwortlichkeit ihrer Veranstalter stehen, hat meines Wissens seit zwanzig Jahren auch keine Obrigkeit dreingeredet. In Dresden hat das bei der Großen Kunstausstellung jetzt ein Regierungsvertreter getan — mit rechtsgültigem Anspruch, weil sich die Regierung bei ihrer Zustimmung zu einem beträchtlichen Staatszuschuß vorbehalten hatte, ihr anstößig Erscheinendes abzulehnen. Dadurch gab man ohne wirkliche Not Gelegenheit, derjenigen heurigen Kunstausstellung, in der ausstellungstechnisch die meiste und beste Arbeit von allen steckt, herabzusetzen. Das ist bedauerlich, aber die Veranstalter trifft der Vorwurf nicht. Und die Regierungsvertreter trifft eigentlich auch keiner, denn daß ein Nichtkünstler die beanstandeten Bilder nicht geeignet zur öffentlichen Ausstellung hält, das ist ihm auch ohne weiteres zu glauben.

Selbst unter den Künstlern wird kein Vernünftiger bestreiten, daß Ausstellungen, die auch von rein stofflich empfindenden Unreifen und Ungeübten in Menge besucht werden, nicht alles zeigen können, was mit Künstlerhänden für Künstleraugen gemalt wird, auch wenn es künstlerisch sehr interessant ist. Es ist Frage des Taktes, Bildwerke auszuschalten, die jene Vielen nur mit Mißverständnissen des Gefühls aufnehmen können, und

Digitized by Google

Frage des Taktes, im Zweifel abzuwägen, wo Verlust oder Gewinn größer ist. Fälle wie dieser neueste sind so besonders ärgerlich, weil sie den Gang der Dinge nach dem natürlichen Ziele hin aufhalten: daß die Allgemeinheit die alleinige Verantwortlichkeit für eine Kunstausstellung auch dann den Künstlern überläßt, wenn man sich durch Staatszuschüsse beteiligt. Es braucht noch eine Entwicklung, bis die Parlamente und die Regierungen so weit sind, sich in dieser Beziehung auf die Künstler zu verlassen. Und dann: man sollte endlich mit größerem Ernst an die Beseitigung des „Protektorat"-Wesens gehn. Auch das ist nicht so leicht getan wie gesagt, weil wir da in einer alten Tradition stehn, aber wünschenswert ist es zum allermindesten überall, wo mit dem „Protektor" über den Sachverständigen sozusagen ein Obersachverständiger ernannt wird, der eigentlich kein Sachverständiger ist. Der König von Sachsen ist zwar an dem neuesten Fall überhaupt nicht beteiligt, und hat bei einer früheren Gelegenheit nur geäußert: in eine Ausstellung, die derlei Nacktheiten zeige, möchte er persönlich seine Söhne nicht schicken. Die Nacktheiten sind damals trotz dieser Äußerung in Dresden drin geblieben — aber wozu wird die Peinlichkeit heraufgeführt, daß man einen Herrn erst zum Protektor ernennt, wenn man seine Wünsche doch nicht berücksichtigen kann? Außerdem könnte ein Monarch gelegentlich auch seinerseits taktlos sein. All diese Beschützer-Vorspiegelungen mit ihrer Aufmachung von höfischem Kram bedeuten doch wirklich heutzutage in Kunstdingen nicht mehr als einen dekorativen Firlefanz — und wir sollten wohl auch bei solchen Aufgaben das Gestalten aus ihren Bedingungen heraus dem Dekorieren vorziehen. A

Beteiligung der Künstler am Mehrerlös ihrer Werke

Durch die Zeitungen geht folgende Nachricht:

„Unter dem Protektorat der französischen Regierung ist in Paris ein internationaler Künstlerkongreß zusammengetreten, auf dem alle großen Nationen vertreten waren; er hat beschlossen, daß fortan die Künstlergenossenschaften und Künstlervereinigungen aller Länder übereinstimmend darauf hinarbeiten sollen, daß die Regierung ihres Landes gesetzlich bestimme, daß den lebenden Künstlern bei Versteigerungen und Wiederverkäufen ihrer Werke ein bestimmter Teil des erzielten Gewinns gewährleistet wird."

Zu dieser Meldung sei eine Erfahrung aus der Arbeit des Dürerbundes mitgeteilt, weil sie beweist, wie gut die maßgebenden Herren bei uns daran täten, sich mitunter etwas mehr mit „Laienansichten" zu befassen. Bereits im März 1906 hat der Dürerbund durch F. Avenarius an die Reichsregierung und an den Reichstag eine Petition mit folgendem Gesetzvorschlag gerichtet:

„Wird ein Kunstwerk während der Dauer des Urheberrechts zu höherem Preise weiterverkauft, als ihn der Künstler selbst dafür erhalten hat, so kann der Künstler ein Viertel vom Mehrerlös für sich fordern, falls er den Anspruch darauf binnen zweier Jahre nach dem betreffenden Verkaufe erhebt."

Die „Begründung" hierzu lautete wie folgt:

Digitized by Google

„Dieser Vorschlag stellt den Versuch dar, den Urheber an der etwaigen Steigerung des Handelswertes seiner Werke zu beteiligen. Es ist eine in der Kunstgeschichte hundertfach bestätigte Erfahrung, daß gerade der Schöpfer bedeutender Kunstwerke erst allmählich »durchdringt«, weshalb er seine ersten Werke weit unter dem Preise zu verkaufen genötigt ist, den ihm spätere Jahre zusprechen. Sind doch Fälle bekannt, daß ein Kunstwerk vom ersten Käufer etwa für 500 Mark erworben, aber noch bei Lebzeiten des Künstlers für 50 000 Mark und mehr weiterverkauft wurde, so daß der Kunsthandel daran tatsächlich hundertmal mehr verdient hat, als der Schöpfer. Ist es nicht an der Zeit, dem Künstler wenigstens eine bescheidene Beteiligung an solchen Mehrerlösen als ein Urheberrecht zuzusprechen? Die Festlegung eines solchen Rechtes auch an verkauften Werken scheint uns um so weniger bedenklich, als ja durch die Gesetzgebung auch das Vervielfältigungsrecht bereits vom Eigentumsrechte losgelöst worden ist.

Die Fassung unseres Vorschlages ist so zurückhaltend, wie hervorragende Juristen sie als wünschenswert, nunmehr aber auch als zulässig erklärten. Auch jede andersartige Formulierung jedoch wäre des Dankes der ernsten Künstlerschaft gewiß. Nur meinen wir, daß eine Zeit, die sogar auf die rein technische Leistung des Abphotographierens ein Urheberrecht zu begründen geneigt scheint, endlich auf irgendeine Weise dem schöpferischen Künstler eine bescheidene Beteiligung am Mehrerlöse des Kunsthandels aus seinen Werken schon aus sittlichen Gründen nicht verweigern darf.“

Der Erfolg unsrer Eingabe war, daß sowohl von den Herren im Reichstag wie in der Regierung die Anregungen des Dürerbundes als gänzlich „unmöglich“ bezeichnet, und daß über sie ohne weiteres hinweggegangen wurde. Man lächelte einfach über unsre „Utopie“. Auch als darauf von juristischer Seite ein ausgearbeiteter Vorschlag im Kunstwart veröffentlicht wurde, ward dem keinerlei Folge gegeben. Jetzt greift die französische Regierung die Aufgabe an. Kein Kenner der Verhältnisse bezweifelt: jetzt wird es „möglich“ sein, jetzt, da die Anregung aus Frankreich kommt, wird es auch bei uns zu Hause „gehn“. Und wieder einmal wird Frankreich als der Bringer einer Kulturtat für Europa dastehn, weil sich in Deutschland Regierung wie Parlament mit den Kulturgedanken ihres Volkes nicht ernsthaft beschäftigt haben. Wir hinken nach, wo wir führen konnten. Und außerdem sind sechs Jahre bei dieser Sache verloren worden!

Pflanzenkunst

Zur ästhetischen Betrachtung der Pflanzen

Wenn man mit unbefangenem Auge die wildwachsenden Pflanzen unsrer Heimat betrachtet und sich völlig in ihre oft schlichte Schönheit versenkt, wenn man es versteht, sie zu schauen wie etwas Neues, Niegesehenes, so wird man oft zum höchsten Erstaunen bewegt. Man beachtet im allgemeinen diese stillen und bescheidenen Wunderwerke zu wenig, man geht an ihnen vorüber und hat meist nur Sinn für die üppigen Kulturblumen, die der Gärtner züchtet. Die heimatliche Pflanze vermag dem zeichnenden Künstler noch immer vollkommen neue Aufgaben zu stellen. Während man es in der Darstel-

Digitized by Google

lung der Farbe gerade in unserer Zeit zu großem Erfolg gebracht hat, hat eine intime Wiedergabe der Form hier kaum begonnen, obwohl gerade die botanische Welt an Linie, Fläche und Rhythmus die strengsten und zartesten Reize bietet.

Die besten künstlerischen Darstellungen von Pflanzen haben bekanntlich Holland, Frankreich und Japan hervorgebracht. Holländer und Franzosen gaben die Blumen gewöhnlich in Zusammenstellungen von mehreren verschiedenen Arten, in den Blumenstücken, die Blumen meist geschmackvoll in einer Vase vereinigt zeigten. Kaum jemals stellten sie das Wachstum in freier Natur dar. Es war nicht das Bestreben, ganze Pflanzen als Individuen in ihrer Eigenschönheit zu zeigen, sondern das Hauptziel war die künstliche und künstlerische Zusammenstellung. Wenn auch Blumen und Blätter in Zeichnung und Farbe mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und feinstem Gefühl gegeben waren, so fehlte es doch immer an der freien, natürlichen Linienschönheit und besonders am Rhythmus, denn diese Werte gehen verloren, wenn man die Blumen zum Strauße bindet, wenn man ihnen überhaupt irgendwelche Gewalt antut. Ganz hervorragende Schöpfer von Pflanzenbildern einer völlig andern Art waren bekanntlich die Japaner. Mit virtuosen Pinselstrichen gaben sie wundervoll lebendige und überraschend geschmackvolle dekorative Malereien, oft von einzelnen Pflanzen in ihrer natürlichen Haltung. Aber einmal fehlte es den Japanern oft an der Durchbildung der Feinheiten, und dann vermochten auch sie die Rhythmik ihrer Pflanzen nicht zur Darstellung zu bringen.

Ein Kunstwerk, in dem die Schönheitselemente ohne jede willkürliche Stilisierung, sondern ganz im Geiste der unberührten Natur herausgearbeitet sind, würde in bester Weise den Satz begründen, daß die Pflanze den Ausgangspunkt für die ästhetische Erziehung des Auges bilde. Die streng formale Darstellung erschließt ein nahezu unbekanntes Reich, wobei in schönster Abwechslung gerade diejenigen Pflanzen in den Vordergrund des Interesses treten, die für die Farbenmalerei wenig Reize bieten. Dringt solch künstlerisches Forschen nicht überdies tiefer in das Wesen des unerklärlichen Schönheitsbegriffes ein, da doch natürliche Schönheit oft als sinnfälliger Ausdruck einer vielfach leicht zu erfassenden Zweckmäßigkeit erscheint? Oft bietet eine Pflanze in all ihrem Formenreichtum eine einzige einfache Harmonie, die man klar übersehen kann. Jeder Teil, die feinste Linie, überhaupt alles erscheint als Glied einer harmonischen Gesamtheit. Jedes Kraut bietet in seiner Art eine so vollkommen rhythmische und formale Einheit, wie sie den Ornamentikern, den Architekten und den Tondichtern als selten erreichtes Ideal vorschwebt. Auf keinem Gebiet der Kunst gab es einen Meister, der aus eigener Kraft solch unerschöpflichen Formenreichtum schaffen konnte, in dem sich nicht der leiseste Mißklang findet. Wie die Musik wäre eine Pflanzenkunst, die dem nachginge, ganz losgelöst von einem den reinen Kunstgenuß störenden Inhalt, losgelöst von menschlichen Beziehungen. Hier gilt es lediglich durch Augenwahrnehmung zu fühlen, den Aufbau der Pflanze wirklich zu erleben, Leichtigkeit und Schwere, Kraftlosigkeit und Spannung aus ihrer Gestalt zu empfinden. Während hier straffe Entschiedenheit oder stolze vornehme

Digitized by Google

Grazie unsre Bewunderung erregt, fühlen wir dort ein schwaches Anlehnungsbedürfnis oder zarte Bescheidenheit nach, ebenso wie uns manche musikalischen Werke aufjauchzen und jubeln lassen, uns andre still und andächtig stimmen, wieder andere eine tiefe schmerzvolle Sehnsucht wecken. Es sind einander in weitgehendem Maße entsprechende Mittel, nur daß sie einmal das Auge, das andere Mal das Ohr vermittelt. Rhythmus ist beiden gleicherweise gemeinsam. Solcher Pflanzenkunst ist es wie der Musik noch gegeben, Bewegungen, Crescendo und Decrescendo, zum Ausdruck zu bringen: wie Blätter allmählich hervorsprießen, sich entfalten und verwelken, wie zarte jugendliche Knospen nach wunderbaren Veränderungen zu üppig strotzenden Früchten reifen, wie Ranken emporstreben, suchen und finden. Überall sind es edle Genüsse, die das Herz voll Andacht stimmen können.

Manche Pflanzen zeigen in ihrem ganzen Aufbau eine strenge, leicht erfaßbare Architektur, besonders die pyramidal gewachsenen, wie der Winterling, das Buschwindröschen, die Einbeere, das Moschuskraut, der Froschlöffel, die Taubnessel. Bei den meisten Pflanzen tritt aber der Rhythmus nur in ihren Blüten und auch in deren Ständen klar zutage, während ihrem Gesamtaufbau oft ein kompliziertes Gesetz zugrunde liegt, das nur dem sorgfältigen Beobachter sinnfällig erscheint.

Als die ersten Landschaftsmaler ihre stimmungsvollen Werke an die Öffentlichkeit brachten, fanden sie nur wenige empfängliche Herzen dafür. Die große Schar der Kunstliebhaber war eben daran gewöhnt, daß irgend etwas aus dem menschlichen Leben dargestellt war, sie verlangten nach literarischem Inhalt und fanden die neue Kunst leer und nichtssagend. So wird sich möglicherweise auch jene Kunst, welche die einzelnen Pflanzen behandelt, ihren Weg erst erkämpfen müssen. Aber wie man es gelernt hat, in der stillen Landschaft den mannigfachen Stimmungen der Natur zu lauschen, sie in der Landschaftsmalerei unter allmählicher Steigerung ihrer Reize zur Darstellung zu bringen, so wird man auch lernen, sich in die natürliche Schönheit der Einzelwesen zu vertiefen und sie künstlerisch zu beleben. Damit würden wir nur das anstreben, was der künstlerisch hochentwickelte Japaner seit langem erreicht hat. Es ist nicht allein der Inhalt, auf den es ankommt, erst die Art seiner Darstellung vollendet das Kunstwerk.

Paul Dobe

Der Deutsche Werkbund

hatte nach zwei Jahren weniger aktiven Lebens dieses Jahr in Wien wieder eine sehr glückliche Tagung. Alle Besucher brachten ihre Befriedigung über das erste Jahrbuch des Deutschen Werkbundes mit, das vierzehn Tage vorher erschienen war. Das war einmal wieder das Zeichen einer Tat, nachdem bisher viel schöne Reden gehalten, viel Unternehmungen begonnen und wieder aufgegeben worden waren und die Geschäftsführer gewechselt hatten. Die jetzt erfolgte Verlegung der Geschäftsstelle nach Berlin war ein Gebot der Notwendigkeit, denn das Wirkungsfeld des Deutschen Werkbundes hat sich stark erweitert. Schon kurz nach seiner Proklamierung begrüßte man den Werkbundgedanken überall auf das freudigste. Die kaufmännischen Kreise waren bereit, sich des Rates des Werkbundes zu bedienen, es wurden überall Kurse mit dem Ziele der Geschmacksbildung des Kauf-

Digitized by Google

manns eingerichtet. Auch die Großindustrie nahm die Anregungen mit offenen Armen auf. Es wird immer mehr eine Selbstverständlichkeit, daß auf allen Gebieten, in denen der Geschmack mitzusprechen hat, der Rat des Künstlers eingeholt wird. Deutlich ist das erkennbar in dem heutigen Bestreben, auch die Fabrikgebäude in eine gute architektonische Form zu bringen. Der Deutsche Werkbund umfaßt schon heute alle führenden Künstler auf dem Gebiet des Kunstgewerbes und der Architektur, sowie eine große Anzahl der Industriellen. Bewährt hat sich das Prinzip, zur Mitgliedschaft aufzufordern und bei der Aufnahme eine strenge Auswahl walten zu lassen, statt beliebige Personen, die sich melden, aufzunehmen, wie das in anderen Vereinen vielfach üblich ist. Bei dem Klang, den der Name „Deutscher Werkbund" schon nach der kurzen Zeit seines Bestehens angenommen hat, ist es doppelt wichtig, auf ein hohes Niveau seiner Mitglieder zu sehen und dafür zu sorgen, daß Elemente, die nur aus äußerlichen Gründen sich herandrängen, ferngehalten werden.

Das Jahrbuch des Deutschen Werkbundes ist ein stattlicher Band, der, in 10 000 Abzügen zu dem äußerst billigen Preise von 2 Mark gedruckt, für Massenverbreitung bestimmt ist. Aus dem textlichen Teile interessiert, daß in den Beiträgen durchweg diejenigen zu Worte kommen, die aus der Erfahrung ihres eigenen Berufslebens heraus sprechen und als Männer der Praxis etwas zu sagen haben: Inhaber von kunstgewerblichen Werkstätten, Linoleumfabrikanten, Beleuchtungskörperfirmen, Kunstpädagogen, Museumsdirektoren, Architekten usw. Dadurch ist den Aufsätzen etwas Ursprüngliches eigen. Und wie man einmal gern auf die Berufssprache des Kunstschriftstellers verzichten wird, so hat es etwas Anziehendes, die recht und schlecht vorgetragene Meinung derer zu hören, die praktische Erfahrung gesammelt haben. Über die nächsten Wege und Ziele des Deutschen Werkbundes berichtet Peter Jessen. Eine programmatische Abhandlung, die gerade in der augenblicklichen kunstgewerblichen Entwicklungsphase von Bedeutung sein dürfte, gibt Hermann Muthesius in einer Rede „Wo stehen wir?", die er auf der vorletzten Werkbundtagung in Dresden 1911 gehalten hat. Hier wird, nachdem so viel von Zweckmäßigkeit und Materialgerechtigkeit geredet worden ist, einmal klar und deutlich das Formproblem an die Spitze des Werkbundprogramms gestellt. In der Tat handelt es sich doch bei allem sichtbaren Schaffen, das heißt bei allem Schaffen für das Auge, um die Erscheinung. Der Kunstwart hat ähnliches seit Jahren unter dem Stichwort „Ausdruckskultur" verfolgt, welches Wort auch Muthesius akzeptiert hat. Richard Riemerschmid berichtet über die Organisation der Münchner großen kunstgewerblichen Ausstellungen. Eine weitere Reihe höchst interessanter Aufsätze sind mitten aus dem praktischen Leben gegriffen. Die Abbildungen, die etwa die Hälfte des Bandes füllen, geben ein Bild vom Schaffen der Werkbundmitglieder. Das Jahrbuch, das unter dem Titel „Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit" erschienen ist, soll von jetzt an, wie es in seinem Namen liegt, jährlich herausgegeben werden, wobei aber wahrscheinlich eine jeweilige Spezialisierung auf Einzelgebiete eintreten muß, um Zersplitterung zu vermeiden.

Für die Wiener Tagung hatte der Wiener Ortsausschuß umfas-

Digitized by Google

sende Veranstaltungen getroffen. Eine wunderschöne kunstgewerbliche Ausstellung gab im österreichischen Museum für Kunst und Industrie ein Bild von den vorzüglichen Leistungen der Wiener Mitglieder und zeigte von neuem, daß sich unter ihrem Einfluß eine örtliche Tradition von völlig geschlossener Stileigentümlichkeit gebildet hat. Die Bedeutung ihres Schöpfers Joseph Hoffmann trat besonders hervor bei der Besichtigung seiner zahlreichen Landhäuser auf der Hohen Warte, die einen Glanzpunkt der Wiener Veranstaltungen bildete. Das letzte dort von ihm gebaute Haus Ast ist vielleicht die reifste Leistung der heutigen häuslichen Baukunst überhaupt. Ein Teil der Besucher besichtigte statt der Häuser auf der Hohen Warte die Veranstaltungen des Gewerbeförderungsamtes und die Schulausstellung der Fortbildungsschulen von Wien. In den Verhandlungen nahmen diesmal die Vorträge einen geringeren Raum ein als sonst, was gewiß zu begrüßen ist. Tagungen einer Vereinigung, die hauptsächlich aus Künstlern und schaffenden Kräften besteht, sollten mehr das Gepräge einer sich anregenden Geselligkeit als einer Folge von tiefgründigen Vorträgen tragen. Der freundschaftliche Austausch von Meinungen, die in heiterem Umgange gewonnenen Anregungen gewähren gerade in einer Gesellschaft von Mitgliedern, die als Künstler notwendigerweise individualistisch veranlagt sind, mehr Vorteil als langatmige Reden. In Wien gipfelte der „Tag“ in einem großartigen Bankett, das die Stadt Wien im Rathause gab.

Das wichtigste Ergebnis der Wiener Tagung ist vielleicht die Abspaltung der österreichischen Mitglieder in Form eines österreichischen Werkbundes. So sehr sie vom Standpunkte des Deutschen Werkbundes zu bedauern sein mag, gute Gründe verlangten sie: eine wirklich fruchtreiche Tätigkeit läßt sich in Österreich infolge der Nationalitätenfrage *nur* auf diese Weise erreichen. Natürlich soll ein Kartellverhältnis bestehen bleiben. Und zieht man in Betracht, daß auch in Holland, in der Schweiz, ja auch in den nordischen Ländern ähnliche Bestrebungen wie die des Deutschen Werkbundes lebendig und im Begriffe sind, sich zu lokalen Vereinigungen im Sinne des Deutschen Werkbundes zu verdichten, so gewinnt die Tatsache eine neue Bedeutung. Sie eröffnet den Ausblick darauf, daß in all den Ländern, die an der modernen Ausdruckskultur mitarbeiten, sich Organisationen bilden, die demselben Ziele zustreben und deren Kartellierung ein deutliches Zeichen für die Bedeutung und den Umfang dieser Kulturbestrebungen sein würde.

Bayrische Gewerbeschau

Die Reklame für die Bayrische Gewerbeschau, die erstaunlicherweise Rudolf Mosse in den Händen hat, wird jetzt so anreißerisch verwaltet, daß ein Mann von Geschmack sich erst entschließen muß, *trotzdem* hinzugehn. Tut er das, so wird er zunächst enttäuscht sein: ein großer, bunter Markt, so scheint ihm, und weiter nichts. Er sollte sich aber auch von *diesem* Eindruck nicht abschrecken lassen — denn er hat einen Markt sehr eigener Art vor sich, einen, dessen Marktcharakter zwar nicht nur nicht verschleiert, sondern gerade herausgehoben ist, dessen Waren aber eine Jury passiert haben, und der durchaus nicht allein „Geschäfte“ im gewöhnlichen Sinne verfolgt. Man hat sich sehr ernsthaft bemüht,

Digitized by Google

Qualitätsware auszulesen, solche, „die bei möglichster Zweckmäßigkeit in Material und Ausführung einwandfrei und in der Formgebung von Interesse ist“, um zu zeigen, wie weit der Gedanke der Qualitätsarbeit in der allgemeinen bayrischen Gewerbeproduktion schon durchgedrungen ist, und damit bei Herstellern und Abnehmern dahin zu wirken, daß er weiter und womöglich überall durchdringe. Wenn man bei manchen „Branchen“ weitherzig, da und dort sogar sehr weitherzig war, so mußte man's eben bei rückständigen Gewerben sein. „Wir stehen erst am Anfang dieser Arbeit“, betont mit Recht der „Führer“, der beste seiner Art, den wir kennen, in dem Joseph Popp von Gruppe zu Gruppe die einzelnen Qualitätsforderungen mustergültig bespricht. Das Ganze ist lustig aufgemacht, aber nicht nach Raumkunstsätzen, nicht mit der Absicht, in Wohn- und Gebrauchsräumen ein Beisammen des Verschiedenartigen wie im Gebrauch vorzuführen, sondern klar als Vorführung von Verkaufsware, Markt mit „Dultleben und Dultstimmung“. Werkstätten sorgen dafür, daß der Besucher auch von der Arbeit selbst, deren Erzeugnisse er hier sehen und kaufen kann, nützliche Vorstellungen mit heim nimmt.

Heimatwerte

Gelegentlich des Flensburger Klosters

In Flensburg geht die Rede davon, man wolle „das Kloster“, jetzt ein Altersasyl, abreißen, um eine schöne gerade Straße zu bekommen. Aber den einzelnen Fall an sich wäre nicht viel zu sagen, als daß man wieder einmal, wie in unsern Kleinstädten so oft, zugunsten einiger Interessierter ahnungslos ein Stück Stadtschönheit zerstört, da man die Altersschönheiten nun einmal nicht sieht. Treibt man es so weiter, so wird auch Flensburg bald so langweilig werden, wie so viele Städte sind, denen das ersehnte „Modernisieren“ gelungen ist. „So ist gelungen jeder Plan, und keiner sieht das Nest mehr an“, sagt Keller.

Aber gelegentlich dieser Sache zwei Worte über Heimatwerte überhaupt. Daß solche Werte wichtig sind, dürfte ernsthaft keiner bestreiten, der sich darüber klar ist, daß Heimatliebe überhaupt wichtig ist, Liebe zur „Scholle“, Liebe zum „Herd“. Das Gefühl dafür wurzelt auch sehr viel tiefer, als meist scheint, und gerade im kleinen Mann, dem Heimatfreude so viel ersetzen muß und auch ersetzen kann — wo sie noch möglich ist. Nur der „Kapitalismus“ ist ihr feind, da sie mit andern Werten in seine glatte Rechnung kommt als den seinen und ihn deshalb in seinen Interessen stört. Und dem reinen Erwerbsgeist ist es, sozusagen, geglückt, auch dem kleineren Manne zu imponieren. Man ist auf den Schwindel hereingefallen, der reine Erwerbsgeist sei der moderne Geist. So stimmt man Herrn Kaufmann A und Herrn Rechtsanwalt B und Herrn Dr. C und gar Herrn Kommerzienrat D im Bewußtsein, man sei ein moderner Mann, kopfnickend zu, wenn die beispielsweis sagen: das Nordertor muß fallen, denn wir stehen im Zeitalter des Verkehrs, oder das Kloster, dieser alte Kasten, muß weg, damit wir eine schöne gerade Geschäftsstraße kriegen und aus einigen Grundstücken mehr Rente ziehn. Das scheint ja alles so klar, daß man schon etwas gescheit sein muß, um einzusehn, wie fürchterlich dumm es ist. Welches Interesse haben

Digitized by Google

denn die andern daran, daß ein paar Leute Schmuh machen? Sie würden sich hüten, mitzutun, wenn ihnen bewußt wäre, was sie *selber* bei dieser Geschichte bezahlen. Aber das *ist* ihnen eben nicht bewußt, weil in ihren Kreisen nie davon gesprochen wird. Wenn beispielsweise das alte Kloster fiele und ein paar neue „Prachtbauten" entstänben, so würden sie sich zunächst wahrscheinlich drüber freuen. Schon, weil's was andres ist, denn Abwechslung macht Spaß. Nach Jahren erst ertappen sie sich bei dem Gedanken: komisch, die Stadt ist überall „schöner" geworden, und doch scheint sie langweiliger geworden zu sein. An den neuen Häusern haften keine *Erinnerungen*, in den neuen Straßenbildern ist keine *Wärme*. Wo sind die alten Gesichter der Asylisten hin, denen man's ansah, wie behaglich sie sich im alten Kloster fühlten? Irgendwo „draußen", aber hier gaben sie dem Straßenbild eine besondre Farbe, gaben sie dem Stadtbild einen besonderen Zug. Wie der alte Baum, der dort über die Mauer sah, wo jetzt das hochfeine Warenhaus protzt. Es ist nun gerade so, wie anderswo auch. Das Besondre, das Eigene ist weg. Die *Heimatwerte* sind verloren.

Sie sind mit keiner Inventarisation, mit keiner Vergleichung, mit keiner Rechnung festzustellen, diese Heimatwerte. Wie tief sie im Menschen leben, das bezeugt nichts einfacher, als die simple Tatsache, daß am Sehnen nach ihnen, am Heimweh einer sterben kann. Wir suchen sie aus der modernen Zivilisation herauszuexperimentieren, und es glückt uns, die Menschen soundso viele Jahrzehnte lang zu beschwindeln, als käme *alles* auf „Erwerb", „Verkehr" und die sonstigen „rationell zu fassenden Güter" an. Wir glauben das. „Und dennoch spukt's in Tegel", und dennoch ist das Heimweh hier und dort da, es muß doch also auch etwas da sein, woraus es erwächst — und dennoch gibt es nichts Wichtigeres für hundert Fragen als den Zusammenhang des Menschen mit der Scholle. Die weisen Väter all der guten Städte, die „modern" sein wollen, sind modisch, aber nicht modern. Der Moderne weiß, daß all solche Heim-Werte im Leben gewaltig mitsprechen. Und der Moderne von morgen wird den Fortschrittskämpfern mit der allzeit bereiten Spitzhacke und dem eifrigen Lineale von heute sagen: ihr wart Troddel. A

Vom „internationalen Armeegepäckmarsch" — und von anderem

Wie's gemacht wird

Ich stelle mir einen vor, der gewohnt ist, einen Kümmel in seinen Frühstückskaffee, einen Schnaps in seinen Mittagswein zu gießen und nach drei Maß abendlichem Hofbräu sich noch vier Schlummerpünsche zu gönnen — und ich behaupte: das moderne Alkoholkapital brächte ihn *doch* in Harnisch, wenn ihm nur die Alkoholfreundschaft noch ein wenig Wunsch nach öffentlicher Wahrhaftigkeit übrig gelassen hat.

Damit ich im folgenden beweiskräftig reden kann, nebenstehend ein Faksimile. Und die Frage: können die Herren abstreiten, daß dieser Zettel von *ihnen* verschickt ist?

Nachdem man ihn gelesen hat, vergegenwärtige man sich die Tatsache: die Zeitungen, die diese Mitteilungen teils aus gutem Glauben, teils von wegen der Alkoholinserate oder aus sonstigen praktischen Erwägungen bringen, teilen ihrer-

Digitized by Google

Der Deutsche Brauer-Bund, E. V.

Charlottenburg, Jasanenstr. 21. Telephon: Charlottenburg 100.

Ew. Hochwohlgeboren

gestatten wir uns nachstehende Mitteilung ergebenst zur Verfügung zu stellen.

Hochachtungsvoll

Den 15. V. 1912.

Das Presse-Bureau des Deutschen Brauer-Bundes, E. V.

Auffallendes Ergebnis des Internationalen Armee-Gepäck-Wettmarsches, Dresden 1912.

Beim diesjährigen Internationalen Armee-Gepäck-Wettmarsch Dresden über eine Strecke von 30 km am Sonntag, den 12. Mai, mußten 3 Teilnehmer dem Krankenhaus überliefert werden.

Die Sächsische Zentral-Korrespondenz hebt hervor, daß diese drei Maroden Abstinenten sind und daß das Auffallende dieser Tatsache vermehrt wird durch den Umstand, daß weitere sieben Teilnehmer, die auf halbem Wege erschöpft zusammenbrachen, ebenfalls Abstinenzler sind. Die Korrespondenz berichtet:

„Der bekannte preisgekrönte Emerich Rath-Prag blieb schon bei Beginn zurück. Seine Kräfte erlahmten so zusehends, daß er mit knapper Mühe die Strecke zurücklegen konnte. Er ging als Achtzehnter durchs Ziel, erschöpft und ausgepumpt.

Drei weitere Teilnehmer, ebenfalls Abstinenten, brachen ab. Sie befanden sich in einem geradezu bejammernswerten Zustande und mußten ins Krankenhaus geschafft werden, wo sie noch am Sonntag abend bei hohem Fieber schwer krank darnieder lagen. Ihre Lebensgeister mußten im Krankenhaus durch Alkohol wieder geweckt werden. Ihr Zustand ist derartig, daß sie voraussichtlich längere Zeit, mindestens aber einige Tage, im Krankenhaus werden zubringen müssen.

In Langebrück, ungefähr auf halbem Wege, mußten weitere sieben Teilnehmer, ebenfalls Abstinenten und Vegetarianer, ausscheiden. Auch der Zustand dieser Leute war bemitleidenswert. Man sah sich genötigt, Automobile zu requirieren, um die Erschöpften ebenfalls dem Krankenhause zuzuführen. Vorher aber waren sie mit Kognak und Sekt gestärkt worden."

Von den übrigen Teilnehmern wird berichtet, daß sie in völliger körperlicher Frische und Elastizität am Ziel anlangten.

Diese Tatsachen stehen im krassen Gegensatz zu der Theorie, daß hohe körperliche Leistungsfähigkeit durch Abstinenz begünstigt wird.

Faksimile der Mitteilung der Brauer, durch welche die in dem Beitrag „Vom internationalen Armeegepäckmarsch — und von anderem" erwähnten Unwahrheiten an die den Brauern zugängliche Presse verbreitet worden sind.

Digitized by Google

seits den Lesern natürlich nicht mit, daß ihnen das „Presse-Bureau des Deutschen Brauer-Bundes, E. V.", also Alkohol-Interessenten die Sache geschickt haben, sondern es glitzert im öffentlichen Sonnenschein als Quelle eine „Sächsische Zentral-Korrespondenz", unter der man sich ein unparteiisches, wissenschaftliches Organ vorstellen kann. Während in Wahrheit der Inhaber dieser Korrespondenz gleichzeitig Berichterstatter des offiziellen Organs des „Deutschen Brauer-Bundes" ist.

Und nun zur Beleuchtung der so verbreiteten Behauptungen selbst:

1. Wo ist bei diesem Zettel die Hauptsache mitgeteilt: daß bei jenem Marsch der erste, zweite, vierte und fünfte Sieger, daß also von den ersten fünf Siegern vier Abstinenten waren? Und bei solchem Sachverhalt wird mit fettem Druck behauptet: „Diese Tatsachen stehen im krassen Gegensatz zu der Theorie, daß hohe körperliche Leistungsfähigkeit durch Abstinenz begünstigt wird." Nein, das sind ja andere „Tatsachen"! Richtig, wie steht es um die?

2. Emerich Rath kam unter sechzig Teilnehmern als 18. an, weil er aufgerissene Blasen am Fuß hatte. Die (von den Alkoholleuten gesperrt gedruckte) „Erschöpftheit" und „Ausgepumptheit" dieses Abstinenten wird wohl am schlagendsten dadurch bewiesen, daß er bereits am Sonntage darauf — die deutsche Boxermeisterschaft für Schwergewicht gewann!

3. Die Teilnehmer, die tatsächlich ins Krankenhaus kamen, waren entgegen der Behauptung keine Abstinenten.

4. Was die „Tatsache" betrifft, daß ihre Lebensgeister „im Krankenhaus durch Alkohol geweckt werden mußten", so gab das Krankenhaus selbst auf Anfrage des „Vortrupps" amtlich die lakonische Auskunft: „Den Kranken ist hier kein Alkohol verabreicht" worden. Übrigens konnten diese „schwer Kranken" „alsbald wieder entlassen werden".

5. Zu der Geschichte von den sieben weiteren Teilnehmern, „ebenfalls Abstinenten und Vegetariern", welche nach dem Preßzettel die Erbarmer mit Kognak und Sekt gestärkt in Krankenhäuser schafften, ist zu bemerken: daß auf Anfrage kein einziges der in Frage kommenden Krankenhäuser von ihnen etwas wußte, und daß auf Anfrage sämtliche beim Marsch beteiligten „Samariter" erklärten, keiner habe Alkohol verabreicht.

Ob es unter den Forschern und denkenden Menschen heutzutag wirklich noch einen gibt, der die gegenwärtige Alkoholwirtschaft in Deutschland nicht für einen Unsegen hält, das weiß ich nicht, ich kenne keinen. Sollte es aber wirklich noch solche Herren geben, so würde ihnen das Alkoholkapital selber unmöglich machen, für ihre Ansicht zu zeugen, weil sie sich dadurch in den Verdacht setzen würden, mit Verbreitern so lauterer „Wahrheiten", wie dieser hier, unter einer Fahne zu fechten. A

Geistiger Besitz und geistige Leistung

Gelegentlich eines Vortrages in der Freien Studentenschaft sagte der Hallesche Professor v. Blume unter anderm das Folgende: „Es soll nicht geleugnet werden, daß viele Erscheinungen unsres öffentlichen Lebens Männer von feinerer Empfindung zurückschrecken können; es muß aber auch immer wieder gesagt werden, daß gerade der Umstand, daß die feiner Empfindenden sich zurückziehen aus dem öffent-

Digitized by Google

lichen Leben, wesentlich dazu beiträgt, die Form dieses Lebens so unerfreulich zu machen. Eine besonders gefährliche Erscheinung der Selbstsucht ist die Selbstüberschätzung der Bildung, das intellektuelle Protzentum. Wenn man vor der Masse glänzen kann durch Geisteskraft, wenn man sie willig nach sich ziehen kann, dann ist manch ein Gebildeter bereit, sich für die Masse und damit für die Politik zu interessieren. Aber wenn Politik heißt sich hineinbegeben in die Masse, um sie zu bewegen, indem man sie beseelt, dann zieht man sich zurück auf den Standpunkt der geistigen Aristokratie. Ja, es gibt eine Aristokratie des Geistes, aber, wie alle wahre Aristokratie ist sie nicht eine Aristokratie des Besitzes, des geistigen Besitzes, sondern der Leistung. Wer in einer Gemeinschaft Vorrechte in Anspruch nehmen will, kann sie stets nur auf das besondere Maß seiner Leistungen stützen. Besitz kann nur insofern ein Vorrecht gewähren, als er zu besonderen Leistungen befähigt. Auch geistiger Besitz verpflichtet, insbesondere verpflichtet er dazu, mitzuwirken an der Erziehung, an der Führung, an der Vertretung der geistig Minderbemittelten. Wo aber die Schicht der Intellektuellen sich zurückzieht in ihr Heim, um dort die Schätze der Kunst und Wissenschaft nur zu genießen, da wird sie eines Tages erfahren müssen, daß die führerlos gewordene Masse versucht, ihr diese Schätze zu entreißen oder zu vernichten.

Anzeigen als Anzeichen 3

Aus einer großen Berliner Zeitung:

Scharfrichter Krauts

Richtblock nebst Attest über 2 darauf vollz. Hinricht., Bell, 2 Fußeis. mit Kette, Photo v. Krauts f. Schausteller u. Wirte geeignet, zus. f. M. 85.— z. verk. G. L.

Eine Nebenfrage: läßt man den Scharfrichtern Richtblöcke usw. als Eigentum zu privater Verwertung?

„Zur Bekämpfung der Frauenemanzipation"

ist also ein Bund gegründet worden. „Angesichts der äußeren und inneren Gefahren, denen das Reich augenblicklich ausgesetzt ist," so heißt es im Aufruf, „können wir nur mit ernster Sorge gewahren, daß die deutsche Frauenbewegung eine Bahn eingeschlagen hat, auf der sie notgedrungen dazu gelangen muß, die Grundfesten unseres arg bedrohten Staatswesens noch mehr zu erschüttern. Die schematische Gleichstellung von Mann und Frau, die man erstrebt, ist widersinnig. Sie versucht, der Natur Gewalt anzutun, die überall die Wirkungskreise der beiden Geschlechter scharf abgegrenzt und strenge Arbeitsteilung durchgeführt hat. Wir wollen uns darum bemühen, eine Bewegung einzudämmen, die der Gesamtheit zum Verderben, dem Manne zu Unsegen, der Frau zum Fluch gereichen muß. Sie ist nicht ein Element der Versöhnung, wie ihre Anhängerinnen behaupten, sondern sie gießt frisches Öl in das schon heftig genug lodernde Feuer politischer und sozialer Gegensätze."

Eine Zusammenfassung der konservativen Elemente auch für die Bearbeitung der Frauenfrage war sicher wünschenswert, mehr an der Zeit wäre allerdings solche Gründung vor zehn Jahren gewesen. Der Aufruf betont nicht, was jeder weiß, der die literarischen Erscheinungen, die Kongresse usw. verfolgt hat: daß der Einfluß der ungeschichtlich und unnaturwissenschaftlich denkenden radikalen Draufgängerinnen innerhalb der Bewegung selbst wesentlich zurückgegangen ist. Die ge-

Digitized by Google

fährliche Bahn, welche die Unterzeichner beinahe als die Bahn der modernen Frauenbewegung hinstellen, wird von immer mehr Frauen verlassen, die „schematische Gleichstellung“ wird auch hier als ein Unsinn zunächst wenigstens theoretisch immer häufiger anerkannt. Daß die Praxis der erhobenen Forderungen nicht immer solcher Theorie entspricht, versteht sich von selber, da eine Entwicklung keine Sprünge macht. Es verträgt sich nicht nur mit konservativer Gesinnung, sondern eigentlich fordert das gerade sie: daß nach der Untersuchung von Neuwirkungen auf das Alte das Alte ihnen so weit angepaßt werde, daß sein wesentliches Gutes weitergedeihen kann. Wird der neue Bund das auch gegenüber der Frauenbewegung betätigen? Wird er den notwendigen Einfluß beispielsweise der kapitalistischen Entwickelung auf die Stellung der Frau vorurteilslos untersuchen, die eben dadurch wie durch andere neue Faktoren nicht bleiben konnte, wie sie war, die eben dadurch also in „Bewegung“ gekommen ist? Tut er das, so muß er auch mit anzupassen, mit zu ändern, mit zu helfen trachten — und dann gehört er selber in die Frauenbewegung hinein. Tut er es nicht, so stellt er sich außerhalb der Möglichkeiten der Zeit. A

Zur Damenspargel-Zucht

Corset Febé D.R.G.M.

Die hüftenlose Figur

Durch einen einfachen Handgriff ohne Mühe. Schnürrest unsichtbar der untere Teil gürtelartig und faltenlos Leib u. Hüften. Die Wirkung ist verblüffend: Haltung graziös. Gang elastisch. Figur schmal, wie es die neueste Pariser Mode erfordert. Preis M 7.50, 9.50, 12.50, 15.50.

Haltung graziös, Gang elastisch, „Figur schmal“ — „wie es die neueste Pariser Mode erfordert“. Der nachkommen, vergleiche Leitaufsatz, muß man. Aber welches Glück, man kann es nun auch, gegen M. 7,50 bis M. 15,50, „durch einen einfachen Handgriff“.

Zur Reform des Religionsunterrichts

Unser religiöses Leben leidet unter dem Mißtrauen gegen uns selbst. Wir sind uns selbst zu unbestimmt und unbedeutend geworden, um unser Gewissen als Stimme Gottes zu empfinden. Die Männer sind selten, die sagen dürfen: ich glaube, weil ich glaube, und ich glaube so, weil ich nicht anders kann als so zu glauben. Wer nimmt sich auch nur „die Zeit“, aus sich selbst herauszuhorchen, was er glauben soll und was nicht? Das bringt innere Qual und fordert Jahre stillen Reifens. Leichter ist es, einen fertigen Glauben hinzunehmen. Wenn wir wissen, andere haben dieses oder jenes geglaubt, und wenn wir von der Echtheit ihres Glaubens überzeugt sind: haben wir dann nicht auch echten Glauben, wenn wir ihn einfach übernehmen? Ja, wäre es nicht eine Verfälschung, wollten wir aus und durch uns selbst etwas daran ändern? Dieses Glauben an den Glaubensausdruck anderer ist eine Folge unsrer vorwiegend erkenntnismäßigen Geisteshaltung. Ist ein mathematischer Satz für richtig erkannt, dann steht er fest für alle Zeiten; das subjektive Denken dieses Satzes ist immer wieder neu und anders, sein Inhalt wird nicht dadurch berührt. Ähnlich faßt man den Ausdruck eines religiösen Erlebens als einen Satz auf, der fest stehen und vom subjektiven Erleben unabhängig sein müsse. Frei-

Digitized by Google

lich, beim Erkennen ist vor allem wertvoll das Erkannte; wie wir dazu gelangen, ist weniger wichtig. Beim Glauben jedoch liegt der Wert im persönlichen Erleben, im Glauben selbst; der Glaubensausdruck hat nur den relativen Wert des Verständigungsmittels für uns selbst und andere.

Mit der Wertverschiebung vom religiösen Erleben auf den Glaubensausdruck mußte die Religion notwendig einer Krise zutreiben. Wenn ein Mensch von Jugend auf gelehrt wird, diesen oder jenen Satz müsse er glauben, und wenn dann doch dieser Satz für sein inneres Leben niemals Bedeutung gewinnt — eben weil sein Inhalt und Wert immer nur für den gilt, der ihn wirklich erlebt —, dann ist die Folge, daß der Glaube historisch und der Mensch um ein Erlebnis ärmer wird. Den persönlichen Glauben und das Geglaubte wieder zu einer Einheit zusammenzubilden, den Glaubenssatz zum wahren Ausdruck des religiösen Erlebens zu machen, muß das Ziel aller derer sein, die überhaupt Wert auf lebendige Religion legen.

Um dieses Zusammenbilden schon in der Schule an Stelle der bloßen Lehrüberlieferung durchzuführen, hat sich unlängst eine Anzahl von Männern und Vereinen zu einem Bund für Reform des Religionsunterrichts zusammengeschlossen. Sie hielten kurz nach Ostern ihre erste Haupttagung in Dresden ab. Ihren eigentümlichen Charakter erhielt diese Tagung vor allem durch die Tätigkeit der Vorsitzenden Professor Weinel und Rektor Spanuth sowie durch die Reden des Professors Niebergall.

Die Aufgabe kann von zwei verschiedenen Seiten angefaßt werden. Einmal von der theologischen: es gilt entweder den Glaubensausdruck unsrer Zeit, sofern sie Glauben hat, zu formulieren, oder die Glaubenslehren vergangener Zeiten so zu gestalten, daß sie uns Heutigen überhaupt erlebbar sind. Die persönliche Arbeit am einzelnen Kinde ist dagegen Sache der Pädagogen. Ihre Aufgabe ist, mit den Hilfsmitteln, die ihnen die Psychologie bietet, das Aufkeimen des religiösen Erlebnisses vorzubereiten, es zu pflegen und vor Mißbildung oder Vernichtung zu schützen. Wie das erziehungstechnisch geschehn soll, ob allein durch Darbietung eines guten und sorgfältig gewählten Stoffes oder durch Einwirkung des Lehrers selbst auf die Gesinnung des Kindes, darüber gehen die Meinungen auseinander, und diese Trennung zieht sich quer durch das Lager nicht nur der Pädagogen, sondern auch der Theologen. Eine zweite Trennung der Reformfreunde ist durch die Frage des konfessionellen Unterrichts gegeben. Die meisten Theologen — nicht alle — befürchten von einem konfessionslosen Unterricht eine Verflachung der Religion. Unter den Pädagogen dagegen ist eine starke Strömung vorhanden, welche die Scheidung der Kinder nach Konfessionen für unvereinbar mit den Grundsätzen der Religion Jesu und für menschlich und staatsbürgerlich bedenklich hält. Die Freunde des konfessionslosen Unterrichts wieder scheiden sich in solche der Freiheit und in solche des Zwanges. Die einen möchten es den Eltern anheimgeben, ob sie ihre Kinder in den Religionsunterricht schicken wollen; die andern behaupten, zu einem konfessionslosen Religionsunterricht müßte der Staat alle Kinder zwingen, auch die der Juden und Dissidenten, denn das Christentum sei eine der wichtigsten, vielleicht die wichtigste Bil-

Digitized by Google

bungsgrundlage unsrer Zeit, und der Staat habe ein Interesse daran, daß alle Kinder unsre Bildungsgrundlagen wenigstens kennen lernen. Freilich läßt sich mit diesem Ideal der Grundsatz der erziehlichen Einwirkung des Lehrers auf die Gesinnung der Schüler nicht vereinigen.

Das alles sind Unterschiede grundsätzlicher Art. Und wenn Kräfte, die so sehr einander widerstreben, sich einer ganz bestimmten Aufgabe zuwenden, dann muß, was sie in eine Richtung treibt, schon recht stark sein. Es ist nicht zufällig, daß die Tagung vor allem von solchen Männern und Frauen besucht war, die an sich selbst oder in ihrer nächsten Umgebung die religiöse Not am deutlichsten spüren: aus den Kreisen der sogenannten liberalen Theologen und der Volksschullehrer. Beide wollen das Dogma als solches aus der Schule entfernen. Es soll nicht mehr der allbeherrschende Erziehungszweck sein. Zweck ist vielmehr der lebendige Glaube, und die Mittel dazu sind pädagogisch zu bestimmen.

Wir meinen, daß die Nöte, die den Bund für Reform des Religionsunterrichts ins Leben gerufen haben, nicht beschränkt sind auf einzelne engere Kreise. Diese empfinden nur stärker, was sich als ein allgemeines Problem unserm Volke mehr und mehr aufdrängt: den Zwiespalt zwischen persönlicher Religion und überlieferten religiösen Sätzen. Um das zu lösen, um zunächst die Jugend vor einem Religionsunterricht mit falschen Mitteln und Zielen zu bewahren, sind Beratungen, Vorstands- und Plenarbeschlüsse zwar eine nützliche Vorarbeit, in der Sache selbst aber bringen sie uns wenig vorwärts. Eine Aufgabe wie diese ist letzten Endes nicht durch Ausschüsse und Tagungen, sondern nur durch die Arbeit, vielleicht die Lebensarbeit einer kraftvollen Persönlichkeit zu erfüllen. Der Erfolg des neuen Bundes, glauben wir, wird davon abhängen, ob sich in ihm ein solcher Führer entwickelt, davon ferner, ob der Bund ihm die nötige Bewegungsfreiheit und, was gleichfalls wichtig ist, den nötigen einheitlichen Resonanzboden gewährt.

Wilhelm Stapel

Jugenderziehung und Landarbeit

Der Wehrkraftverein München hat damit begonnen, seinen Jungen praktische landwirtschaftliche Tätigkeit zu ermöglichen. Es wurden dem Verein zehn Hektar Moorland überwiesen und ihm auch der Ertrag auf drei Jahre überlassen. Die Arbeit geschieht unter sachkundiger Leitung. In einer Ansprache, die Major von Spitzel, der Anreger des Unternehmens, zu seiner Empfehlung und Begründung hielt, erinnerte er daran, daß Deutschland noch 3,5 Millionen Hektar unkultiviertes Moorland hat, das bedeutet: Platz zur Ansiedlung von 200 000 Familien. Die Kultivierungsarbeit schreite aber unverhältnismäßig langsam fort, es sei notwendig, für sie zu werben und Interesse schon bei der Jugend zu erwecken. Noch wichtiger aber als diese nationalökonomisch-praktischen Gründe seien die pädagogischen. Sport allein genüge nicht, enthalte vielmehr neben dem Nutzen auch starke erzieherische Gefahren: Erziehung zu planmäßig praktischer körperlicher Arbeit sei jedenfalls wertvoller — was übrigens auch ein Grundgedanke des Landerziehungsheims nach Lietz ist. Landwirtschaftliche Arbeit suchen auch andre Jugendpfleger ihren Jungen zugänglich zu machen. Der Bischof

Digitized by Google

von Osnabrück, auch Walter Classen in Hamburg haben zu diesem Zwecke ein Stück Land von der Stadt erworben. Ob man nicht noch dazu kommen wird, ein Stück eignen Landes und seine Bearbeitung als ein unentbehrliches Hilfsmittel aller Arbeit an der Jugend anzusehen?

Von Stockholm aus erging vor kurzem an alle Hochschulstudenten und Gymnasiasten die Aufforderung, sich zu Ernte-, Meliorations- und andern landwirtschaftlichen Arbeiten während der Ferien zu melden. Man will die Leutenot damit mildern, zugleich aber auch den Gebildeten mit der Arbeit des Bauern bekannt machen und deren Vorteile ihm zukommen lassen. Nicht Sport und Spiel allein sollen mehr gelten, wo körperliche Ausbildung angestrebt wird. Auch in Deutschland gibt es unzählige gebildete junge Leute, die gern eine praktische gesunde körperliche Arbeit im Freien üben würden — wenn sie ihnen nur zugänglich wäre.

Keine Seitenrubriken mehr?

Die Leser werden bei unserm vorigen Heft, dem „Reisehefte", bemerkt haben, daß wir darin keine „Seitenrubriken" mehr brachten, daß die kleinen Stichworte auf den weißen Rändern der „Rundschau" wegfielen. Das ist vorläufig versuchsweise geschehen. Schön sahen diese „Seitenrubriken" ja nicht aus, sie hatten ausschließlich den praktischen Zweck, bei der Neuordnung der Dinge gelegentlich der Stofferweiterung des Kunstwarts den Leser leichter auffinden zu lassen, was ihn etwa vorzugsweise interessierte. Nun aber ist er an die neue Folge der Gebiete wohl schon soweit gewöhnt, daß wir uns die typographisch erfreulichere Erscheinung des reinen weißen Randes wieder „gönnen" können. Sollten wir uns mit dieser Annahme irren, sollten zahlreiche Leser Widerspruch erheben, so führen wir die Rubriken eben wieder ein — wichtig ist das ja nicht.

Kleine Berichtigungen und Ergänzungen

Herr Franz Grosholz schreibt uns: „Der in dem Beitrag »Zoppelberg« in Heft 18 erwähnte Verlag des Büros Karl Fischer in Berlin-Friedenau bittet mitzuteilen, daß nur für Einakter 5 Mark, für abendfüllende Stücke dagegen nur 11,50 Mark Lesegebühr gefordert wird. Ferner steht in dem Prospekt nicht, daß die preisgekrönten Stücke »gedruckt« an den Verlag zu liefern sind, sondern die Verfasser das »nötige Vertriebsmaterial« zu stellen haben, da der Verlag nur die gesamten Versandkosten trägt." Übrigens kam es uns nicht darauf an, einen literarischen Unternehmer als besonders gewinnsüchtig hinzustellen (wozu in diesem Fall tatsächlich kein genügender Grund vorläge), sondern darauf, einmal einen lebendigen Einblick in diesen ganzen Eitelkeitsmarkt zu bieten. — Der Beitrag „Alkoholkapital im Kampf" im vorigen Hefte war von Hermann Popert verfaßt. — In Sachen Lipiners bittet uns Prof. P. Natorp noch mitzuteilen, daß seine Annahme von dem völligen Übersehen Lipiners in den Literaturgeschichten doch irrig gewesen sei, W. Scherer und Rich. M. Meyer zum Beispiel erwähnen Lipiner. Ferner hat auch Nietzsche (in einem Brief an Rohde) über ihn geurteilt „ganz nach dem Eindruck, den wir alle damals hatten." — Das

Digitized by Google

Franckſche Buch „Als Vagabund um die Erde“, dem die Loſen Blätter des vorigen Heftes entnommen ſind (Verlag von Ruetten & Loening in Frankfurt a. M.), koſtet gebunden nicht 5, ſondern 10 Mark.

Sittliches Recht und Partei

Das Recht einer freien Entwicklung der Geiſter, nach rechts oder links hin, iſt zugeſtanden; nicht Ziel und Richtung gelten fürder als das ſittlich Entſcheidende, ſondern der Weg. Weſſen Weg über Treubruch, Verrat und Undankbarkeit führt, den kann kein hohes Prinzip, keine glänzende Fahnenſchrift retten; wer umgekehrt lautere Wege wandelt, dem gegenüber iſt es gleichgültig, wenigſtens vom ethiſchen Standpunkt aus, wohin dieſe Wege leiten.

Fontane

Unſre Bilder und Noten

Der Reiz der Fläche, den der moderne Steindruck bewußt ausgebildet hat, kommt auch in dem ſchönen Blatte von Eduard Euler zur Geltung, das wir dieſem Hefte vorſetzen. Es iſt eine wunderſame Ruhe in ſeinem Winkel Welt und um ihn, ein Schweigen, das aber nicht leer iſt, das von freundlichem Leben tönt. Gewiß tut ein gut Teil dazu ſchon das Motiv dieſes behaglich abſeit in Waldbergſchatten gelagerten Dörfchens und die Kompoſition der Linien, die ſich alle ſo ſchön beruhigen. Aber es half dazu auch die echt künſtleriſche Ausnützung der lithographiſchen Technik, die hier zu nichts ihr irgend Widerſtrebendem gezwungen, die ganz in der Weiſe benutzt wurde, die ihr „lag“. — Wer das feine Werkchen in Originalgröße erwerben möchte, kann es vom Künſtlerbund Karlsruhe beziehen, auf deſſen zu großem Teil außerordentlich ſchöne Original-Steindrucke wir bei dieſer Gelegenheit Augengenießer wieder einmal hinweiſen möchten.

In ſeiner Art ſpricht der techniſche Reiz auch in Ernſt Liebermanns Kohlezeichnung aus einem alten fränkiſchen Städtchen ſtark mit — will man deſſen recht gewahr werden, ſo braucht man nur das folgende Blatt zu vergleichen, das ein ganz ähnliches Stadtmotiv nach einer Radierung von O. F. Probſt wiedergibt. Wie iſt bei Liebermann die Weichheit der Kohlenſtriche, die warme Tiefe ihrer Schattenlagen mit benutzt! Vielleicht vergegenwärtigt man ſich einmal, in wie völlig anderer Weiſe eine Radierung hätte verſuchen müſſen, den milden Zauber ſolchen gemiſchten Abendlichts wiederzugeben. Wie hart erſcheint zunächſt die Radiertechnik auf dem Blatte von Probſt. Aber in der Härte

Digitized by Google

ihrer Striche wohnt ihre besondere Kraft, und unmöglich hätten sich die besonderen Reize dieses zweiten Blattes mit sanften Kohlenstrichen erreichen lassen. So schaut ein echter Künstler sein Bild schon „innerlich", wir meinen: bevor er die Hand angelegt hat, ganz anders, je nachdem ob es diese oder jene Technik ist, mit der er einen Eindruck phantasiemäßig zusammenfühlt.

Wilhelm Repsold, den Künstlern und Kunstfreunden durch andere Arbeiten schon einige Zeit bekannt, ist eines der wirklich ernst zu nehmenden Silhouetten-Talente, die der Kunstwart gern fördern möchte, um damit den Süßhahn- und Süßhuhn-Berühmtheiten entgegenzuwirken, die gegenwärtig den Schattenriß der Lebendigen diskreditieren, als wär er nur ein Backfisch-Zeitvertreib. Wir haben von Repsold eben drei kleine Folgen herausgegeben: „Malschülers Anfang", „Malschule" und „Professor und Modell", die unser Kunstakademietreiben so lustig bespötteln, daß sie schon deshalb zahlreicher Freundschaften sicher sind. Repsold geht freilich nicht nur nicht aufs Süßliche, er geht auch nicht aufs Schöne, er geht aufs Charakteristische. Unsre Proben geben ein Stück aus „Professor und Modell". Sieht man den Professor, von dem man nur den Umriß sieht, nicht trotzdem von allen Seiten? Sieht man ihn nicht in seiner plumpen und doch gezierten Würdigkeit sich bewegen? Lernt man ihn mit seinem billigen, aber ehrlich gemeinten „Idealismus" nicht kennen aus diesem Bruchstück, wie er dem ordinären Frauenzimmer mit so großem Bemühen und so bescheidenem Erfolge das „natürliche" Stehen der idealen Schönheit beibringt? Es ist nicht nur Humor dabei, auch ein bißchen Jammer. — Repsolds Schnittechnik ist ein wenig trocken, ja, nicht wagehalsig und genialisch, sondern durchaus sachlich an den Stoff gebunden, aber im Erfassen des Wesentlichen in ihrer Ruhe meisterlich. Es scheint uns reizvoll, die Repsoldsche Schneideart etwa mit der Gertrud Stamms einerseits und anderseits Heinrich Wolffs zu vergleichen.

Die Notenbeilage dieses Heftes bringt einige Klavierstücke von Eduard Schütt, dem auch im Text ein kleiner Aufsatz gewidmet ist. Als Sohn deutscher Eltern am 22. Oktober 1856 in Petersburg geboren, kam Schütt schon in jungen Jahren nach Wien, wo er lange Dirigent des Akademischen Wagnervereins war, und wo er auch heut noch lebt. Im Laufe der Zeit hat er sich fast ganz auf die Klavierkomposition beschränkt und innerhalb der von ihm beliebten kleineren Formen überaus Reiz-

Digitized by Google

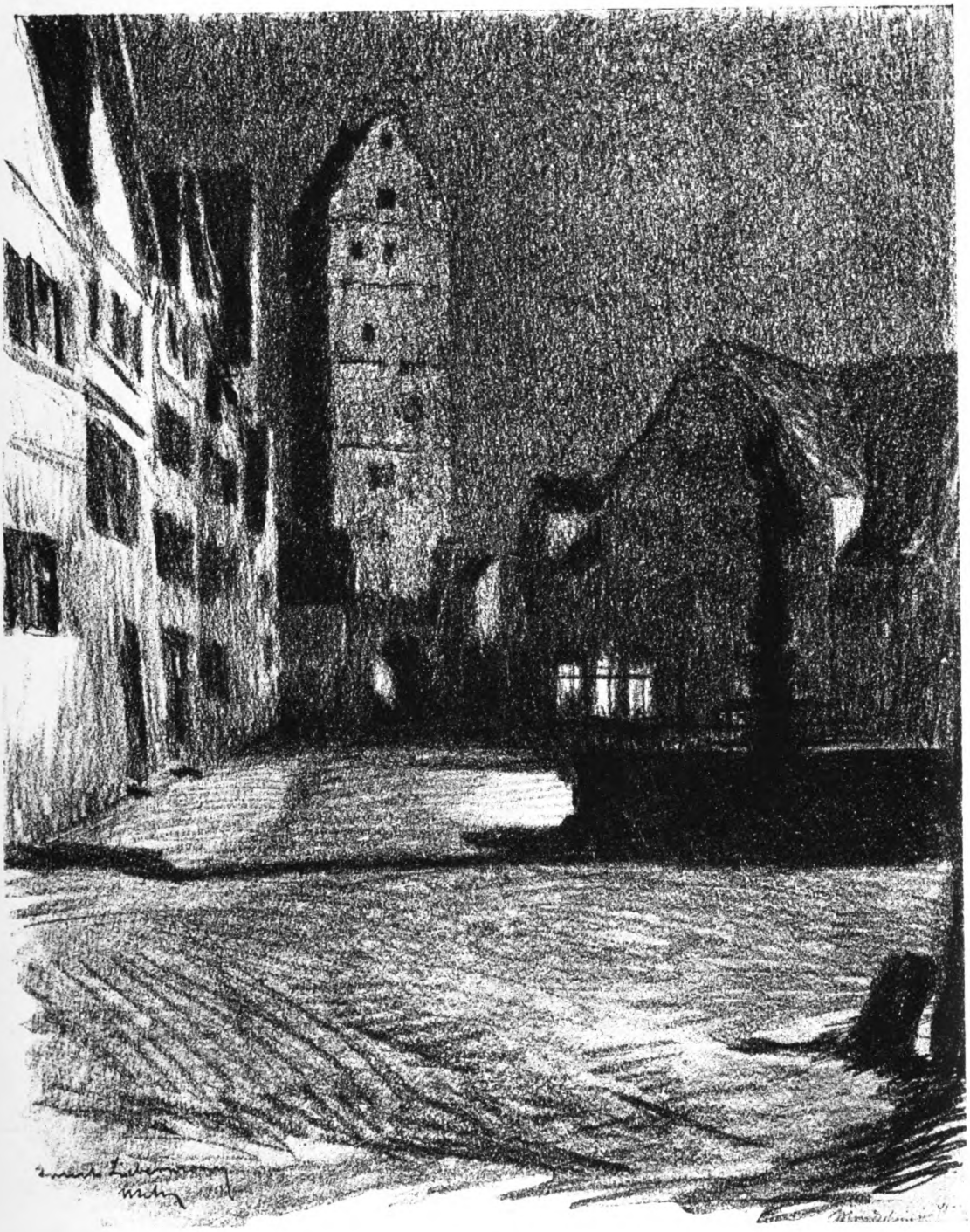
volles geschaffen. Von unseren Beilagen stammt die Sérénade d'Arlequin aus dem geradezu entzückenden „Carneval mignon“ op. 48 (Prélude, Sérénade d'Arlequin, Tristesse de Colombine, Polichinelle Pierrot rêveur, Caprice-sganarelle), „Fleur déracinée“ aus „Amourettes“ op. 78 und „Paysage intime“ aus den „Promenades“ op. 88. Es sei noch bemerkt, daß alle Werke Schütts von op. 43 an bei Simrock erschienen sind, von den früheren hat Kistner op. 13, 15, 16, 19—22, 30, 31, 37. Die übrigen sind bei Schott und Rahter verlegt, die Straußphantasien bei Cranz, das G-moll-Konzert hat Siegel, den Klavierauszug seiner Oper Bote & Bock.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz: verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik Dr. Richard Batka in Wien XIII/6· für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin Georg Siemens, W 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

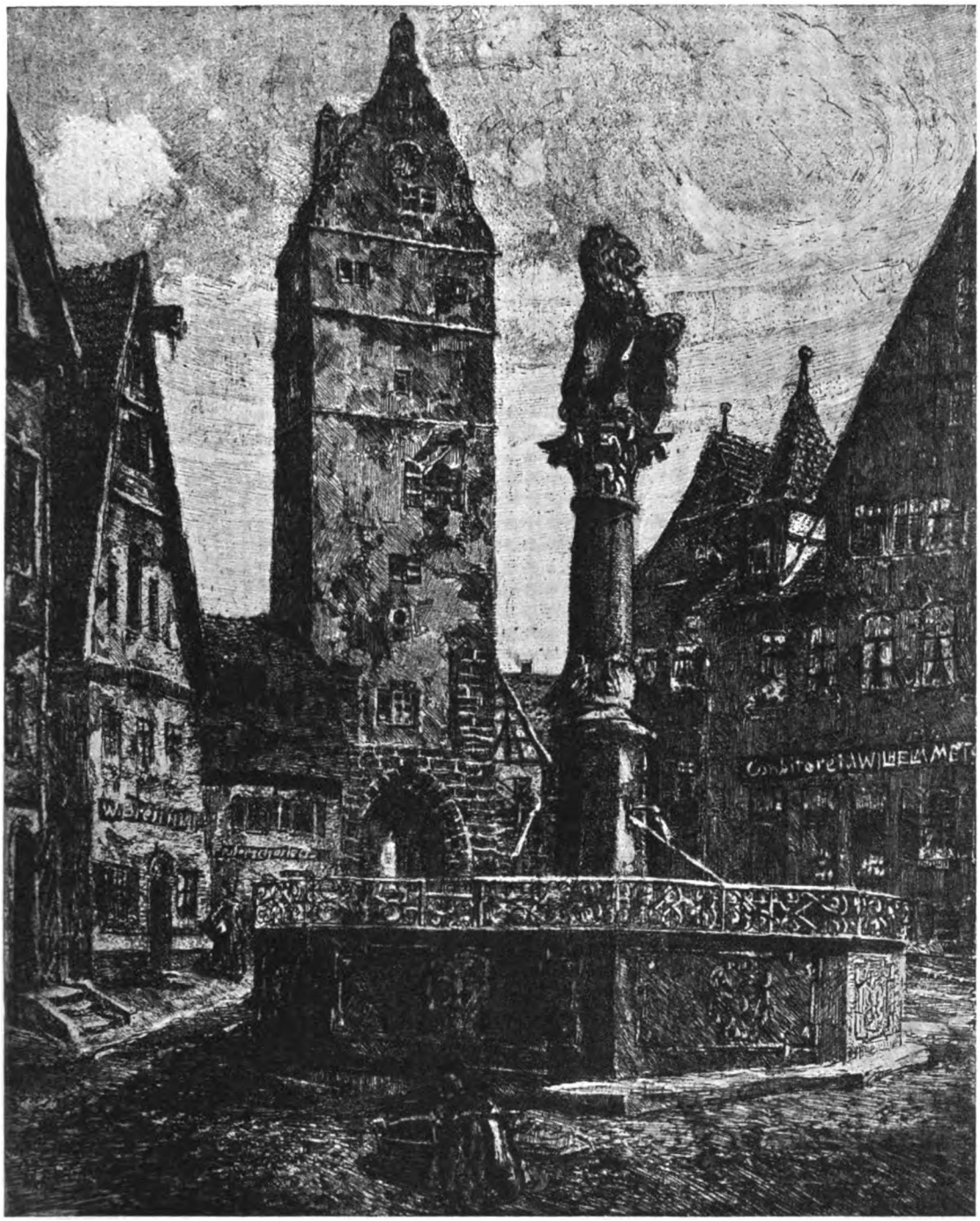


AUS DEM KUNSTWART

ERNST LIEBERMANN

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

O. F. PROBST

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ach nein, das ist doch offensichtig;
So stehn Sie immerhin nicht richtig.“

Digitized by Google

„Nur eine Wenigkeit, ich bitte,
Nach rechts, — nein, links! — nicht doch: zur Mitte.“

Digitized by Google

„Rechts nur ein Kleines mehr im Bogen,
Doch, bitte, recht fein abgewogen!“

Digitized by Google

„Am Spielbein liegt's, die Ferse tiefer,
Und doch das Schienbein etwas schiefer!"

AUS DEM KUNSTWART *AUS WILHELM REPSOLDS MALERSILHOUETTEN*

Digitized by Google

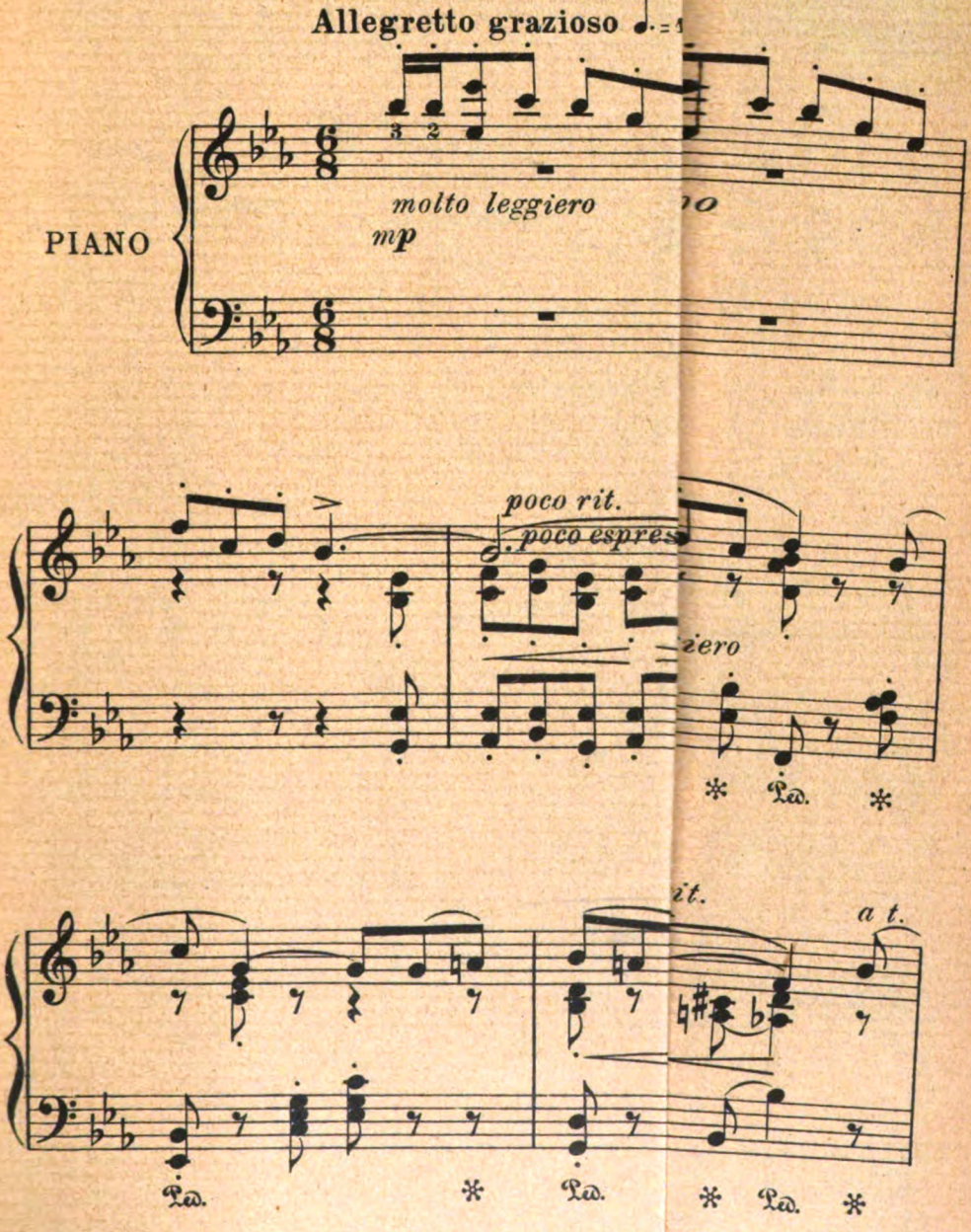
„Noch etwas so — wie leicht das geht,
Wenn man nur ganz natürlich steht!“

AUS DEM KUNSTWART *AUS WILHELM REPSOLDS MALERSILHOUETTEN*

Digitized by Google

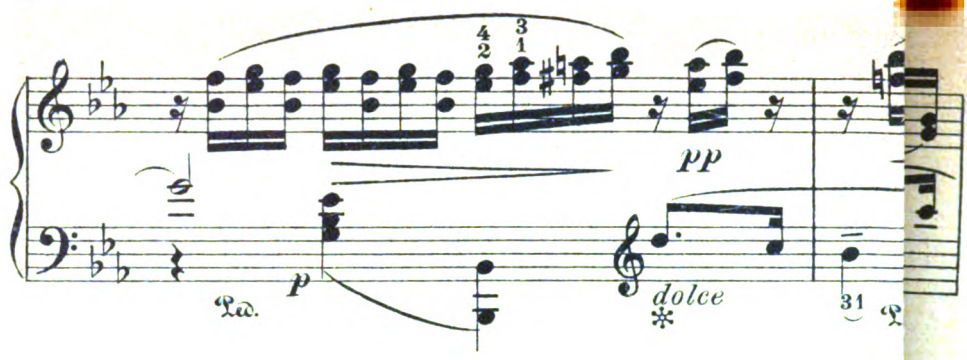
„Da da, der Stab! Der hat's gebracht —
Im Nu ist's wieder gut gemacht."

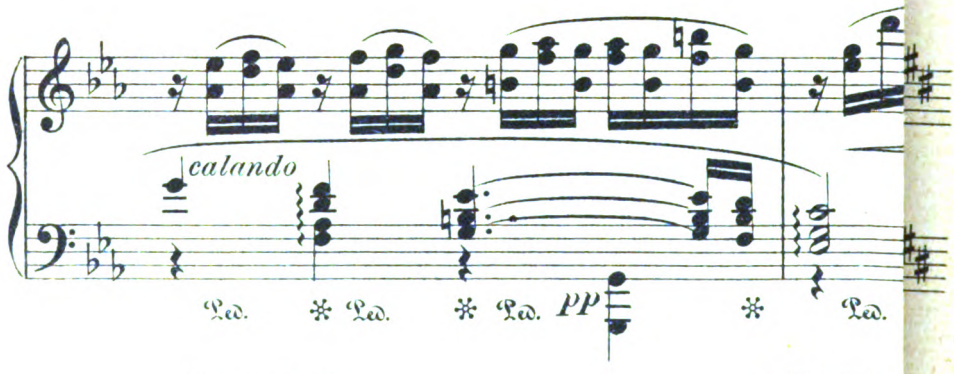
Digitized by Google

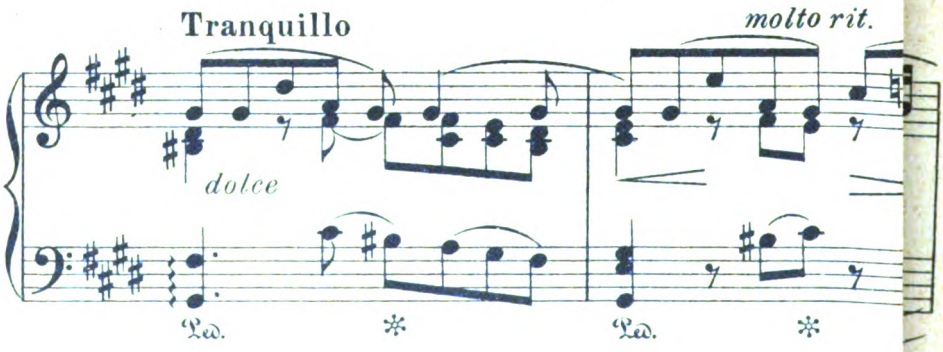


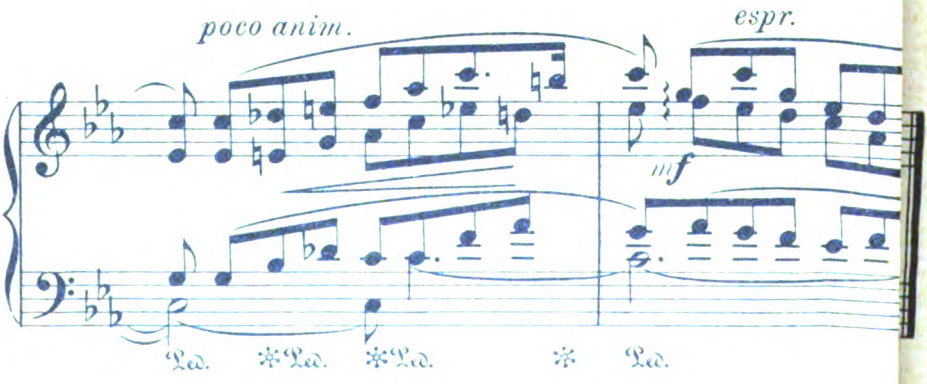
Copyright 1896 by N. Simrock, Berlin. — Der Abdruck geschieht m

Digitized by Google

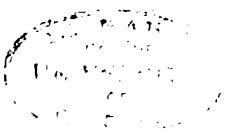








Digitized by Google



Digitized by Google

Aus dem Kunstwart *Fritz Mackensen*

Digitized by Google

Frauenstimmrecht

Große Bewegungen in der Volks- und Menschheitsgeschichte ziehen ihre Macht über die Gemüter niemals aus der wissenschaftlich klaren Begründung ihrer Forderungen, sondern sie werden getragen von einem ganz allgemeinen Gefühle, das sich in der Formel niederschlägt: Es ist **gerecht**, daß —, oder: Es ist **vernünftig**, daß —. Dieses allgemeine Vernunftsurteil über das, was recht und vernünftig sei — man spricht es bezeichnenderweise oft mit einem „doch" aus: „Es ist **doch** recht und billig" — dieses Urteil steht seinem Erkenntniswerte nach auf einer andern Stufe als das wissenschaftlich begründete Urteil: Es läßt sich in ein und derselben Seele unmittelbar hintereinander für [illegible] Gedankeninhalte wahrufen. Geschickte politische Agitatoren wissen es deshalb meisterhaft auszuspielen, sie ersparen sich [illegible] einer ernsthaften Begründung ihrer Absichten und [illegible] Stelle die Wiederholung und Steigerung eines [illegible]. **Wahrheit** aber kann nicht von allgemeinen [illegible] werden; darum kann eine Erregung der [illegible] in solchen Urteilen hat, zwar sehr **wirksam** [illegible] Irre gehn. Ja, es kann mit der Selbstverständlichkeit [illegible] **Guten** enden, das es enthält. Die Geschichte ist [illegible] Katastrophen, großen und kleinen. Es gehört [illegible] der Behauptung: wie durch alle Zeiten fließen [illegible] unsrige Bewegungen, die einst in den [illegible]

Die tiefe und wertvolle Frauenbewegung [illegible] ländischer Kultur erfaßt hat und [illegible] Nachhaltigkeit gewinnt, wäre unmöglich, [illegible] sobald sie eine gewisse Art und Höhe [illegible] meines und lebhaftes Bewußtsein davon [illegible] nicht **billig** sei, die Frau unter andern [illegible] Bedingungen zu stellen als den Mann. [illegible] in dem Augenblicke geltend machen, wo [illegible] „drückender" oder als „unwürdiger" empfindet [illegible] Gefühlsurteil **an sich**, und sei es auch [illegible] das **Recht** der Bewegung oder auch nur die Möglichkeit [illegible] Ziele keineswegs sicher begründet ist, das hat [illegible] führender **Frauen** sehr wohl erkannt, und so haben sie [illegible], den Wert und damit die Berechtigung der treibenden [illegible] wie der Ziele kritisch zu untersuchen. Man darf die [illegible] gerade dieser Bemühungen, wenn sie auch nicht so in die [illegible] Aktionen wie die mehr phonographischen Leistungen der Männer, sehr hoch schätzen. In ihnen kann sich offenbaren, ob die Frauenbewegung schöpferische Kräfte in sich birgt, die etwas beizutragen haben zu einer wirklichen Erhöhung der Kultur, Kräfte also, bei denen wir nicht besorgt zu sein brauchen, daß sie das pulsende Leben zunächst überreizen und dann lähmen könnten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Erstes Augustheft 1912 Heft 21

Frauenstimmrecht

Große Bewegungen in der Volks- und Menschheitsgeschichte ziehen ihre Macht über die Gemüter niemals aus der wissenschaftlich klaren Begründung ihrer Forderungen, sondern sie werden getragen von einem ganz allgemeinen Billigkeitsempfinden, das sich in der Formel niederschlägt: Es ist gerecht, daß —, oder: Es ist vernünftig, daß —. Dieses allgemeine Gefühlsurteil über das, was recht und vernünftig sei — man spricht es bezeichnenderweise oft mit einem „doch“ aus: „Es ist doch recht und billig“ — dieses Urteil steht seinem Erkenntniswerte nach auf einer andern Stufe als das wissenschaftlich begründete Urteil: Es läßt sich in ein und derselben Seele unmittelbar hintereinander für völlig entgegengesetzte Gedankeninhalte wachrufen. Geschickte politische Agitatoren wissen es deshalb meisterhaft auszuspielen, sie ersparen sich damit die Mühe einer ernsthaften Begründung ihrer Absichten und setzen an deren Stelle die Wiederholung und Steigerung eines bestimmten Gefühlserlebnisses. Wahrheit aber kann nicht von allgemeinen Gefühlsurteilen verbürgt werden; darum kann eine Erregung der Geister, die ihren Grund nur in solchen Urteilen hat, zwar sehr wirksam sein, aber doch in die Irre gehn. Ja, es kann mit der Selbstvernichtung auch des an sich Guten enden, das es enthält. Die Geschichte ist voll von solchen Katastrophen, großen und kleinen. Es gehört also kein Weitblick zu der Behauptung: wie durch alle Zeiten fluten sicherlich auch durch die unsrige Bewegungen, die einst in den Abgrund stürzen werden.

Die tiefe und wertvolle Frauenbewegung, die alle Völker abendländischer Kultur erfaßt hat und zusehends an Ausdehnung und Nachhaltigkeit gewinnt, wäre unmöglich, wenn nicht in diesen Völkern, sobald sie eine gewisse Art und Höhe der Kultur erreichen, ein allgemeines und lebhaftes Bewußtsein davon erwachte, daß es „eigentlich“ nicht billig sei, die Frau unter andere ethische, soziale, rechtliche Bedingungen zu stellen als den Mann. Dieses Bewußtsein muß sich in dem Augenblicke geltend machen, wo man das „andere“ entweder als „drückender“ oder als „unwürdiger“ empfindet. Daß aber mit diesem Gefühlsurteil an sich, und sei es noch so verbreitet, das Recht der Bewegung oder auch nur die Möglichkeit ihrer Ziele keineswegs sicher begründet ist, das hat gerade eine Anzahl führender Frauen sehr wohl erkannt, und so haben sie begonnen, den Wert und damit die Berechtigung der treibenden Kräfte sowohl wie der Ziele kritisch zu untersuchen. Man darf die Bedeutung gerade dieser Bemühungen, wenn sie auch nicht so in die Augen fallen wie die mehr phonographischen Leistungen der Agitation, sehr hoch schätzen. In ihnen kann sich offenbaren, ob die Frauenbewegung schöpferische Kräfte in sich birgt, die etwas beizutragen haben zu einer wirklichen Erhöhung der Kultur, Kräfte also, bei denen wir nicht besorgt zu sein brauchen, daß sie das pulsende Leben zunächst überreizen und dann lähmen könnten.

Digitized by Google

Daß man für die Frauenbewegung eine feste Begründung in der idealistischen deutschen Philosophie suchte, insbesondere in den beiden Gedanken von der Autonomie der sittlichen Persönlichkeit und von der unendlichen sittlichen Entwicklung des gesamten Menschengeistes, war eine glückliche und erfolgreiche Tat. Von hier aus läßt sich, scheint's, wirklich in lückenloser Schlußfolge ein Kulturideal entwickeln, das einer großen Frauenbewegung den sicheren Rückhalt der inneren Berechtigung geben kann. Man sollte dabei nicht in vermeintlicher Überlegenheit das Suchen jener Männer nach dem „Wesen" der Frau geringschätzen. Damals waren unsere Denker sowohl zu gewissenhaft wie zu rücksichtslos, als daß sie da etwas gesucht hätten, wo nichts zu suchen ist. Es lohnt sich schon, das, was sie im Auge hatten, klar herauszustellen.

Seit einiger Zeit nun hat sich aber, wenigstens in gewissen Kreisen der Gesamtbewegung, der Ruf nach dem politischen Stimmrecht der Frau immer ungestümer erhoben und die anderen Interessen der Frauenbewegung stark in den Hintergrund gedrängt. Doch gerade für die Forderung des Frauenstimmrechts ist in der kritischen Untersuchung auf die Berechtigung der ganzen Bewegung hin am allerwenigsten geleistet worden. Man hat ohne weiteres angenommen, das Stimmrecht sei das einzig wirksame Mittel, die Ziele der Frauenbewegung in wünschenswertem Umfang durchzusetzen, und die Agitation dafür hat Boden gewonnen nicht auf Grund einer kritischen Untersuchung, sondern gestützt von dem allgemeinen Gefühlsurteil: die Frau ist ebensoviel wert wie der Mann, also ist es doch recht, daß sie ebenso wie er an den politischen Wahlen teilhat. Wie nun, wenn sich eines Tages herausstellen sollte, daß mit dem politischen Frauenstimmrecht nichts Wesentliches für die Ziele der Frauenbewegung gewonnen wäre? Und weiter, wenn sich herausstellte, daß dieses Frauenstimmrecht sich gar nicht in derselben Weise rechtfertigen und vertreten ließe wie die letzten Ziele der Frauenbewegung selbst? Daß man in ihm vielmehr aus einem vermeintlichen Mittel einen Selbstzweck gemacht hat, der die ursprüngliche Bewegung auf Nebenwege ablenkt, die von den wichtigsten Zielen abirren lassen? Es scheint uns sehr an der Zeit, zu prüfen, ob diese Möglichkeit vorliegt. Liegt sie vor, so wird gerade mit dem Vorschieben des politischen Stimmrechts das Endziel der Frauenbewegung gefährdet. Wir wissen auch nicht, ob hier etwa wieder einer jener Fälle des „Steckenbleibens" im Mittel zu finden ist, von deren großer Bedeutung seinerzeit im Kunstwart (XXI, 6) gesprochen wurde. Aber wir meinen, wir sollten diese Frage sorgfältiger durchdenken, als meist geschieht.

Viele sehen das politische Frauenstimmrecht geradezu als eine sittliche Notwendigkeit an. Sie schließen so: die politische Betätigung des Menschen ist nötig zur vollkommenen Entfaltung seiner Persönlichkeit; diese Entfaltung ist eine sittliche Notwendigkeit auch für die Frau; also muß die Frau sich politisch betätigen können. Da diese Betätigung illusorisch ist ohne das Stimmrecht, so muß die Frau das politische Stimmrecht bekommen. Doch schon in der ersten Prämisse liegt ein Irrtum, ohne den die ganze Schlußreihe zusammenstürzt.

Digitized by Google

Was wir gemeinhin als „Recht“ bezeichnen, ist ein Konglomerat von der buntesten Zusammensetzung. Recht und Recht ist seiner Natur nach sehr verschieden, es „fließt“, nicht so sehr historisch als vielmehr seiner inneren Bedeutung nach, aus verschiedenen „Quellen“. Wir müssen durchaus unterscheiden zwischen den Rechten, die die Voraussetzung der freien Entfaltung einer Persönlichkeit bilden, und denen, die ihren Grund nicht hier haben, sondern in den Zwecken des Staates als solchen. Diese alte und sehr wichtige Scheidung wird nicht immer genügend beachtet. Gewiß, die Rechtsphilosophie hat die Aufgabe, beide Rechtsarten unter eine höhere Einheit zu bringen oder eine auf die andere zurückzuführen. Aber das berührt nicht das Gebiet unsrer Erwägungen. Die Tatsache ist gegeben und muß beachtet werden, daß zwar gewisse Rechte ideell abgeleitet werden *können* aus der Sphäre der Persönlichkeit, daß diese Ableitung bei anderen Rechten aber völlig versagt. Um Beispiele zu nennen: zu jenen gehören Eigentum- und Erbrecht. Es ist darum schlechterdings auch kein ideeller Grund zu finden, um diese Rechte nach den Geschlechtern abzustufen. Auf der anderen Seite stehen viele politische Rechte, unter ihnen das Wahlrecht. Das Wahlrecht ist nicht dazu da, daß der einzelne sich politisch auslebe, sondern lediglich als eine Konsequenz der modernen Staatsidee, die der alten Idee des Staates als eines „sozialen Vertrags“ völlig entgegengesetzt ist. Darum hat es gar keinen Sinn, die Differenzierung eines solchen Rechts im Hinblick auf die einzelnen Träger zu kritisieren. Maßgebend für die Abstufung und Abgrenzung des Wahlrechts ist weder sittliche Vollkommenheit noch intellektuelle Eignung noch Alter noch Geschlecht der einzelnen Staatsbürger, sondern lediglich das *Staatsinteresse*, das im Nationalstaat mit dem Volksinteresse zusammenfallen soll. Darum hat, wer im Besitz des Wahlrechts ist, gegenüber dem, der es nicht besitzt, kein „*Vorrecht*“ im Sinne *höheren persönlichen Wertes*, sondern lediglich im Sinne gemeiner *technischer Zweckmäßigkeit*. Es ist nicht anders wie beim Wehrrecht, das wir aus verschiedenen Gründen gewöhnlich Wehrpflicht nennen. Die, welche nicht tauglich sind zum Militärdienst, die Frauen sowohl wie ein großer Teil der Männer, sind darum nicht „unwürdiger“ als die, welche dienen müssen. Ferner: Das wichtigste politische Recht ist zweifellos das der Entscheidung über Krieg und Frieden. Es liegt bei uns allein in der Hand des Kaisers, alle übrigen Männer und Frauen sind davon ausgeschlossen. Sollen die sich nun einschließlich der deutschen Fürsten — um einen beliebten Ausdruck der Frauenrechtlerinnen zu gebrauchen — als „Menschen zweiter Klasse“ fühlen und eine Bewegung zur Erlangung dieses Rechtes entfachen, da es zur „Vollkommenheit der sittlichen Persönlichkeit“ gehöre, selbst darüber zu bestimmen, ob man in Krieg oder Frieden leben wolle? Das hat keinen Sinn. Aber ebendarum hat es auch keinen Sinn, was jüngst eine hervorragende Frauenrechtlerin schrieb: „Nur das sogenannte »allgemeine«, gleiche Reichstagswahlrecht, dieses höchste, bedeutsamste Recht des erwachsenen männlichen deutschen Bürgers, ist heute noch ein reines, unverfälschtes *Geschlechtsvorrecht*, in dem die Bewertung der Frau als Mensch zweiter Klasse unmißverständlich zum Ausdruck kommt. Bedeutet es

Digitized by Google

doch in seinen äußersten Konsequenzen: daß jedem Tagedieb, jedem Wüstling, jedem Trunkenbold, jedem Schwachkopf, soweit er nicht entmündigt und noch im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte ist, ein gesetzlicher Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes und damit auf die Geschicke jedes einzelnen zusteht — *nicht* aber *der* Frau, die ihn an Einsicht und Fähigkeit, an Bildung und Kultur, an Leistungen im Beruf turmhoch überragt, nicht der erlesensten Vertreterin von Kunst und Wissenschaft, nicht der tüchtigsten sozialen Arbeiterin, der Reformerin und Bahnbrecherin, seien ihre Verdienste auch noch so allgemein anerkannt, nicht den Müttern der Nation, denen in der Erziehung der Jugend, der Zukunft des Vaterlandes, die höchste Pflicht und Verantwortung für das Vaterland in die Hände gelegt ist." Man hört nach dem Punkt unwillkürlich den „rauschenden Beifall" einsetzen. Und doch: der langhinrollende Satz ist nichts als eine Gedankenlosigkeit. Könnte sich nicht nach diesem Schema der fleißige, ordentliche, nüchterne und gescheite Mann sittlich darüber empören, daß er durch das allgemeine, gleiche Reichstagswahlrecht zwar ebensoviel, aber nicht *mehr* „Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes und damit auf die Geschicke jedes einzelnen" besitze wie „jeder Tagedieb, jeder Wüstling, jeder Trunkenbold, jeder Schwachkopf"? Wie, er wird in einen Topf mit solchem Abschaum geworfen? Ist das Gerechtigkeit? Hier sind frischweg Maßstäbe angelegt und Konsequenzen gezogen, die mit dem Wesen der Sache nichts zu tun haben. Wenn die Frauen durch Vorenthaltung des Wahlrechts „zurückgesetzt" und „entwürdigt" werden, so teilen sie diese „Zurücksetzung" und „Entwürdigung", soweit sie das aktive Wahlrecht betrifft, bekanntlich mit sämtlichen aktiven *Offizieren* — einem Stand, über dessen Zurücksetzung man sich sonst gerade in Deutschland nicht zu beschweren pflegt.

Die absurden Konsequenzen lehren die Unmöglichkeit, Institutionen, die das *Staatsinteresse* erfordert, lediglich vom Standpunkt der „Entfaltung der Persönlichkeit" aus bestimmen zu wollen. Die alte Vertragstheorie, die das unternahm, war eben darum ungeeignet, die Maßstäbe für den modernen Staat abzugeben, sie ist für die heutige Staatsrechtslehre nur noch historisch von Interesse. Aus den Rechten der *Persönlichkeit* ist nimmermehr der Staat zu erklären, dieses Unpersönliche, ist also auch keinerlei Staatsrecht abzuleiten, sondern höchstens die Pflicht politischer Betätigung innerhalb des Staates und seiner auf ihm selbst beruhenden Rechte.

Will man, daß zur Entfaltung der Persönlichkeit „politische Betätigung" gehört, so kann man auf diesem Grundsatz doch nie spezielle politische *Rechte* begründen. Es bleibt dann Betätigung der Volksgemeinsamkeit, der vaterländischen Gesinnung usw. Diese mag man als notwendig für die Vollkommenheit der sittlichen Persönlichkeit fordern. Aber die vaterländische Gesinnung wird *ethisch* nicht berührt von der Art und Zahl der Rechte, die der Staat dem einzelnen gewährt. Es wäre unsittlich, sie von Vorteilen oder Nachteilen abhängig zu machen. — Denken wir nun zurück an die vorhin aufgestellte Schlußreihe: die so modifizierte Prämisse, in der die politischen Rechte aus dem Begriff der politischen Betätigung ausgeschieden sind, reicht nicht mehr zu, um den Schluß zu stützen.

Digitized by Google

Selbstverständlich ist mit all dem durchaus noch nicht gesagt, daß sich die Forderung des politischen Stimmrechts der Frau nicht anders und dennoch unwiderleglich begründen lasse. Sollte sich freilich herausstellen, daß das Frauenstimmrecht dem Interesse der Gesamtheit entgegen sei, so würde die sittliche Forderung an die Frauen gerade die sein: wirkt gegen die Einführung dieses Stimmrechts. Es muß also versucht werden, nach der einen oder andern Seite hin einen gültigen Beweis zu finden.

Ehe wir aber auf die Theorien übergehen, die das Frauenstimmrecht auf ein Interesse der Gesamtheit gründen, möchte ich noch kurz eine Abart der individualistischen Beweisführung erwähnen. Sie sagt: Weil durch die Politik auch wirtschaftliche Verhältnisse berührt werden, ist eine Vertretung der wirtschaftlich Selbständigen oder Erwerbstätigen im politischen Parlament erforderlich; seitdem die Frau mehr und mehr erwerbstätig geworden sei, müßte sie auch Anspruch auf eigene Vertretung im Parlament erheben. Nun scheint mir unleugbar: wo gewählte Körperschaften ihren Aufgaben gemäß die Vertretung einzelner Unternehmungen, landwirtschaftlicher, kaufmännischer, gewerblicher, brauchen, da ist es durchaus gerechtfertigt, daß Frauen, soweit sie die Leitung solcher Unternehmungen haben, wählen und gewählt werden. Aber unsere großen modernen Staatsparlamente kennen nach den Verfassungen nicht nur keine Interessenvertretung einzelner Kaufhäuser, Fabriken, Bauernhöfe usw., sondern sie kennen nicht einmal die Vertretung von Ständen, Volks- und Berufschichten. Die Frau als Vertreterin ihrer besonderen wirtschaftlichen Interessen ins Parlament zu schicken, widerspräche demnach dem Wesen und Zweck dieser Institution, denn Sonderinteressen gehören nicht ins allgemeine Parlament, gerade zur Betätigung der Gesamtheitsinteressen sind sie da.

Nun kommen wir zu den wirklich ernsthaften Versuchen einer Begründung des Frauenstimmrechts. Sie beruhen alle auf dem Grundsatz: nicht sittliche oder wirtschaftliche Einzelinteressen berechtigen uns zu unsrer Forderung, sondern eben das Interesse des Staates und des Volkes selbst. Ich beschränke mich auf die beiden wichtigsten und in Deutschland am meisten vorgetragenen Theorien, mit denen, soweit ich sehe, alle andern stehn oder fallen.

Erstens: da unsre gegenwärtige Kultur in ihren Grundzügen wesentlich nur von Männern gedacht und geschaffen worden ist, mußte sie notwendig einseitig werden und mancherlei Unvollkommenheiten und Härten zeitigen. Eine gesunde Entwicklung unsres Volkes ist nur gewährleistet, wenn diese Einseitigkeiten aufgehoben werden. Wie aber soll die Frau ihre Anschauungen geltend machen, wenn sie keinen Einfluß auf die Gesetzgebung hat? Folglich muß sie durch das Stimmrecht diesen Einfluß erhalten.

Zweitens: Es gibt eine Anzahl von Angelegenheiten, die zwar für die Gesamtheit von höchster Wichtigkeit sind, die aber von Natur der Frau näherstehen als dem Manne. Dieser ist teils nicht fähig, teils nicht interessiert genug, sie zu erfassen. Begreift er sie aber, so hindert ihn zuweilen doch der Egoismus, dafür einzutreten. Folglich muß die Frau selbst die Durchführung dieser

Digitized by Google

Angelegenheiten in die Hand nehmen, und dazu braucht sie das Wahlrecht.

Wir bemerken: beide Gedankengänge haben als Voraussetzung gemeinsam: die Einwirkung oder, wie man vorsichtiger zu sagen pflegt, die „gesetzliche" Einwirkung auf die Gesetzgebung ist mit Erfolg nur möglich durch das Wahlrecht zum Parlament. Ist dem so?

Für die Einwirkung des Volkes auf die Gesetzgebung ist das Wahlrecht nur eine Institution neben andern, als da sind: Agitation, Preßfreiheit, Parteibildung, Versammlungsrecht, Koalitionsrecht und andere. Darum ist die Meinung irrig, das Volk habe gesetzlichen Einfluß auf die Gesetzgebung „nur" durch das Wahlrecht, und wer von diesem ausgeschlossen ist, der sei überhaupt des Einflusses „beraubt". Hinsichtlich der Frauen widerlegt sie eine einzige Tatsache: Obwohl die Frauen keinen einzigen Vertreter in den Reichstag wählen können, ward doch ein beträchtlicher Bruchteil ihrer Forderungen teils durch Gesetze, teils durch Verordnungen bereits verwirklicht. Der ganze große Apparat des Parlamentarismus arbeitet nämlich nicht bloß für die Wähler, sondern auch für die, welche nicht wählen dürfen. Und zwar: er arbeitet für diese oft sogar am nachdrücklichsten, da sie andere gesetzliche Wege der Beeinflussung einschlagen, die sehr viel sicherer zum Ziele führen als ein Haufen von soundso viel Millionstelanteilen an der Wahlrechtslotterie. Und wie manche Frauenforderungen befinden sich auf dem Wege zum Durchdringen in der Gesetzgebung! Nehmen wir nur die umstrittene und ungeklärte Forderung des Frauenstimmrechts selber: mehr denn der dritte Teil des Reichstags tritt heute schon dafür ein, obgleich, nochmals, die Frauen keinen dieser Abgeordneten gewählt haben. Wie sehr viel schwieriger und langsamer ist demgegenüber das Durchdringen mancher „Männerforderungen", beispielsweis der so klaren und für das gesunde Funktionieren des Wahlrechts so dringend notwendigen nach Minderheitsvertretung. Es ist also unrichtig, wenn behauptet wird, die Frauen seien gezwungen „beiseitezustehen und mit gebundenen Händen zuzusehen, wie nicht nur über die allgemeinen Interessen, sondern auch über ihre Sonderinteressen, die nur sie richtig zu beurteilen und zu vertreten in der Lage sind, die Entscheidung fällt". Sie sind, wie die Tatsachen ausweisen, sehr wohl in der Lage, ihre Anschauungen geltend zu machen.

Durch die Beseitigung jener atomistischen Anschauung vom Wahlrecht, die jede Wahlstimme als ein festbegrenztes Stück Einfluß auf die Regierung auffaßt und keinen Einfluß außer diesem anerkennen will, zeigt sich also deutlich: Die Frau ist keineswegs von der Einwirkung auf die Gesetzgebung ausgeschlossen. Sie kann die Einseitigkeit der Männerkultur auch auf dem Wege des Gesetzes beseitigen helfen. Und gewiß: sie muß es. Wenn hier von Schuld und Versäumnis gesprochen wird, so trifft der Vorwurf die Frau ebenso wie den Mann. Das vielgebrauchte Wort von der „Männerkultur" unseres Zeitalters wirft zwar von einem gewissen Standpunkt aus ein überraschendes Schlaglicht auf eine Anzahl von Erscheinungen, befaßt aber in sich keinerlei Tatsachenerkenntnis. Der Kapitalismus hätte als solcher wohl

Digitized by Google

ebenso wirken müssen, wenn Frauen und Frauenvertreter im Parlament gesessen hätten. Haben doch tatsächlich die Frauen, als die Verheerung im Volke begann, sich nicht dagegen erhoben, obwohl sie es hätten tun können. Die Klage des Elends mußte erst „an des Himmels Wölbung" schlagen. Als aber der Jammer hier und da die Frauenherzen erregte, erregte er nicht weniger auch die Herzen vieler Männer, und es begann nunmehr die allgemeine Reaktion auf die Schäden der Zeit.

Nun aber müssen wir fragen: Stehn der Frau soundso viel Wege des Einflusses auf die Gesetzgebung offen, warum soll ihr nicht auch der Weg der Stimmenabgabe geöffnet werden? Damit erst sind wir in den Mittelpunkt des ausgebreiteten Problems gelangt.

An dieser Frage scheiden sich die Geister: Ist es für die Gesamtheit wünschenswert, daß die Frau ebenso wie der Mann das Wahlrecht ausübt? Oder aber: hat die Gesamtheit Gründe, die Wahlbeteiligung der Frauen ebenso wie das aktive Wahlrecht der Offiziere im allgemeinen Interesse und damit auch in ihrem eigenen nicht zu wünschen?

Setzen wir, das Frauenstimmrecht sei eine im Prinzip gerechtfertigte Forderung und fragen wir: Würde seine Einführung gegenwärtig oder in den nächsten Jahrzehnten die Frauenbewegung ihren Zielen näherführen?

Auf diese schwerwiegende Frage geben die Vertreterinnen des Frauenstimmrechts in Deutschland fast allein Antworten, die mit ihrem Mangel an Überzeugungskraft nur durch das Bedürfnis nach Selbstberuhigung erklärt werden. Es ist Tatsache, daß die organisierten Frauen nur einen geringen Bruchteil der deutschen Frauenwelt ausmachen und daß von diesen organisierten Frauen lange nicht alle die Forderung des Stimmrechts vertreten. Also nur verhältnismäßig wenige Frauen würden aus eigenem Antrieb von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen. Die große Masse würde entweder nicht wählen, oder sie würde von den geistigen Mächten zur Wahl getrieben, die eine hinreichende Gewalt über die Gemüter haben. Man unterschätze nicht den Einfluß der Kirche, der protestantischen wie vor allem der katholischen. Man unterschätze auch nicht das natürliche Gefühl unsrer Frauenwelt gegen den politischen Kampf, es wendet sich leicht just gegen die Frauen, die diesen Kampf predigen. England und die Vereinigten Staaten zeigen das deutlich für jeden, der keine gefärbte Brille trägt. Wer sich nicht über die Wirklichkeit hinwegsetzen mag, muß anerkennen: die nächste Folge des Frauenstimmrechts würde sein eine Stärkung der Parteien, die nicht nur gegen das Frauenstimmrecht, also für seine Wiederabschaffung wären, sondern auch gegen nicht unwichtige Kulturideen der Frauenbewegung überhaupt. Im Mittelstande würden mit so viel Wahrscheinlichkeit mehr Frauen konservativ stimmen als Männer, wie die Kirche mehr Einfluß auf Frauen hat, als auf Männer. Ähnliches gilt vom Bauernstande. Vor allem aber gilt es von den katholischen Landesteilen: wer sie einigermaßen kennt, weiß, daß die Frauen sehr vielfach noch fest der Kirchenparole folgen, wo das die Männer nicht mehr tun, er wird also vom Frauenstimmrecht auf Kosten der Liberalen und der

Digitized by Google

Sozialdemokratie eine sehr wesentliche Stärkung des Zentrums erwarten. Eine baldige Einführung des Frauenstimmrechts würde für unsre Parlamente ganz unzweifelhaft einen starken Ruck nach rechts bedeuten. Mit andern Worten: das Mittel Frauenstimmrecht würde dem Zwecke der Frauenbewegung gerade entgegenwirken. Das ist nicht der letzte Grund, warum viele ehrliche Freunde der Frauenbewegung, ja des Frauenstimmrechtes selbst, es als einen schweren Fehler ansehen, daß gewisse Kreise sich gegenwärtig mit aller Macht gerade auf die schleunige Erlangung des Stimmrechts werfen. Entweder man vergeudet seine Kraft und Zeit, oder man dringt durch und schädigt damit die weiteren und höheren Ziele der Bewegung.

Aber gehen wir einen Schritt weiter und nehmen wir selbst das Unmögliche an: Die Frauenrechtlerinnen besäßen durch das Stimmrecht eine sichere Mehrheit für ihre Anschauungen im Reichstage. So könnten sie auch dadurch noch nicht das kleinste Gesetz erreichen. Denn dazu gehörte die Zustimmung einer zweiten Instanz: des Kaisers und der Regierung. Die Regierung wird nicht bestimmt durch Reichstagsmehrheiten, sondern durch ihren eigenen Willen, und dieser ist sehr großen Teils abhängig — vom „Zeitgeist“. Daß Abgelebtes schwach wird und endlich hinsinkt, daß nicht nur Verordnungen von Anno dazumal mit der Zeit außer Gebrauch bleiben, selbst wenn sie noch rechtsgültig sind, daß der Zeit besser passende Einrichtungen und Gesetze schließlich doch bei irgendeiner Gelegenheit durchdringen, daß die Parteiprogramme sich ändern, langsam, aber unaufhaltsam, daß, beispielsweis, Elsaß-Lothringen seine Verfassung bekommen hat und Preußen sein anderes Wahlrecht bekommen wird, obgleich zehntausend Interessen dem entgegenstehn und obgleich nicht Feuer und Schwert da ist, es zu erzwingen — der „Zeitgeist“ tut's, diese große Summation von suggerierenden Kräften, denen kein Mensch und keine Gruppe von Menschen sich auf die Dauer entziehen kann. Der aber wird gebildet von der öffentlichen Meinung, von dem Stand der Wissenschaft und vielen andern Faktoren. Die Wirkung auf den Zeitgeist im Sinne der Frauenbewegung ist deshalb viel wichtiger als aller Wahlrechtskampf. Sie geschieht durch Teilnahme am geistigen Leben der Nation, an Kunst und Wissenschaft, an ihren Kulturgütern überhaupt, durch Erziehungsarbeit an der Jugend, durch soziale Arbeit am Volke. Das sind Gebiete, auf denen die Frau ihre Kräfte zum Wohl der Gesamtheit entfalten kann und immer freier entfalten wird. Und durch diese ihre Betätigung gewinnt sie nicht nur Anteil am politischen Leben, wie es ist, sondern sie vermag auch zu leisten, was die, welche im politischen Wahlkampfe stehen, nicht leisten können: Erhöhung und Veredelung gerade unsres politischen Lebens selber.

Mit dem Wahlrecht ist unabtrennbar verbunden das Parteileben und der Wahlkampf. Verzerrung, Leidenschaft, Verbitterung, Verleumdung usw. sind seine vielleicht nicht notwendigen, aber mit psychologischer Regelmäßigkeit auftretenden Begleiterscheinungen. Nun betonen zwar die Frauenrechtlerinnen gern, daß sie diesen Kampf, der mit Anstrengung jeder Fiber bis zur Erschöpfung, mit rücksichtsloser Energie geführt wird, in eine reinere Sphäre emporheben wollen.

Digitized by Google

Aber die Frage ist, ob sie es *können*, ob gerade sie und sie allein dem psychologischen Zwang der Sache widerstehen können, dem die Männer erliegen.* Die Agitationversammlungen für das Frauenstimmrecht lassen das jedenfalls nicht vermuten, Phrase und Erhitzung walten hier wie dort, und in der Erörterung darüber, warum die Männer diese Versammlungen nicht häufiger besuchen, sind bekanntlich von Frauen selbst noch andre unerquickliche Erscheinungen nicht nur für Versammlungen von Ungeübten gerügt worden, sondern gerade in solchen, die alte kampfgeübte Frauenrechtlerinnen leiteten. Handelt es sich hier immerhin möglicherweise nur um Übergangserscheinungen, so kommen grundsätzliche Bedenken hinzu. Jedes Wahlrecht bedingt Parteibildung, Parteibildung aber bedeutet eine Zerspaltung der öffentlichen Meinung in verschiedene Lager. Das ist nicht nur notwendig, sondern auch gut so; denn aus diesen Spaltungen fließen die Befruchtungen des öffentlichen Lebens, durch die sich das Neue entwickelt, wenn das Alte abstirbt. Aber das ist gut nur solange, wie in und über dieser Zerspaltung der Gesamtheit die Gemeinsamkeit in lebendigem Bewußtsein gewahrt wird. Sind die gesamten politischen Individuen eines Volkes, Männer *und* Frauen, in verschiedene Gesinnungsgruppen zertrennt, so bedeutet das, über die gegenwärtige Zertrennung nur der Männer hinaus, nicht etwa bloß eine *Ausdehnung* des Kampfes. Es bedeutet vielmehr auch: daß die gemeinsamen Angelegenheiten im gesamten Volke nur noch von Parteistandpunkten aus bearbeitet werden, wobei oft gerade das für die Gesamtheit Wichtigste zurücktreten muß oder gar ausfällt. Und ferner: daß eines von den unsichtbaren, geistigen Banden, die das Volk zu *einem* Volke machen, dahinschwindet. Darum bedeutet die Teilnahme der Frau am Wahlgetriebe nicht eine Bereicherung unsrer politischen Kultur, sondern eine *Verarmung*. Ich verstehe es psychologisch sehr wohl, daß die Frauen, um aus dem Bannkreis der nichtigen Tändeleien herauszukommen, nach allem greifen, was Männerwerk ist. Aber es erscheint mir als Verkennung der tieferen Ideen, von denen unser Leben und unsre Kultur getragen wird, wenn die Frauen, statt nach höheren Kränzen zu greifen, sich eine mühselige, wenig lohnende Last aufpacken wollen. Durch die eigentümlichen und wunderbaren Staatsformen, die von den indogermanischen Völkern geschaffen wurden, waltet unbewußt ein tiefer Sinn. Wir erkennen ihn auch darin, daß die nirgends so hoch wie bei den Germanen geachteten Frauen in ihrer Gesamtheit dem unmittelbaren politischen Kampfe fernblieben. Ich meinerseits halte es in der Tat für eine Trübung des feinsten und innersten Kulturgefühls, wenn der berechtigte Wunsch der Frauen nach ernsthaftem Lebensinhalt unter dem Druck falscher Argumente in die Irre geht auf jenes Feld, wo die Gegner im politischen Kampfe ringen. Mir scheint im Gesamtheits-, im Kulturinteresse zu liegen, daß uns die Frauen als Pflegerinnen der allgemeinen Kulturgüter fortdauernd lehrten: Kampf und Trennung sind *nicht* das Letzte und Höchste, daß sie durch eine nicht

* Diese Ausführungen wurden niedergeschrieben, *bevor* der bekannte Delbrückschе Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern erschien. K.-L.

Digitized by Google

durch Parteianschauungen beengte Tätigkeit die reinere Sphäre unsres Daseins mit lebendiger Vermittlung der dauernden Menschheitswerte erfüllten. Nicht „um den Männern zu gefallen“. Das Männchen-Weibchen-Motiv könnten wir alle beiseite lassen. Sondern, nochmals, um unsrer Kultur willen. Wenn die Frauen das aufgriffen, was im politischen Lärm an Kulturwerten gefährdet wird, wenn sie es in der öffentlichen Meinung und damit auch in Regierung und Parlament zur Macht brächten, so würde das eine politische Betätigung außerhalb der Parteien und des Wahlrechts sein, für welche die Allgemeinheit größere Ursache hätte dankbar zu sein, als für die Vermehrung, Verdoppelung des Kampfgewühls, die zudem möglicherweise nur die Heere auf beiden Seiten an Zahl verstärken, in der Überzahl der Fälle die Kräfte jedoch gar nicht oder sehr gegen den Wunsch der Frauenrechtlerinnen verschieben würde. Wir wünschten den Frauen somit eine Betätigung, wie sie unter den Männern immer nur Auserwählten vergönnt sein kann, also in Wahrheit ein Vorrecht.

Wilhelm Stapel

Dalcroze

Selten wohl hat sich eine Angelegenheit, die im engsten Sinn „kunsterzieherisch“ schien, so rasch die Teilnahme und tatkräftige Hilfe der Gebildeten gewonnen, wie die „rhythmische Gymnastik“ Jaques Dalcrozes. Vor wenigen Jahren noch ein nicht unwillkommenes Anhängsel am Unterricht der Konservatorien und eine liebenswürdige Beschäftigung für die Töchter der Reichen, wandelte sie sich über Nacht in eine fundamentale Forderung für alle Musikpflege, in eine verheißungvolle Reformidee für die Musiktheater; rasch genug erfuhren wir dann, daß hier Keime einer neuen, lebensfrischeren Kunst ans Licht getreten und gar der Grund zu einer neuen Lebensgestaltung gelegt sei. Und kein Jahrzehnt war vergangen, da lud Dalcroze schon Schüler und Freunde, Berater und Kritiker zu Tanz- und Musikfesten: im eignen stolzen Bau, in der Gartenstadt Hellerau, sollten wir würdigen was erreicht, begrüßen was erhofft ward und teilhaben an der Freude, die als belebende Kraft und bindende Macht dem Schulinstitut seinen inneren Rhythmus verlieh.

Sehr dringend hatte Dalcroze selbst gewarnt, in dem an drei langen Abenden Gebotenen schon Vollendetes zu sehen. Übungen und Versuche — so lautete die Losung. Und wer wäre nicht bereit gewesen, einer Sache, die so von Verheißungen umblüht, von Lust getragen, so enthusiastisch empfangen war, noch ein volles Maß Freiheit zum Irren und zum Überschwang zuzugestehen! Im Interesse des weithin förmlich beunruhigten Publikums wie der Anstalt selbst liegt es wohl, zu versuchen, ob und wie weit sich über Gegenwart und Zukunft der rhythmischen Gymnastik etwas ausmachen oder wahrscheinlich machen läßt.

Gehen wir dabei von dem zeitlich frühesten aus, von der eigentlichen Rhythmisierung der Schüler, von der „unangewandten“ Methode Dalcroze. Daß unser Musikdilettantismus und auch die musikalische Facherziehung eines ausgeprägten rhythmischen Fühlens gemeinhin entbehrt, oft sogar bewußt oder unbewußt sehr schmerzlich entbehrt,

Digitized by Google

kann als Tatsache gelten ebenso wie, daß eine Erziehung zum Rhythmus bisher nicht einmal recht versucht wurde; man glaubte, Rhythmus sei eine Naturgabe, die in sehr bescheidenen Grenzen anerziehbar sei, aber kaum eine systematische Ausbildung erfordere oder erlaube. Mit solchem Vorurteil aufgeräumt und an die Stelle dürftiger Reflexion frische Tat gesetzt zu haben, ist das eigentliche, wenn man will: historische Verdienst Dalcrozes. Er bildet wirklich in einem ganz unerwarteten Maße Sinn und Gefühl für Rhythmus aus und erweckt die in ungeahnt Vielen schlummernde Lust daran. Es gelingt ihm, indem er Gehör und Bewegung des Körpers gleichzeitig übt, indem er also Gestik und Musik eng verknüpft. Daß die Fülle der Körperbewegungen, Armschwingungen, Bein- und Rumpfstellungen weitaus den meisten in Tönen her kommenden rhythmischen Anregungen genügend unterschiedlichen Ausdruck geben könne, zeigte sich bald. Die altbekannte, erfrischende Lust an der erhöhten Eindruckfähigkeit des Nervensystems und die Freude an der wachsenden Herrschaft über den Körper kommen hinzu, um die primitive rhythmische Gymnastik schon als reichen inneren Gewinn und als Stärkung der Lebenskräfte empfinden zu lassen — ein Gefühl, das froh und erregend auch auf den unbeteiligten Zuschauer übergeht. Daß, als Vorschule eines künftigen Musikunterrichts für Dilettanten und Fachmusiker, diese Methode unersetzlichen Wert hat, kann nur verkennen, wer das Elend des häuslichen Klavierspiels, das schleppende Einerlei unseres fast abgestorbnen Hausgesangs, die trüben Schicksale stimmaber nicht körperlich begabter Sänger und so manche andern tiefliegenden Übel unterschätzt. Vielleicht ist hier ein wirklich verheißender Anfang zur Umbildung unsrer jämmerlichen privaten und damit natürlich auch der öffentlichen Musikpflege gemacht.

Aber das ist eine Aufgabe, deren sich anscheinend die Dalcrozesche Schule selbst bisher nur vorübergehend bewußt wurde. Sie hat sich noch andre Ziele gesetzt, von denen nun zu reden ist.

Vorerst ist da zu bemerken, daß Dalcroze seiner rhythmischen eine ebenso erfolgreiche Übung des Gehörs gesellt; hierin führt er nur durch, was einzelne Musiker schon vor ihm getan hatten, und verwirklicht Möglichkeiten, welche die Wissenschaft allbereits erkannt hatte. Aber dies schmälert nicht das Verdienst, mit einer solchen Erweckung und Verfeinerung des lieblichsten Sinnes dem Schlendrian alter Methoden viel Boden entzogen und Ergebnisse erzielt zu haben, die selbst den gläubigsten Wissenschafter noch erstaunen dürften.

Nichts lag näher, als der Gedanke, die neuerworbene Körperbereitschaft, den rhythmischen und den Gehörsinn nun weiter in den Dienst höherer Aufgaben zu stellen; es konnte nicht befriedigen, leere Tonspielereien in leere Bewegungen umzusetzen und für künstlerische Eindrücke reizsamer geworden zu sein. In einer Zeit, die eben durch Frau Duncan und ihre vielen Schwestern im Tanz den Tanz als Kunst wiedergewonnen hatte, führte ein natürlicher Drang dazu, die Tanzkunst abermals ein paar Stufen der Ebene altanerkannter Künste zu nähern; und es gehörte kein Genie dazu, nun in der rhythmischen Massenausbildung eine Panazee für alle Leiden unserer Opernchor- und Statistensteifheit zu entdecken. Der Schritt von der Methode

Digitized by Google

zur Kunst war leicht getan. Aber wo so viel Entschuldigung und Rechtfertigung ist, muß auch scharfe Unterscheidung erlaubt sein. Bestreiten wir etwa nicht, daß Tanz eine vollbürtige Kunst sein *kann*, geben wir es vielmehr ausdrücklich zu, so sagen wir doch eben gerade damit, daß eine große ursprüngliche Begabung und ein Stück Schöpferkraft dazu gehört, um aus beliebiger anmutiger Bewegung Kunst zu machen. Alle rhythmische und Nerven- und Muskel- und Willenserziehung reicht nur ebensoweit wie in andern Künsten die „Erziehung" auch reicht: dem Schaffenden das Handwerkmäßige zu erleichtern, ihm Mittel zu zeigen, mit denen er dann aus der Gnade seiner Begabung etwas leisten mag. Und da wir keinen Grund haben zu der Annahme, daß gerade tänzerische Begabung wesentlich öfter verliehen wird als malerische oder dichterische, so werden wir nicht glauben, daß aus Dalcrozes Schule nächster Zeit mehr wirkliche *Kunst*leistung hervorgehen werde als aus andern — Akademien. Daß wir ein unmittelbar überzeugendes, durch Naturkraft hinreißendes Talent unter den Ausführenden der Schulfeste nicht bemerkten, bestärkt uns in dieser Meinung.

Das Urmittel künstlerischen Tanzes ist die mimische Geste, die Ausdruckbewegung. Jeder von uns verfügt darüber in mehr oder minder bescheidnen Grenzen von Natur. Will man den Einzelnen an Ausdruckbewegungen reicher machen, so wird Vorsicht walten müssen, damit nicht, was Kunstmittel sein soll, zum Selbstzweck wird. In diesem Sinne erscheint das Einlernen von stereotypen Bewegungformen, die „Gestenübung" Dalcrozes, nicht ungefährlich; unbegreiflich aber ist es mir, wie Dalcroze ein und dieselben Gesten von sich gegenüberstehenden Schülern links „mit Kraft" und rechts „mit Furcht" machen lassen kann. Dadurch muß ja geradezu die Einzelbewegung als Ausdruckmittel entwertet und zum pathetischen Schein herabgesetzt werden. Vielleicht sollte man um dieser Gefahr willen, an der so reiche Ballettalente und so viel Ballettkunst gescheitert ist, die Ausdruckbewegung überhaupt nur im Zusammenhang mit versuchtem *wirklichem* Ausdrucktanz oder -spiel üben, also gar nicht mechanisch, gar nicht stilisiert oder in Gruppen. Denn willkommener ist immer noch der Tanz des unvollkommenen Ausdrucks, als der, welcher eingelerntes Leerlaufen der Muskeln ist. Es muß bedenklich stimmen, daß in den Dalcrozeschen Gruppenübungen so viel Schablonenhaftes sichtbar wird. Mag die eintönige Ausdruckslosigkeit vieler solcher Gruppentänze auch auf die gleiche Eigenheit der durch sie „realisierten" Musikstücke zurückzuführen sein, es bleibt doch noch ein Stück Mechanisiertheit, das auf einen Fehler der Methode zurückweist. Vielleicht liegt dieser in den vielen Improvisationen, deren Überwuchern wohl zweifellos vom Übel wäre. Was kann dabei herauskommen, wenn ich ein im Augenblick von mir zum erstenmal gehörtes Musikstück improvisierend im Ausdrucktanz verkörpere? Im ersten Anfang wird niemand den der Musik angemessenen Ausdruck (wenn sie einen herausfordert) treffen können — „stimmen" wird beides also nur, wenn die Musik sich durch mehrere Takte im gleichen Sinn bewegt, bei jedem raschen Übergang und Wechsel stolpert der Tanz unweigerlich erst *nach*. Das kann so lange verborgen bleiben,

Digitized by Google

wie eine sehr einfache, an sich ausdruckslose Musik improvisiert wird, wie das in Hellerau meist geschah; sobald Musik von Wert, von innerer Ausdruckstärke ins Spiel kommt, muß der Mißerfolg noch klarer zutage treten als jetzt. Rhythmische, anmutige Bewegungen, die mit Ausdruck und mit Kunst nichts zu tun haben, aber in dem Verkörperer das Gefühl erwecken, als ob er sich künstlerisch betätige — das ist das sehr bedenkliche Ergebnis der Improvisationen: Scheinkultur. Ich glaube daher, daß man nur mit dem überlegten Verkörpern bereits kennen gelernter und ausdruckreicher, wechselvoller Musik zweckmäßige Übungen erreichen kann. Es wäre das Schlimmste nicht, wenn dazu — aber dazu allein! — auch wirkliche musikalische Kunstwerke von Schumann, Schubert, Beethoven, und zwar Instrumentales und Lieder verwendet würden. Für die Öffentlichkeit wäre dies vielleicht nichts, aber im Stillen wären solche Übungen vielleicht sogar mit musikalischen Analysen und Anleitungen zum tieferen Verstehen zu verbinden; größten künstlerischen Ernst und Takt vorausgesetzt, würde der Duft der Werke dadurch kaum geschädigt. Der überraschende, gänzliche Mangel an spontanen, eindeutig charakteristischen Bewegungen, an Mimik und unvermittelter Leidenschaft, der die Hellerauer jetzt kennzeichnet, würde so vielleicht in etwas überwunden werden.

Wie bedeutende Schwierigkeiten der künstlerisch organischen Verkörperung guter Musik entgegenstehen, das hat man von je empfunden; die Proteste gegen das „Beethoventanzen" der Schwestern Wiesenthal sind noch kaum verhallt. Gerade hier zeigt sich, wie selten wirkliche produktive Begabung im Tanzen ist — denn daß die drei „Talent hatten", blieb unbestritten. Aber es fehlte die nachschaffende Phantasie der Madeleine. Zu weit geht nach meinem Gefühl die rigorose Behauptung, ernste und gehaltvolle absolute Musik dürfe überhaupt nicht „getanzt" werden. So gut wie man am Anblick eines Mottl, eines Richard Wagner oder Glucks die höchste ästhetische Lust fühlen konnte, wenn sie dirigierend große Kunstwerke verkörperten, so gut könnten wir sie an tanzenden Verkörperern empfinden. Freilich, nur der Tanzgenius, das wirkliche Schoßkind Terpsichores darf, und auch das nur höchst vorsichtig, an solches Wagnis gehen; ihre Proselyten oder gar ihre Liebhaber sollten das Bein davon lassen. Hellerau ist nun einstweilen keine Versammlung solcher Schoßkinder — und darum wirken die (sogar von Gruppen!) getanzten Werke Bachs oder Mendelssohns auf so viele musikalisch Empfindende entwürdigend. Nun rechtfertigt man wohl, diese Inventionen und Fugen usw. seien nicht Ausdrucksmusik, sondern nur „tönend bewegte Formen", und zum Beweise solcher ästhetischen Quidproquos zieht man alte Autoritäten und den angeblichen Geist früherer Zeiten heran. Das wird sich nicht aufrechterhalten lassen. Es steckt eben doch in solchen entschuldigenden Erwägungen die Behauptung, das Seelenleben eines Bach etwa sei noch nicht so recht entwickelt gewesen; mit Recht nennt das Hermann Kretzschmar eine „Ungeheuerlichkeit". Wer des tiefen Gehalts der g-moll-Invention von Bach oder der c-moll-Fuge, die in Hellerau „getanzt" wurden, nicht inne wird, möge Andern glauben, daß er da ist, aber ihn nicht mit theoretischen Spiegelfechtereien weg-

Digitized by Google

eskamotieren wollen. Um ihn zu fühlen, darf man allerdings diese Werke weder „pauken“ auf dem Klavier noch sie mit Rücksicht auf die Tänzer in Teile zerlegen und zerreißen. Darin erblicke ich einen argen, vielleicht den ärgsten Fehlgriff der Dalcrozeschen Darbietungen. Daß eine beträchtliche Schwierigkeit für seine Schule in dem Mangel an ausdrucksvoller tanzbarer Musik liegt, verkennen wir nicht. Immerhin ließe sich schon aus der Opernliteratur von Gluck bis Richard Strauß so manches finden, die Tanzliteratur vom ancien régime über Schubert bis zu den Wiener Straußen ist nicht arm; zu Übungzwecken ist, wie gesagt, auch sonst vieles „freizugeben“ — es braucht ja nicht die cis-moll-Sonate oder das es-dur-Quintett zu sein. Als ungangbar dagegen dürfte sich bald endgültig der Ausweg erweisen, eigne Tonwerke von Dalcroze zu benutzen; von diesen ist vorhin genug gesagt.

Den Schritt von der einfachen rhythmischen Gymnastik zur Ausdruckkunst zu tun, soviel halten wir für gewiß, ist möglich; aber nur einzelnen begnadeten Individuen wird er gegeben sein. Von diesen den Auserwählten wäre er wohl auch ohne solfège und Tanzübung möglich gewesen, immerhin mag ihn wohl die neue Schule in der Gartenstadt so manchem Berufenen erleichtern. Diese Erleichterung und die vorhin dargelegte musikalische Vorschulung, dies beides steht vom System Dalcroze tatsächlich im Dienste wirklicher Kunstpflege. Was an kühnen Hoffnungen und begeisterten Visionen darüber hinaus weist, darf vorerst unerörtert bleiben, mag auch der Wunsch noch so leidenschaftlich schon Erfüllungen und Neugeburten schauen, wo kühlere Betrachter von Illusionen und Phantastik reden möchten.

Was wird nun aus den Schülern des mit dem Opfer von Hunderttausenden errichteten Instituts, die *nicht* eigentliche Künstler, nicht Lehrer der Methode, aber auch nicht schlicht ins Leben zurücktretende Dilettanten werden wollen? Sehen wir von dem zu erwartenden Zuwachs zum Heer der ausübenden Berufmusiker ab (nur sehr Begüterte werden die Bahn über Hellerau nehmen, denn sie ist an Gelde teuer und braucht auch kostbare Zeit), zu diesem Heer, dessen unnötige Vermehrung gewiß keinem sozialen Bedürfnis entspricht — so bleibt die *Theaterlaufbahn*, der Chorsing-, Statisten- und Ballettberuf übrig. Daß hier Besserung, wie sie die Dalcrozeschen Schüler und Schülerinnen bringen würden, dringend nottut, ist alles in allem anerkannt. Man hat in diesem Bühnenproblem vielleicht bisher weniger als heute ein „Kulturproblem ersten Ranges“ erblickt, das hindert aber nicht, die neuen Möglichkeiten frei zu würdigen. Wir werden also vielleicht allmählich von der teilnahme- und hilflosen Stockmasse, die uns bisher Priesterchöre, Hochzeitgäste, „Volk“ darstellte und sang, erlöst werden zu lebendig bewegten Menschen, deren relative Unabhängigkeit von einander und vom Kapellmeister uns eine Zeitlang erstaunen wird. Davon gab die Aufführung eines Stückes aus Glucks „Orpheus“ in Hellerau einen Vorschmack, glücklicherweise sogleich vermischt mit fühlbarer Ankündigung der Gefahren, welche im Überwuchern und Überschreien eines in seiner furiosen Bewegtheit chaotisch ausdruckloseu, naturalistisch wildernden Chorvolkes für die Ruhe und Klarheit des Kunstwerkes liegen können. Es wird

Digitized by Google

die Aufgabe künftiger Regisseure sein, den entfesselten Übereifer der Zöglinge des Herrn Dalcroze zu mäßigen und in den Rahmen eines Gesamtkunstwerkes einzudisziplinieren, auf den in Hellerau keine Rücksicht zu nehmen war. Schwärmen wir noch ein wenig von den Pantomimen, zu denen sich momentan unbeschäftigte Halbpoeten durch die neuen Möglichkeiten etwa anregen lassen werden, von der gesteigerten körperlichen Anpassungsfähigkeit der Bühnensänger, von künftiger Tanz- und Spielmusik für ehemalige Hellerauer, so haben wir fast schon mehr als ein sprichwortrechter Schelm gegeben. . . .

Ob die große Erregung und Bewegung der Öffentlichkeit in diesen Tagen dem Anlaß entsprach oder nach der Weise unsrer Zeit darüber hinausschallte, das entscheide nach unserer Darstellung selbst, wer mag. Uns bleibt noch die soziale Seite des Unternehmens zu würdigen. Gibt es eine solche? Oder ist wirklich, wie Viele wollen, die Schule der rhythmischen Gymnastik als Luxus und Spiel der Reichen gekennzeichnet? Ganz so einfach liegen die Dinge wohl nicht. Gewiß, vorerst ist das Erwerben der rhythmischen Reorganisation unsres Selbst an einen erheblichen Aufwand von Zeit und Geld gebunden; eine Steigerung der nervösen Reizsamkeit, wie sie zuvörderst diese Gymnastik mit sich bringt, ist nun auch nicht jedermanns Wunsch. Ein jeglicher Teilnehmer wird sich peinlich zu befragen haben, ob der zu erwartende Gewinn dazu im Verhältnis steht, und insbesondere Eltern solcher Teilnehmer werden bedenken müssen, ob sie die fernerhin aus der Teilnahme erwachsenden Ansprüche ihrer Kinder auch erfüllen können. Denn, wenn auch einige Zöglinge sich überreden lassen werden, der Weg zum Halbgöttertum führe nicht unbedingt geradeswegs über Hellerau, so verbindet sich doch dem Gemeinschaftbetrieb annoch neuer und vielverkannter, gar — „künstlerischer“ Arbeit gern ein Stück Gefühl von Erlesenheit, sektiererischer Einzigkeit und höherem Selbstwert, das mit erhöhten Lebensansprüchen einherzugehen pflegt; und diesen zu genügen, wird die schnöde Welt sich kaum sonderlich eilen. Kurz: wer verdienen muß und wer schon in jugendlichem Alter den möglichen *inneren*, den Gehaltgewinn der Jahre schätzt, wird am Ende die „rhythmische Gymnastik“ anders einschätzen müssen als die Enthusiasten.

Und doch hat die Hoffnung auf soziale Produktivität des Dalcrozeschen Gedankens ihr gutes Recht. Ist die Methode vielleicht viel weniger eine der Erziehung zur „Kunst“ — dazu gibt es tieferzielende, minder veräußerlichende! — so verbürgt sie um so sicherer eine Erhöhung der körperlichen Selbstbeherrschung. Sie schafft, daß der Einzelne sich in seinem leiblichen Ich mehr „zu Hause“, sich dort wohler und froher fühle. Diesen in unsrer Zeit der Allzuvergeistigung dreifach erwünschten Gewinn darf niemand geringschätzen. Und es ist *leicht*, ihn der Masse zugänglich zu machen. Nicht nur, indem man, wie Dalcroze es in sympathischer Weise versucht, die Dorfkindschaft heranzieht zu den Übungen, sondern in großem Stile könnte das mit verschwindendem Aufwand geschehen: es dürfte bald kein Konservatorium mehr geben, das nicht minder geschätzt würde, wenn ihm keine Kurse nach Dalcroze angegliedert wären. Und weiter — in die *Volksschule* gehört die rhythmische Gymnastik! Der sächsische

Digitized by Google

Staat macht jetzt ein neues Volksschulgesetz; er würde sich eine dauernde Ehre tun und zugleich Dalcrozes Unternehmung wirksamst fördern, wenn er für zwei Jahrgänge der Volksschule verordnete oder mindestens freistellte, den Gesangunterricht durch die Sinnenerziehung nach Dalcroze zu ersetzen. Die damit verbundnen Kosten wären gering, der Gewinn trotz des Ausfalls an Liedgesang unberechenbar; denn wo läge es uns dringender ob, Lebensfreude und Sinnenverfeinerung zu schaffen als in diesen Kreisen! Kurse für Volksschullehrer, Turnlehrer, Musiklehrer an höheren Schulen, Kurse in Seminaren und Lehrerbildunganstalten aller Art und beiderlei Geschlechts — eine überreiche Fülle von Aufgaben und Möglichkeiten tut sich da für die neuesten —ianer von Hellerau auf, wenn erst dem zu hoch zielenden „Kunst"traum ein Erwachen gefolgt sein wird und die Dalcrozianer dem Leben und seinen Aufgaben zurückgegeben sein werden. Dann hätte die aus romanischem Geiste geborene Idee ihres Meisters die beste Frucht getragen, die ihr nach Lage der Dinge im deutschen Lande beschieden sein konnte. Wolfgang Schumann

Lose Blätter

Rosenows „Prinz Friedrich"

[Wer den folgenden ersten Aufzug eines zeitgenössischen Dramas unvorbereitet läse, dürfte das Werk kaum ohne weiteres einem bekannten lebenden Verfasser zuschreiben. Für Gerhart Hauptmann ist er zu wenig seelenmalerisch, zu straff und durchsichtig, für Schönherr zu norddeutsch, für Otto Ernst zu kraftvoll, für Eulenberg zu einfach menschlich, zu sauber gearbeitet, für Sudermann zu schlicht und charaktervoll. Aber es dürfte wenige Theaterleiter geben, die hier nicht nach den weiteren Aufzügen griffen, denn dieser Eingang verspricht dichterisch viel und verbürgt wohl auch Theatersinn wie wenige. Mit erstaunlicher Sicherheit ist hier eine doppelte Spannung aus ganz ungezwungenen Verhältnissen heraus geschaffen: wie wird sich die große Arbeit des Professors mit all ihren Folgeerscheinungen weiter gestalten, und wie wird das bedrohte Leben seiner Familie sich wenden? Klar stehen die Charaktere des starken Forschergeistes, des dienerischen Schreibers Brodbek, des gütigen Verlegers und Geschäftmannes da, geschickt ist das Eingreifen Manfreds vorbereitet. Vielleicht hätte die vollendete Dichtung nicht an alle Seelen- und Geisttiefen gerührt, aber eine von echtem Leben erfüllte Gestaltung wäre wohl entstanden, von der so mancher dichtende Bühnenversucher unsrer Tage ein wenig hätte absehen können, nicht nur „Technisches", „Kunstgriffe", sondern wie sich szenische Erfindung und sorgsame Charakterformung zu dramatischer Einheit binden lassen im Rahmen gestalteter Alltäglichkeit. Hätte! denn unser Stück ist Fragment geblieben, sein Verfasser, Emil Rosenow, ist seit acht Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Erst jetzt erinnern „Gesammelte Dramen" (erschienen im Verlag von Hermann Essig, Berlin) an den einstmals weitbekannten Namen. Das Stück, das ihn durch ganz Deutschland trug, war ein Lustspiel — „Kater Lampe". Liest man dies heute, so ist der Eindruck seiner knappen, frisch bewegten Szenen noch so fröhlich und

Digitized by Google

reich, wie er ehedem wirkte. Die entzückende Erfindung allein: ein etwas zerfahrenes Dorf von spießigen Bürgern und lottriger Beamtenschaft um die störende Existenz einer zugewanderten Katze herum in Bewegung zu bringen, die Katze dann als Hasenbraten verschwinden und als Mahnerin des schlechten Gewissens wieder auftauchen zu lassen — diese Erfindung allein war köstlich genug. Und trefflich war es geglückt, sie ganz in den Rahmen eines Dorflebens einzupassen, das Rosenow mit völlig freiem Blick beobachtet und mit fühlbarer Lust gezeichnet hatte. Man muß sich nur wundern, warum dieses Werk, das sehr gut neben Hauptmanns dünnerem „Biberpelz" stehen kann, nicht noch viel öfter in unserm unruhigen Bühnenleben gesichtet wird — es müßte zu dem ständigen Spielplan gehören.

Das Stück hätte übrigens trotz aller Vorzüge noch ein einmaliger glücklicher Griff eines Talents sein können, das mehr zufällig einmal an einen ihm „liegenden" Stoffkreis und Gegenstand gekommen wäre; eine starke, reiche, völlig zielbewußte Persönlichkeit wäre damals kaum daraus zu erschließen gewesen; dazu war es zu einfach, hatte es zu wenig Untertöne, zu wenig Tiefgang. Nach dem nun erschienenen Sammelband darf man annehmen, daß sich Rosenow dessen einigermaßen bewußt war: einige vorhergehende Arbeiten erweisen sich deutlich als Studien, zum Teil als ganz unreife Versuche, welche man heute nicht mehr hätte veröffentlichen sollen. Äußerlich und so ziemlich auch innerlich abgeschlossen liegt nur noch das soziale Drama „Die im Schatten leben" vor, dem eine unerklärlich ängstliche und engherzige Zensur neuerdings zu weiterer Berühmtheit verhilft. Man glaubt gern, daß eine tiefe Wirkung auf viertausend Zuschauer von diesem Stück ausging, wie sie verschiedentlich betont wurde. Es spielt sich ab in einem Landstrich, der die Blicke sozial Fühlender ebensooft anzieht wie die der Politiker: im Dortmunder Hüttenbezirk. Der Sozialdemokrat Rosenow hatte als Abgeordneter, als Redakteur und als freiherziger, wohlwollender Mann wohl ungehemmten Zutritt zu Armen und Elenden; er sah äußere Düsternisse und innerliche Verlassenheit, er fühlte leidenschaftlich den Drang nach Leben und Sonne, der schließlich keinen Weg zum Ziel mehr scheut, erlebte aber auch das mächtige Walten alter Kulturkräfte, des Glaubens, der Sitte nach und gelangte dichterisch bald an die grellen Konflikte, die sich hier ergeben. An scharfen Gegensätzen in Gestalt reicher, ausbeuterischer Naturen mangelte es natürlich auch nicht. Man hat beinahe den Eindruck, es müsse einem Talent wie Rosenow leicht gewesen sein, die sehr ungewöhnliche Lebenswahrheit, das tiefe Pathos innerster Erschütterung zu geben, die dieses Werk kennzeichnen. Erstaunlich wird dabei immer bleiben, wie fern dieser Parteimann und Agitator, der eine Hoffnung seiner Genossen bildete, aller tendenziösen Ausbeutung seines Stoffes blieb, obwohl sie so nahe lag, wie ruhig und liebevoll er bei allen Einzelheiten der Schilderung verweilt. Mit dem Wort „Schilderung" ist nun allerdings auch der Ausdruck gefallen, der auf die Kehrseite der Vorzüge von Rosenows sozialem Stück weist. Dies Werk ist leider nicht viel mehr als eine Schilderung; der Dichter sah das Stück Welt mit sehr hellem Blick und so viel Empfindung, wie sie einen redlichen Volkfreund angesichts schrecklicher Lebensunbilden ergreift — aber ob er darüber hinaus ein Weltbild sah, worin es auf-

Digitized by Google

gehen konnte, davon redet seine Wiedergabe nicht; wenn man will: „der Menschheit ganzer Jammer“ ist in sie nicht eingeschmolzen, wie denn die Wirklichkeit durch das gestaltende Ich nicht umgeschmolzen erscheint zur Offenbarerin letzter Persönlichkeitwerte. Man wolle nicht mißverstehen: daß wir das Stück dringend auf die Bühne wünschen, daß wir Rosenow durchaus in die erste Reihe der dramatischen Dichter dieser Jahrzehnte stellen, wird davon nicht berührt. Vielleicht war dieses Stück Unreife nur subjektiv, so, daß Eile der Arbeit und späte Selbstentwicklung noch nicht die Vertiefung erlaubten, die der Poet selbst später seinen Werken gegeben hätte. Vielleicht war es auch ein inneres Versagen einer mehr auf äußere Vorgänge eingestellten Natur, das sich im Mangel der „tiefen Blicke“ fühlbar macht. Man möchte dies fast annehmen.

Daß Rosenow fähig war, Schilderung und Handlung stärker zu ballen und in wirksame Einheit oder einheitliche Gestalten- und Bewegtheitwirkung zu verschweißen, beweist sein Entwurf zu einem Hochstaplerdrama „Die Hoffnung des Vaganten“. Gediehen bis in den dritten von fünf Aufzügen zeigt es deutlich die Kennzeichen eines ganz glücklichen Wurfes. Wie weit ein paar schleppende Szenen noch hätten auf ihren kürzesten Ausdruck kommen müssen, das hätte nur der Verfasser selbst beurteilen können; es ist seltsam, daß man in der Mitte des Stückes, das eine gräfliche Dorfherrschaftfamilie und das scheinfrohe Leben eines Wanderjahrmarktes in vollen Szenen kontrastiert, über seinen Gang noch sehr unklar sieht. Aber soviel ist gewiß: ein erlesener Stoff voll heimlicher Glut, voll tieferlebter Kontraste, leidenschafterfüllt und in bunten, lebendigen Wirbeln bewegt, ist hier zu reicher Wirkung entfaltet. Das Eintönige und das Schildernde ist hier zugunsten eines Versuchs, ganz von innen heraus Gestalten zu bilden, fühlbar überwunden. Ich habe selten so sehr den an sich wohl utopischen Wunsch empfunden, ein Fragment zu Ende geführt zu sehn, wie hier, wo für Bühne und Dichtung ein reicher Gewinn in Aussicht stand.

Auf der gleichen Ebene wie dieses Bruchstück scheint das nachfolgende zu stehen. Gestalten wie der Professor Jungschläger und der glatte Schönlein wären dem früheren Rosenow nicht gleicherweise plastisch und beweglich gelungen.

Im ganzen betrachtet gehört dieser starke Band, der das dramatische Schaffen Rosenows zusammenfaßt, unzweifelhaft zu den lesenswertesten unsrer an Gehalt und Können so armen Dramenproduktion. Und man darf ihm aus diesem Grunde und weil er ein großes, selten beleuchtetes Lebensgebiet umspannt, zahlreiche Leser ebenso wünschen wie die Sympathie der Bühnenleitungen, auch wenn man sich bewußt bleibt, daß auf ihn besser als auf den großen Schubert das Wort paßt, daß reicher Besitz, aber noch reichere Hoffnungen mit ihm gestorben seien. E. N.

Die gesammelten Dramen kosten gebunden 7.50 M., das Drama „Die im Schatten leben“ ist im Essigschen Verlag auch gesondert erschienen.]

Erster Akt

Man sieht ein mittelgroßes Parterrezimmer mit niedriger, verräucherter Decke, in altertümlichem kleinstädtischem Bürgerhause. In der Mitte

Digitized by Google

der Hinterwand eine weiße Flügeltüre zum Hausflur. In der rechten Seitenwand hinten ein niedriges Fenster mit Butzenscheiben, vorn eine Glastüre zur Veranda und zum Garten. Wenn Fenster und Türe geöffnet sind, rankt sich der wilde Wein ins Zimmer. In der linken Seitenwand hinten die Türe zum Nebenzimmer, vorn ein mächtiger alter Kamin. An der Hinterwand erheben sich, nur die Türe freilassend und fast bis zur Decke reichend, die beiden großen, mit Bänden vollgepfropften Bücherregale einer Bibliothek. Oben auf den Regalen eine Reihe großer und kleiner Büsten historischer Persönlichkeiten aller Zeiten. An der linken Seitenwand zwischen Türe und Kamin ein niedriges Büchergestell, darüber an der Wand eine Menge verräucherter Kupferstiche und Holzschnitte mit historischen Sujets. Der Kamin ist mit Büsten und Antiquitäten bestellt. Neben dem Kamin vorne steht eine alte Ritterrüstung. Zwischen Türe und Fenster der rechten Seitenwand bemerkt man einen Bücherschrank mit Sitztruhe. Vor der Verandatüre ein Rosenbäumchen im Topf und neben der Türe eine alte kostbare Standuhr. Vorn, vor dem Kamin, steht der breite eichene Diplomat, alt und abgenutzt, mit Stößen von Büchern und Papieren bedeckt, ebenso ringsumher auf dem Boden stehend und liegend, Bücher. Hinter dem Diplomat ein Ledersessel mit hoher reichgeschnitzter Lehne. Im Zimmer, sowohl nahe der rechten als auch nahe der linken Seitenwand, stehen noch zwei gefüllte Bücherständer und darauf Antiquitäten und Skulpturen. Inmitten des Zimmers steht ein Sofa, davor ein Rauchtischchen. Ein paar Stühle stehen noch umher. Die Arbeitsstube eines Gelehrten, deren Einrichtung bar jedes aufdringlichen Luxus, sich in einem Menschenalter, nach der Eigenart des Besitzers, angesammelt hat.

Ein heller Sommermorgen. Durch die geöffnete Verandatür und das Fenster lugt der Sonnenschein zwischen den Weinranken ins Zimmer. Frau Jungschläger, eine ältere Dame, in einfacher Kleidung, ist ordnend im Zimmer beschäftigt.

Das Mädchen (kommt, eine Leselampe tragend, aus dem Nebenzimmer).

Frau Jungschläger. Stelle die Lampe auf den Kamin, Agnes.

Das Mädchen. Jawohl, Frau Professor (stellt sie hin). So—o—o . . . Soll ich Ihnen helfen?

Frau Jungschläger. Nein, das laß nur, das kannst du doch nicht.

Das Mädchen. Na aber, Frau Professor . . .

Frau Jungschläger. Bleib nur weg. Du glaubst zu ordnen, und zerstörst ihm nur die Ordnung seiner Arbeit. Das ist nur scheinbar wüst, tatsächlich liegt alles so, wie er es braucht. Eine umgeblätterte Seite, ein zugeklapptes Buch, stört ihn in seinem Gedankenzuge. Das ist wie . . . wie . . . ja, wie wenn du einem Handwerker ein Gerät verlegst . . . er kann nicht mehr weiter, siehst du. Nein, das mache ich besser selbst.

(Hausglocke.)

Das Mädchen. Ich werde öffnen, Frau Professor.

Frau Jungschläger. Wenn es kein dringlicher Besuch ist, so ist der Herr Professor nicht zu Hause.

Digitized by Google

Das Mädchen. Jawohl. (Geht durch die Flurtüre hinaus.)

Frau Jungschläger (blickt durch die Verandatür). Elisabeth...! Elisabeth! Nein, das ist doch ... du plünderst den ganzen Rosenstock! Wir werden nicht einmal so viel Blumen behalten, um eine Speisetafel zu dekorieren. Ich werde dich ernstlich ausschelten. Wie ...? Ach was, Papa macht sich gar nichts aus den Blumen.

Das Mädchen (wieder eintretend). Es ist der Buchhändler, Herr Wallenborn.

Frau Jungschläger. Wallenborn? Ei nun ... (Wallenborn tritt ein.) Guten Morgen, Herr Wallenborn. Das nenn ich zeitigen Besuch.

Wallenborn (altes, weißköpfiges Männchen, mit klugem, gutmütigem Gesichtsausdruck, immer etwas aufgeregt). Guten Morgen gnädige Frau. (Vergleicht seine Taschenuhr mit der Standuhr.) Ja, so zeitig, war mir ja auch nicht angenehm, aber wenn man muß, sehen Sie ...

Frau Jungschläger (Stuhl anbietend). Wollen Sie sich nicht setzen?

Wallenborn. Danke. Der Herr Professor ist hoffentlich zu Hause?

Frau Jungschläger. Ja, er kramt seit einer Stunde oben in seinem Archiv ... Sehen Sie doch mal in der Küche nach dem Rechten, Agnes.

Das Mädchen (geht hinaus).

Wallenborn. Ich muß wegen des Werkes mit dem Herrn Professor sprechen. Diese unaufhörlichen Verzögerungen in der Manuskriptlieferung haben mir alle Freude an der Herausgabe verdorben.

Frau Jungschläger. Soviel ich weiß, arbeitet aber mein Mann ununterbrochen an dem Werk.

Wallenborn. Ununterbrochen? Ja, dann kann ich nicht begreifen ... Sehen Sie, mein Verlag ist sozusagen berühmt durch seine Zuverlässigkeit. Die Sortimenter können sonst auf die Minute auf das Eintreffen der Sendungen rechnen. Wie steht's nun mit dem neuen „Jungschläger"? Am 15. eine Lieferung ausgefallen, am 25. ein Doppelheft. Am 3. wieder eine Lieferung ausgefallen, nun kommt natürlich wieder ein Doppelheft. Dabei verlieren die Sortimenter alle Abonnenten. Und der Herr Professor holt das Versäumte nicht nach. Im Gegenteil, die Manuskriptlieferung hat sich wieder um acht Tage verzögert.

Frau Jungschläger (ärgerlich). Wissen Sie, Herr Wallenborn ... Soviel haben wir doch auch nicht von dem Werke, daß mein Mann deshalb alles Andere liegen lassen könnte.

Wallenborn. Gnädige Frau, ich habe gar nichts davon.

Frau Jungschläger (ärgerliche Lache). Na dann ... Ja, warum geben Sie es dann überhaupt heraus?

Wallenborn. Mit Erlaubnis, gnädige Frau ... das verstehen Sie nicht. Jawohl. Professor Jungschlägers Sachen sind eine geschäftliche Ehre. Aber meinen geschäftlichen Verdienst habe ich an anderen Verlagsartikeln. Professor Jungschlägers Sachen werden von den Bibliotheken, von den Sammlern, dem gebildeten Publikum gekauft. Aber

Digitized by Google

für die breite Masse sind sie zu schwer, wenn ich so sagen soll, zu streng wissenschaftlich gehalten . . . ja.

Frau Jungschläger (resigniert). Und deshalb gibt es keine großen Auflagen und keinen Verdienst . . . ach ja.

Wallenborn. Ja . . . bei diesem Lieferungswerke, bei der „Vaterländischen Geschichte der neueren Zeit", hatte ich nun bestimmt auf zweitausend Auflage gerechnet. Ich sage Ihnen, es sind noch keine achthundert!

Frau Jungschläger. Ach wie . . . Mein armer Mann hat so viele Hoffnungen auf das Werk gesetzt.

Wallenborn. Ich auch, gnädige Frau, ich auch. Aber der Herr Professor schreibt eben zu wenig im Geschmack des breiten Leserkreises. Er schwimmt fortwährend gegen den Strom. Das behagt dem Zehnten nicht. Und dann . . . sehen Sie, warum haben die Brodbekschen historischen Sachen solchen Erfolg. Solche kleinen Liebesgeschichten bei Hofe, in ein historisches Mäntelchen gekleidet, und recht pikant dargestellt . . . als loyal natürlich . . . streng loyal! . . . das liest das Publikum lieber wie einen Band ernster historischer Untersuchungen.

Frau Jungschläger (sitzt in trüben Gedanken da).

Wallenborn (umhergehend). Und doch möchte ich meine Bände Jungschläger nicht missen. Um keinen Preis. Man weiß von ihm noch dann, wenn mein ganzer anderer Verlag längst perdu ist. (Klopft Frau Jungschläger auf die Schulter.) Na, nur nicht so den Kopf hängen lassen, gnädige Frau. Wie geht es denn sonst?

Frau Jungschläger (seufzt). Es geht gar nicht, Herr Wallenborn.

Wallenborn. Na aber . . . Meine letzte Honoraranweisung haben Sie hoffentlich erhalten?

Frau Jungschläger (reicht ihm die Hand, mit Wärme). Ja, ich danke Ihnen, Herr Wallenborn. Mein Mann hatte gar nicht geglaubt, das es so viel sein würde.

Wallenborn. Ach lassen Sie nur . . . sehen Sie, ich will gar nichts an dem Werke verdienen.

Frau Jungschläger (plötzlich verzweifelt herausbrechend). So sehr schlecht wie jetzt ist es uns noch nie gegangen. Die kleinlichsten, lächerlichsten Geldangelegenheiten! Um eine Fleischerrechnung . . . nun ich schäme mich, es zu sagen — um den Lohn des Mädchens . . . um das Studium unseres Manfred. Es hört nicht auf und hört nicht auf. Und da muß denn mein Mann seine ernsten Arbeiten unterbrechen, um schnell für eine Zeitung, für ein Unterhaltungsblatt einen Artikel, eine Abhandlung zu schreiben, damit er zwanzig, dreißig Mark bekommt . . . Ach! (Sie geht aufgeregt umher.)

Wallenborn. Liebe, gnädige Frau, seien Sie nur ruhig, es wird auch einmal besser werden.

Frau Jungschläger. Nein, Herr Wallenborn, das wird nun nicht mehr besser. Wir haben nun beide graue Haare bekommen. Ich habe nun den Glauben verloren.

Wallenborn. Hahaha . . . ja ja ja.

Frau Jungschläger. Wissen Sie . . . ich mache gar keine Ansprüche. Es ist mir nur um meinen Mann. Ein Mann mit einem

Digitized by Google

so hohen Gedankenflug, einem so reinen Idealismus . . . und der muß sich dann täglich wie ein Kärrner im Staub mühen, um das Stück Brot . . . es ist manchmal nicht zu ertragen! (Ihr stürzen die Tränen hervor, sie preßt beschämt das Tuch vor die Augen, hastig.) Ich werde ihn rufen.

Wallenborn. Nein, bitte lassen Sie nur . . .

Frau Jungschläger. Ich gehe schon. (Geht rasch in das Nebenzimmer.)

Wallenborn (steht eine Weile überlegend). Hahaha . . . In solcher niedrigen Armut . . . Wenn ich bloß wüßte, wie man ihm hilft. (Plötzlich aufschauend, freundlich.) Guten Morgen, Fräulein Elisabeth.

Elisabeth (tritt durch die Verandatüre herein, die Schürze voller Blumen, älteres schönes Mädchen von ruhigem Wesen. Beim Gehen hinkt sie fast unmerklich). Guten Morgen, Herr Wallenborn . . . Entschuldigen Sie, ich wußte nicht . . . Sie müssen schon erlauben, daß ich hier durchgehe.

Wallenborn. Aber bitte, bleiben Sie nur ein bißchen. Sieh mal an, die ganze Schürze voller Rosen, „die heilige Elisabeth und das Rosenwunder".

Elisabeth. Ach, lassen Sie doch Ihre Scherze.

Wallenborn. Hähähä. Wissen Sie . . . Soll ich Ihnen sagen, wer die Rosen bekommt?

Elisabeth (schüttelt sie auf das Sofatischchen und beginnt sie zu ordnen). Ich will Papa ein paar auf den Tisch stellen.

Wallenborn. Ein paar . . . schon recht, aber, ich wette, über die Mehrzahl wird der kleine Assessor Brodbek dankend quittieren.

Elisabeth (Rücken zugekehrt, verlegen lächelnd). Müssen Sie mich denn stets mit malitiösen Bemerkungen verfolgen?

Wallenborn. Erlauben Sie, mir ist's furchtbar ernst. Sagen Sie mal, wann werden denn die Freundinnen vor der Türe singen. (Trällert scherzend.) „Wir winden dir den Jungfernkranz . . ."

Elisabeth. Was Sie sich einbilden, Herr Wallenborn. Zwischen Herrn Brodbek und mir besteht nur ein freundschaftlicher Verkehr.

Wallenborn. Hm. Ja ja . . . (Pause, guckt sie ironisch an.)

Elisabeth. Ach, Sie sind ja unausstehlich.

Wallenborn (lacht lustig). Nun also, Fräulein, nun lassen Sie mal das Versteckenspielen. So 'nem alten Graukopf können Sie doch kein X für ein U vormachen. Wie steht's denn nun mit euch beiden, hm? . . . Sagt ihr schon du zueinander?

Elisabeth (immer verlegener werdend). Aber ich bitte Sie, Herr Wallenborn.

Wallenborn. Ach, so weit ist's noch? Das wird Ihnen aber komisch vorkommen . . . das heißt, ich weiß es ja nicht aus eigener Erfahrung, aber in einem Romanmanuskript, welches mir jetzt ein Dilettant zum Verlag angeboten, heißt's am Schlusse des ersten Kapitels: Er preßte sie in seine Arme und flüsterte ihr ins Ohr: „erlaubst du, daß ich du zu dir sage." (Lache.)

Elisabeth (nimmt ihre Blumen und will gehen).

Wallenborn (plötzlich ernst werdend). Nein, bleiben Sie nur, liebes Fräulein, nehmen Sie mir meine Scherze nicht übel. Wenn

Digitized by Google

ich auch mal Unsinn mache, so habe ich doch eine hohe Achtung vor Ihnen, weil Sie ein sehr prächtiges, tapferes Mädchen sind.

Elisabeth (steht mit gesenktem Kopf).

Wallenborn. Nun sagen Sie . . . wissen denn Ihre Eltern schon davon?

Elisabeth. N . . . nein . . . es sei denn, daß sie etwas bemerkt hätten . . . Herr Brodbek sollte ja schon mit meinem Vater reden, indessen hat er noch nicht den Mut gefunden . . .

Wallenborn. Na, das wäre . . .

Elisabeth. Bei der bekannten Spannung zwischen meinem Vater und Herrn Professor Brodbek.

Wallenborn. Allerdings. Die Montechi und Capuletti? . . . Na, ganz so schlimm ist's ja nicht. Ihr Vater ist ja ein harter Stein, aber schließlich hat er gegen den alten Brodbek doch nur literarische und politische Abneigungen und das hat doch damit nichts zu tun.

Elisabeth (eifrig). Nicht wahr?

Wallenborn. Überdies . . . nach dem, was mir der alte Brodbek gelegentlich gesagt hat, scheint er die Verbindung geradezu zu wünschen.

Elisabeth. Ach, das ist aber eine große Freude für mich, was Sie da gesagt haben.

Wallenborn. Und der junge Brodbek ist im ganzen ein netter, intelligenter Kerl. Er weiß seinen Ellenbogen zu gebrauchen und wird schon mal eine Rolle bei uns spielen.

Elisabeth (begeistert). Er ist ein so tüchtiger Mensch. Ich glaube, ich muß allgemein beneidet werden, wenn ich seine Frau würde. Und daß ein Mann, der eine so glänzende Karriere vor sich hat, gerade mich begehrt . . . Sehen Sie, Herr Wallenborn, ich kann es gar nicht fassen, ich bin doch ein ganz armes Mädchen.

Wallenborn. Na na . . .

Elisabeth. Jawohl, Herr Wallenborn, ein bettelarmes Mädchen. Wenn ich heiratete, müßte ich mir meine Kleidung erst erarbeiten. Meine Eltern können mir nicht ein Stück Möbel, nicht einen Stuhl mitgeben . . .

Wallenborn. Nun, so muß der alte Brodbek in die Tasche greifen. Er hat ja sein Geld verdient. Ein so prächtiges Mädchen wie Sie wird's wohl wert sein.

Elisabeth. Ich? . . . Ich habe mich schon manchmal gefragt: was findet er eigentlich an dir. Ein Krüppel.

Wallenborn. Aber nun hören Sie auf! Das ist doch zu dumm. Wegen dem bißchen Fußleiden — überdies wird sich's schon wieder einrichten.

Elisabeth. Nein, es richtet sich nicht wieder ein. Man hat mich damals vernachlässigt und nun ist es mir mein ganzes Lebenlang ein Schimpf und ein Hindernis . . .

Wallenborn. Sie stellen sich das Alter weit schlimmer vor . . . Hören Sie mal, Fräulein, an Ihrem gebrochenen Fuß soll doch Ihr Bruder die Schuld tragen?

Elisabeth. Ja . . . allerdings . . . Wir waren beide noch Kinder, und er war lange ein wüster Junge. Hier an der Verandatreppe war es,

Digitized by Google

hier hat er mich heruntergerissen, so daß ich den Fuß brach. Ach, das Schlimmste ist, daß man mich nicht genügend gepflegt hat, man würde es mir gar nicht anmerken.

Wallenborn. Hm. ... er trägt da eigentlich zeitlebens eine Schuld ... Ach, sagen Sie mal, da fällt mir ein. (Holt aus seiner Tasche Briefschaften hervor und kramt eine Zeitung heraus.) Richtig hier. Hahaha. Das will ich Ihrem Vater zeigen, der wird Augen machen.

Elisabeth. Was haben Sie denn?

Wallenborn. Da hat man mir aus der Universitätsstadt ein Blatt zugesandt: „Die Volksstimme". Es steht eine ganz ausgezeichnete Besprechung über Jungschlägers „Vaterländische Geschichte" darin. Ich sagte mir, der Verfasser muß den Professor kennen, so überraschend richtig folgt er seinen Gedankengängen. Und wie ich das Blatt näher betrachte, fällt mir ein Inserat auf: „Volksbildungsverein ... öffentliche Versammlung ... Vortrag: Moses oder Darwin. Freunde und Gegner sind eingeladen." Moses oder Darwin. Hähähä. Lakonisch in der abgehackten Kürze. Und doch, es liegt etwas darin. Zwei Weltanschauungen, die miteinander kämpfen.

Elisabeth. Ich verstehe bloß nicht.

Wallenborn. Nun warten Sie nur, hier steht nämlich Referent: Herr Studiosus Manfred Jungschläger. Was sagen Sie nun? Hähähä.

Elisabeth (ist erschreckt zurückgetreten). Was? Das sollte?

Wallenborn. Ja ja, kein Zweifel. Ihr Bruder wird von einem heißen Tatendrang getrieben. Er steht schon an der Schwelle des öffentlichen Lebens. Hähähä. Ich werde das Kuriosum mal dem Herrn Professor zeigen.

Elisabeth (entreißt ihm das Blatt). Um alles in der Welt nicht...!

Wallenborn (ernst geworden). Aber warum nicht, Fräulein?

Elisabeth. Ich bitte Sie, Herr Wallenborn, reden Sie mit meinem Vater nicht davon. Mein Vater wendet alles an Manfred, jeden Groschen, den er erübrigen kann. Mein Bruder ist seine Hoffnung, und wenn er erfährt, daß Manfred, anstatt seinen Studien zu leben, sich an öffentlichen Agitationen beteiligt ...

Wallenborn. Nun, das sind doch noch keine öffentlichen Agitationen ... Aber, wenn Sie denken, daß ich darüber schweigen soll ...

Elisabeth. Ich bitte Sie darum.

Jungschläger (kommt aus dem Nebenzimmer, prächtiger, alter Gelehrtenkopf, buschiges Haar, Brauen und Bart, energische Züge, robuste Gestalt, trotz seines Alters etwas jugendlich Ursprüngliches. Er trägt unter dem Arm einen dicken Packen alter Zeitungen und Papiere). Bon jour.

Wallenborn. Guten Tag, Herr Professor.

Jungschläger (sein Papier auf den Tisch legend, zu Elisabeth). Na, du hast wohl wieder den ganzen Garten ausgeraubt?

Elisabeth (während sie hinausgeht). Ich will dir nur ein paar Blumen ins Glas stellen, Papa.

Jungschläger. Ja ja ja, ich weiß Bescheid ... hähähä. (Streckt Wallenborn beide Hände hin.) Nun, Wallenborn, meine Frau sagte mir schon, Sie seien hergekommen, um tüchtig zu schimpfen.

Digitized by Google

Wallenborn. Ja, mein lieber Professor, das ist auch notwendig.

Jungschläger. Ich weiß. Dafür, daß Sie ein so netter Verleger sind, der immer, immer wieder aus der Patsche hilft, habe ich Sie unverantwortlich warten lassen.

Wallenborn. Wenn Sie's selbst sagen . . .

Jungschläger. Aber das erstemal lag ich krank und jetzt trägt der Archivdirektor Schönlein die Schuld.

Wallenborn. Schönlein?

Jungschläger. Ja. Ich bedarf der Einsichtnahme in Staatsakten und er läßt mich warten.

Wallenborn. Ach, Sie wollen dem Text des Werkes wohl ein paar Dokumente beilegen? Das wäre ja sehr interessant.

Jungschläger (umhergehend). Ja und nein . . . ja und nein . . . Ich habe eigentlich keine bestimmte Absicht . . . ich befinde mich bloß im Zweifel, ob ich einen historischen Vorgang richtig beurteile und dazu bedarf ich der Staatsakten. (Greift zerstreut ein Buch vom Tische.) Sehen Sie, da hab ich die Memoiren der Herzogin von Orleans, der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte. (Zitiert aus dem Gedächtnis.) Sie sagt im Vorwort: „Ich glaube, die Historien sind ebenso falsch als die Romans, nur der Unterschied, daß diese länger und lustiger geschrieben sind" . . . „Die gute Liselotte"! Hähä. Aber wie oft leben sich ganz falsche historische Darstellungen derart fest ein, daß sie gar nicht mehr zerstört werden können.

Wallenborn (interessiert). Sie wollen doch nicht behaupten, daß wir einmal . . .

Jungschläger. Ach was . . . Ich will überhaupt gar nichts. (Bleibt plötzlich vor dem Fenster stehen.) Sehn Sie mal das Denkmal da . . . seit ein paar Tagen muß ich mir immer wieder das Denkmal betrachten.

Wallenborn. Das Prinz-Friedrich-Denkmal vor dem Gymnasium? Na, das steht doch nun schon zehn Jahre da.

Jungschläger (in Betrachtung versunken). Man hat ihm bei Lebzeiten schon sein Denkmal gesetzt, in der Begeisterung über seine siegreiche Schlacht.

Wallenborn (blättert in dem Memoirenwerke). Er hatte es wohl auch verdient. Ihm hat sich nur einmal die Gelegenheit zu einer kriegerischen Tat geboten, und ich meine, er hat sich als ein glänzender Feldherr erwiesen.

Jungschläger. Als ein tapferer zweifellos . . . Und so steht er auch da. Kühne Draufgängerhaltung, die Rechte am Degenknauf, die Linke an der Scheide . . .

Wallenborn (im Lachen). Es ist eben ein Denkmal nach der Schablone. Immer die Pose und niemals der wahre Mensch.

Jungschläger (kommt plötzlich vor). Wissen Sie, was Sie da gesagt haben . . . Das eben geht mir seit zehn Tagen im Kopfe herum. Deshalb stock ich in meiner Arbeit.

Wallenborn (legt interessiert das Buch hin). Wie . . . ich verstehe nicht . . .

Jungschläger. Ist die historische Darstellung, welche man von unserm Prinzen Friedrich als Feldherrn gibt, und die sich auch in die Vor-

Digitized by Google

stellung des Volkes eingelebt hat, richtig oder steht der Prinz in dieser Darstellung nur Pose?

Wallenborn. Mein lieber Professor . . .

Jungschläger. O, ich glaube an ihn, ich halte ihn für unsern größten Soldaten. (Hinter seinem Schreibtisch.) Auf diesen zwanzig Blatt Manuskript habe ich ihn geschildert, wie er dort auf dem Denkmal steht; ein kühner Schlachtenlenker. Und ich glaube, dieser Teil meiner Arbeit ist mir vortrefflich gelungen. Aber nun sagte ich mir: Diesen bedeutenden Mann darfst du nicht gewissermaßen Pose stehen lassen. Das haben Dutzend andere vor dir auch getan. Du mußt der Schilderung den Beweis seiner Bedeutung hinzufügen, und das tust du, durch die Schilderung jener Schlacht. Solche packende Schilderung, die den Leser fortreißt, daß er das gedruckte Wort vergißt und sich selbst mitten in dem Kampf wähnt, den Angriff des Feindes auf unserem linken Flügel sieht, sieht wie unsere überraschten Truppen flüchten, wie alles verloren scheint, und wie nun Prinz Friedrich, anscheinend selbst ein Fliehender über das Schlachtfeld dahinjagt, und, im Augenblick der heillosesten Verwirrung, Verstärkungen herbeiführt, mit einem unwiderstehlichen, glänzenden Angriff den Feind zurücktreibt, die Schlacht entscheidet . . . So war's ja. Und doch . . . wie ich mir jetzt aus meinem Archive alle die vergilbten Zeugen jener Zeit sammle, die Zeitungsberichte vom Kriegsschauplatz, die hunderte verstauter Zeitungsnotizen und Korrespondenzen, wird in mir das Gefühl immer stärker: es kann gar nicht so gewesen sein . . . Es sind da Lücken vorhanden . . . ich selbst erinnere mich noch, obwohl zwanzig Jahre seit dem Kriege verflossen sind, damals in kriegsgerichtlicher Untersuchung gegen den Prinzen, Äußerungen einzelner Militärs gehört zu haben. Das alles hat mich stutzig gemacht. Es hat mir die ganze Freude an meiner Schilderung genommen. (Knittert mit plötzlicher Heftigkeit das Manuskript zusammen.) Ach, ich möchte diese Blätter nehmen und . . .!

Wallenborn. Herr Professor, ich bitte Sie . . .

Jungschläger (wie erschreckt über sich selbst, glättet sie wieder, legt sie hin und geht dann verwirrt umher).

Wallenborn. Sie sind ein seltsamer Stimmungsmensch, Herr Professor. Immer der Sklave augenblicklicher Eindrücke, und die werfen Ihnen die schönsten Dispositionen über den Haufen.

Jungschläger. Ich glaube bald selbst, wenn Schönlein nicht mit den Akten gezögert hätte, würden mir alle diese Bedenken nicht aufgestoßen sein.

Wallenborn. Und am Ende enthalten die Staatsakten gar nichts.

Jungschläger. O, erlauben Sie, Schönlein hat mir selbst gesagt, die Staatsakten über den Krieg beschäftigten sich auch mit dem damaligen Verhalten des Prinzen Friedrich. Ach, an dem ganzen Zögern trägt bloß dieser elende Schleicher, der Brodbek, alle Schuld!

Wallenborn. O, das glaube ich doch nicht, daß Professor Brodbek persönliche Treibereien gegen Sie . . .

Jungschläger. Und ich weiß bestimmt, daß er es tut. Er hat selbst ein Buch über jene Schlacht geschrieben, eine Lobhudelung des Prinzen, in jener dilettantischen Art, mit der er die schönsten Stoffe verdirbt. Aber der Schmöker wird in allen Schulen benutzt. Nun, da er erfährt, daß ich in einem Werke eine Untersuchung über jene Schlacht anstelle,

Digitized by Google

fürchtet er offenbar, meine Darstellung könnte die seinige über den Haufen werfen und damit sein Buch völlig entwerten. Sehen Sie, deshalb liegt er Schönlein beständig in den Ohren, mir die Staatsakten vorzuenthalten.

Wallenborn. Ich kann das nicht glauben. Sie sehen überall Verschwörung und Komplott, lieber Professor.

(Hausglocke.)

Jungschläger (aufgeregt umhergehend). Er soll sich nur in acht nehmen. Wenn ich ihn dabei erwische, so setze ich mich über alle Rücksichten hinweg und nagele ihn vor der ganzen Öffentlichkeit an den Pranger.

Wallenborn. Wenn ich mir einen Rat erlauben dürfte, Herr Professor . . . lassen Sie die Finger von der Sache . . .

Jungschläger. Wie . . .?

Wallenborn. Sehen Sie, das Werk hat jetzt 800 Auflage, in einem Jahr könnte es vielleicht zweitausend haben. Aber nun wollen Sie sich wieder mit aller Welt in Konflikt setzen und nehmen dem Werke dadurch jede Aussicht auf Erfolg.

Jungschläger. Ich will Ihnen mal was sagen. Ich laufe nicht dem Erfolg nach. Ich schreibe meine Bücher zunächst für mich.

Wallenborn (lachend). Ach, ach . . . lieber Herr Professor, für meinen Verlag arbeiten vierzehn Schriftsteller und jeder spricht stolz: ich schreibe nur für mich. Aber ein jeder ist froh, wenn wieder eine Auflage verkauft ist. Hähä!

Das Mädchen (tritt durch die Flurtüre herein und überreicht auf einem Teller zwei Karten). Bitte Herr Professor.

Jungschläger (liest). Schönlein . . . Brodbek . . . Ach, Wallenborn, nun werden wir ja gleich Klarheit bekommen . . . (Zur Türe.) Darf ich die Herren bitten?

(Archivdirektor Schönlein und Professor Brodbek treten ein, während das Mädchen hinausgeht. Schönlein, älterer Mann, blonder gepflegter Vollbart, goldene Brille, im Knopfloch ein Ordensband, korrekte Beamtenfigur. Brodbek, hagerer älterer Mann, spitziges Gesicht, nervös-überstürzte Sprechweise, in seinem Wesen etwas Selbstgefälliges und Aufdringliches.)

Brodbek (streckt Jungschläger die Hand entgegen). Guten Morgen, lieber Jungschläger. Sie werden mir hoffentlich nicht böse sein, wenn ich Sie mitten in der Arbeit überfalle, aber eine historische Untersuchung, die Sie anstellen wollen und von der mir der Herr Geheimrat sagte, interessiert mich außerordentlich.

Jungschläger. So, so . . . Guten Morgen, Herr Geheimrat.

Schönlein (reicht ihm die Hand). Guten Morgen, Herr Professor . . . Herr Wallenborn . . .

Wallenborn (verbeugt sich respektvoll und stellt sich abseits an die Verandatüre).

Jungschläger (gibt den Herren Stühle). Darf ich fragen, was mir die Ehre verschafft?

Schönlein. Ja, verehrter Herr Professor . . . Herr Professor Brodbek hat bereits angedeutet . . .

Digitized by Google

Brodbek. Nach allem, was man hört, Herr Kollege, wollen Sie eine ganz neue Darstellung unseres großen Krieges geben?

Jungschläger. Wenigstens jener Schlacht, die unser Prinz Friedrich entschieden hat.

Brodbek. Ich bin höchst gespannt ... ich habe ja selbst ein erfolgreiches Buch darüber geschrieben ... Hören Sie, Wallenborn, welche Auflage hat denn jetzt: „Prinz Friedrich, ein Vaterländischer Kriegsheld".

Wallenborn. Ich werde demnächst die eingehende Auflage rechnen, Herr Professor.

Brodbek. Hören Sie wohl ... die eingehende ... Wie geht denn Ihre „Vaterländische Geschichte"?

Jungschläger (der nervös auf den Tisch trommelt). Ich bekümmere mich wenig um das Geschäftliche.

Wallenborn. Wir sind beide sehr zufrieden, Herr Professor.

Brodbek. So ... na ... da gratuliere ich, ja ...

Schönlein. Wenn ich Sie unterbrechen darf ... (Zu Jungschläger.) Herr Professor, darf man, ohne unbescheiden zu sein, fragen — und es ist natürlich ein rein akademisches Interesse, welches mich zu der Frage treibt —, wie Sie in Ihrem Werke darzustellen beabsichtigen?

Jungschläger (ausweichend). Es ist das eine Frage, Herr Geheimrat, die ich auch nicht so ohne weiteres ... gewissermaßen aus der Pistole heraus geschossen, beantworten kann. (Auf seine Materialien weisend.) Sehen Sie, ich bin erst dabei, den großen Stoff zu ordnen. Ich muß erst Klarheit haben. Die bisherige historische Darstellung der denkwürdigen Schlacht gleitet über gewisse Dinge hinweg ...

Brodbek. O, erlauben Sie, da muß ich widersprechen. Ich glaube, in meinem Buche mit großem Fleiße alles Material zusammengetragen zu haben ...

Jungschläger (patzig). Ich spreche ja gar nicht von Ihrem Buche. Ich habe überhaupt noch keine Zeit gehabt, es zu lesen.

(Schönlein und Wallenborn wenden sich lächelnd um.)

Brodbek (starrt Jungschläger eine Weile perplex an, dann). Erlauben Sie, wie meinen Sie das?

Schönlein (zu Brodbek). Wenn Sie gestatten ... (Zu Jungschläger.) Herr Professor, Sie verlangten die Einsichtnahme der Staatsakten. Es ist selbstverständlich, daß der Wunsch eines so namhaften Gelehrten ohne weiteres erfüllt wird.

Jungschläger (streckt freudig beide Hände hin). Ach, Herr Geheimrat, das ist mir eine große Freude. Da habe ich also den Zweck Ihres Besuches ganz falsch beurteilt. Sie haben mir meinen Stein vom Herzen genommen.

Schönlein (etwas verlegen). O bitte, bitte, mein verehrter Freund. Ich muß Sie jedoch nur noch um eine Aufklärung bitten. Die Staatsakten über diesen Krieg sind nämlich außerordentlich umfangreich und es befindet sich vieles Nebensächliche und längst Bekannte darin. Wenn Sie mir mitteilen würden, welche Dinge Sie zu schildern beabsichtigen, so könnte ich Ihnen das Aktenmaterial handlich machen.

Jungschläger. Sie sind zu liebenswürdig, Herr Geheimrat. Wenn die Herren die Güte haben wollen, mir eine Weile zuzuhören, werde

Digitized by Google

ich versuchen, Ihnen darzulegen, was ich schildern will. (Er lehnt sich an den Tisch und deduziert. Die Herren hören ihm mit großer Spannung zu.) Es war am Vorabend unserer denkwürdigen Schlacht. Unsere Truppen marschierten unter der Führung des Prinzen Friedrich in der Armee der Verbündeten, als plötzlich die Vorhut Fühlung mit dem Feinde hatte. Der Höchstkommandierende entwickelte sofort seine Streitkräfte in Schlachtordnung und Prinz Friedrich bekam das Kommando über den linken Flügel, welcher durch unsere Truppen gebildet wurde. Verschiedene Umstände hinderten jedoch einen sofortigen Angriff.

Brodbek. Gewiß. Ich habe in meinem Buche ja bereits geschildert, daß man sich zu schwach fühlte und Verstärkungen erwartete.

Jungschläger. Ganz recht. Hauptsächlich hätte die fortschreitende Dämmerung es unmöglich gemacht, errungene Vorteile gegenüber dem Feinde voll auszunützen. So beschloß denn der Höchstkommandierende, über die Nacht in der eingenommenen Stellung zu verharren und den Angriff des Feindes am folgenden Morgen abzuwarten. Diesen Angriff erwartete der Höchstkommandierende auf seinem rechten Flügel und (er kramt in seinen Papieren) wie richtig diese Voraussetzung war, habe ich erst jetzt wieder festzustellen vermocht. Eine ganz vergessene Zeitungsnachricht vom Kriegsschauplatz — hier ist sie — meldete nämlich, eine Streifpatrouille habe Gefangene gemacht und diese Gefangenen hätten verraten, daß gewisse Terrainschwierigkeiten dem Feinde Veranlassung seien, die Schlacht mit einem Angriff auf unsern rechten Flügel zu eröffnen. So erteilte also der Höchkommandierende unserm Prinzen Friedrich die Weisung, den unter seinem Kommando stehenden linken Flügel in seiner Stellung zu halten, bis die Operationen auf dem rechten Flügel ihm weitere Entscheidungen möglich machten. Im übrigen sollten die nachkommenden Verstärkungen zu dem linken Flügel stoßen . . . da, am Morgen ereignete sich plötzlich was Unerwartetes. Im Morgengrauen, während der Nebel noch im Tale lag, griff plötzlich der Feind mit großer Macht unsern linken Flügel an, überrumpelte ihn vollständig, und führte eine blutige und völlige Auflösung unserer Truppen herbei. Es heißt, daß der Höchstkommandierende über diese Wendung alle Fassung verloren hatte, und es wäre für uns ein schlimmer Tag geworden, wenn nun nicht Prinz Friedrich, der Führer des vom Feinde aufgeriebenen linken Flügels, an der Spitze der Verstärkungen herbeigekommen, die fliehenden Truppen zum Stehen gebracht und mit einem glänzenden Angriff den Feind hinter seine alte Stellung zurückgetrieben hätte. Jetzt trat auch der rechte Flügel in Aktion und die Schlacht wurde eine schwere Niederlage des Feindes.

Brodbek. Was habe ich Ihnen gesagt, Herr Geheimrat? Diese Darstellung deckt sich vollkommen mit dem, was ich in meinem Buche geschildert habe.

Schönlein. Ja, Herr Professor, Sie sprachen davon, daß die Darstellung über gewisse Dinge hinweggleite. Ueber welche Dinge?

Jungschläger. Alle bisherige historische Darstellung verläßt den Prinzen Friedrich an dem Vorabend, da er die Weisung des Höchstkommandierenden entgegennahm, und erwähnt ihn wieder mit dem Augenblick, da er die selbst herbeigeholten Verstärkungen gegen den Feind

Digitized by Google

führte. Wo war — und was tat der Kommandeur des linken Flügels in dem Augenblick, da der feindliche Angriff geschah?

Brodbek. Nun, sehr einfach. Er war im Lager und inmitten seiner aufgelösten Truppen blieb Sr. Durchlaucht nichts anderes übrig, als so rasch wie möglich die Verstärkungen heranzuziehen. Der Angriff war, nach dem Urteil aller Berufsmilitärs das Kühnste und Großartigste was unsere Kühnen im Kriege geleistet haben.

Jungschläger. Schon recht. Aber jedenfalls wird erst der eigentliche Beweis der strategischen Bedeutung des Prinzen geführt, durch die Schilderung, wie er im Augenblick des Angriffes sich sofort über das Vergebliche des Widerstandes klar wurde und das Schwergewicht darauf legte, so rasch als möglich die Verstärkungen herbeizuführen. Das will ich schildern auf Grund des Materials der Staatsakten.

Brodbek. Es mag ja gewiß höchst interessant sein, aber ob Sie viel Neues herbeibringen werden, Herr Kollege . . .

Jungschläger. Warten Sie es doch ab.

Brodbek. Wer weiß, ob die Staatsakten viel enthalten . . . und wenn auch . . . ich zweifle nicht, daß sie nur die große militärische Bedeutung Sr. Durchlaucht dartun werden.

Jungschläger (lächelnd). Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich bin ganz mit Ihnen einverstanden.

Brodbek (ärgerlich). O, da muß ich doch sehr bitten . . . So bin ich durchaus nicht. Ich habe meine eigene Meinung, durchaus meine eigene Meinung. Vollends in historischen Sachen. Jetzt möchte ich ihnen zwingend wünschen, daß Sie die Staatsakten bekommen, damit Sie sehen, wie recht ich habe. (Macht sich verdrießlich zum Gehen fertig.)

Jungschläger. Nun, die Staatsakten bekomme ich ja jetzt, nicht wahr, Herr Geheimrat?

Schönlein (fährt aus Nachhängen auf). O ja . . . o gewiß, Herr Professor. Indessen . . . mir scheint, Sie gehen da an eine recht undankbare Aufgabe. Das allgemeine Urteil über die Kriegstaten Sr. Durchlaucht steht doch so fest, daß es weder erschüttert noch verstärkt werden kann.

Jungschläger. Glauben Sie das nicht, Tatsachen sind granitne Massen. Sie haben schon manches „unerschütterliche Urteil“ zerschmettert und begraben.

Schönlein (pikiert). So . . . meinen Sie?

Brodbek. Gehen Sie mit, Wallenborn?

Wallenborn. Ja, da ich nichts mehr mit dem Herrn Professor zu reden habe. (Gibt Jungschläger die Hand.) Adieu, Herr Professor.

Jungschläger (heiter). Na, und nun kein solches böses Gesicht mehr ziehen, lieber Freund. Sie haben nun die längste Zeit auf Manuskript gewartet.

Wallenborn (mit einem Blick auf Schönlein, bedeutsam). Wir wollen es hoffen, Herr Professor . . . Ihr Diener, Herr Geheimrat . . . (Ab.)

Schönlein (verneigt sich schweigend).

Brodbek. Herr Geheimrat, ich hatte die Ehre . . . Adieu, lieber Jungschläger. (Ab.)

Digitized by Google

Schönlein. Adieu, Verehrteſter, adieu.

Jungſchläger. Adieu. (Nachdem er mit Schönlein allein iſt.) Herr Geheimrat, es drängt mich, Ihnen nochmals meinen herzlichſten Dank . . .

Schönlein. O bitte, bitte, verehrter Freund. (Zigarrentaſche.) Darf ich Ihnen offerieren? . . . Aber bitte, nehmen Sie nur. So . . . Sie müſſen doch wiſſen, Herr Profeſſor, daß ich das Archiv von jeher in liberalſter Weiſe geleitet habe.

Jungſchläger. Ja, das iſt wahr. Sie haben ganz nach dem legendären Wort des großen Preußenkönigs gehandelt. Sie haben die „Gazetten“ nie „geniert“! Hähä.

Schönlein. Und die Gazetten der Wiſſenſchaft doch erſt recht nicht. Hähä. (Die Herren haben ſich Zigarren angezündet und ſitzen auf dem Sofa.) Sagen Sie, Verehrteſter, dürfte ich mir erlauben, einmal ganz als Freund zu Ihnen zu ſprechen?

Jungſchläger. Ich bin geſpannt . . .

Schönlein. Ich bin nämlich begeiſterter Leſer Ihrer „Vaterländiſchen Geſchichte“, und da kann ich nun das Bedauern nicht unterdrücken, daß Sie eine ſo bedeutſame literariſche Erſcheinung durch einen ganz haltloſen Angriff entwerten wollen.

Jungſchläger. Haltloſen Angriff?

Schönlein. Eben jener Angriff auf Seine Durchlaucht.

Jungſchläger. Herr Geheimrat, ich verſuche ja nur die hiſtoriſche Wahrheit feſtzuſtellen. Einen Angriff will ich nicht unternehmen.

Schönlein. Liebſter Profeſſor, drehen und wenden Sie die Sache wie Sie wollen, ſchließlich iſt ſie doch immer ein Angriff auf den Kriegsruhm Seiner Durchlaucht.

Jungſchläger (ſtarrt vor ſich hin).

Schönlein. Die Sache würde natürlich eine ungeheure, peinliche Senſation machen. Bei jedem Anderen . . . aber, bei einem ſo namhaften Gelehrten wie Ihnen muß natürlich der Verdacht verſtummen, als ob aus Luſt an der Senſation . . .

Jungſchläger (aufſpringend). Einem ſolchen Verdacht würde ich auch nachdrücklich den Mund verſchließen.

Schönlein (ihn niederdrückend). Aber mein beſter Profeſſor, ſeien Sie doch nicht ſo reizbar . . . Ich meinte dies ja nur vergleichsweiſe . . . Es hat mir völlig ferngelegen . . .

Jungſchläger. Herr Geheimrat, ſolange ich als Hiſtoriker meine Feder führe, habe ich nur das eine Streben gekannt: Die Wahrheit zu ſchreiben, ohne nach rechts oder links zu ſchielen. Nun kann ich einen ſo bedeutenden Mann, wie den Prinzen Friedrich, in meiner vaterländiſchen Geſchichte nicht einfach als Luft behandeln! Ich muß ihm den Platz geben, der ihm gebührt. Aber ich will ihn ſchildern, wie er iſt. Ich will keine Legende ſchreiben! Und deshalb forſche ich nur nach Klarheit.

Schönlein. Gewiß, gewiß. Aber es wird ein Angriff werden, das ſehe ich klar und ein ganz haltloſer Angriff.

Jungſchläger (gereizt). Der würde doch erſt abzuwarten ſein.

Schönlein. Nun die Staatsakten, deren Inhalt ich im Augenblick nicht überblicken kann, außer Betracht gelaſſen . . . was hätten Sie denn da für Material?

Digitized by Google

Jungschläger (unschlüssig umhergehend). Ich hatte bis jetzt gar nicht die Absicht eines Angriffes . . . ich will mir nur klar werden. Es sind allerlei Vermutungen . . . Kombinationen . . .

Schönlein (heiteres Gelächter). Na also . . . das eben sage ich ja . . . haha!

Jungschläger (pikiert). Nun, mich lächerlich zu finden, ist wohl keine Ursache. Ich erinnere mich sehr wohl, daß vor etwa zehn Jahren ein ausländischer Historiker, der wohl denselben Gedankengang hatte, wie ich jetzt, direkt bei dem Prinzen um Aufklärungen über die Vorgänge jener Schlacht anfrug. Es wurde ihm geantwortet: . . .

Schönlein. Ich hatte seinerzeit das Antwortschreiben des Privatsekretärs in der Presse gelesen. Es lautete wohl: Se. Durchlaucht lebten jetzt in stiller Zurückgezogenheit und wünschten nicht, von einer einfachen soldatischen Pflichterfüllung immer wieder Aufhebens zu machen.

Jungschläger. Hm.

Schönlein. Es ist dies eben die bekannte übertriebene Bescheidenheit Sr. Durchlaucht.

Jungschläger. Man könnte es auch anders deuten.

Schönlein (steht erzürnt auf). O, Herr Professor . . . Jetzt könnte ich Ihnen wohl den Mund verschließen.

Jungschläger (steht eine Weile, sieht in den Garten, ob ihn niemand hört). Herr Geheimrat, kennen Sie den Major von Euler?

Schönlein. Euler? Ist es der, der in jener Schlacht blieb?

Jungschläger. Ja. Der bei dem Versuche, den Feind aufzuhalten, den Tod eines braven Soldaten gestorben . . . Nun, dieser Major Euler hat sich auf seinem Sterbelager in heftigen Anschuldigungen gegen den Prinzen ergangen.

Schönlein. Ach, das wäre ja . . . das ist mir vollständig neu.

Jungschläger (langsam und auf jedes Wort Nachdruck legend). Auf Befragung hat er fest und bestimmt die Behauptung aufgestellt, es seien ihm in der Morgenfrühe des Schlachttages von der Vorpostenkette des linken Flügels verdächtige feindliche Bewegungen gemeldet worden. Er habe sich darauf sofort zu dem Prinzen begeben. Der Prinz aber sei in seinem Quartier nicht anwesend gewesen . . .

Schönlein (weicht sichtlich erschrocken zurück).

Jungschläger. Es habe der Major die Verantwortung für selbständige Befehle nicht übernehmen wollen und während er sich noch vergeblich bemühte, den Prinzen aufzufinden, sei dann das Schreckliche geschehen.

Schönlein (steht eine Weile wie gebannt, dann tief erregt). Herr Professor, der Major Euler ist tot. Welches sind die Zeugen für Ihre Behauptung?

Jungschläger (nimmt bedächtig ein vergilbtes Blatt vom Tische). Dieser Brief einer Krankenpflegerin, Schwester Margarethe, welche dem Major Euler die Augen zugedrückt hat. Dieser Brief, den die Dame unmittelbar nach dem Kriege geschrieben hat und den ich jetzt in meinem Archiv wieder aufgefunden habe.

Schönlein. Und wo befindet sich diese denn?

Jungschläger. Diese Dame ist vor zehn Jahren als Missionsschwester nach Ostafrika gegangen und dort auf einer Missionsstation verstorben.

Digitized by Google

Schönlein ((heitere Lache). Hahaha ... das ist ja wirklich. Hahaha ... Also die abenteuerliche Behauptung eines Toten bestätigt durch die abenteuerliche Behauptung irgendeiner „Schwester Margarethe“ und die ist auch tot. Hahaha.

Jungschläger (sehr ernst). Wenn Sie ausgelacht haben, Herr Geheimrat, lassen Sie mich wohl weiter reden. Diese Dame ist über den Verdacht erhaben, leichtsinnig eine solche Behauptung aufzustellen. Die „Schwester Margarethe“ ist mit ihrem bürgerlichen Namen ein Freifräulein und eine Prinzessin von Plaudt. Den Namen werden Sie wohl noch gelten lassen.

Schönlein (sehr betreten). Sie sehen mich ganz überrascht ... Ich werde mir ja natürlich nicht erlauben, eine so hochachtbare Dame der Leichtsinnigkeit zu beschuldigen, indessen ... (Sucht vergeblich nach einer Einrede.) Wissen Sie, Herr Professor, je mehr ich von der Sache höre, desto dringender möchte ich Sie bitten, doch von Ihrem Vorhaben abzulassen.

Jungschläger. Ich habe ja gar nichts vor. Ich will mir nur Klarheit verschaffen und die soll ich ja nun bekommen. Könnten Sie mir ... morgen Gelegenheit verschaffen, die Staatsakten einzusehen?

Schönlein (hat seinen Hut genommen). Die Staatsakten, gewiß ... doch auf dem instanzmäßigen Wege natürlich.

Jungschläger. Wie? Jetzt verstehe ich Sie nicht.

Schönlein (sehr freundlich). Aber, Verehrtester, es wird Ihnen doch bekannt sein, daß das Archiv zum Ministerium des Innern ressortiert. Sie müssen daher bei Sr. Exzellenz eine Audienz nachsuchen, die man unserm berühmten Historiographen anstandslos gewähren wird. Exzellenz werden mich dann zum Vortrag beordern und ... nun, meine Auskunft über Ihre Person wird ja selbstverständlich die glänzendste sein. Darauf erhalten Sie vom Ministerium eine schriftliche Erlaubnis, zur Einsichtnahme der Akten, und diese ist für uns das „Sesam, Sesam, öffne dich“. Hähä ... Ich empfehle mich, Herr Professor.

Jungschläger (verwirrt). Solche Umstände haben Sie mir noch nie gemacht.

Schönlein. Ja, aber in einem solchen Falle ... Ich bin ja auch an bestimmte Grundsätze gebunden. Auf Wiedersehen.

Jungschläger. Auf Wiedersehen ... (Steht verwirrt da, plötzlich.) Bitte, noch auf ein Wort, Herr Geheimrat.

Schönlein. Aber bitte sehr. Auf zehn, wenn Sie's wünschen.

Jungschläger. Bitte, beantworten Sie mir gefälligst die eine Frage: Werden Sie in Ihrem Vortrage dem Minister den Rat geben: Jawohl öffnen Sie dem Professor Jungschläger die Staatsakten? Ja oder Nein?

Schönlein. Aber mein Bester, wie können Sie solche Frage ...

Jungschläger. Ja oder nein!

Schönlein. Eine solche Frage kann man doch niemals ad cathedras beantworten. Es kommt natürlich auf die näheren Umstände an.

Jungschläger. Aha. (Geht umher, bleibt dann vor Schönlein stehen, mit starker Stimme.) Ich habe jetzt meinen Entschluß gefaßt, Herr Geheimrat. Ich werde nicht in das Vorzimmer des Ministers katzbuckeln gehen!

Digitized by Google

Schönlein. Aber, erlauben Sie. Welche Ausdrucksweise!

Jungschläger. Ich sehe in dem Ganzen nur einen Umweg, um mir die Benutzung des Archivs zu verweigern.

Schönlein. Aber das ist doch ... Hören Sie, das habe ich für mein Entgegenkommen nicht verdient. Jetzt muß ich Ihnen erklären, daß ich mich rundweg weigere, in der Sache irgendeinen Schritt zu tun. (Will gehen.)

Jungschläger. O, ich werde Sie dazu zwingen. Ich werde morgen früh im Archiv erscheinen und um die Benutzung der Staatsakten bitten.

Schönlein. Und ich bedaure, sie Ihnen ohne höhere Erlaubnis nicht vorlegen zu können.

Jungschläger. Gut. Dann werde ich wieder nach Hause gehen, mich hier an meinen Schreibtisch setzen und die Schlacht des Prinzen Friedrich nach meinem Aktenmaterial schildern!

Schönlein. Was? ... Das wollen Sie wagen!

Jungschläger. Unter dem Hinzufügen, daß man mir die Staatsakten verweigert hat. Glauben dann die, die es angeht, daß meine Darstellung lügt, so mögen Sie die Staatsakten eröffnen und das Gegenteil beweisen.

Schönlein. Jetzt halte ich es allerdings für meine Pflicht, Seiner Exzellenz so bald als möglich zu berichten. (Ab.)

Jungschläger (ihm nachrufend). Und sagen Sie dem Minister: Ich sei ein harter Stein, den er nicht klein kriegen würde. (Geht aufgeregt umher, stutzt plötzlich, stürzt auf den Schreibtisch und zerreißt wütend sein Manuskript.) Ach, das da ... In den Ofen damit! (Wirft es in den Ofen.)

Frau Jungschläger und Elisabeth (kommen durch das Nebenzimmer, Frau Jungschläger hält ein Schreiben in der Hand).

Frau Jungschläger. Werner, wir haben einen Brief von Manfred erhalten. Wir sind in größter Bestürzung.

Jungschläger. Ach, laßt mich ja nur jetzt mit euren Familiengeschichten in Ruhe.

Frau Jungschläger. Na aber, du mußt wissen ...Manfred schreibt, er unterbreche seine Studien und komme nächster Tage zu uns.

Jungschläger. Was!

Frau Jungschläger. Er schreibt, er sei bis zur Arbeitsunfähigkeit krank und finde nur zu Hause Pflege. Es ist ein so konfuser Brief ... Da .. lies nur

Jungschläger. Wenn er krank ist, sind doch alle Beratungen überflüssig, dann muß er eben her ... Überhaupt habe ich jetzt wichtigere Dinge.

Frau Jungschläger. Was? Welche Dinge wären wichtiger als die unserer Kinder!

Jungschläger. Höre mal Anna, ich muß jetzt alle meine Gedanken auf mich selbst konzentrieren. Ich rüste mich zu einem schweren Kampfe.

Frau Jungschläger. Zu welchem Kampfe?

Jungschläger (steht da, schüttelt die Fäuste, lacht). Ich ... ich will ihnen einen Götzen zerschlagen, daß die Funken stieben sollen.

Digitized by Google

Frau Jungschläger. Welchen Götzen meinst du?

Jungschläger (packt seine Frau an der Hand und führt sie zum Fenster). Den da!

Frau Jungschläger. Was, den Prinzen Friedrich!

Elisabeth. Den Bruder des Fürsten!

Frau Jungschläger. Ich bitte dich um alles in der Welt . . .! Du willst etwas gegen den Hof unternehmen?

Jungschläger. Was schiert mich der Hof? Ich will eine Geschichtsfälschung aufdecken und ich sage euch: in vier Wochen werden die Leute, die an jenem Denkmal vorbeigehen, lachen, lachen, lachen! Und dieses Lachen wird zu einem Orkan anschwellen, der jene Lüge aus der Erde reißt! und wieder in die Schmelzhütte trägt.

Frau Jungschläger. Das wird dir nie gelingen!

Jungschläger. Hehehe.

Frau Jungschläger. Werner, laß dir sagen . . . ich bin nur eine einfache Frau, ich verstehe nichts von deinen Sachen. Aber das eine weiß ich: wenn du auch alle Macht der Welt zusammennimmst, so werden jene doch noch mächtiger sein als du.

Jungschläger. Das wollen wir erst einmal sehen.

Frau Jungschläger (angstvoll herausschreiend). Wenn du diesmal nicht auf mich hörst . . .! (Sinkt regungslos auf einen Stuhl.) O, du wirst uns alle ins Unglück bringen.

Elisabeth. Vater, ich bitt dich, sei mir nicht böse, aber . . . (in wahnsinniger Angst) Vater, es kommt plötzlich eine solche Angst über mich, sie schnürt mir fast die Kehle zu . . .! Du mußt an Manfred depeschieren, er darf nicht herkommen, um keinen Preis. Und das Denkmal . . . (Sie stürzt plötzlich auf die Knie.) Vater, ich flehe dich an, laß ab von dem, was du tun willst. Du wirst uns alle zugrunde richten.

Jungschläger (starrt seine Tochter ratlos an).

Elisabeth (erhebt sich wieder und steht aufgeregt da).

Frau Jungschläger (sitzt, vor sich hinstarrend, da).

Jungschläger (zu Elisabeth). Du bist eine feige Memme! Du bist so feig . . .! Laßt's euch gesagt sein: Von dem, was ich tun will, bringt mich niemand ab . . . Hört ihr wohl! Niemand! Und wenn auch mein bißchen Existenz dabei zugrunde gehen sollte, so würde ich es dennoch tun, weil es meinem Namen ewigen Ruhm gäbe. (Geht umher, bleibt plötzlich stehen.) Aber ich habe jetzt gesehen, daß ich einer Stütze bedarf, auch gegen euch. Und das ist mein Sohn. Wenn Manfred nicht selbst käme, so würde ich ihn nun rufen.

Elisabeth. Warum steht dir Manfred höher als wir, Vater?

Jungschläger. Weil er mich versteht, denn ich weiß, daß er die Wahrheit über alles liebt.

Elisabeth. Ah!

Jungschläger. Manfred hat mich noch nie betrogen, mir auch nie etwas verschwiegen.

Elisabeth. Bist du dessen ganz sicher? (Zieht das Zeitungsblatt hervor.)

Jungschläger (dem Schreibtisch zugewandt). Dafür stehe und falle ich.

Digitized by Google

Elisabeth (will mit dem Zeitungsblatt auf ihn zu, stockt, verbirgt es dann triumphierenden Blickes, geht zu ihrer Mutter). Es ist gut.

Jungschläger (steht hinter seinem Schreibtisch). Mein Plan ist fest und wenn ich sie alle wider mich hätte, so stehe ich wie Hutten. (Hochaufgerichtet.) Ich hab's gewagt!

Rundschau

Von den Worten

In den letzten Jahren habe ich viel in Versammlungen geredet. Auch andere hörte ich sprechen. Da begegnete es mir öfter, daß nachher einfache Leute kamen, sagten allerhand Lobendes, meinten aber: „Sie müßten uns das deutsch sagen und so, daß wir es auch genau verstehen." Ich hatte mir immer geschmeichelt, daß ich wenig Fremdworte benütze, meinte aber, zur wissenschaftlichen Sicherheit seien bestimmte Fachausdrücke notwendig. Da lernte ich mit der Zeit ein dreifaches. Das erste war, daß die wissenschaftlichen Ausdrücke, die man sich in seinem bestimmten Beruf angewöhnt, zwar äußerst bequem sind, aber ich möchte sagen, zu bequem. Sie verleiten nämlich leicht dazu, über ihren eigenen Gehalt nicht mehr nachzudenken. Man verläßt sich gegenseitig darauf, in ihnen eine bestimmte Erkenntnis zu besitzen und kann bei deutlichem Nachsehen merken, daß das Wort nur ein Name und Titel war, aber dem Verständnis des Wesens der Sache auch nicht um ein Haar näher führte. Es klingt hart, wenn ich sage, daß eine ganze Fülle von sogenannten wissenschaftlichen Worten nur den Schein einer Erkenntnis vortäuscht und ihr Wert darauf beruht, daß die Ungelehrten viel zu große Achtung vor solchen Namen haben. Die ganze Welt der lateinischen Worte hatte und hat sicher ihr Berechtigtes. Sie diente zur leichteren Verständigung unter den verschiedenen Völkern, deren Gelehrte hier in einer Einheitsprache ihre Funde und Gedanken miteinander austauschen konnten. Allmählich aber gestaltete sich der Gebrauch dieser Worte zu einem beliebten Mittel, um sich von dem Strom der eigenen Volksbildung abzusondern und sich von der Sprache des gemeinen Mannes in die Welt scheinbar höherer Wissenschaft aufzuschwingen. Ich rede von den Geisteswissenschaften und treffe nicht den Arzt, der seine Geheimsprache benützt, um den Leidenden vor der vollen Erkenntnis unheilbarer Krankheit zu schützen; auch meine ich nicht den Techniker, Chemiker und Mathematiker, der in einer Welt kaum wägbarer Werte sich zurechtfinden und ungeahnte Kräfte ausmessen soll. Aber ich denke an den Geschichtschreiber, den Erforscher der Seele und ihrer Geheimnisse, den Rechtskundigen und den Entdecker neuer Weltanschauung. Wie vieles blinkt hier in falschem Glanz, als ob es etwas wäre. Ich gebe dem Mann aus dem Volke ganz recht, wenn er sagt: „Aber, Herr Pfarrer, sagen Sie uns das deutsch, daß wir es auch genau verstehen." Es ist sehr heilsam, die gelehrten Worte einmal innerlich umzudenken und sie zu fragen, was besagt ihr eigentlich? Ich fand viele Hülsen ohne Frucht und wußte nicht, daß es so viele Schalen ohne Kern gibt. Oder wenn das zu hart geurteilt sein sollte, so will ich so sagen: auf

Digitized by Google

dem Weg des Eindringens in deutsches Wort und deutsche Sprache fand ich erst recht, wie nötig es ist zu scheiden zwischen Worten, die uns beim besten Willen nichts zu sagen haben, weil sie Fremdgut sind und bleiben, und Gedanken, die uns nun erst doppelt reizen, ihrer im Ausdruck der heimischen Empfindungswelt habhaft zu werden. Ich danke dem Mann aus dem Volk für manche Einsicht, die mir so ungeahnt zuteil geworden ist.

Das andere, was ich lernte, war: man kann noch lange nicht verständlich reden, auch wenn man sich die tönenden und klingenden Fremdworte abgewöhnt hat. Es gibt Fremdworte, die unentbehrlich sind, und man soll die ganze Frage nicht oberflächlich behandeln, indem man die Worte darnach abzählt, ob sie Fremdworte sind oder nicht. Nein; die Sprache will um sich werben lassen. Sie schenkt sich nicht jedem. Sie ist eifersüchtig auf ihre Geschichte und ihren Laut, in dem so viel altes Gold liegt. Diese Schätze wollen gehoben werden; mindestens soll man sie ahnen lernen und so ein Leben mit der Sprache selbst sich angewöhnen. Die Sprache eines Volks ist wie ein wundersamer Wald mit viel lustigen Durchblicken und manchem Gestrüpp, voll junger Bäumchen und altehrwürdiger Riesen. Da gilt es nicht nur hindurchzugehen und sich beschatten zu lassen. Man hat lange, lange Zeit nötig, um die geheimen Wege zu kennen und Arten und Schichten des Holzes und Schlags zu lieben. Darum tut es mir so leid, daß wir unsere eigene Sprache so wenig kennen. Ich rede nicht als Schulpolitiker. Ich traure nur über den vergessenen Reichtum unserer Sprachgeschichte. So ein einziges Wort ist wie ein Mensch. Es erlebt sein Alter und freute sich seiner Jugend. Es war geschmeidig und flink und wurde hölzern und zäh. Aber wir merken so wenig davon. Wer gut reden will, muß in die Sprache verliebt sein. Ohne solche Liebe zum Wort gehorcht es ihm nicht. Es verschließt ihm seinen Ton. Er weiß nur, wie man es braucht und was es gilt. Aber er hat ihm selbst nie zugehört und nicht belauscht, aus welcher Quelle es strömt und wie sein Flußlauf war. Drum danke ich wieder dem Mann aus dem Volk. Nicht als ob gerade er seine Sprache besser verstünde. Aber er arbeitet doch mit weniger Worten und sie sind ihm drum noch nicht so glatt und gleichgültig geworden. Sie stehen noch sicher da und bedeuten etwas.

Und endlich lernte ich, wie Verstehen und Mißverstehen unter Menschen, die eine gemeinsame Richtung haben, schließlich nur ein Streiten um Worte ist. Freilich liegt im Wort, das man sich erstreitet und mit neuem Inhalt füllt, zugleich ein gewisses Anrecht auf seine ganze Geschichte. Der Streit um ein solches Wort ist zugleich ein Streit um das Recht, neben jenen Ahnen zu stehen und sich neben ihnen sehen zu lassen, die einst das Wort gebrauchten. Aber bei der Fülle unserer heutigen Auseinandersetzungen wäre man sich klarer, wenn zweierlei Gemeinregel wäre: daß jeder klar zu erkennen gäbe, wie er die Worte und Schlagworte meint und — das ist freilich das Größere und Schwerere: daß jeder seinen Willen offenbarte, in welcher Richtung er wandern will, ob vorwärts oder zurück, ob mit den andern oder gegen sie. Hier fängt die Leidensgeschichte der Worte an; denn nun werden sie im Kampf der Geister zu Trägern von Gesinnungen, die unter Umständen himmelweit voneinander verschieden

Digitized by Google

sind. Ein und dasselbe Wort soll sie aber alle decken. Daher die Unwahrhaftigkeit, an welcher nicht das Wort schuld ist, sondern der Mensch, der in dem Wort nur sein Herz verbirgt, statt daß er es zeigt. So war ich auch hier dem Mann aus dem Volk dankbar; denn er seufzte mit seinem ganzen Geschlecht darunter, daß er die Wahrheit nicht sah. Und er bat doch darum. Wie schwer ist es, mit wahrem Wort einander zu helfen! Traub

Kauderwelsch-Blüte

Ja, es blüht fort und fort, blüht immer üppiger, das Kauderwelsch, namentlich das geschäftliche der großstädtischen Öffentlichkeit. Was neuere Berliner Vergnügung-Geschäfte („pardon" — „Etablissements"!) darin leisten, geht nachgerade über den Unfug hinaus ins Gebiet der ausgesprochenen Dummdreistigkeit hinüber. Daß Geschäfte, die sich schon den Gattungnamen „Kabarett" beilegen, dann besondere Namen wie „Chat noir", „Bonbonnière" oder „Folies Caprice" anwenden oder hinzuentwenden, könnte übersehen werden, da diese Unternehmungen ja eine gewisse Narretei zur Daseinsvoraussetzung haben. Übel ist's trotzdem, in deutschen Zeitungen beispielsweise lesen zu müssen: „daß durch die Chat-noir-Redoute die Kabarett-Vorstellung nicht tangiert wird" und gewisse Künstler sich zu dem schönen Zweck ein „spezielles Repertoir einstudiert" haben. Oder (mit stilisierter Schrift säuberlich einer Zeichnung einverleibt): „Kein Ball ohne M.-Cigarettes" und ähnlich schon in vielen neueren Zigarettenanzeigen die pikfeine französische Mehrzahl-Endung!

Dicht daneben aber sieht man — um nur das Allernächste zu beachten — die Ankündigung eines Konzerthauses, das aus einer Markthalle zu einer Biermusikhalle für Massenbesuch hergerichtet wurde und ausgerechnet — „Clou" heißen muß. Die Besucherschaft könnte sich bei dem Namen genau so viel denken, wenn er Bimm oder Bamm lautete; was ja ebenfalls den Vorzug der Einsilbigkeit für sich hätte.

Daß die Vertreter einer Zwergen-Gesellschaft gleich von einer „Zwergenstadt" sprechen, ist durchaus selbstverständlich. Höchst merkwürdig aber bleibt es, trotz all unsrer Gewöhnung an blödeste Sprachverhunzung, daß sie in den Anzeigen hartnäckig die englische Bezeichnung Midget town vorziehen; für die breite Masse und die Kinderscharen, die hier angezogen werden sollen, ist das einfach unverständlich, eine Hemmung, die das Geschäft beeinträchtigen muß! So himmelhoch also schätzen selbst unbedenkliche Geschäftsleute den Reiz und die „Zugkraft" eines kauderwelschen Titels ein, daß sie dafür sogar eine Gefahr für ihren Geldbeutel in Kauf nehmen oder diese Gefahr nicht einmal zu erkennen vermögen!

Die gewohnheitmäßigen Sprachsünden des Zigarettenvertriebs, des Frauenkleider- und Kleiderstoff-Handels, der feinfeinen Küche brauchen hier nur erwähnt zu werden. Aus unzählbaren Schaufenstern, „Annoncen", „Menus" grinsen sie uns entgegen. Überall können wir die sinnlosen fremden Titel auch noch falsch ausgesprochen genießen: im Tabakladen zum Beispiel Nef York Lieke für New York Life, Ariston fein französisch mit Nasen-on, im „Modesalon" dagegen oder beim „Friseur" von vornherein das Nasale als angk, ongk, ängk, und dann eine Fülle eigenartiger Daneben-Betonungen. Gebildete Frauen oder Männer

Digitized by Google

mit freier Zeit sollten dergleichen Kauderwelsch-Entstellungen aufzeichnen; eine gediegene Sammlung müßte überwältigend wirken. Vorläufig aber schadet all die Lächerlichkeit dem Brauche nichts, gar nichts — die fremden Wörter beherrschen vielmehr immer ausschließlicher das Feld.

Es wird sich auch, soweit ausländische Erzeugnisse in Frage kommen, zuvörderst nichts dagegen tun lassen. Bis Franzosen und Engländer es für nötig oder auch nur — unschädlich halten, nach Deutschland gehende (oder zurückgehende) Waren mit deutschen Namen zu beehren, müßte die deutsche Allgemeinheit erst einmal gezeigt haben, daß das Geschäftskauderwelsch sie nicht mehr entzücke. Bei Gasthöfen, die viel von Ausländern besucht werden, könnte man's zur Not begreifen, daß sie mit einem im Ausland bereits bewährten Hausnamen zu locken versuchen; obwohl es immerhin verlegener Unsinn bleibt, einen Gasthof im Herzen Berlins Savoy-Hotel (vielmehr Savoy Hôtel ohne Bindestrich) oder Carlton zu heißen, und etwa Elite-Hotel keinen auserlesenen Geschmack verrät.

Ganz blöd aber wird der Unfug, wenn in einem rheinischen Blatt eine deutsche Kunststopferin sich unter der fettgedruckten Überschrift „Stoppage" anbietet!! (Es gibt nur ein englisches Wort stoppage, das aber etwas ganz anderes bedeutet.) Oder: wenn ein deutscher Schneider zu Charlottenburg den Unsinn an seinen Laden schreibt: „Tailor's business"!! Oder ein „erster" deutscher Schneider zu Berlin einem deutschen Kunden folgende auslandbesoffene Rechnung zu bieten wagt:

„1 fancy blue Cashmere Sacco Anzug"

„1 fancy blue worpted Sacco Anzug 2rhg. durchaus Seide"

„1 fancy braun (!) Homespun Overcoat Ärmel Sattel Seide"

„1 fancy drap riding Breeches"

„1 grey Twill gilet"

„1 fancy Pantalon"!!!

Unternehmungen, die dem Verkehr oder der Erholung gesamter Einwohnerschaft dienen wollen, verfahren genau so albern, wenn sie einen fremdsprachlichen Ausdruck für unvermeidlich und allerherrlichst halten. Beispielsweise das unglückselige Wort-Ungetüm Messenger boys (für Eiljungen oder Schnellboten), das im Volk „unentwegt" ausgesprochen wird, als seien Messingputzer gemeint. Von der „Branche" des Erholung-Betriebs war schon Eingangs die Rede. Zu den Kabaretts und dem Biermusik-Clou hat sich neuesterdings ein weitläufig angelegtes Kaffeehaus gesellt, das in allen Tonarten als eine sehenswürdige Zierde Berlins gepriesen wird und äußerlich sogar in der Tat bauliche Reize hat, durch einen ausgesucht törichten Namen jedoch sich und uns wieder ein erbarmenswürdiges Armutzeugnis ausstellt. Der stattliche Rundbau neben dem Potsdamer Bahnhof enthält — natürlich! — auch einen „Kino", dessen Name zwar aus zwei anderen zusammen-gelehnt, doch wenigstens deutsch ist: aus Kammerspielen und Lichtspielen wurden die „Kammer-Licht-Spiele". (Nebenbei ein typischer Fall von Einfallosigkeit bei Berliner Theater-Unternehmungen von heut.) Das epoche-machen-sollende Café dagegen heißt: — „Picadilly"! Kein Mensch in Großberlin ist verpflichtet, zu wissen, was Picadilly sei. Eine Minderheit derer, die den Kaffeehaus-Gründern das viele Geld bringen sollen, hat eine mehr oder minder

Digitized by Google

dunkle Ahnung davon, daß es eine Londoner Straße oder Stadtgegend bedeute (in der allerdings auch ein großes Kaffeehaus „with popular prices“ ist). Der Titel, der den meisten gar nichts als einen ulkigen Klang gibt, sagt also der besser beschlagenen Minderheit — nichts; was offenbar keinen wesentlichen Fortschritt gegenüber dem Garnichts ausmacht. Ein vernünftiger Engländer muß sich ja krankachen, wenn er sich mitten in Berlin plötzlich vor „Picadilly“ sieht.

Wir sollten diese „Lokalfragen“ nicht für unwürdig unsrer Aufmerksamkeit erachten. Bonbonnière, Clou, Chat noir, Bar Riche, Queen-Bar und nun Picadilly: gewiß, es sind ja alles nur „Lokale“, allein gerade sie und mit ihnen die Zigarettenmacherei, die Konfektion und verwandte Modegeschäftszweige lassen sich die zäheste, geräuschvollste Reklame angelegen sein. Gerade diesem Kauderwelsch entgeht man bei keinem Gang durch die Stadt, bei keinem Blick in die Zeitungen. Dieses sinnlose Gedränge fremder Schlagwörter prägt sich allen ein. Und wir müssen es uns schlechterdings gefallen lassen, wenn gute Freunde im Ausland unsre Kultur danach beurteilen und ihre Achtung danach bemessen; was letzten Endes vielleicht gar, in kritischer Stunde, den Ausschlag für politische Entschlüsse geben könnte. Bedarf es aber erst des „Bangemachens“? Warum erheben sich Geschmack und Stolz nicht ohne weiteres gegen den Unfug?

„Am Nachmittag“, so war in den Zeitungen zu lesen, „besichtigten der Handelsminister v. Sydow und der Oberhofmeister der Kaiserin Graf Mirbach das Etablissement und machten Herrn B. schmeichelhafte Komplimente über seine gelungene Schöpfung.“ Derartige Schöpfer legen demnach Wert auf das Urteil von oben. Wie wäre es, wenn von oben bei solcher Gelegenheit vor der Eröffnung der jeweiligen „Schöpfung“ ein ernstes Wörtchen über kauderwelsche Sensation-Namen hinzugespendet würde? Dies wäre immerhin eines der möglichen Mittel gegen sie. Man schämt sich fast, es zu empfehlen, wenn diejenigen, die für Reinheit und Schönheit unsrer Sprache mit unter den ersten wirken sollten, nicht von sich aus dafür wirken. In ihrer Gesamtheit fallen die Abwehrmittel unter den Begriff der „Geschmackspolizei“, der kürzlich hier schon einmal gestreift wurde und bei guter Gelegenheit auch wohl näher ins Auge gefaßt werden könnte.

Willy Rath

Julius Grosse*

Der Kunstwart hat vor ungefähr dreizehn Jahren auf Grosse als einen von denjenigen hingewiesen, die neben den damals so laut gepriesenen „Modernen“ doch auch noch sozusagen Poeten waren und beachtlicher als manche von diesen. Inzwischen haben nicht nur die damaligen Eintaggrößen abgewirtschaftet, sondern auch die allgemeine Ebene hat sich merklich gehoben. Blicken wir jetzt in die Vergangenheit, so steht Grosse der Lyriker nach wie vor im Licht, aber um seine Werke andrer Art spielen die Nebel. Auf Grosses Dramen und seine Prosa trifft zu, was vor siebzehn Jahren schon Wolfgang Kirchbach an Adolf Stern schrieb,

* Zu den „Ausgewählten Werken“ in drei Bänden, hrsg. unter Mitwirkung verschiedener Literarhistoriker von Antonie Grosse (Alexander Duncker, Weimar)

Digitized by Google

was ich klarer zu sagen nicht hoffen darf und darum hier anführe: „Ich kann eben, mit unbedingtem Zugeständnis, daß die Phantasie das Erste und Letzte für den Dichter ist, von der einen Forderung nicht los, daß als Schöpferisches und Treibendes das Erlebnis, das eigen gewonnene Stück Leben hinzutreten muß! Für Grosse genügte es, ich sage nicht in allen, aber doch in sehr vielen Fällen, daß seine Stoffe überliefertes Leben bergen. Den Drang, sie sich persönlich zu eigen zu machen, sie selbst zu erleben, scheint er als etwas Untergeordnetes angesehen zu haben; für mich gibt es keinen wirklichen Dichter, keine echte Poesie ohne Mitwirkung dieses Dranges. Ich nehme ohne weiteres an, daß Ihre feinfühligen Erörterungen über sein formelles, sein sprachliches Verdienst, seine durchgebildete Verskunst unbedingt zutreffend sind und weiß natürlich auch, daß für den Dichter auch Gedankengänge und Reflexionen so gut wie Leidenschaften, Welteindrücke und Erfahrungen zu Erlebnissen werden können. Aber ich unterscheide das eigentlich schöpferische individuelle Leben vom Traditionellen und finde bei Grosse des Letzteren einen Teil zu viel." In Grosses Prosa und den Dramen bin ich im Verlauf nochmaligen bereitwilligen Lesens der drei Bände wirklich keinem Moment begegnet, das mir ein günstigeres Urteil erlauben dürfte. Zwischen jenen und der Lyrik steht nun die Versepik, die Grosse mit großer Vorliebe und glänzender Reimkunst pflegte. Auch in ihr finde ich lange Stellen von auffallender Dünne, und es ist mir einstweilen eine offene Frage, ob die Herausgeber nicht besser statt ausgewählter ganzer Epen die besten Bruchstücke aus allen Epen dem „eisernen Bestand aus Grosse" einverleibt hätten. Daneben aber zeigt sich in den Epen auch die idyllische Naturbeseelung und der zurückhaltende Humor, die den Wert manches Kabinettstückleins in seiner Lyrik ausmachen. Seltsam, wie stark es Grosse zur gedanklichen Durchdringung seiner bunten Phantasiewelt gedrängt hat, eine Aufgabe, an der er meines Erachtens scheiterte, wie das überladene Epos „Abul Kazims Seelenwanderung" dartut. Wo er hingegen rein als Schilderer bunten Spiels und etwas allgemeineren Gefühls (Liebe, Eifersucht, Patriotismus) zu wirken sucht, gelingen ihm so graziöse Werklein wie das „Mädchen von Capri" und die zierliche „Tamarena", von denen diese an Reiz und Gehalt kaum noch von Herzens köstlichfrischem „Bruder Rausch" übertroffen wird.

Über Grosses Lyrik dürfte kaum etwas Neues zu sagen sein. Man schätzt sie allgemein, auch Kirchbach zum Beispiel hat ihr viel Aufmerksamkeit gewidmet. Es scheint mir aber heute angebracht, die Worte von Bartels besonders zu unterstreichen, die sich in seiner Einleitung finden: „man wird Grosse als Lyriker nicht zu den Allergrößten nach Goethe stellen". Auch das liegt wohl an dem eigentlichen Mangel seiner Natur, dem Mangel an starkem Erleben. Was will es denn besagen, wenn wir jemand einen Nurlyriker nennen, im Gegensatz zu jenen Großen, die auch als Prosaiker oder sonst „groß" waren, Keller, die Droste, Hölderlin. Mir scheint, dies: er kann innerhalb der Formen, die er beherrscht, nur immer wieder sein eigenes Ich austönen, sein etwa vorhandener Phantasiereichtum an individuellen Gestalten,

Digitized by Google

an Schicksalen, Ideen und Gedanken wirkt nicht mit hinein (bei Grosse mit deswegen, weil er sie immer wieder in andern Formen zu gestalten suchte). Und wenn dies eigene Ich nun zwar an Gefühlen reich, aber nicht ebenso tief wie erregsam, nicht ebenso anschauungreich wie begeisterungfähig ist, dann wird von der Lebensernte eine recht kleine Auswahl der Nachwelt gemeinhin genügen. Grosses Lyrik ist im allgemeinen in der Tat wenig tief, eigentliche lyrische Tragik, wie sie Hölderlin hatte, oder rückhaltloses Temperament, wie das der Droste, gab seine Natur nicht her. Sein berühmtestes Gedicht ist ein fast gestammelter, weder völlig beherrschter noch aus nie erschauten Tiefen geborener Ausdruck der „Sehnsucht“,* und seine zahlreichsten guten Gedichte gehören dem Gebiet des Idylls, der wehmütigen Stimmung und der Romanze an. In ihnen lebt wie in den Epen auch die feine heimlich zitternde Überredungstechnik, die mit einer süßen Flut von Worten den Leser allmählich und sicher in ihr Bereich zieht — eine jener Fähigkeiten, die von der modernen Neuromantik so heftig ersehnt und erstrebt wird und doch dem beschaulichen Talent am leichtesten zu Gebote steht, da es sich selbst mit einspinnt in den holden Traum.

Ezard Nibden

---

* Ich möchte, im Einvernehmen mit dem Verfasser, ausdrücklich betonen, daß das meiner Meinung nicht entspricht. Für mich gehört „Sehnsucht“ zu den ganz wenigen echten „Kristallen“ der Lyrik, und sein „Stammeln“ empfinde ich gerade als Meisterschaft der lyrischen Form. Auch unter den andern Gedichten Grosses sind manche, die ich weit höher stelle, als der Verfasser. A

Das Bild und sein Wert

für die Beurteilung einer Dichtung

Das Bild (Vergleich, Tropus) als Kunstmittel betrachtet gibt ein äußerst zartfühliges Kriterium dafür ab, was Wahres, Ausgereiftes und Eigentümliches dem „schöpferischen“ Ausbruche anhaftet, der irgendein Buch auf den Markt geworfen hat.

Das Bild dient durchaus nicht dazu, ein Kunstwerk mit Schmuck zu versehen. Die Schönheit der Dichtung beruht wesentlich auf ihrem Gehalt, da wäre das künstlerische Bild ein viel zu starksprechendes Mittel, um lediglich als Schmuck beigegeben zu sein. Es ist im Kunstwerk vor allem dem Gehalt zugeordnet. In der Absicht des Künstlers wird das Bild zum Steuer der Aufmerksamkeit. Das Bild unterstreicht und führt, damit fallen seine Gesetze von selber auf.

Das Bild ist künstlerische Notwendigkeit und geht, wie jede künstlerische Äußerung, aus dem Kampfe des Gestaltungstriebes mit den Gestaltungsmitteln hervor. Dort wo die Sprache zu arm wird oder wo ihre Formen allzu ausgeklungen sind, als daß sie in einfacher Wortfolge den Gegenstand des Gestaltungstriebes erschöpfen könnten, muß der Künstler zum Vergleich, zum Bilde greifen. Und je ungewöhnlicher, je geheimnisvoller der Gegenstand wird, desto härter wird der Künstler mit dem erschöpfenden Ausdruck zu ringen haben, desto bildhafter muß er gestalten.

So besitzt das Bild als Kunstmittel doppelten Wert:

Es hebt den logischen Kern seines Darstellungsteiles in helle-

Digitized by Google

res Licht und umgrenzt ihn schärfer, als ein schlichtes Wort vermag. Abgerundeter, eindringlicher, gefestigter kann der umschriebene Begriff dem Flusse der Handlung überlassen bleiben. Der Begriff ist durch das Bild zum Siegel geworden. Darauf beruht jene eigentümliche Wirkung stereotyp wiederholter Attribute: die neuartige, vielleicht überraschende Handlungsstufe des Kunstwerkes wird durch stereotype Bildwendung mit einer gewissen Vertrautheit ausgestattet, und alle früheren Handlungsstufen derselben Bildwirkung werden traumschnell zurückgerufen. Das unterstreichende, beleuchtende Bild dient vornehmlich der Zusammenfassung, der Vereinheitlichung des Kunstwerkes. Es ist Gedächtnishilfe. Die andere Bedeutung des Tropus liegt nicht in dieser abschließenden Fähigkeit, die den umschriebenen Begriff zum Siegel erhebt. Das Bild kann den Begriff auch mit einem Stimmungsbeiklang ausstatten, der — verdeckt, aber doch anregend und führend — auf die beabsichtigte Entwicklungsrichtung des Begriffes hinweist. Dabei wirkt das Bild nicht reproduktiv, sondern vorbereitend, das heißt mitbauend. Da sucht es den Leser in Lebensstimmungen zu leiten, die zur Eigenart der erdichteten Gestalten gehören.

Das Bild entspricht also einem Ausdruckszwange, der nicht durch das geläufige Wort gestillt werden kann, und hat außerdem wesentliche Arbeit zu leisten. Daraus folgt, daß es vom Künstler mit Naturwahrheit — denn nur das Naturwahre fällt wirksam auf — und gesteigerter Melodik des Ausdruckes vorgetragen wird. Naturwahrheit und Melodik ergeben aber nur dann die gesuchte Plastik, die zusammenfassen und führen kann, wenn das Bild auch gleichzeitig originell ist, das heißt, wenn es auf ungesuchter Eigenart der künstlerischen Naturauffassung beruht.

In dem bildlichen Inhalte, in der Bildmelodik und dem Verhältnisse beider zum Darstellungsgegenstande liegt jenes wesentliche Merkmal künstlerischer Fähigkeit verborgen, darauf näher hingewiesen werden soll. Das Merkmal ist um so untrüglicher, als der Autor seine Fähigkeiten unwillkürlich und unbewußt fast nur in seinen Bildern und Vergleichen offenbart, alles andre kann ihm von außen irgendwoher zugeflogen sein. —

Jeder Künstler aus natürlicher Veranlagung hat den Hang, möglichst einfach darzustellen. Dieses Verlangen ist in dem erwähnten Kampfe zwischen Darstellungstrieb und Darstellungsmittel begründet. Jeder Künstler muß zu einer gewissen Abneigung von dem beschränkenden Mittel gelangen, das ihm die volle Ausgestaltung seiner Idee versagt. Er drängt daher das Darstellungsmittel möglichst zusammen, um es der erwünschten Kraft anzunähern. Daraus folgt, daß der Künstler den bildhaften Vergleich, der eine Erweiterung des Ausdrucksmittels bedeutet, sparsam verwendet. Wo der Künstler ein Bild gebraucht, ist es immer für sein Gestaltungsziel unumgänglich notwendig. (Dafür gibt es scheinbar Ausnahmen, gewisse ethnologische oder besonders phantastische Schilderungen; die Ausnahme ist nur scheinbar, weil die reichere Bildhaftigkeit durch den Stoff erfordert wird.)

Der Dilettant vernachlässigt das Gesetz der Ausdrucksökonomie, weil er den Kampf zwischen Inhalt und Ausdrucksmittel nicht erlebt. Fällt ihm ein tragfähiges Bild bei, so beeinträchtigt er dessen Wir-

Digitized by Google

kung durch einen Wortschwall, der belästigt aber nicht anregt.

Das Bild des Künstlers ist inhaltsklar. Es ist immer natürlich. Der Künstler offenbart in seinen Bildern jenen Teil seiner Weltanschauung und Weltauffassung, den er nicht zum Hauptgegenstande des Werkes gemacht hat. So kann ein Kunstwerk, das ja immer nur einen Teil der Naturoffenbarung des Künstlers ausgestaltet, gleichwohl zum Ausdruck einer erschöpfend dargestellten Weltanschauung werden.

Der Dilettant ist in seinen Bildern unklar und richtungslos, er bleibt mit seinem Darstellungsziel nicht überein. Ihm ist ja das Bild nicht aus Gestaltungsnot entstanden, er faßt es als schmückendes Beiwerk auf. Ein zutreffendes Bild in einem Dilettantenbuche ist Zufall oder stammt aus der Lektüre. Vor allem aber sind die Bilder der Dilettantenbücher gequält, weil sie unnatürlich sind. Dort kann man Vergleiche lesen, die allen Naturgesetzen Hohn sprechen und dabei mit allen Zeichen selbstbewußte. Originalität vorgetragen werden. Der Dilettant hat kein Organ für das natürliche Geschehen, er hat keine Weltanschauung, darum sind seine Bilder unwahr und falsch. Seine Weltauffassung bezieht der Dilettant von außen her, daher liebt er es im Vergleiche mit Standpunkten aufzuspielen, die ihm irgendwie als modern imponieren. Der Dilettant kann's dabei bis zu einem Scheine von Originalität bringen, während er eigentlich nur wortfrech ist. Trotzdem bleibt er, um mit dem Mystiker zu reden, der echte Affe Gottes.

Das Bild des Künstlers stimmt, wiewohl gesteigert, in seiner Melodik mit dem Ton seiner Umgebung überein. Es lassen sich für die Wortsprache die beiden Tonarten der Musik, Dur und Moll, gut herausfühlen. Ein Teil eines Kunstwerkes, der in klarem Dur vorgetragen ist, wird auch in seinen Bildern niemals in das stimmungsreichere Moll überlauten, sondern stets nur innerhalb der Tonart steigern. Um das zu erfassen ist allerdings schon ein feineres Gehör nötig. In der Melodik liegt nun ein Teil der Bildwirkung verborgen. Es kommt dabei auf recht zarte Beziehungen zum Gesamtton des Darstellungsteiles und zum Inhalt des Bildes an. Der falsche Ton mancher Bilder ist oft schwer zu erkennen und äußert sich auch bei geübtem Gehör nicht viel stärker als durch ein leichtes Unbehagen. Dilettanten fallen, wenn sie bildhaft werden wollen, und sie wollen es häufig, meist aus dem Dur in das weichste, klingelnde Moll und suchen dem geringfügigen Bildgedanken mit allerhand Wortmusik zu Hilfe zu kommen. Der Vergleich zwischen Bildinhalt und Wortgesang führt dann am sichersten zu einer richtigen Wertung.

E. G. Kolbenheyer

Leihbibliotheksteuern?

Man schreibt uns aus Buchhändlerkreisen:

Um das vorwegzunehmen: es sollen auch unserm Plane nach nicht die Staats- und nicht die städtischen, auch nicht die von gemeinnützigen Vereinen begründeten und unterhaltenen Bibliotheken eine Steuer bezahlen, sondern nur die Privat-Leihbibliotheken, die allein auf Geschäftsgewinn ausgehen. Und auch auf ihnen soll diese Steuer nicht „sitzen“ bleiben — es ist ihnen leicht möglich, sie abzuwälzen.

Die Literatur, die durch diese

Digitized by Google

Geschäfts-Leihbibliotheken verbreitet wird, gehört da und dort wesentlichen Teils zur guten — es gibt auch Leihbüchereien auf rein geschäftlicher Grundlage, die gediegene Bücher führen, das soll nicht bestritten werden. Daß sie in der Menge solcher Anstalten durchaus in der Minderzahl sind, beweisen aber die Kataloge bei weitem der meisten Leihbibliotheken, es zeigen's bei Warenhäusern die Ankündigungen, es zeigen's die Schaufensterauslagen. Es kann ja auch gar nicht anders sein, wo die Nachfrage das Angebot regeln muß. Doch nicht nur unmittelbar fördern diese Leihbibliotheken die Verbreitung ästhetisch minderwertiger Literatur — sie tun das in weit bedeutenderem Maße mittelbar, insofern nämlich, als sie den einzelnen zum Vielleſen anhalten, ja ihn geradeswegs dazu erziehen. Zu einem Vielleſen, welches den Leſer hindert, ſich in ein Buch zu vertiefen und dieſes eine ganz auszuſchöpfen. Die Möglichkeit, ſich jede Woche zwei oder drei neue Bände zu verſchaffen, reizt eben dazu an, ſoviel Bücher wie möglich und ſie ſo raſch wie möglich zu verſchlingen. Der Benützer einer Privat-Leihbibliothek wird wohl meiſt ein nur auf die Handlung, auf das Was, nicht das Wie achtender, flüchtig von Seite zu Seite haſtender Leſer ſein.

Wir haben ferner zu berückſichtigen, daß dieſe Leihbüchereien unſre Schriftſteller mittelbar ſchädigen. Jeder Verleger, der für ein Werk Propaganda macht, muß nämlich damit rechnen, daß die Unkoſten für dieſe zum Teil erſt auf dem Umwege über die Leihbibliotheken und dann nur in geringem Maße hereinkommen, er wird ſich alſo ſcheuen, für einen unbekannten Schriftſteller lebhaft einzutreten, oder er wird ſuchen, anderswo, zum Beiſpiel am Honorar des Verfaſſers zu ſparen. Es ſteht nun weiter ohne Zweifel feſt, daß ſehr viele, die es ſich leiſten könnten, ein Buch zu kaufen, die Leihbibliothek benützen.* Warum ſoll nicht ein jeder für eine ſolche Entleihung eine kleine beſondere Gebühr bezahlen, aus der eine Stiftung für die Autoren begründet werden kann?

Wir wollen einmal auszurechnen verſuchen, wieviel die Leihbibliotheksſteuer ungefähr einbringen würde.

Es gibt in Deutſchland nach dem amtlichen Adreßbuch für den Deutſchen Buchhandel etwa 1000

---

* Dieſer Unfug iſt eine Zeitlang viel öffentlich erörtert worden, und man ſuchte ihn damals durch allerhand Vorſchläge zu bekämpfen, um der ernſthaften Literatur mehr Käufer zu verſchaffen. Hier ein Epigramm von Avenarius aus jenen Jahren, „Zaungäſte“ überſchrieben:

„Zehn Pfennig der Schemel, um
drüber zu ſchaun!“
Ausruft's ein Geſchäftsmann hinter
dem Zaun.
„Wie kann man nur ſo ohne Scham
Ein Zaungaſt ſein“, ſo denkt
Madam.
Doch weil der Vorhang noch unten
bleibt,
Mit einem Buch ſie die Zeit vertreibt,
Das nicht gekauft zwar in der
Stadt,
Doch für zehn Pfennig geborgt ſie
hat,
Und guckt einem Dichter in Herzensruh
So als ein richtiger Zaungaſt zu.

In den letzten dreißig Jahren hat ſich das Anſtandsgefühl in dieſem Punkte immerhin gehoben.

Digitized by Google

Leihbüchereien. Nehmen wir an, daß jede durchschnittlich 20 Bände im Tage verleiht, so bekämen wir bei einer Steuer von 2 Pfg. auf den Band 1000 mal 40 Pfg. gleich 400 M. im Tag, oder, das Jahr zu 300 Geschäftstagen gerechnet, 300 mal 400 gleich 120 000 M. im Jahre. Bei diesem Überschlag wurden aber die Warenhäuser noch vollständig außer acht gelassen, den meisten von ihnen ist ja heute eine Leihbibliothek angegliedert, die oft manches Hundert von Bänden in einem Tage verleiht. Deshalb kämen wir, wenn wir den Durchschnitt der täglichen Bücher-Ausgaben berechnen könnten, sicher auf einen höheren Satz als 20 Entleihungen für den Tag und die Bücherei; das wirkliche Erträgnis der Steuer würde also die eben genannte Summe weit übersteigen.

Und das um so eher, als die Art der Erhebung äußerst einfach wäre. Die Leihbibliotheken müssen ja sowieso Bücher führen, um eine Kontrolle zu haben; nach jenen Geschäftsbüchern, welche die Zahl der entliehenen Bände zeigen, würde monatlich oder vierteljährlich die Steuer berechnet werden. Der Besitzer erhebt von seinen Kunden bei jeder Entleihung die Steuer, die, wie wir vorhin annahmen, 2 Pfg. für den Band betragen soll, aber auch höher angesetzt werden kann.

Damit verhütet wird, daß die Stiftung den Büchereien Geld zu kreditieren hat, müßte die Verwendung von Marken vorgeschrieben werden, die im voraus zu bezahlen sind. Von Vierteljahr zu Vierteljahr wäre dann nach den Geschäftsbüchern zu kontrollieren, ob die Zahl der Entleihungen mit der Zahl der bezogenen Marken übereinstimmt.

Wir können für diese Steuer noch geltend machen, daß wir heutzutage eine große Reihe billiger Unternehmungen haben, die es auch dem minderbegüterten Publikum ermöglichen, sich Bücher anzuschaffen. Ich erinnere als an die billigsten nur an die Schatzgräberschriften, die Wiesbadener und Schweizerischen Volksbücher, die Reclamsche, Hendelsche und Hessesche Sammlung, die Cottasche Hausbibliothek, an die der Dichter-Gedächtnis-Stiftung, an die Bändchen aus den Sammlungen Göschen und „Aus Natur und Geisteswelt“. Deswegen, und weil ferner die gemeinnützigen Bibliotheken steuerfrei bleiben, ist nicht zu befürchten, daß die geistigen Bedürfnisse des kleinen Mannes verteuert werden. Ganz abgesehen davon, daß die Steuer so gering ist, daß sie für den einzelnen kaum eine Belastung bedeutet; wer sich jede Woche zwei Bände entleiht, hätte nur 4 mal 52 Pfg. gleich 2,08 M. im Jahre an Steuer zu bezahlen.

Daß eine Besteuerung der reinen Geschäfts-Leihbibliotheken die Berechtigung gewissermaßen in sich selbst trägt, wird schwerlich jemand bestreiten, der an ihnen nicht geschäftlich interessiert ist. Sie erscheint uns aber als Notwendigkeit, wenn wir daran denken, daß eigentlich auch die Nicht-Bücherkäufer schon längst hätten dazu beitragen sollen, um unsre Autoren für das, was sie ihnen, was sie der Allgemeinheit gaben, einigermaßen zu entschädigen. Ich deutete ja vorhin schon an, daß aus dem Erträgnis eine Stiftung begründet werden soll, nicht eine, die alljährlich Preise verteilt, deren haben wir schon genug, sondern eine, die junge, aufstrebende Talente unterstützt und fördert, die anerkannte, ältere Schriftsteller, Künstler, Gelehrte materiell unabhängig macht.

Digitized by Google

In Schweden sind sie schon so weit, daß sie der Lagerlöf von Staats wegen eine Pension zahlen, wir Deutschen, die wir uns doch das Volk der „Denker und Dichter“ nennen, die wir also unsre Denker und Dichter mehr als andre Völker ehren, auch durch die Tat ehren sollten, lassen uns hierin beschämen. Daran, daß eine große Stiftung aus freiwilligen Beiträgen zusammenkäme, ist wohl nicht zu denken, noch weniger steht zu hoffen, daß der Staat Mittel hergäbe. So soll er wenigstens die Leihbibliothekssteuer einführen, damit das Erträgnis, welches diese in jeder Hinsicht gerechte Steuer ergibt, verwendet werden kann, um uns unsrer Verpflichtungen zu einem kleinen Teil zu entledigen. Auf daß es sich zeige, daß wir Deutschen auch zu einer Volkswirtschaft mit den geistigen Gütern allmählich reif werden.

Walter Sommer

Berliner Theaterschluß

Zu seiner Ehre möchte ich's annehmen: dies Theaterjahr 1911/12 ist am Ende selbst vor Scham errötet, als der Sommer kam und ihm sagte: Nun geh, da hast du deinen Abschiedspaß! Dürr und bloß, mit leeren Händen stand es da; nichts, rein gar nichts war ihm geblieben, was es seinen Nachkommen hätte mit einigem Anstand vererben können. Da, als schon der Klöppel zum Schlag der zwölften Stunde ausholte, raffte es sich noch einmal auf, mit jener Krampfhaftigkeit, die solchem „Zuguter-Letzt“ eigen zu sein pflegt, und warf uns als Beschwichtigungsbissen den Wedekind-Zyklus des Deutschen Theaters zu. Auch dabei noch fehlte es nicht an allerhand vorsichtigen Kautelen: der Dichter selbst mußte die Leitung und Verantwortung übernehmen, nur als „Gast mit eigner Beköstigung“ sozusagen duldete man ihn im Hause, und unter den sechs Stücken, die im Laufe zweier Wochen gespielt wurden, gab es nur eins, das für Berlin neu, kein einziges, das überhaupt noch unbekannt und aus Wedekinds jüngster Periode war. Dennoch empfand man diese fünf Abende als eine ungeheure Erfrischung, dankbar schon für den Mut der Initiative.

Zum ersten Male stellte sich die Wedekindsche Dramatik als ein Ganzes dar, zum ersten Male erhob ihr Schöpfer, Dichter, Regisseur und Schauspieler in einer Person, die Forderung, als Gesamtpersönlichkeit nach allen Ansprüchen und Fähigkeiten gewürdigt zu werden. Er hätte sich keinen günstigeren Zeitpunkt dafür wählen können. Denn nichts war uns im Laufe dieser Spielzeit schmerzlicher und niederdrückender zum Bewußtsein gekommen, als der Mangel eines kühnen und starken, von sich selber durchdrungenen Wollens nichts war gebieterischer vor uns aufgestanden als der Ruf nach einem „Kerl“, der geradaus, unbeirrten Schrittes und ohne Kompromisse seines Weges marschiert, mögen die Früchte, die er mitbringt, einstweilen noch so fraglich sein. Überblickt man die Kritiken, die die einzelnen Stücke des Zyklus, auch die für Berlin noch neue Simplizissimussatire „Oaha“, diesmal erfahren haben, und vergleicht man sie mit den Beurteilungen, die ihnen bei ihrem ersten Erscheinen zuteil geworden, so fällt überall das Wachsen des Respekts auf, auch da, wo die Ablehnung der Wedekindschen Weltanschauung und ihrer künstlerischen Form sich nicht gemildert hat. Es ist die Macht der Konsequenz und Zähigkeit, die sich

Digitized by Google

einmal wieder durchsetzt, die Energie des Willens, die sich Gehör und Achtung erzwingt. Erst in zweiter Linie fragt man nach ihrem Inhalt und ihrem letzten Ziele. Es gibt eben Hintergründe der Zeitstimmungen, so blaß und flau, daß sich auch Grimm und Verbissenheit, Ironie und Selbstzerfleischung, oder wie die negativen Faktoren der Wedekindschen Dramatik sonst heißen mögen, in scharfen Charakterkonturen imponierend davon abheben. Eine andre Ahnung, die nun nahe daran ist, Überzeugung zu werden, kommt hinzu: Kein zweiter unter den Lebenden ist gewissen Erscheinungen der Gegenwart, nackt und brutal wie sie da auf dem Markte stehen, so beherzt und resolut, um nicht zu sagen unverfroren und schamentblößt zuleibe gegangen, wie der Dichter des „Erdgeistes" und des „Marquis von Keith", kein zweiter hat sich durch Rücksichten auf Überlieferung und Herkömmlichkeit weniger von den grellen Tönen, den krassen, schreienden Farben, den gellenden Dissonanzen unsrer Tage entwinden oder auch nur dämpfen lassen als der Satiriker der „Musik" und des „Oaha", keiner endlich hat heißer und leidenschaftlicher den Geheimnissen ihrer bizarren Romantik nachgejagt, als der Phantastiker, der die Höllenbrueghelei „So ist das Leben" geschaffen hat. Und — was nun kaum noch zu verwundern — mit dem Dichter Wedekind hat sich der Darsteller Wedekind durchgesetzt. Je mehr wir dahinter kamen, daß dies alles Erlebnisdichtung, wie glühende Lava herausgetrieben, herausgeschleubert, herausgewühlt aus dem Kraterschlund einer von dunklen Elementargewalten zerrissenen Seele, desto begreiflicher und berechtigter mußte uns die scharfkantige, unkultivierte Eckigkeit dieses Darstellers seiner selbst erscheinen, der durch keine Schule schauspielerischer Zucht gegangen ist und der alles, was ihm davon etwa im Laufe der Übung anfliegen wollte, mit unwilliger Vehemenz wieder von sich stößt. Man lacht auch heute noch über diesen zappligen, verworren gestikulierenden, mehr fauchenden als sprechenden Schauspieler, man prallt auch heute noch halb entsetzt, halb ernüchtert zurück vor diesem Dichter, in dem alles Poetische nur embryonal gestaltet ist, aber man glaubt zu wissen und glaubt fordern zu dürfen, daß der, der da einst kommen soll, mit einem Tropfen Galle aus seinem bittern Kelche gesalbt sein muß.

Während sich dieser Wedekind-Zyklus im Deutschen Theater von Abend zu Abend mehr Aufmerksamkeit und Interesse eroberte, gab es nebenan im Schwesterhause der „Kammerspiele" ununterbrochen, wochen-, monatelang den „Freund Teddy", ein Kompagniestück der Franzosen Rivoire und Besnard — nicht etwa als „Mitbringsel" irgendeiner zu vorübergehendem Gastspiel zugelassenen Sommerdirektion, o nein, als regelrechtes Repertoire-, Kassen- und Publikumsstück der Direktion Reinhardt selbst. Vielleicht ist das Haus der Dreihundert darüber zunächst selber genau so erstaunt gewesen, wie ein Teil der Berliner Kritik indigniert war, daß ein Dauererfolg von dieser Einträglichkeit just dort die Augen aufschlug, wo es doch programmgemäß eigentlich immer nur platonische Liebschoften zwischen Spielplan und Kasse geben dürfte. Nun aber, die Herrschaften des Theatersnobs und seiner esoterischen Liebhabereien hat ja mittlerweile lange genug gewährt, um auch das Aschenbrödelpublikum wieder mal zu Ball gehen zu lassen.

Digitized by Google

Man errötet nicht mehr, wenn Onkel und Tante Schmidt für sich und ihren Provinzbesuch gleich zehn Kammerspielplätze auf einmal bestellen. Wozu auch? Dies Stück, in dem der Tüchtige, dem Herz und Mund auf dem rechten Fleck sitzen, ein Amerikaner von neuem Schrot und Korn, einem windigen Fant die Braut abjagt, nachdem er dies herzige Dornröschen zuvor mit angeborener Unverfrorenheit aus den Hecken einer unwürdigen Ehe herausgehauen hat, es hat bei all seiner volkstümlichen Gesundheit und Allgemeinverständlichkeit doch auch so viel frei schaltende Heiterkeit, so viel spielerische Grazie und organisch aus der Situation herauswachsenden Witz, daß es die Benedix, Moser und L'Arronge nur als ganz entfernte Vettern einer degradierten Seitenlinie gelten zu lassen braucht. Für uns Deutsche ist noch ein Sondertrost dabei: Wenn euch Franzosen, mögen wir uns zureden, solch Harrassprung vom hohlen Boulevardschwank zum guten, braven, gediegenen Lustspiel gelingt, warum sollte nicht auch uns heute oder morgen der Retter erscheinen, der das verschlafene Schloß nebst König und Königin, Prinzessin und letztem Küchenjungen zu neuer Lust und Herrlichkeit erweckt?

Friedrich Düsel

Gustav Mahlers „Neunte"

Als Clou der „Wiener Musikwoche" hatte die angesagte Uraufführung der nachgelassenen Neunten Symphonie Gustav Mahlers eine stattliche Menge von Musikmenschen in die Donaustadt gelockt, um dieses letzte Werk des merkwürdigen Mannes kennen zu lernen, über den der Kampf der Meinungen sich noch nicht beruhigen will. Was Mahler im besonderen für Wien bedeutete, merkt man am besten am Orte selbst. Und es merkten's nun auch alle die Fremden, da zum Beispiel die Hofoper, um den Musikgästen etwas besonders Würdiges darzubieten, sie mit nichts Besserem bewirten konnte, als mit zwei Glanzstücken des Repertoires der Mahlerschen Ära. Namentlich der „Figaro" hat sich noch fast unversehrt so, wie ihn Mahler einstudierte, erhalten. Er ist etwas in seiner Art ganz Unvergleichliches. Und dieses entzückende Wunder nachschaffender Kunst hat der große Künstler nicht etwa durch Heranziehung der geeignetsten Kräfte aus aller Welt zustande gebracht, vielmehr mit einem Personal, dessen Solisten für ihre besondere Aufgabe in diesem Mozartschen Werke keineswegs vorbestimmt erscheinen. Aber wie hat Mahler die Kraft jedes Einzelnen gesteigert und gehoben! Zu welchen Gesamtwirkungen hat er sie alle in unzähligen Proben geführt! Wie deutlich und flüssig sprudelt das Parlando! Welche Feinheit und Abgestimmtheit des Ensemblegesanges! Wie üppig schwelgt die zärtliche Kantilene sich aus! Wahrlich, dieser Mozartstil ist einzig, keine andere Bühne vermag das so zu bieten. Er bedeutet eine Sehens- und Hörenswürdigkeit, welche die Reise nach Wien verlohnt.

Kann es eine bessere captatio für die Erstaufführung einer Mahlerschen Symphonie geben als diesen vorausgegangenen „Figaro", der wie ein lichter, seliger Traum an uns vorüberzieht? Muß man den Meister nicht lieben, der ihn so nachzufühlen und nachzugestalten verstand? Wenn die Neunte Symphonie Mahlers uns trotzdem mit gemischten Empfindun-

Digitized by Google

gen entließ, so kann diesmal gewiß nicht die Verstocktheit der Hörer daran schuld gewesen sein. Man wartete mit dem Willen auf, ihre Töne zu verehren und schön zu finden. Zunächst gab es freilich für die, so da „gern erstaunen“ wollten, keine Sensation, keine neuen Klangwerkzeuge und dergleichen. Keinen Massenchor, keine Gesangsoli, ja überhaupt keinen Gesang. Sondern eine richtige, viersätzige, rein instrumentale, nicht einmal „abendfüllende“ Symphonie. Den stärksten Eindruck hinterläßt ohne Zweifel der erste Satz. Mahler trug schon den Keim der Todeskrankheit in sich, als er ihn schrieb, und Todesgedanken sind es, die ihn beherrschen. Er beginnt in der wehmütigen Stimmung eines Menschen, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Und doch tritt dieses Leben immer wieder mit seinen täglichen Forderungen an ihn heran. Und er rafft sich auf, peitscht seine Seelenkräfte „mit Wut“ zu erneuter Tätigkeit und wirkt weiter, bis die Sense des Todes unheimlich dahersaust und den tapferen Streiter fällt. Ein „schwerer Kondukt“ geleitet ihn zur letzten Ruhe, dort auf dem stillen Friedhof, weit vor der Stadt, deren Lärm bald verstummt, und nur die Vögel singen um das Künstlergrab. . . . Dieser Gedankengang aus Kampf und Resignation zur Idylle des Todes ist mit nicht eben bedeutenden, aber durchaus individuell geprägten, echt Mahlerischen Einfällen durchgeführt. Die Friedensehnsucht des rastlosen Lebenskämpfers wirkt ergreifend, und die Partitur gehört zu Mahlers reifsten, meisterlichsten Arbeiten. Der zweite Satz im Ländlerzeitmaß scheint das Bild eines wilden Kirchweihtreibens zu entrollen. Aber er ist zu breit geraten. Man kann das Stiefelgetrampel und das Liebesgestöhn der Bauern nicht so lang mit ungeschwächtem Interesse anhören. Es folgt ein burleskes Rondo, ein fratzenhaftes Stück tollen Temperaments, dem leider nur ein wirklich originelles und ausdrückendes Thema fehlt. Den Beschluß bildet ein langsamer Satz, eine Apotheose des Mordents, nicht sehr stark im Einfall, oft sehr schön in der Stimmung, in seinem psychologischen Verlauf aber, mit seinem Sichverlieren ins ppppp dem ersten Satze ähnlich, wodurch die Wirkung sich einigermaßen vermindert. Man kann überhaupt bemerken, daß Mahler in diesem letzten Werke sich häufig wiederholt. Analogien mit seinen früheren Symphonien und den „Kindertotenliedern“ drängen sich auf, ja vertraute Freunde seines Schaffens, welche diese Tatsache nicht zu leugnen vermochten, haben daraus den Trost geschöpft, daß der verstorbene Meister auch wirklich schon alles, was er der Welt zu sagen hatte, ausgesprochen habe. Daß er somit als ein innerlich Vollendeter von uns gegangen wäre.

Wie dem auch sei: es ist diese Neunte, die in D beginnt, um in Des zu enden, jedenfalls eine problematische Schöpfung, und noch immer will mir die zweite und dritte Symphonie als der wahre Gipfel des Mahlerschen Schaffens erscheinen. In der „Neunten“ glaubt man zuweilen die Ermüdung der Phantasie zu verspüren, ein gewaltsames Musizieren, ein Kommandieren der Musik, das freilich auch von der Raschheit herkommen kann, mit der Mahler diese Neunte der gigantischen Achten folgen ließ, noch ehe sich genügend Musikstoff in ihm wie-

Digitized by Google

der gesammelt hatte. Gleichwohl wird, wer zu Mahler überhaupt ein Verhältnis gewonnen hat, dieses posthume Werk schon als menschliches Dokument nicht missen wollen. Es bereichert das Bild seiner Persönlichkeit um einige sehr charakteristische, in früheren Symphonien kaum so hervortretende Züge. Wir meinen diesmal dem leidenden Mahler ins Herz zu schauen, in das krampfhaft zuckende, unbändig schlagende, heilig glühende Herz, das nun auch den so schmerzlich ersehnten ewigen Frieden gefunden hat.

Richard Batka

Neuere kleine Klavierstücke

Eine Auswahl aus der unaufhörlichen Flut von Klavierliteratur zu versuchen, die über Liebhaber, Lehrer und leider auch Kritiker sich ergießt, das hieße viel Zeit an eine sehr undankbare Aufgabe schwenden. Die Erfahrung bestätigt immer wieder, daß ganze Pakete, prüft man sie einmal näher, sich als Papierkorbware, als Bereicherung der Musikmakulatur erweisen. Es muß schon ein glücklicher „Griff" dabei sein, irgendeine Sonderempfehlung, ein guter Name oder eine eigne Kunstabsicht, wenn sich etwas der Aufmerksamkeit wirklich aufdrängen soll. Tatsache bleibt, daß hier das Angebot die Nachfrage um Vielfaches übersteigt; eine Menge von häuslichen Spielern zieht es vor, die anerkannten Meister von Bach bis Brahms immer aufs neue zu durchforschen, und man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie meinen, diese Riesenfülle genüge ihren Ansprüchen. Ganz besonders in der Menge von kleinen Klavier-„Pièces", Albumblättern, Intermezzi, Impromptus, Studien und Phantasiestücken nimmt sich der Laie nicht gern Zeit nach Gehalt zu fahnden; mit doppeltem Recht, denn nur sehr reifes Können wird die kleinste Form weder mit ungenügendem noch mit überreichem Inhalt füllen, wenn nicht gerade ein geborener „Meister der kleinen Form" an der Arbeit ist. Wir selbst empfinden es als glücklichen Zufall, daß uns dieser Zeit ein paar stärker fesselnde Hefte in die Hände kamen.

Nennen wir zuerst die „six etudes rythmiques" von C. E. Ferraria (Verlag Carisch & Jänischen, 2,50 M.), so geschieht das allerdings mehr um ihres „aktuellen" Inhalts als um der inneren Werte willen. Sie sind Dalcroze, dem Erfinder der rhythmischen Gymnastik, gewidmet, der ihnen auch ein Stückchen Vorrede mitgegeben hat. Die Beobachtung, daß sich unsre Musik mehr in harmonischen, modulatorischen und koloristischen Erfindungen entwickelt als in rhythmischen, ist nicht neu. Auch daß wir rhythmische Feinheiten eher verloren als gepflegt haben. Und am Ende sagt Dalcroze etwas ganz Natürliches mit den Worten: „il reste dans la domaine musical un champ énorme à explorer et ce champ est celui du rythme dont les combinaisons multiples doivent fournir à l'art d'émouvoir par les sons un incroyable trésor de nouveaux moyens d'expression". Wenn er nun Taktteilungen von 5, 7, 11, 15 Zeiten oder Combinationen von je 4 + 5 zu 9 oder 5 + 3 + 1 oder 2 + 2 + 3 + 2 vorschlägt, so sieht sich das ja recht lustig an. Aber er scheint einstweilen zu übersehen, daß einfachere Rhythmen den Vorzug nicht nur der Gewohnheit sondern auch der Natürlichkeit für sich haben, daß also eine innere

Digitized by Google

Nötigung, infolge deren der Komponist nicht mehr anders kann als rhythmisch variieren, erst solche Schwierigkeiten rechtfertigen wird — ebenso wie die harmonischen und koloristischen dieser Tage. Sonst kommt Spielerei, allenfalls „Übung“ heraus, wofür die Stücke von Ferraria treffliche Beispiele bieten. Im ganzen wird man doch wohl einigermaßen gehaltreiche Übungstücke den leeren vorziehen. Ferraria bietet wohl 12 Achtel in Verbindung mit 3 Halben, 5 Viertel, zahlreiche Taktwechsel, 5 Viertel mit $2^1/_2$ Vierteln im Baß, 7 Viertel und sonstige Scherze, aber er wirkt nicht einmal kapriziös, einfach weil er langweilig wirkt; und wer nicht um der rhythmischen Kombinationen, sondern um der Kunst willen spielt, wird nicht recht wissen, warum er sich so anstrengen soll.

Neue Werke des bedeutenden Italieners M. Enrico Bossi sind wohl stets einiger Beachtung sicher. Eine größere Zahl von vokalen und instrumentalen Werken hat ihn auch bei uns bekannt gemacht. Seine acht „Miniaturen“ (Carisch & Jänischen, 2 Hefte, je 2,50 M.) zeigen denn auch sogleich einen Künstler an, der etwas zu sagen hat, selbst wenn er leichthin scherzt und plaudert. Temperament, lustige Erfindung, Überlegenheit des Satzes, den in anmutigen Grenzen zu steigern, zu beeilen, zu verzögern und zu hemmen und auch voll auszuwerten er nie verlegen ist, diese Eigenschaften kennzeichnen eine Reihe humoristischer Stücke der beiden Hefte. Ruhig, ein leiser Sang der Ebbe des Gefühls fließt das zarte Des-dur-Stück „nuit etoilee“ dahin, wohl ein bleibender Gewinn für die Klavierpoesie; am tiefsten wirkt aber eine „consolation“, die mit leise bewegter Oberstimme beginnt, über tastendem Wechsel von E-moll und C-dur hin zu stärkeren, harmonisch fraglicheren — man möchte sagen: Worten greift und schließlich in einen schönen, begütigenden E-dur-Satz mündet. Im ganzen ist die harmonische Sprache dieses Romanen weit entfernt von jener „modernen“ Gesuchtheit und Intertonalität, die man so viel rühmen hört. Überhaupt: neben allen Extravaganzen und Experimenten findet der aufmerksame Beobachter schon noch eine Menge Tonkünstler, die „wie Menschen reden“. Zu ihnen gehört Walter Lampe mit seinen „Vier Klavierstücken“ (op. 8 Verlag F. E. C. Leuckart, Leipzig, 4 M.), die auf dem Züricher Tonkünstlerfest zuerst auftauchten und schon damals im Kunstwart angezeigt wurden. Der Druck beweist nachdrücklich, daß sich die Beschäftigung mit diesem Komponisten lohnt. Nicht geistreich und leicht, eher etwas suchend und sinnend ist seine Art, aber er greift doch in die Tiefe und holt Leidenschaft und Kraft heraus, die ergreifen können. Das erste Stück verklingt nach einem solchen Ausbruch wieder in die Anfangharmonie, die eigentlich eine Disharmonie ist: b—a—fis—b; ein eigentümliches Wagnis, doch nicht eine Keckheit, sondern durchaus musikalisch gestaltete Stimmung, die sich nicht abklären will — eine gute Ausweichung vor der „Konventionalität der Musikschlüsse“. Lampe ist übrigens auch rhythmisch ungemein reich, beweist aber, daß, um es zu sein, man nicht unbedingt die ungeraden Teilzahlen bevorzugen muß. Als Beweis von „Persönlichkeit“ im prägnanten Wortsinn müssen kleine Stücke wie das dritte dieses Heftes gelten, ein Andante espressivo in As-dur, so schlicht

Digitized by Google

wie nur irgend möglich, das kaum über die Haupttonart hinauskommt, über einem einfachen zweitaktigen Thema spielt und doch voll gesättigt ist mit Empfindung. Wir vergleichen nicht, aber nach so vielen Vorgängern, von Beethovens pathetique-Andante an, ist dergleichen ein Meisterstück.

Ist es schon schwer, in kleinen Formen selbst mit einem gewissen Aufwand von Mitteln etwas Hörenswertes zu sagen, so gehört unbedingt ein sehr hohes Maß von Können und Innerlichkeit dazu, dasselbe in „leicht spielbaren" Stücken zu tun. Man darf Hugo Kaun beglückwünschen, daß es ihm mit drei anspruchlosen Heften „Für die Jugend" gelungen ist (Verlag C. F. Vieweg, Groß-Lichterfelde; je 1,50 M.). Unter den sieben Stücklein ist keine Niete, wenn auch nicht alles gleichmäßig wirkt, aber mehr als ein Treffer. Übersprudelnde Phantasie ist nie Kauns Stärke gewesen, aber er beweist hier aufs deutlichste, daß sicherer Geschmack, Stilgefühl und liebenswürdiges Temperament ihm zu Gebote stehen. Für den Klavierunterricht und etwa als Geschenk für Kinder sollten diese Hefte weiteste Verbreitung finden. Ich erinnere mich von meinen ersten Klavierversuchen, mit welcher Hingabe ich ein harmloses E-moll-Stücklein melancholischer Stimmung wohl hundertmal spielen konnte; Kaun bietet in Form und Inhalt ähnliches (Elegie). Ein derber rumpelnder „Bauerntanz" in kräftigem G-dur mit fröhlich in den Diskant steigendem Schluß gelingt ihm ebenso unmittelbar anschaulich wie ein einfaches „Wiegenlied" mit weich beredsamen kleinen Motiven über ebenmäßig fließender Begleitung (siehe Notenbeilage dieses Heftes). Auch die prekäre Kanonform macht er der Ergötzung der Kinder dienstbar, aus einem springfrischen Drei-Achtel-Thema entwickelt sich auf einer Seite ein förmliches Haschespiel der Figuren; das kleine Kunstwerk, das bescheidnen technischen Mitteln zugänglich ist, wird Erwachsene ebenso erfreuen. Das „Märchen", das unsre Beilage weiters bringt, wird wohl zunächst auch ein Erwachsner vorspielen, um den Duft und die echte Erzählerstimmung erst einmal fühlbar zu machen, die darin so gut getroffen sind. Dann aber kann es auch der Jugend anvertraut werden, und die Erwartung geht gewiß nicht fehl, daß sie selbst dann nach weiterem von diesem feinsinnigen Tonkünstler verlangen wird. Fr. Gß.

Die Kunstausstellung in Dresden 3

Die Übertragung politischer Begriffe auf das Gebiet ästhetischer Erscheinungen war der Kunstliteratur der klassischen Zeit fremd. Heute ist sie nicht nur dadurch berechtigt, daß die Künstler sich selber in ihren wirtschaftlichen Daseinskämpfen politisch organisiert haben, sondern auch, weil eine politische Nomenklatur den Weg zum Verständnis der Menge wesentlich leichter findet als eine artistische. Darum kann man es ruhig aussprechen, daß die deutsche Malerei der Gegenwart ihren radikalen linken Flügel in Berlin hat, wo gleichzeitig wesentliche Reste der altkonservativen Kerntruppen lagern, während in München ein gemäßigter Liberalismus das Feld beherrscht, wie er in Dresden, Stuttgart, Karlsruhe und Düsseldorf heute schon hof- und regierungsfähig geworden ist und mit den Vertretern der Rechten in schiedlich-friedlichen Beziehungen ganz behaglich dahinlebt.

Digitized by Google

Den Dresdnern, als den Wirten des Kunstbanketts, mußte ein würdiges und geschlossenes Auftreten ebenso zum nobile officium werden wie eine gewisse Zurückhaltung in der Wahl des politischen Programms. Es wurde schon früher ausgesprochen, wie wenig die in anderen Städten unverwischbare Gegensätzlichkeit zwischen Genossenschaft und Sezession an der Elbe zu spüren ist; zwischen der letzteren, die hier Künstlervereinigung heißt, und jener sind weder nach der Tendenz noch nach der Qualität die Grenzen scharf zu ziehen. Eine Erscheinung wie Hans Unger zum Beispiel, der diesmal bei dem älteren Verband eingekehrt ist, könnte ebensogut drüben zu finden sein. Aber auch im Rahmen derjenigen Gruppe, die heute zweifellos über die größere Macht gebietet, würde seine Kunst kein frischeres Gesicht zeigen. Er hat eine ganze Wand mit Darstellungen schöner Frauen und leuchtender Blumen gefüllt, und mancher wird sich von dem Gleißen und Schimmern dieser üppigen Welt zuerst blenden lassen. Aber es ist zu viel Süßigkeit in dem Trank, den er mit stolzer Gebärde kredenzt, als daß er auf die Dauer munden könnte. Diese Frauenleiber aus Elfenbein und Topas, diese nachttiefen Augen, diese Seidenstoffe und Brokate sind malerische Treibhausprodukte, in einer überhitzten Atmosphäre mit kühler Sachlichkeit gezüchtet. Die koloristische Sinnlichkeit und technische Virtuosität, die in den Blumenstücken immerhin fesseln und zu starken dekorativen Wirkungen führen kann, spricht den Menschendarstellungen das Todesurteil. Ungers Frauen sind schöne Larven, nicht mehr. Wer führt diesen Orpheus, dessen Leier einst so volle Akkorde echter Romantik tönte, aus dem Schemenreich wieder ans klare Licht des frischen Lebens?

Auch Wolfgang Müller muß sich hüten, daß er über der Liebe zu den Zartheiten der Natur nicht deren Härten und Runzeln vergißt. Die trotzige Sehnsucht, mit der er einst den Kampf um die persönliche Weltanschauung aufnahm, läßt diesmal nur der „Urwald“ spüren. Um aus seinem „Hochzeitsmorgen“ indes die Stimme des Poeten rein zu vernehmen, bedarf es aufrichtigen Anteils an der Persönlichkeit. In den Bildern Max Freys dagegen, die auch eine gewisse stille und im guten Sinne einfältige Stimmung anschlagen, überwiegt doch die Note des Gesunden und Männlichen und läßt z. B. die „Flucht nach Ägypten“ in der mondhellen Nacht sich ohne Pathos und Sentimentalität, als wehmütige Episode eines bürgerlichen Schicksals, ruhig und gedankenvoll abspielen. Von den sogenannten anerkannten Trägern des Dresdner Malerruhmes hat sich diesmal keiner eines energischen Tempos befleißigt, ja manche, wie etwa Robert Sterl, haben bei ihrem Kredit recht bedenkliche Anleihen gemacht. Ein paar von den jüngeren interessieren weit mehr. So Hans Nadler, der in einigen großen Figurenbildern eine ernste Farbe mit kräftiger Komposition verbindet, Alexander Gerbig, der den Weg zu einem zeichnerischen und koloristischen Stilismus mit sichtbarlicher Klarheit verfolgt, Ernst Richard Dietze, der in der Darstellung einer Eisenbahnbrücke ein famoses Stück frischer, technisch unbekümmerter Freilichtmalerei gibt. Von Richard Dreher, dessen tüchtiges Können man nicht zu überschätzen braucht, sieht man das schöne, malerisch ausgeglichne Frauenbildnis am liebsten wieder.

Der überfüllte Saal der Ver-

Digitized by Google

liner enthält recht viel Gleichgültiges. Leonhard Sandrock ringt unermüdlich um den farbigen Ausdruck für die rauchige Atmosphäre unserer Werkstätten, Werften und Bahnhöfe; sonst aber bleibt die Großstadt als künstlerische Reizzentrale uns in diesem Saale so gut wie alles schuldig. Bei Artur Kampf schlägt das Pathos des Akademikers immer wieder durch, und wo das Rein-Malerische in seinen Arbeiten nicht mehr fesselt, wird die innere Leere seiner Kunst um so deutlicher. Auch die Sezession, die ja diesmal an Ort und Stelle den Veliten einen bedeutenden Vorsprung vor der Schar der Triarier gegönnt hat, läßt sich nur in Umrissen sehen. Corinths Fahnenträger ist zwar mit Bravour gemalt, aber ohne feinere farbige Züge, Liebermanns Kartoffelacker und Schweinemarkt, die ehemals zu den revolutionärsten Dingen im Reiche der Freilichtmalerei gehörten, wirken jetzt neben den Landschaften von Brockhusen und Rösler geradezu konservativ. In Ernst Opplers Badestrand von Dieppe und Fritz Rheins Ansicht von Alt-Potsdam gesellt sich zu der Energie des Ausdrucks, der bei anderen so leicht in Brutalität umschlägt, die Kultur und der Geschmack, der den Naturausschnitt erst zum Bilde, d. h. zur geschloßnen und geistig verarbeiteten Wirklichkeit, macht. In diesem Sinne Bilder zu malen, die auch dann, wenn die scharfe Luft der Ausstellung sie nicht mehr umspielt, in dem geruhigen und bescheidenen Rahmen einer bürgerlichen Häuslichkeit ihre innere Leuchtkraft nicht verlieren, ist eine vielbewunderte und vielgescholtene Gabe der Münchner. In einigen Interieurs und Stilleben, die Walter Geffcken, Paul W. Ehrhardt, Karl Blos, Ernst Liebermann und Karl Voß gesandt haben, scheint mir diese Gabe am bezeichnendsten verkörpert. Die Beschäftigung mit solchen begrenzten Räumlichkeiten, auf denen ein feiner Altersduft oder wenigstens die behagliche Wärme einer sachlichen, unproblematischen Regsamkeit ruht, möchte ich für besonders geeignet halten, um von der bloßen Pinselakrobatik und der épater le bourgeois-Malerei loszukommen. Von Rudolf Siecks Bildern gilt das schon über seine Graphik gesagte, nur würde hier ein kräftigerer Ton ab und zu willkommener sein. Mit einer großen Gruppe „Rastender Soldaten" führt sich Rudolf Mülli höchst erfreulich ein, ebenso Joh. Antengruber mit einem in Haltung und Ausschnitt gleich frischen und jugendlichen Selbstbildnis. Von Landschaftern wäre noch Karl Reiser, dessen Entwicklung sich in gleichmäßigem Tempo vollzieht, Julius Segler, der nordische Hafen und Meere in ihrer typischen Düsterkeit und herben Strenge begriffen hat, Josse Goossens in seinem kecken farbigen Optimismus und der männlich-gesunde Albert Lamm zu nennen.

Die Vereinigung nordwestdeutscher Künstler hat sich ihren Saal von Peter Behrens gestalten lassen, und die schwerblütige, äußerlich kühle Art des Niederdeutschen verleugnet sich weder in dem Raume als solchem, noch in der Kunst, die er birgt. Die Worpsweder freilich sind längst nicht mehr was sie waren, aber Karl Vinnen hat in München von dem großen Stil, der seine ersten Heidebilder auszeichnete, nichts eingebüßt. Auch Modersohn ist sich selbst treu geblieben. Um so trüber stimmt die neueste Phase in Heinrich Vogelers Kunst: Ein gespreizter Stilismus, der unfroh und unsicher seine deko-

Digitized by Google

rativen Exempel ausrechnet, dazu als Malerei blutarm und steril daherschleicht. Würdigen wir in Kalckreuths Krankenstube die Ruhe und Schlichtheit des künstlerischen Schauens, so geht doch von Ernst Eitners Hochgebirgsszene „Dem Herrn zu Füßen“ die stärkste seelische Wirkung aus. Man muß schon auf Segantini zurückgehen, um eine ähnliche Verschmelzung landschaftlicher und menschlicher Charakter- und Stimmungswerte zu finden. Endlich einmal wieder ein Werk, dessen Wurzeln nicht in einem ästhetischen Trieb, sondern in einem echten, nach Gestaltung drängenden künstlerischen Erlebnis ruhen.

Die Badener Heinrich Altherr und Albert Haueisen, die je eine größere Gruppe von Arbeiten ausstellen dürften, haben als Künstler nichts Gemeinsames. Als Temperamente genommen, könnte Altherr den Melancholiker, Haueisen den Optimisten darstellen. Bei jenem eine sorgfältig abgewogene Skala müder, pastellhafter Töne, ein Ausgleichen aller Härten, ein schwermütiges Lauschen auf den leise nachhallenden einen Ton der innern Musik — bei diesem eine wilde Eroberergeste, ein laut jauchzendes Hineinstürmen in Sonne, Luft und Licht, rasches Einpacken und energisches Festhalten, ohne Scheu vor Brüchen und Scherben. Kein Wunder, daß dieser Draufgänger nicht in der Residenzstadt, sondern in einem weltfernen alten Pfalzdorf haust. Und das Tempo um die Schönleber, Dill, Kampmann und Volkmann ist weniger auf Allegro furioso als auf Adagio con moto gestimmt, ein Zeitmaß, das bekanntlich für klingende, von Meisterhand gespielte Instrumente besonders günstig ist. Und auch eine humoristische Färbung, wie sie Hanns Sprung in seiner köstlichen Szene „Nach dem Begräbnis“ beliebt, ausgezeichnet verträgt. In Oskar H. Hagemann schließlich scheint ein würdiger Epigone der Leibl und Trübner heranzuwachsen. Auch von den Stuttgartern kann man in freundlicher Ruhe scheiden. Robert Haug ist Aristokrat, wie stets, Schmoll von Eisenwerth dekorativer Lyriker, Chr. Landenberger baut auf seinem kleinen Acker, der Darstellung von Knabenakten in und vor dem Wasser, emsig weiter; nur Adolf Hölzel, der einst in Dachau so schöne, intime Bilder schuf, kann das Experimentieren mit krassen, primitiven Farben leider nicht lassen. Blieben, wenn wir uns darüber vergewissert haben, daß es in Königsberg noch immer einige tüchtige Künstler gibt, unter denen Karl Albrecht diesmal das Reifste bringt, die Wiener und ihr Anhang. Aber ihren Götzen Klimt ist Neues kaum zu sagen. Gesteht man ihm seinen Stil einmal zu, läßt sich höchstens über das jeweilige Maß an Geschmack streiten, mit dem er seine pyrotechnischen Aufgaben innerhalb des gegebenen, meist quadratischen Rahmens löst. Und dabei kommt es unserm Hexenmeister auf Kleinigkeiten natürlich nicht an. Zum Glück hat die Wiener Malerei, trotz aller gelegentlichen Affektiertheit, noch genug gesundes Blut in den Adern, um auch im Bannkreise dieses Maestro den Aufgaben der Gegenwart nicht ganz fremd zu werden. In die Befriedigung darüber, daß in dem Durcheinander der Gesten hier doch wieder eine gewisse männliche Haltung zu spüren ist, mag die Wanderung diesmal ausklingen.

Erich Haenel

Digitized by Google

Zur Entwicklung der Landschaftsmalerei

Es muß einigermaßen Wunder nehmen, daß wir trotz der großen Bedeutung, die die Landschaftsmalerei in unserm heutigen Kunstschaffen gewonnen hat, noch immer keine zusammenhängende Darstellung ihrer Geschichte und Entwicklung besitzen. Denn die Erkenntnis, daß in der reinen Landschaft ein höchst wirkungsvoller Ausdruck menschlichen Gefühls- und Empfindungslebens liegt, seiner erhebenden wie schwermutvollen Stimmungen, ist eine der größten Entdeckungen des schaffenden Kunstgeistes. So selbstverständlich es uns Heutigen auch erscheinen mag, daß die Landschaft als würdiges Symbol seelischen Lebens ein selbständiges Objekt der Kunst darstellt, so sicher ist es auch, daß dem antiken, mehr „kreatürlichen" Menschen dieser ästhetische Wert der Landschaft vollkommen abging. Erst sehr spät, erst in der Kunst des zweiten Jahrtausends nach Christus vollzieht sich nicht ohne mannigfache Umwege und Abschweife die Entstehung des Landschaftsbildes und seine Loslösung von der großen Historienmalerei der kirchlichen Kunst, ein Prozeß, der sehr allmählich, aber dann mit immer elementarerer Bestimmtheit hervortritt. Wir wollen im nachstehenden versuchen, den Hauptlinien dieses Entwicklungsganges nachzugehen.

Die älteste Malerei war, wenn wir von der vorchristlichen Kunst und der Kunst der primitiven Völker absehen, Darstellung von Szenen aus der Bibel und der Heiligengeschichte. Anfangs setzte man die Personen gegen den Goldgrund ohne die geringste Andeutung landschaftlichen oder architektonischen Hintergrundes. Erst im Trecento, bei Giotto und seiner Schule kommt die Absicht hinzu, die Szenen zu lokalisieren. Ist auch der Raum nicht in den Verhältnissen der Wirklichkeit gezeichnet, sondern vollkommen ideal gedacht, so gibt dieser Meister — und alle Trecentisten folgen ihm hierin unbedingt — stets doch soviel davon, als zum Verständnis der Handlung und zum Ausdruck des Ganzen nötig erscheint. Das torartig feste Gebäude sehen wir in diesen Fresken terrassenartig abgestuft zur Andeutung mehrerer ungleich hoher Pläne, die dann schroff voneinander getrennt, den Schauplatz für die handelnden Personen abgeben. Pflanzen und Bäume sind in gerader Reihe in völlig unzureichenden dimensionalen und formalen Größen und Abständen wie „hingesteckt". Wer diese Kunst richtig würdigen will, muß stets im Auge behalten, daß die Raumgebung nicht malerisch mitwirken will, sondern nur als Schauplatz der Handlung dient: im ganzen monumental und raumschmückend.

Mit dem beginnenden Quattrocento vollzieht sich der Bruch mit dieser Kunstweise. Giottos Kunst bedeutet in ihrer einfach monumentalen Art einen Höhepunkt; einer realistischen Erweiterung und Ausbildung war sie fähig.* Die große Zahl der Quattrocentisten beginnen dann mit einer objektiven Sachlichkeit die Welt und ihren Inhalt in ihren Werken abzuschildern, die aus lauter Sinnenfreude am Dasein erwächst. So kommt ein durchaus neuer Geist in die Malerei, der natürlich auch nicht ohne Folgen

* Muther, Geschichte der Malerei I.: Stilwandlung im Quattrocento.

Digitized by Google

für das Landschaftliche bleibt. In dem sich neu ausbildenden, auf sorgfältige perspektivische Beobachtungen gestützten Raumgefühl scheidet sich von jetzt an das Bild deutlich in Vorder-, Mittel- und Hintergrund, wenn auch die Ebene stets so wiedergegeben ist, daß sie nach der Ferne zu ansteigend erscheint. Mit dieser Kunst des Quattrocento italienischer Malerei berührt sich dann der Kunstkreis der Brüder Eyck, obwohl die Niederländer von frühe an nach wirklichen Vorbildern malen, während bei den Italienern das deutliche Bemühen hervortritt, die Landschaft in ihren einzelnen Formen einfacher und idealer zu gestalten.* Wo aber beide die äußere Natur bis ins einzelne hinein verfolgen, ist es nicht kleinlicher Naturalismus, nicht eine Kleinigkeitsfreude an den Dingen der Welt, sondern der Eindruck reicher Landschaft ist ein durchaus festlicher. Wenn wir auch hier den Wert der Landschaft schärfer umgrenzen sollen, so mag sie als ein mit möglichster Naturtreue der Wirklichkeit nachgebildetes Milieu bezeichnet werden. Doch ist hier schon ein leises Anklingen nach der Seite einer allgemeinen Stimmungs- und Gefühlsrichtung hin zu verspüren. Es wird dann immer deutlicher und klingt bei den Venezianern bereits bewußt durch. Giorgione und Tizian erkannten vor allen andern den hohen Wert der Landschaft für die von den Bildern ausgehende Stimmung. In ihrer Kunst hat sich das Verhältnis bereits soweit verschoben, daß sie den landschaftlichen Motiven einen Teil der Stimmungswirkung übertragen, daß also das Landschaftliche nicht mehr bloß Umgebung und Hintergrund abgibt, sondern gleichberechtigt und gleichwertig neben der szenischen Darstellung erscheint.

Der nächste Schritt der Landschaftskunst vollzieht sich dann auf holländischem Boden. Esaias van de Velde und Herkules Seghers, um aus der Zahl jener Landschafter wenigstens einige Namen zu nennen — bereiten mit ihrer Kunst den Grund für die große holländische Landschaft. Schlicht und einfach, wie der Charakter ihres Landes auch durchaus leidenschaftslos ist, erscheint sie in ihren Werken, aber die Poesie der weiten Ebene dämmert übermächtig darin auf. Noch zwei weitere Faktoren ziehen schon sie mit heran, die später von fundamentaler Bedeutung für die ganze moderne Kunst geworden sind: das Licht und die Luft. Mögen es nun die sonnenburchleuchteten Landschaften Albert Cuyps oder Gewitterlandschaften Meindert Hobbemas sein, immer liegt des „Basses Grundgewalt", um goethisch zu reden, im landschaftlichen Teile des Bildes, während das Figürliche zur Staffage herabsinkt. Das Verhältnis von Person und Landschaftlichem hat sich geradezu umgekehrt. Auf diesem Boden ist dann die große holländische Landschaft gewachsen. In Jakob Ruisdaels Landschaften herrscht eine Stimmung, die ganz von der Wirklichkeit wegdrängt, da in ihnen die Lokalfarben unterdrückt und zugunsten eines einheitlichen Tones gebrochen sind, der dann zu der „Braunmalerei" geführt hat. Ist nicht zu verkennen, daß durch eine feinere Stimmung aller Farben nach braun hin ein besonders erwärmender und wohltuender Einfluß auf den Beschauer ausgeübt wird, so darf anderseits nicht über-

* Felix Rosen: Die Natur in der Kunst. 1903. J. Burckhardt: Cicerone.

Digitized by Google

sehen werden, daß diese Art der Farbengebung an der Natur gemessen ein Konventionalismus der malerischen Auffassung ist und letzten Endes die Landschaft auf ein totes Gleis führt. Trotzdem sind ja zumal Ruisdaels Landschaften Meisterwerke von geradezu zauberischer Wirkung. Auch an die Werke seiner beiden französischen Zeitgenossen Nikolas Poussin und Claude Lorrain ist hier zu erinnern: Diese Künstler setzen ihre ganze Kraft ein für eine außerordentliche Verfeinerung und wertvolle Bereicherung unsres Empfindens landschaftlicher Darstellung gegenüber, indem sie die Gefühlswerte der landschaftlichen Motive auszubilden und auszuschöpfen suchen als Mehrer seelischen Lebens.

Sie waren echte Landschafter auch in dem Sinne, daß sie die Landschaft, gleichviel, mit welchen Nebenabsichten, ob ins Heroische oder Aristokratische oder Idyllische transponiert, in der Hauptsache doch um ihrer selbst willen malten. Wenn wir nicht irren, war es Claude Lorrain, der zu sagen pflegte: „Die Landschaft lasse ich mir bezahlen, die Figuren gebe ich zu!“

Ein immer konsequenteres Zurückdrängen des Figürlichen, das also der Landschaft ohne Staffage zustrebt, bedeutet nur die letzten Schritte auf einem von langer Hand vorbereiteten Wege. Auch er ist nicht erst in der modernen Kunst zu Ende geschritten worden, da sich schon früher solche Bilder finden. Doch gebührt ihr zweifellos das Verdienst, die Malwürdigkeit *jeder* Landschaft auch ohne Figurenzutat durch ihre Taten bewiesen zu haben. Ob sie in impressionistischer Art die Leuchtkraft der Farben zu steigern sucht oder die Bedingtheit und Abhängigkeit der Lokalfarbe von Luft und Licht besonders betont, stets faßt sie die Landschaft derart, daß die einzelnen Objekte zu *einem* Bilde zusammengehen und die einzelnen Inhalte sich im Betrachter zu einer *einheitlichen* Stimmung verdichten.

Damit ist die Landschaftsmalerei reine Stimmungskunst geworden. Da nun der Stimmungsgehalt der Wirklichkeit begrenzt ist und eine Steigerung nach dieser Seite hin nicht mehr erfolgen kann, so hat die Moderne versucht, ihn durch Zutaten zu verstärken. Jahrtausende greift sie zurück auf die naiven Phantasiegebilde primitiver Völker *, um Wundergestalten tierisch-menschlicher Doppelform in ihre Landschaften zu setzen, durch Form und Gebärde, Erscheinung und Ausdruck dieser Wesen den in der Landschaft beschlossenen Stimmungsgehalt erweiternd und verstärkend. Mögen es Tiermenschen sein, die sich auf kahlen Felsen einer menschenfremden Insel des Weltmeeres räkeln, mögen sie mit runden Augen fragend aus dem dunkelnden Walde schauen, stets erscheinen sie zumal bei Böcklin wie Stücke der Landschaft selbst, so ganz in eins verwachsen sind sie mit ihr. Das moderne Gefühlsleben hat diese mythologischen Wesen wieder geweckt, die schon einmal die Phantasie der primitiven Menschen erzeugte als *geglaubte* und *gefürchtete*. Sie ruhten dann auf dem dunkeln Grunde der Seele, bis sie als *erdichtete* von der schöpferisch-künstlerischen Phantasie zu neuen Zeugen einer ewigen Symbolik seelischen Erlebens wieder aufgerufen wurden.

So schließt die Landschaftsstimmungskunst den ersten Kreis. Sind

* Wundt, Völkerpsychologie. 1908. III. S. 170 ff.

Digitized by Google

die vorstehenden Ausführungen richtig gedacht, so liegt in dem Letzten ein Moment, das an die geheimsten Zusammenhänge künstlerisch-seelischen Lebens rührt, die nicht willkürliche Schranken menschlicher Sinne trennen und begrenzen können. Erschauernd sehen die Großen der Menschheit in eine ewige Welt:

Und schwer und ferne
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. — Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.
Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
„Wir heißen euch hoffen!"

Alwin Kniep

Das flache Dach im Heimatbilde

Es wird von den modernen Ästhetikern des öftern gesagt, daß sie allzu doktrinär wären. Und man darf meinetwegen sagen, daß dieser Doktrinarismus etwas von der Formenängstlichkeit des Parvenüs hat. Es ist doch nun mal nicht zu leugnen: wir sind im Ästhetischen noch sozusagen Parvenüs, das heißt, wir haben keine sichere Tradition, wir müssen uns erst wieder Boden unter den Füßen schaffen. Und es ist schon besser, wenn der Traditionslose etwas ängstlich und etwas pedantisch und nach dem Buche ist, als wenn er gar kein Bedürfnis hat, Ausdrucksformen zu finden. Die Ästhetik durfte doktrinär und einseitig sein, sie mußte es, sie mußte Thesen aufstellen und bestimmte Wege weisen, und die Pforten mußten eng sein, damit die Bewegung durch Geschlossenheit Kraft gewann. Daß sie nachher auch in die Breite wächst und viele Wege begangen werden, dafür wird später schon gesorgt werden.

Als man, um der heimatlichen Bauweise wieder Charakter zu verleihen, für das steile Dach eintrat, richtete sich die Tendenz weniger gegen das flache Dach überhaupt als solches, als vielmehr gegen das häßliche flache Dach, wie es in jener Zeit des Formverfalls die Maurerpoliere ohne jedes tektonische Gefühl gleichgültig, nüchtern, charakter- und gedankenlos und unorganisch in das heimatliche Landschaftsbild hineinbauten. Aber es war natürlich, daß die Tendenz, um Wirkung zu haben, engherzig auftrat, und mehr und mehr die ausschließliche Berechtigung des steilen Daches vertrat. Kann man sagen, daß die Einseitigkeit geschadet hat? Mit nichten. Das steile Dach, dessen Reiz und Ausdruckskraft wohl niemand bestreitet, hat unserm Landhausbau einen gewissen einheitlichen Stil und Charakter gegeben, der wohltuend wirkt, und hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, den tektonischen Sinn zu erziehen.

Wenn man jetzt anfängt, sich auch des flachen Daches wieder zu erinnern, sich zu erinnern, daß auch das flache Dach schönheitlich seine Berechtigung hat, so ist das eine natürliche Korrektur des ersten Dogmas, die diesem nicht schaden, sondern eher nützen kann, da sie es davor bewahrt, in seiner Engherzigkeit zu Gewaltsamkeiten und Absurditäten auszuarten. Denn das flache Dach soll nicht das steile beseitigen, sondern nur ergänzen. Und es sind nicht ästhetisch ungeschulte Maurermeister, die wieder ihre alte bauliche Unkultur geschäftstüchtig lancieren wollen, sondern bekannte Verfechter einer ernsten Geschmackskultur, die auch nur erst vorsichtig ausproben wol-

Digitized by Google

len, ob das flache Dach dem Landschaftsbild unsrer Heimat sich glücklich einzupassen vermag. Es ist der „Werbandibund", der durch ein Preisausschreiben zur Lösung dieser Frage angeregt hat. Für den Wettbewerb waren drei Aufgaben gestellt: ein freistehendes Landhaus, eine Gehöftanlage und eine Arbeitersiedlung, also die drei hauptsächlichsten Kategorien des Landhauses. Die Ergebnisse des Wettbewerbs sind zurzeit in den Räumen des Berliner Abgeordnetenhauses ausgestellt.

Das flache Dach ist gemeinhin billiger, aber es ist unter Umständen, besonders bei den heutigen Verhältnissen in der Landwirtschaft mit ihrem Mangel an Arbeitskräften, auch wirtschaftlicher. Diese praktischen Erwägungen verlangen Berücksichtigung auch in ästhetischen Fragen. Es muß auch gesagt werden, daß das steile Dach, da wo es auf Billigkeit und räumliche Knappheit ankommt, viel leichter mit den Forderungen der Licht- und Lufthygiene in Konflikt gerät. Das flache Dach ist auch keineswegs ohne heimatliche Tradition. Man findet in Nord- und Mitteldeutschland, besonders auch in der Mark, die alten Gutsherrschaftshäuser, soweit ihre Entstehung in die Zeit vor dem Historismus von Pseudorenaissance und Pseudogotik, also vor den fünfziger Jahren, fällt, vielfach mit flacher Bedachung, die sich, auf dem zweigeschossigen Bau die Gehöfte beherrschend, sehr gut mit dem hohen Gedächer der Wirtschafthäuser ringsum verträgt. Man kann auch nicht sagen, daß der Horizontalcharakter der norddeutschen Landschaft unbedingt die steile Silhouette als Ausgleich verlangt, bisweilen wird man finden, daß sich das flache Dach sehr fein und lebendig in den Linienrhythmus des Landes einfügt, allein den umgebenden Baumkronen, an denen es beim flachen Dach nun zwar niemals fehlen darf, die stärkere Bewegung überlassend.

Die Ausstellung des „Werbandibundes" zeigt allerdings, daß es viel schwieriger ist, mit dem flachen Dach ästhetische Wirkungen zu erzielen, sowohl was die Architektur an sich, als was die landschaftliche Bildeinstellung betrifft. Wirklich befriedigen können nur wenige Entwürfe. Von den Gehöftanlagen dürften einige doch etwas mehr nach Landwirtschaft und etwas weniger nach Industrie aussehen, so wenig verkannt werden soll, daß die moderne Landwirtschaft sich schon stark industrialisiert hat. Am wenigsten können die Arbeiterhäuser als eine vollendete Lösung angesehen werden. Das Gesamtbild so einer Arbeitersiedlung geht noch an, aber das einzelne Haus sieht fast immer recht nüchtern und ausdruckslos aus. Gerade je dürftiger ein Häuschen ist, um so mehr sehnt man sich nach einem Dach, das recht sichtbar die schützenden, wärmenden Flügel darüber deckt. Das flache Pappdach hat doch sehr, sehr wenig Ausdruck; man sieht zu wenig von dem Bedachen, Beschirmen, und zu einem Heim, wenigstens zu so einem engen Nest gehört diese Vorstellung nun mal. Das ist keine Sentimentalität. Aber hoffen wir, daß die Künstler auch mit diesem Material noch gute Lösungen finden werden.

Unter den freistehenden Landhäusern finden sich recht annehmbare Entwürfe, die mit ihrem flachen Dach das Heimatbild nicht unangenehm beeinträchtigen würden. Natürlich würde ein einzelnes Flachdach in einer Siedelung hochdächiger Landhäuser immer peinlich wirken. Erich Vogeler

Digitized by Google

Vom Schwelgen im Dach

Man schreibt uns:

In Zeitungen und Zeitschriften wird in den letzten Jahren die hochgieblige Bauernhaus-Villa in einem Maße angepriesen, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn das hohe Dach jetzt *Mode* geworden ist und im Gefolge der Mode, wie immer, die Übertreibungen gekommen sind. Der Vergleich mit den übergroßen Damenhüten, den „Extinguishern", liegt nahe. Wie hier gar oft ein zierliches kleines Persönchen unter dem Riesenpilz auf dem Kopf völlig zu verschwinden scheint, so ziehen sich auch die modernen kleinen Villen mit Vorliebe das Dach ganz über die Ohren, die Schultern, nein, sie ziehn es bis über die Knie herunter. Geht man durch eine Straße, in der viele solche Schlafmützen-Häuser stehn, kommt einen das Gähnen an, so verschlafen, so weltabgeschlossen blicken uns diese gutvermummten, sicher eingepackten Gutenacht-Heime an.

Solch einer sich rasch ausbreitenden, ansteckenden und intoleranten Mode gegenüber Opposition zu machen, dazu gehört ein gewisser Mut. Sei es aber um der Gerechtigkeit willen auch einmal einer anders gearteten Geschmacksrichtung erlaubt, zu Wort zu kommen, wenn es sich auch nur um eine Laienanschauung handelt.

Fragt man nach dem Warum und Woher dieser Mode, so heißt es wohl: Dies ist die allein richtige Bauweise für Villen, denn das sind Landhäuser, und in ihr kommt der *echtdeutsche*, nämlich gotische Stil zum Ausdruck. Nun beruft man sich, meiner Ansicht nach, zu Unrecht auf die Gotik. Sie, die aus Frankreich zu uns herübergekommen ist, ist nicht der echtdeutsche Stil und hat, soviel ich weiß, auch im Mittelalter auf Privathäuser keinen Einfluß gehabt. Das hohe Dach der gotischen Dome erklärt sich auch nur als notwendige Außengestaltung der himmelanstrebenden Deckengewölbe. Auch die hochgiebligen altdeutschen Bürgerhäuser finden, wie ich meine, ihre Erklärung nicht in ästhetischen, sondern in praktischen Gründen. Der hohen Dachräume bedurfte man in den engbebauten Städten als nötiger Aufbewahrungsräume für Waren und allerlei Gerät. — Ähnliche Gesichtspunkte sind auch für die Bauernhäuser maßgebend. Heu, Stroh und landwirtschaftliches Gerät läßt sich trefflich im hohen Dachraume auftürmen, das gibt den hohen Bauernhaus-Dächern ihre Bedeutung.

Diese praktischen Gründe gelten aber für die modernen Villenhäuser der Städte nicht. Die lassen sich auch zu Unrecht „Landhäuser" anreden, es sind Stadthäuser, auch wenn sie in den Vorstädten liegen, und sie werden für Stadtmenschen gebaut, die sich in keiner Weise landwirtschaftlich betätigen. Es will mir daher unbegründet erscheinen, wenn man sich zur Gestaltung ihrer Außenseite nur immer die Bauernhäuser zum Vorbild nehmen soll, denn die ganze *innere* Einrichtung, Stellung und Lebensgewohnheiten ihrer Bewohner sprechen solch einer Maskerade meistens Hohn. Solche Stadt-Dorfhäuser können daher meiner Ansicht nach nicht immer Anspruch auf Ausdrucksehrlichkeit erheben. Auch noch in andrer Beziehung suchen sie ja ihren wahren Charakter zu verhüllen. Sicher sind mindestens 90 v. H. aller neuzeitlichen Einfamilienhäuser derartig eingerichtet, daß im Erdgeschoß die Wohn- und Gesellschaftsräume, im Obergeschoß die

Digitized by Google

Schlafzimmer liegen. Dieser Tatsache schämt sich aber das hochdachige Landhaus offenbar, denn es gibt sich Mühe, den Anschein zu erwecken, als sei es bloß einstöckig gebaut. Darum versteckt es das Obergeschoß im Dachraum, und die obern Zimmer müssen daher als Dachkammern eingerichtet werden. Welch praktische Übelstände dies im Gefolge hat, liegt auf der Hand. Die schrägen Dachkammerwände schaffen den Bewohnern mancherlei Unbequemlichkeiten und zudem die ungesunde Hitze, die an heißen Tagen in den unmittelbar unterm Dach gelegenen Zimmern herrscht.

So scheint mir die Unduldsamkeit, mit der jetzt die Bauernhaus-Villa als die alleinseligmachende gepredigt wird, nicht gerechtfertigt. Gewiß, es möge auch solche Häuser geben, aber warum immer nur solche? Warum Acht und Bann auf alles andre legen? Mir zum Beispiel erscheinen viele der ältern, „stillosen“ Villen häufig ehrlicher als die, welche sich als Bauernhäuser geben wollen und es doch nicht sind, bei denen Außen und Innen nicht in Harmonie stehn. Man sollte jeden nach seiner Fasson selig werden lassen. Selbstverständlich wird hier nicht den Stil-Ungetümen und Stil-Ragouts das Wort geredet, auch nicht den „stilechten“ Nachbildungen von Bauten ferner Zeiten oder Länder, die weder zu uns und unsern Lebensansprüchen, noch in unser Klima passen. Diese Moden des vorigen Jahrhunderts sind hoffentlich endgültig überwunden. Wer aber in der glücklichen Lage ist, sich selbst sein eignes Haus bauen zu können, der sollte ihm nicht einen, dem eignen Charakter und Lebenszuschnitt widersprechenden Typus aufdrücken lassen. Das Haus, das ich mir baue, soll nicht in erster Linie als Landschafts-Dekorationsstück gedacht sein, es ist vor allem für mich, den Besitzer, da und soll mich repräsentieren. Wer keine eigne Individualität hat, tut vielleicht gut dran, der herrschenden Mode zu folgen, diese Mode aber zum Gesetz für alle zu machen, ist unbillig. v. A.

Soweit unser Einsender. Hat er in allem unrecht? Wir glauben nein. Aber darin, daß er von „Unduldsamkeit“ der „herrschenden Mode“ zu hoher Dächer spricht. Daß man jetzt „nur“ solche baue, stimmt doch einfach nicht. Man hat die Schönheit des hohen Dachs nun wieder zu sehn, zu fühlen gelernt, und übertreibt in diesem Frohgefühl vielfach, darauf kommt es hinaus. Wer nun wieder nur diese eine Art von Schönheit sieht und denkt, sie müsse für alle Fälle passen, gewiß, der ist eben ein Mitläufer und Nachempfinder. Ganz „tolerant“ ist es aber auch nicht, die hohen Dächer im Sinne der Einsendung unter einen „Hut“ bringen zu wollen, man kann sie doch auch als klimagemäße warme Mäntel empfinden, in denen man durchaus nicht zu schlafen braucht. Jedenfalls ist es gut und dankenswert, daß bei dieser Sache wieder ein bißchen mehr zum Überlegen angeregt wird. A

Naturschutz

Als Barbaren stellt man die Franzosen hin, welche das Heidelberger Schloß zu zerstören versuchten und es in den jetzigen, wenn auch malerischen Zustand versetzten, aber diese Bezeichnung würde sich jedermann streng verbitten, der beispielsweise mit Sträußen der jährlich seltener werdenden Stranddistel betroffen wird. Es sind ja nur ein paar Pflanzen, heißt es. Aber die

Digitized by Google

alten Leute entsinnen sich dessen noch, welch herrliches Bild früher auf weiter Strecke die Dünen boten, wo hohe Büsche der ganz einzig schön geformten Pflanze mit ihren amethystblauen Blüten zwischen dem Strandhafer standen — die jüngeren wissen nach den jetzigen, meist so kümmerlichen Exemplaren kaum noch, was sie da auch an landschaftlicher Schönheit zerstört haben. Überall, wo Badegäste und Pflanzenverkäufer hinkommen! An hunderten von Stellen im Vaterland!

Und doch, so roh es ist, ein Kunstwerk wie das Heidelberger Schloß zu zerstören, von so wenig Liebe zur Natur zeugt es, wenn man gedankenlos die Kinder Floras abpflückt, um sich an ihnen kurze Zeit zu erfreuen. Nur zu oft wird der Strauß bereits unterwegs zu beschwerlich und man entledigt sich seiner. Doch der Bestand bleibt geschädigt. —

Ähnliche Vorgänge finden sich in den anderen Naturreichen, wobei vielfach ein Zusammenhang zwischen ihnen auftritt. Da wollen wir an die Moore im Grunewald erinnern, diese so köstlichen Überbleibsel aus längst entschwundenen Zeiten. Hier finden wir jetzt die verschiedensten Arten der Moore vertreten und auf ihnen eine ganz eigenartige Flora. Legt man die moorigen Stellen trocken, entzieht man ihnen das Wasser, so müssen auch die eigenartigen Pflanzen dieser Gemeinschaft zugrunde gehen, auf nur feuchtem Boden vermögen sie nicht zur rechten Entwicklung zu gelangen und auf trockenem nur einzugehen. So zieht ein Schaden den anderen nach sich.

Hier heißt es der Kultur und dem Allesgleichmachen ein Halt zuzurufen, wenn wir nicht um ein armselig Stück Wald das dahingeben sollen, womit uns die Natur freigebig beschenkte, und was wir künstlich nicht zu schaffen vermögen.

Es gilt, Naturdenkmalpflege zu üben!

Aber auch das Tierreich beansprucht seinen Anteil an dieser Besserung. Noch haben wir es in unserer Macht, an einzelnen wenigen Stellen Tiere zu erhalten — wohlverstanden, in ihrer Freiheit, nicht in einem zoologischen Garten oder einem eingezäunten Parke —, die ehedem zahlreich in Deutschland lebten, aber vom Menschen zurückgedrängt und nahezu ausgerottet sind. Beispiele beweisen. So haben wir bei Dessau noch eine Biberkolonie, noch brütet in Westpreußen in einem Forste der Kormoran, noch horstet hier und da der Schwarzstorch, und die Schildkröte führt ihr einsames Dasein an versteckten Plätzen. Aber Gefahr ist im Verzuge!

Es gilt, Naturdenkmalpflege zu üben!

Haben wir bei den Mooren bereits einen Blick auf die leblose Natur geworfen, welche gegen den Feind, die vorrückende Kultur, verteidigt werden muß, so kommen auch sonst Verhältnisse vor, die ein festes Eingreifen erfordern. Da erhebt sich beispielsweise im Wald ein großer Felsblock oder stört in seiner Massenhaftigkeit den Betrieb auf der Wiese. Es ist ein alter Geselle, der weite Reisen gemacht hat. In Norddeutschland sind ihrer unzählige, vom Zwergen bis zum Riesen, die in der früher unsere Fluren bedeckenden Eiszeit mit den Gletschern und auf ihnen von Skandinavien herübergelangten. Läßt man einen solchen Block auch im Walde wohl in beschaulicher Ruhe, so dünkt doch vielfach dem Besitzer sonst, auf dem Flecke könnte auch noch etwas wachsen, zudem bezahlt die Chausseeverwaltung in der durchschnittlich steinarmen Gegend gut für Mate-

Digitized by Google

rialien zur Beschuttung der Straßen, und flugs geht man dem Findling mit Sprengarbeit zu Leibe. Wehe, wenn alle so dächten und unsere Natur arm machten! Augenblicklich zieht der einzelne vielleicht baren Nutzen aus solchem Vorgehen, aber die Menschheit hat keinen Gewinn davon, die doch auch ein Recht hat, sich an der Natur zu freuen, aus ihr Anregung zu schöpfen und ihre schöpferische Kraft zu bewundern.

Wem blutet nicht das Herz, wenn er auf der Elbe an den stolzen Sandsteinfelsen der Sächsischen Schweiz vorbeifährt und mit ansehen muß, wie man mit Menschenkräften und Maschinenkraft versucht, die Berge abzutragen, schnöden Gewinnes halber, die ein so köstlich Stück Erde darstellen, und vielen im kleinen bieten, was sie in größerem Maße niemals zu schauen Gelegenheit haben.

Doch genug der Einzelbeispiele! Es gilt, Naturdenkmalpflege zu üben! Und gar so jung sind diese Bestrebungen nicht! Man möchte sagen, es gab von jeher einsichtsvolle Menschen, welche das Bestehende zu erhalten bestrebt waren und mit ahnungsvollem Blick erkannten, daß ohne Schutz so manches Naturdenkmal bald dahin wäre.

Ein Alexander von Humboldt schreibt schon von der Pflege eines Naturdenkmals, eines einzig dastehenden Baumes in den Aquinoktialgegenden Amerikas, dessen halbkugelige Krone einen Umfang von 576 Fuß aufwies. Die dortige Bevölkerung wacht eifersüchtig über diesen Riesen, das Naturvolk selbst schützt sein Naturdenkmal. Derartige Züge könnte man mehr anführen.

So entstand die Idee, umfangreichere Landgebiete mit Naturdenkmälern zu reservieren, hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; dort wurde im Jahre 1872 durch Bundesgesetz das erste Naturschutzgebiet, der Yellowstone Nationalpark, in einer Ausdehnung von 8671 qkm eingerichtet, dem später noch andere, wenn auch erheblich kleinere Gebiete folgten. Und sehr hohe Zeit war es! So ging beispielsweise der Büffel seinem raschen Untergang entgegen.

Dort wie hier führten die stetig intensiver sich gestaltende Nutzung des Bodens, der Pflanzen- und Tierwelt, die überall um sich greifende Industrie und mancherlei andere Faktoren dazu, daß Maßnahmen zur Erhaltung und Erforschung der Seltenheiten der Natur notwendig wurden. Hier zerstört man den Boden und vernichtet damit die urwüchsigen Bestände der Pflanzen- und Tierwelt, dort muß der Wald daran glauben, dessen alte Bäume und Sträucher man niederschlägt, um rascher wachsende Bestände zu ziehen; auch hier schwindet wieder ein Teil der Pflanzen- und Tierwelt, denn im Nadelholz gedeiht eine andere Fauna und Flora als beispielsweise unter Buchen und Eichen. Auch manch seltenes Stück wird so im Wald vernichtet beim Abtrieb, und die einst so verbreitete Eibe in Deutschland ist ein treffendes Beispiel für diesen Vorgang. Aber nicht nur ganze Arten fallen so durchweg der Axt zum Opfer, auch merkwürdige Stämme einzelner Sorten, in denen sich zuweilen das Spiel der Natur zeigt, verschwinden auf diese Weise, und bald könnte man kaum mehr erfahren, wie alt eine Eiche werden kann, welches das höchste Lebensmaß einer Buche wäre, wenn stetig der gesamte Wald in bestimmten Zeiten abgetrieben worden wäre. Wie sollte man die natürlichen Grenzen einer Art festzustellen imstande sein, wenn ständig an den Ausläufern ihres

Digitized by Google

Vorkommens sich die Grundbedingungen des Daseins änderten?

So konnte sich denn der preußische Staat der Einsicht nicht verschließen, daß hier ein Eingreifen dringend notwendig sei und bald Hilfe geschafft werden müsse. Und seit 1906 verfügen wir denn über Grundsätze und Grundlinien, welche der staatlichen Stelle für Naturdenkmale in Berlin als Richtschnur dienen. Ihre Hauptaufgabe ist die Ermittelung, Erforschung und dauernde Beobachtung der in Preußen vorhandenen Naturdenkmäler, und die Erwägung der Maßnahmen, welche zur Erhaltung der Naturdenkmäler geeignet sind. Hand in Hand geht damit die Erforschung der heimatlichen Natur. Zu den Hauptaufgaben dieser Behörde gehört es dann, eine gesetzliche Unterlage für den Schutz der Naturdenkmäler anzustreben und bei dem Erlaß von Gesetzen und Verordnungen den Ansprüchen der Naturdenkmalpflege Geltung zu verschaffen.

Aber was nützt ein Gesetz, das ein toter Buchstabe bleibt! Wohl sagt man, Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, aber richtiger ist es, daß solche Verordnungen allgemein bekannt werden, daß der ihnen zugrunde liegende Sinn dem Publikum in Fleisch und Blut übergeht, daß die große Menge selber Hüter des Gesetzes wird.

Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. So gilt es denn vor allem, in den Schulen für unseren Gegenstand Interesse zu erwecken und deshalb zuvor den Lehrerstand zu gewinnen. Für alles, was mit der Natur zusammenhängt, haben ja nun mal alle Kinder eine gewisse Vorliebe, und durch Bilder, Karten, Abbildungen aller Art, durch Lese- und Lehrbücher vermag man leicht auf sie zu wirken. Ansichtskarten mit allerhand Naturdenkmälern bilden eine gern genommene Gabe und wandern von Hand zu Hand. Fortbildungs- und Ferienkurse können das ihre dazu beitragen, daß im Volke bekannt wird: was ist ein Naturdenkmal, was bezweckt die Naturdenkmalpflege, wie vermag ich sie zu fördern oder wenigstens ihren Vorschriften nicht zuwider zu handeln. Im Konfirmandenunterricht sollten Geistliche, die sich ja in der Regel für einen bestimmten Teil der Natur zu interessieren pflegen, die Kinder darauf hinweisen, daß man nicht zertrümmern solle, was Gott geschaffen, daß man mit Ehrfurcht schaue, was die Natur ständig baut, und in seiner Freude nicht die anderer verkümmere. Auch der Gottesdienst selbst gibt Gelegenheit dazu.

Unsern Musensöhnen könnte ein allgemeines Kolleg über den wissenschaftlichen und ästhetischen Wert der Naturdenkmäler nichts schaden, und ein Hochschullehrer, der über hinreichendes Anschauungsmaterial verfügt, wird nicht vor leeren Bänken lesen, zumal wenn er dazu anregt, daß bei naturwissenschaftlichen Exkursionen, Übungen, Seminararbeiten, Dissertationen und Preisaufgaben nach Möglichkeit auch einmal Themata aus der Naturdenkmalpflege berücksichtigt werden.

Ist die Naturdenkmalpflege einmal erst Allgemeingut nicht nur der Gebildeten geworden, so wird der Rückschlag auf die Volksseele auch nicht ausbleiben. Bis dahin muß man versuchen, an recht vielen Stellen anzuhalten und Interessenten zu gewinnen. So werden die Forstleute dann in erster Linie zu nennen sein, die ja an sich ständig mit der Natur in Verbindung sind und gewohnheitsgemäß den Ansprüchen zahlreicher Naturfreunde, wie den Interessen von Wissenschaft und

Digitized by Google

Kunst dienen. Ihnen erwächst die hohe Aufgabe, die Forsten ihres Gebietes gründlich zu erforschen, um zu sehen, wo etwa der Schutz botanisch interessanter Bäume, hohler Stämme mit Vogelbrutstätten, seltenen Unterholzes oder ganzer Waldteile erwünscht ist. Sie sind imstande, die Tiere genau kennen zu lernen und eventuell ihren Schutz durchzusetzen, wie beim prächtigen Elch im Osten unseres Vaterlandes. Sie lernen auch bei einiger Aufmerksamkeit die Flora ihres Gebiets genau kennen, worauf beispielsweise unsre Kenntnis von dem zerstreuten Vorkommen der Zwergbirke in Norddeutschland fußt.

In vielen Fällen hilft nur der Ankauf der gefährdeten Stellen, wenn sie sich in Privathand befinden. Wohl kann der Staat in seinen Forsten, auf seinem Dominialbesitz, auf fiskalischem Terrain die Naturdenkmäler sicherstellen und erhalten, wohl lassen auch einzelne Besitzer dahingehende Klauseln grundbuchamtlich eintragen, aber durchgehends ist das sicherste: Ankauf der Naturdenkmäler und ihrer Umgebung. Und dann sollte man im weitesten Gebiete der Heimat Reservate anlegen; hier schütze man eine Moränenlandschaft, dort einen anstehenden Felsen mit geologischem Profil; hier suche man einen sonnigen Hügel mit pontischer Pflanzengemeinschaft zu sichern, dort eine Heideformation oder eine Düne mit eigenartiger Fauna und Flora; hier gelte es, ein Hochmoor zu retten, dort ein Niederungsmoor vor der Vernichtung zu bewahren; dann komme eine Flußinsel mit Brutstätten seltener Vögel an die Reihe oder Stellen von pflanzengeographischem Interesse.

Wohlverstanden, die Naturdenkmalpflege sucht Bestehendes zu erhalten und zu beschützen, sie will die Natur in ihrer jetzigen Gestalt konservieren, nicht aber etwa Vergangenes wieder aufbauen oder herstellen. Alle künstlichen Bestrebungen liegen ihr fern. Freilich, sie sammelt die Naturgegenstände aus früheren Zeitaltern, sie sucht ihre Reste zu schützen, die einmal da sind.

Mit all dem hat sie gewaltige Aufgaben. Alles Material, das ihr zukommt, muß gesichtet werden, was häufig Rückfragen, Rücksprachen und selbst Reisen fordert. Dann gilt es, das Material zu einem Inventar zu bearbeiten, man muß eine Notierung der Naturdenkmäler vornehmen, wozu nach reiflicher Überlegung ein einheitliches Muster geschaffen ist. Auf die Meßtischblätter sind bei Neuaufnahmen die geschützten Naturdenkmäler einzutragen, beim Fortkartieren hat man dasselbe Verfahren zu beobachten. Dabei ergeben sich wieder Besonderheiten. Würde man beispielsweise auf einer Karte die Stellen, an denen der prächtige Frauenschuh noch wächst, kennbar machen, so wäre das nichts als eine Lockung zu seiner Ausrottung. In ähnlicher Weise enthält eine Tafel mit den einzigen Horsten, in denen der Kormoran noch brütet — wenigstens in Norddeutschland — nur die Bezeichnung Westpreußen, während im Archiv der Zentralstelle selbstverständlich der Ort ganz genau festgelegt ist.

Zu diesem Vorgehen braucht aber die Zentrale Hilfe. Es kann in dieser Hinsicht gar nicht zu viel werden. Lieber zehn Meldungen, welche relativ Unbedeutendes oder Beiläufiges melden, mit hinnehmen, als dann eine wichtige verpassen! Hier können Vereine sowohl wie Einzelpersonen ein weites Feld ihrer Beteiligung finden. Und was gibt

Digitized by Google

es Schöneres, als an der Erforschung und Erhaltung der ursprünglichen Natur unserer Heimat beratend und helfend mitzuwirken; tief im Gemüt bewahrt ja der Deutsche die Liebe zur Natur, dessen Herrlichkeit unsere edelsten Dichter besangen und deren Wunder sie nicht genug preisen konnten.

E. Roth

Anzeigen als Anzeichen 4

Zu der schönen, neulich hier abgedruckten Anzeige, in der ein Inkasso-Institut mit einem „ausgefeimten Inhaber" empfohlen wurde, wird uns eine liebenswürdige Ergänzung aus einem Hamburger Blatte geschickt:

> Juristisch geschulte, scharfdenkende Kraft, wenn auch verkommen, falls sonst genialisch veranlagt, findet usw. Off. unter X.

Geburtenrückgang und Nahrungsspielraum

„Der Habicht und der Mensch essen Hühner," spottete Henry George über die Malthussche Bevölkerungslehre, „aber je mehr Habichte, um so weniger Hühner, dagegen je mehr Menschen, um so mehr Hühner!" Er hatte recht. Was für Pflanze, Tier und primitiven Menschen gilt, braucht nicht mehr für den zivilisierten Menschen zu gelten. Während der primitive Mensch noch genau wie das Tier sich nur solche Nahrung zu beschaffen vermag, die die Natur für ihn auf Vorrat hält, kann der zivilisierte Pflanzen und Tiere, die ihm zur Nahrung dienen, unter Bedingungen bringen, unter denen sie sich rascher vermehren, als sie von Seinesgleichen bei unbeschränkter Fruchtbarkeit zu verzehren wären. Das ist so lange möglich, als die ganze Erde bis zum höchsten Maße ihrer Ertragfähigkeit noch nicht mit Nutzpflanzen und Nutztieren besetzt und das Menschengeschlecht noch nicht zahlreich genug ist, um mehr als diesen größtmöglichen Vorrat an Nahrungsmitteln zum Unterhalt zu bedürfen. Bis dahin, das heißt noch für unabsehbar lange Zeit, kann es immer nur künstliche, in der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen begründete Beschränkungen des Nahrungsspielraumes der Bevölkerung irgendeines, dem Weltverkehr erschlossenen Landes geben, keine natürlichen.

Darum ist es auch falsch, den Geburtenrückgang in Deutschland, dessen Ursachen in Preußen auf Veranlassung des Ministeriums des Innern die Regierungspräsidenten erforschen sollen, als eine Folge wirklicher Übervölkerung aufzufassen. Jedem Menschen von wahrhaft starker Natur wird das erbärmlichste menschliche Dasein noch lebenswert erscheinen; was bedeutet dann die Dichtigkeit der Bevölkerung Deutschlands gegenüber der mancher Teile Japans oder Chinas! Die drei Hauptinseln Japans haben zusammen eine Bevölkerung von 47 Millionen und nur eine Fläche von 52 000 Quadratkilometer angebauten Bodens. Es werden nur für etwa 4 Mark für Kopf und Jahr Nahrungsmittel mehr ein- als ausgeführt. Von der rein landwirtschaftlichen Bevölkerung Japans lassen sich mehr als 730, von der gesamten Bevölkerung mehr als 900 Personen auf einen Quadratkilometer bebauten Bodens verteilen. Je ein Quadratkilometer Boden hat also 730 Menschen zu versorgen und dazu den Löwenanteil des Nahrungsmittelbedarfs weiterer 120 Menschen zu decken. An der Mündung des Yangtse liegt die Insel Tschungming mit einem Flächeninhalt von 702 Quadratkilo-

Digitized by Google

metern, die nur eine größere Stadt hat; dort kommen auf einen Quadratkilometer durchschnittlich 1425 Menschen, die wirklich von derselben Erde ernährt werden, auf der sie wohnen. In Deutschland leben durchschnittlich 120 Menschen auf einem Quadratkilometer, aber für die Deckung des Bedarfs seiner Gesamtbevölkerung von 65 Millionen müssen jährlich schon für mehr als 2 Milliarden Mark Nahrungsmittel mehr ein- als ausgeführt werden. Die Bevölkerungsdichtigkeit ergibt hier also ein falsches Bild. Aller fremde Boden, von dem die Nahrungsmittel stammen, die eingeführt werden, gehört mit zum Nahrungsmittelspielraum der Bevölkerung Deutschlands. Die Möglichkeiten des Austausches von Arbeiterzeugnissen und Bodenprodukten sind bei der modernen Verkehrstechnik unbegrenzt. In Kanada hat jüngst Sir William Whyte, der Vizepräsident der kanadischen Pazifikbahn, erklärt, die Provinz Saskatschewan allein, eine einzige der drei großen Weizen produzierenden Provinzen des kanadischen Westens, werde in wenigen Jahren mehr Weizen hervorbringen als die gesamte nordamerikanische Union. Wenn dort die Anbaufläche sich nur weiter so rasch ausdehne wie bisher, so könne die Provinz in weniger als zehn Jahren ganz Kanada mit Mehl und Saat versorgen und England gleichzeitig dreimal soviel Weizen anbieten, als es brauchte, selbst wenn es von Rußland und Argentinien nichts mehr bezöge. In den Vereinigten Staaten sind noch 384 Millionen Acres anbaufähigen Bodens unbeackert, können außerdem noch 75 Millionen Acres Moorland trocken gelegt und 40 Millionen Acres Steppen durch Bewässerung kulturfähig gemacht werden.

Unter solchen Umständen also **brauchte** die moderne Kulturmenschheit nirgend ihre Fruchtbarkeit einzuschränken. Warum tut sie es dennoch fast allerwärts? Am längsten und nachdrücklichsten in Frankreich, aber auch in England, Australien, den Vereinigten Staaten und eben neuerdings auch in Deutschland und Österreich? 1876 kamen in Deutschland auf 1000 Einwohner 42,6 Geburten, 1910 nur noch 30,7. Nur weil gleichzeitig die durchschnittliche Lebensdauer eines Bewohners erheblich verlängert werden konnte, vermochte der Rückgang der Geburten das Tempo der Bevölkerungszunahme noch nicht empfindlich zu verlangsamen.

Nun wird vielfach der „Entwicklung zum städtereichen Industriestaat“ die Hauptschuld an dem wachsenden Kindermangel zugeschrieben, und darum vorgeschlagen, durch wirtschaftspolitische Maßnahmen das Tempo dieser Entwicklung zu mäßigen. Der Geburtenrückgang, meint man, müsse langsamer werden oder zum Stillstand kommen, wenn die Anziehungskraft der Städte auf das Landvolk herabgedrückt würde.

Indessen: die Landflucht war längst im vollen Zuge, als die Städte erst anfingen, den Abwandernden mit Hilfe der Industrie Erwerbsmöglichkeiten zu bieten. In den 25 Jahren von 1871 bis 1895 sind aus Deutschland 2461152 Menschen mehr aus- als eingewandert, und zwar kamen die Auswanderer ganz überwiegend aus ländlichen Gegenden, noch dazu fast immer aus den am dünnsten bevölkerten. Erst seit 1895 hat sich das Bild geändert, indem das Jahrzehnt 1895 bis 1905 einen Wanderunggewinn von 146452 Personen zu verzeichnen hatte. Erst die „Entwicklung zum städtereichen

Digitized by Google

Industriestaat" hat also ermöglicht, daß der Bevölkerungszuwachs schließlich im Lande bleiben konnte. Hätte die Landbevölkerung nicht immer einen großen Teil ihrer Kinder abstoßen können, nachdem sie flügge geworden waren, so würde ihr Kinderreichtum geringer gewesen sein als in Wirklichkeit. In den Jahren 1895 bis 1905 hatten die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Schlesien einen Wanderungsverlust von 840 084, dagegen die Provinzen Westfalen, Rheinland, das Königreich Sachsen und die Stadt Berlin einen Wanderunggewinn von 819 245 Personen. Seit nun die Aufnahmefähigkeit der industrie- und städtereichen Gegenden für den Menschenüberfluß des Landes nachgelassen hat, verringerte sich rasch die eheliche Fruchtbarkeit auf dem Lande. 1896 bis 1900 kamen in Ostpreußen auf 1000 weibliche Personen durchschnittlich jährlich 193,34 Geburten, 1901 bis 1905 nur noch 186,09; in Pommern 1896 bis 1900 181,56, 1901 bis 1905 nur 171,09. Was ist nun natürlicher, als daß der Geburtenrückgang in den industrie- und städtereichen Gegenden im allgemeinen schon früher begonnen hat als auf dem platten Lande! Mußte doch die industrielle und städtische Bevölkerung nicht nur den eigenen Zuwachs, sondern auch noch einen Teil dess' der Landbevölkerung versorgen. In der ganzen Welt üben Wanderunggewinne einen Druck auf die Erneuerungskraft der ansässigen Bevölkerung aus, so zum Beispiel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Häufigkeit der Geburten allerwärts um so geringer ist, je stärker der Zustrom von Einwanderern.

Die Annahme, daß wachsender Wohlstand an und für sich auf eine Verminderung der Geburten hinwirke, ist gewiß nicht richtig. In jungen Ansiedlungen, wo zwar nicht höhere Kulturansprüche, aber alle Bedürfnisse einfachen Lebens leicht befriedigt werden können, ist der Kinderreichtum meist erstaunlich groß. In der nordamerikanischen Union verdoppelte sich die Bevölkerung in den 40 Jahren unmittelbar vor und in den ersten 40 Jahren nach der Unabhängigkeitserklärung alle zwanzig Jahre. Nur wenn die Lebenshaltung einer Bevölkerung sich über den Punkt erhebt, der dem jeweiligen Nahrungsspielraum bei der gewohnten Geburtenhäufigkeit entspricht, muß sich selbst inmitten großen Wohlstandes die Neigung zum Rückgang der Geburten entwickeln. Je höher der Lebensstandard einer Volksschicht ist, desto schwieriger ist es, Kinder aufzuziehen und, wenn sie erwachsen sind, in einen Beruf hineinzubringen, worin sie „standesgemäß" leben können. Wo eine solche Versorgung als eine notwendige Bedingung gilt, ist der Wille zum Leben freilich schon geschwächt. Jedenfalls ist es auch in wohlhabenden Kreisen im allgemeinen die Sorge um die Zukunft der Nachkommenschaft, die dazu drängt, die Idee des „numerus clausus" für die Kinderstube anzuwenden.

Es wurde oben schon erwähnt, daß merkwürdigerweise das flache Land dort am meisten Bewohner durch Abwanderung verliert, wo es am dünnsten besiedelt ist. Das kann nur daher rühren, daß die Rechts- und Eigentumsverhältnisse die landwirtschaftliche Produktion erschweren. Wenn die Preise landwirtschaftlich genutzten Bodens rascher steigen als dessen Ergiebigkeit, so bedeutet das, daß aus dem Verkauf der erzielten Produktions-

Digitized by Google

überschüsse immer um so größere Gewinne erzielt werden müssen, damit nicht nur die landwirtschaftliche Arbeit in gewohnter Weise entlohnt, sondern auch den erhöhten Anforderungen der Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals entsprochen werden kann. Was aber den Konsumenten nicht durch Preissteigerungen mehr abgenommen werden kann, das muß sich die landwirtschaftliche Arbeit an ihrem Lohne kürzen lassen. Wenn an unsern Formen des Grundeigentums alles in Ordnung wäre, wie könnte dann der Boden nicht dort am teuersten sein, wo er am fruchtbarsten ist, sondern dort, wo die Herrschaft der Besitzer am festesten begründet ist? In den Vereinigten Staaten wohnen erst zwölf Einwohner auf einem Quadratkilometer, und doch wird auch dort schon über Landflucht und Überfüllung der Städte geklagt, während jährlich 80—100 000 Farmer nach Kanada übersiedeln. Nur so ist es überhaupt zu erklären, warum mit wachsender Geschwindigkeit sich überall in unsrer Kulturzone bisherige Agrarstaaten in Industriestaaten verwandeln, die Zahl der Produzenten von Nahrungsmitteln ständig ab-, die der Konsumenten zunimmt, die Nahrungsmittelpreise in Freihandel- wie Schutzzolländern unaufhaltsam steigen, und folglich immer stärkere wirtschaftliche Entwicklungshemmungen die Erneuerungskraft der modernen Kulturvölker eindämmen. Man kann durch eine Vereinfachung der Lebensweise diesem Übel entgegenwirken, weil dann die Lebensmittelteuerung leichter ertragen werden kann. Aber dauernde Änderung könnte nur eine Umgestaltung der Grundeigentumsverhältnisse hervorrufen, welche die Landwirtschaft von an ihr zehrenden reinen Herrschaftrechten befreite.

Otto Corbach

„Die Frau und die Kultur des Körpers"

nennt sich ein Buch von Else Wirminghaus, das mit Recht der von Jakob Wychgram herausgegebenen Sammlung „Kulturaufgaben der Frau" (Amelangs Verlag) einverleibt worden ist. Seine ganze Tendenz: Ohne sorgsame Pflege und Übung, ohne naturgemäße Erziehung der Körperlichkeit der Frau ist auch ihre geistige, soziale Höherentwicklung unmöglich!, diese Tendenz ist uns natürlich durchaus sympathisch. Und wie die Verfasserin diese Tendenz verficht — diese Überzeugungstreue und Zuversicht, diese entschiedene Abkehr von allem Veralteten —, das verdient alles Lob. So rückt sie die ethische und ästhetische Bedeutung der körperlichen Erziehung mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit ins rechte Licht.

Die Stellen des Buches, in denen sich Else Wirminghaus kritisch über die verschiedenen Systeme der Körperkultur ausläßt, werden nicht überall gleich beurteilt werden — das wird aber wohl von allen solchen Kritiken überhaupt gelten müssen. Das Streben, hier allen Richtungen möglichst gerecht zu werden und mit Ruhe abzuwägen, wo Gutes zu finden ist, kann im Allgemeinen nicht verkannt werden und berührt durchaus wohltuend. Nur kommt das deutsche Turnen zu schlecht weg. Die Verfasserin hätte auch diesem wohl eine bessere Seite abgewinnen können, aber hier scheint mir eine leise Ablenkung der kritischen Magnetnadel durch Einflüsse zu spüren, die auf einen sozusagen zwischen den Zeilen mitlaufenden Mangel deuten. Man hat nämlich

Digitized by Google

zuweilen den Eindruck, als ob die Schreiberin gegenüber den neuerdings mit mancherlei geschickter Reklame und fürnehmlichen Gebärden auftretenden Prophetinnen weiblicher Grazie und Schönheit nicht die kühle Objektivität bewahrt habe, die dazu gehört, die dilettantischen Redensarten und Phrasen kritisch als solche zu erkennen. Hier laufen der Verfasserin zuweilen Unklarheiten unter, zum Beispiel wenn sie vom Gang des Menschen zunächst wohl richtig sagt, das Bein „pendle" seiner ganzen Länge nach im Hüftgelenk, gleich hinterher aber hinzufügt: „Die Bewegung des Beines vollzieht sich wie beim Typus der Armbewegung mit der größten Spannung im Hüftgelenk und der größten Lockerung im Fußgelenk." Die Begriffe „Pendeln" und „größte Spannung" lassen sich nicht zusammenreimen; was jener kennzeichnet, das hebt dieser auf. Hier spukt offenbar die in einen anspruchsvollen Mystizismus maskierte Unklarheit der Mensendieckschen Beredsamkeit noch zwischen den Zeilen weiter. Schade! Aber dieser Vorwurf trifft nur vereinzelte Stellen, so daß der Gesamtwirkung des Buches dadurch kein Abbruch getan werden kann. Wenn es der Verfasserin gelingt, sich vor der Bearbeitung einer Neuauflage bezüglich aller physiologischen und anatomischen Fragen an der streng wissenschaftlichen Literatur — und nur an dieser! — zu orientieren, dann wird auch dem kritischen Leser die Freude an ihrer Propaganda noch reiner erhalten bleiben.

Ganz uneingeschränktes Lob kann all den ausführlichen Darlegungen gespendet werden, die sich auf die Umgestaltung der Frauentracht beziehen. Da ist die Verfasserin, die ja auch als Mitherausgeberin der verdienstvollen Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur" bekannt ist, ganz auf ihrem eigensten Gebiet, und hier sagt sie so viel Beherzigenswertes und Vortreffliches, daß man wünschen muß, es möge in jedem deutschen Hause, möge vor allem auch von den deutschen Lehrerinnen beherzigt werden, die den Geist gesunder Lebensführung in der jungen Generation entfachen sollen. Da fehlt leider noch vieles.

Karl Möller

Universität Dresden

Es wird augenfällig, daß die Sicherung der Universität Frankfurt nicht einen singulären geistesgeschichtlichen Fall, sondern den Abschluß der ersten Etappe einer in ihrer Tragweite ganz unübersehbaren Entwicklung bedeutet. Als nächster Markstein in dieser Entwicklung ist die Universität Hamburg so gut wie festgelegt, und zum dritten wird vielleicht, wie wir jetzt hören, Dresden folgen. Es kann sogar leicht geschehen, daß diese Reihenfolge sich zugunsten Dresdens verschiebt: falls nämlich Hamburg seinem gesunden Prinzip treu bleibt, nicht mechanisch eine 23. Universität nach dem Schema der 22 andern zu schaffen, sondern eine Hochschule eigenartigen, bodenständigen Charakters sich organisch entwickeln zu lassen. Es hat sich ja schon im Frankfurter Falle eine gewisse Enttäuschung der jüngeren Gelehrtenwelt darüber geltend gemacht, daß die Hoffnungen auf eine Hochschule origineller Prägung nicht erfüllt werden konnten und die neue Universität sich nur durch ein Negativum, nämlich das Fehlen der theologischen Fakultät, von ihren älteren Schwestern unterscheidet. Man weiß, daß Frankfurt auf weitergreifende Ambitionen, falls sie überhaupt be-

Digitized by Google

standen haben, verzichten mußte, um seinen Plan nicht zu gefährden; der Verdacht des geistigen Radikalismus lastete auf seinem Vorhaben, obwohl organisatorisch eine im besten und im allein zukunftsmöglichen Sinne „konservative" Persönlichkeit wie Adickes die Seele dieses Vorhabens war. Übrigens mag daran erinnert sein, daß Frankfurt außer jenem negativen doch auch ein positives Merkmal sich gesichert hat: die sozialwissenschaftliche Fakultät; erfolgt ihre Ausgestaltung dereinst mit Liebe und Umsicht, so kann sie der ganzen Hochschule geistige Eigenart verleihen. Das freilich muß man abwarten. Das staatlich autonome und politisch unverdächtige Hamburg hat es natürlich leichter; um so lebhafter darf der Wunsch sein, es möchte seine Chance nach Kräften ausnutzen, indem es sich getrost und ohne Überhastung der organischen Entfaltung seines Geisteskindes widmet, dessen nationale, ja internationale Bedeutung im geraden Verhältnis zu seinem Besitz an lokaler hamburgischer Eigenart stehen wird.

Die von vielen Seiten geäußerte Sorge, daß durch neue Universitäten eine Vermehrung des akademischen Proletariates gefördert werde, ist natürlich nicht unbegründet. Die Zahl der unbemittelten Eingesessenen, die sich durch die Existenz einer einheimischen Universität in den Stand gesetzt und ermutigt sehen werden zu studieren, wird bei so großen Städten wie Frankfurt, Dresden oder gar Hamburg nicht unbeträchtlich sein. Genies sind das gewiß nicht in allen Fällen; eher Mittelbegabte, auf deren akademische Ausbildung eben die erheblich größeren Opfer eines auswärtigen Studiums nicht gewendet worden wären. Zugleich wächst damit die Ziffer derer, die in ihren besten und eindrucksfähigsten Jahren am häuslichen Herde hocken bleiben und zeitlebens die Welt an lokalen Gesichtspunkten messen: Leute, die ein in die Weite sich reckendes Land wie das deutsche am allerwenigsten brauchen kann. Auch an die mißliche Lage, in der sich schon heute einzelne Berufe wie der ärztliche infolge ihrer Überfüllung befinden, ist zu denken. Trotzdem — solche Schatten werden die Entwicklung unserer führenden „Städteindividualitäten" zu Universitäten kaum aufhalten. Daß diese Lebenszentren zu einer aktiven Anteilnahme an der Produktion der geistigen Werte hindrängen, ist ja schließlich doch auch ein erfreuliches, ein idealistisches Symptom, dessen Lichtseiten den Nachteilen mindestens gleichwertig sein dürften. Deutschland hat eine materielle Entwicklung ohnegleichen hinter sich, die ihre Vergeistigung fordert; wie unsere Städte das Wahrzeichen des materiellen Aufstiegs, so sind ihre Universitätsambitionen das des erwachenden Vergeistigungsbedürfnisses. Und daß, wie es sich bei diesen Anläßen zeigt, für uns ehemalige Hungerleider Geld überhaupt keine Rolle mehr spielt, sondern in beliebiger Menge zu haben ist, darf uns ebenso mit Stolz erfüllen wie die Bereitschaft dieses Geldes gerade für geistige Zwecke. Ein wohlhabendes Volk von intensiver und ausgebreiteter Geistigkeit zu sein: diese Verknüpfung materieller und idealer Potenz sichert den Deutschen eine ganz einzigartige Kulturstellung.

Daß auch Dresden die Universitätsidee ergreift, kann nicht wundernehmen. Denn dieser in ihrer Schönheit und Ruhe zu geistigem Schaffen wie prädestinierten Stadt hat ein adäquater geistiger Lebensinhalt einigermaßen gefehlt;

Digitized by Google

eine intellektuelle Ergänzung seines künstlerischen Charakters und ein Gegengewicht seiner industriellen Entwicklung, wie eine technische Hochschule allein in ihrer unvermeidlichen geistigen Einseitigkeit und ihrer engen Verbundenheit mit der Industrie es unmöglich zu bieten vermag. Auch daß ein Land von der reichen Kulturvergangenheit, der nicht minder glücklichen Wohlstandsgegenwart und der geistig so regsamen Bevölkerung Sachsens eine zweite Landesuniversität zu ertragen sich zutraut, ist fast selbstverständlich; ob für das Land ein wirkliches Bedürfnis vorliegt und ob es der nicht zu unterschätzenden Last auf die Dauer gewachsen ist, wird von den verantwortlichen Stellen sicherlich genau geprüft werden. Indessen, dieser jüngste Universitätsplan hat eine Bedeutung, die über Dresden und über Sachsen hinausreicht.

Dresden ist seiner Lage nach eine ostdeutsche Stadt. Mit seiner Akademisierung gewänne der deutsche Osten ein neues geistiges Zentrum, und zwar eines von ganz besonderer Eigenart. Hier wäre nicht die weltstädtische Farblosigkeit Berlins, sondern der höchst bestimmte Charakter einer traditionsreichen Territorialhauptstadt; hier wäre kein Brandherd nationaler Händel, wie Posen es ist und (Witting hat es neulich wieder überzeugend dargetan) durch eine Universitätsgründung noch viel mehr werden müßte, ja hier wäre nicht einmal der an diesen Händeln mit seinen Machtfaktoren unmittelbar beteiligte Preußenstaat, sondern ein neutraler Schauplatz friedlicher, auf glänzende Überlieferungen gestützter Kulturarbeit, geleistet in der Gemeinschaft einer (trotz zeitweiliger enger Vermählung ihrer Geschichte mit der polnischen) durch und durch national zuverlässigen, ja außerordentlich begeisterungsfähigen Bevölkerung; und endlich wäre hier nicht die räumliche Entlegenheit Breslaus oder gar Königsbergs, sondern die engste Nachbarschaft der westdeutschen, besonders auch der süddeutschen Welt.

Denn wie Frankfurt eine natürliche Verknüpfung des Südens mit dem Norden, und wie Hamburg die Brücke vom Westen nach dem Osten, so bildet Dresden das organische Band zwischen Süden und Osten Deutschlands — zwischen der oberdeutschen und der ostelbischen Welt. Es ist die ostdeutsche Stadt, über die so reich wie über keine zweite der Zauber natürlicher Schönheit und ästhetischer Kultur ausgebreitet liegt und die dadurch in Verbindung mit ihrer geographischen Nähe eine besondere Anziehungskraft auf die süddeutsche Bevölkerung zu entfalten vermag. Hier findet der Oberdeutsche Geist von seinem Geist: in einer anmutigen, hügelumkränzten Stromlandschaft sind kostbare Kleinodien ästhetischer Entwicklung aufgebaut, und auch das Sachsentum, mit seinem Einschlag von Lebensleichtigkeit und Formenlässigkeit in norddeutsche Nüchternheit und Arbeitszähigkeit, wird ihn vertrauter berühren als der im übrigen Osten dominierende und seinem Wesen nun einmal grundfremde Geist Preußens, an dessen Wiege die Grazien nicht erschienen sind. (Es erscheint wie ein Symbol hierfür, daß „Vieux Saxe“ ein kunstgeschichtlicher, „altpreußisch“ aber ein militär- und staatsgeschichtlicher Begriff ist.) Nun bedeutet die Überwindung der zwischen Süden und Osten herrschenden Entfremdung eine überaus wichtige innervölkische Aufgabe der deutschen Zukunft. Das ostelbische Problem fängt heute an auch süd-

Digitized by Google

lich des Mains begriffen zu werden; es an Ort und Stelle miterfassen zu lernen, dazu bedarf es für die durch Natur und Kultur verwöhnten Süddeutschen eines stärkeren Reizes als ihn die meisten Lebenszentren Ostelbiens nun einmal ausüben können. Dresden hätte ihn: es könnte süddeutsche, und überhaupt auch westdeutsche Jugend (auf die es doch in allererster Linie ankommt) nicht bloß nach dem Osten locken, sondern auch für eine Zeit an den Osten fesseln, die ausreichend wäre, um wirklich nachhaltige Eindrücke zu hinterlassen und ein Gefühl echter und dauernder Verbundenheit zu begründen. Gibt es dafür aber ein geschichtlich bewährteres Mittel als die Universitas Literarum? Eine Universität Dresden könnte einen kräftigen Strom akademischer Binnenwanderung, wie sie heute mit nicht zu unterschätzenden Kulturfolgen noch immer am stärksten west- und südwärts gerichtet ist, umgekehrt vom Westen und besonders vom Süden her nach Osten lenken und damit für die Einfühlung der jungen deutschen Generation in die ostdeutsche Frage von unberechenbarer Bedeutung werden. Daß diese Einfühlung auf außerpreußischem und kulturgesättigtem Boden sich vollzöge, würde in nur erwünschter Weise die Tatsache unterstreichen, daß die ostelbische Frage längst keine bloß preußische, sondern eine deutsche Frage — und daß sie erst recht keine bloß preußische Machtfrage, sondern darüber hinaus eine deutsche Kulturfrage ist.

Selbstverständlich: das sind Möglichkeiten. Wie sie sich verwirklichen, wenn der Gedanke einer Universität Dresden zur Ausführung kommen sollte, das hängt von mancherlei Dingen ab, die sich theoretischer Voraussicht entziehen; immerhin sind sie so gut fundiert, daß es schon sehr grober Fehler bedürfte, um ihr Auswirken zu unterbinden. Als Träger solcher Möglichkeiten eröffnet der Dresdner Universitätsplan über die bloß örtlichen und territorialen Interessen hinaus nationale Perspektiven, die ihn in eine Art Parallele zum hamburgischen stellen. Man hat, und mit gutem Rechte, an eine Universität Hamburg Hoffnungen geknüpft, die auf eine geistige Förderung unsrer äußeren Kolonisation gehen: eine „Übersee-Universität" soll an der Unterelbe heranwachsen. Diese Hoffnungen würde Dresden organisch ergänzen: ebenso natürlich wie die Hamburgs aufs Meer hinaus, weist seine Universität ins ostdeutsche Land hinein — als ein geistiges Instrument der großen Aufgabe unserer inneren Kolonisation. Nicht nur von Deutschlands Zukunft, auch von seiner Gegenwart schon liegt ein gut Stück auf dem Wasser; aber ein ebenso großes und ebenso lebenswichtiges Stück nicht nur seiner Gegenwart, sondern auch seiner Zukunft bleibt unlöslich an die weiten Flächen Ostelbiens gebunden. Willy Hellpach

Es ist vielleicht angebracht zu betonen, daß die vorstehenden Bemerkungen einen süddeutschen Hochschullehrer zum Verfasser haben.

Der Weg zum eignen Stil

Wir haben den Lesern an dieser Stelle (Kw. XXIV, 11) das Erscheinen eines Buches angezeigt, das den Titel „Unser Schulaufsatz, ein verkappter Schundliterat" führte und von zwei jungen Hamburgern, Adolf Jensen und Wilhelm Lamszus, geschrieben war. Ich war damals Schwarzseher genug, zu der Annahme zu neigen, daß dieses des Aufsehens würdige Buch weder

Digitized by Google

ein Aufsehen noch auch nur ein flüchtiges Hinsehen hervorrufen würde. Niemals aber habe ich eine vorgefaßte falsche Ansicht mit größerer Freude berichtigt als in diesem Fall. Das Buch hat in der wissenschaftlichen wie in der politischen Presse das verdiente starke Echo gefunden. Ich unterstrich damals, daß es sich nicht um eine pädagogische Revolution handle, die vom Studentenübermut junger Wissenschaftler angezettelt sei, sondern vielmehr um eine Arbeit, die ihren Weg von der Praxis der Schulstube ins Leben hinaus genommen habe. Die beiden Autoren haben nun ihrem theoretischen Buch auch die praktische Tat folgen lassen. Unter dem Titel „Der Weg zum eignen Stil. Ein Aufsatz-Praktikum für Lehrer und Laien“ haben sie bei Alfred Janssen in Hamburg ihrer ersten wissenschaftlichen Arbeit die methodische Ergänzung gegeben und zwar in einer Form, die vom Leben durchpulst wird und von Klarheit leuchtet, wie ein junger Morgen im Lenz.

Es wurde einmal gesagt, daß unser „Volk“ rettungslos der Schundliteratur verfallen müsse, weil es nur stofflich lese und genieße. Es greife zum Buch nur wegen der Spannung und Sensation oder bestenfalls wegen der stofflichen Bereicherung, darum lasse es sich von der Ebner-Eschenbach wie von der Eschstruth gleichermaßen rühren. Wer dürfte behaupten, daß das ganz unbegründet sei, wenn er mit ehrlichen Augen den Zustand anblickt, der sogar in den gebildeten Klassen herrscht? Das macht in der Tat den großen Jammer unsres künstlerischen Zustandes aus, daß das Publikum am Stoff hängt, so daß ihm irgendein jämmerliches Genrebild einfach darum gefällt, weil es eine Kinderszene enthält, während man für den süßen Schund der Darstellung keine Augen hat. Wenn hier das große Elend unseres künstlerischen Zustandes liegt, so macht das vorliegende Buch auch dem hartnäckigsten Zweifler klar, daß man jedes geistig gesunde Kind vom Stoff aus in den Reiz der sprachlichen Darstellung hineinführen kann. Mehr aber kann keine Schule und kein menschlicher Wille leisten. Ist das Verständnis für den Reiz der Darstellung erschlossen, dann hängt es vom inneren Reichtum des einzelnen ab, wie viel Kunst er zu erleben vermag. Hier mag das burschikos-derbe Wort gelten, das Schopenhauer einmal gegen Pestalozzi schreibt: Wer als Dummkopf geboren ist, geht unweigerlich als Dummkopf ins Grab. Es werden aber viel weniger Dummköpfe geboren, als man (um Verzeihung!) auf Grund seines persönlichen Bekanntenkreises annehmen sollte. Eine ganze Heerschar von Menschen wird durch den „logischen“ Aufsatz zur Idiotie und durch den sozusagen literarischen Aufsatz zur Schundliteratur erzogen. Und mit diesen allein hat es die pädagogische Wissenschaft zu tun.

Im ersten theoretischen Buch führten die Autoren aus, daß das innere oder das äußere, das seelische oder das handgreifliche Erlebnis die Quelle der Sprache sei, und daß man darum von den Kindern nicht „freie“ oder „gebundene“, sondern einzig und allein Erlebnisaufsätze verlangen dürfe. In dem vorliegenden zweiten Buch gelangen sie auf dem Wege der pädagogischen Praxis zu derselben Wahrheit und belegen sie durch herzerfrischende Kinderaufsätze. Mit methodischer Meisterschaft schreiten sie durch konzentrische Kreise hindurch, bis

Digitized by Google

wir uns schließlich im Mittelpunkt der Spracherzeugung und im Mittelpunkt des sprachlichen Unterrichts befinden: beim Erlebnis. Aus den verschiedenen methodischen Kapiteln erkennt man klar, wie tief die Sehnsucht nach etwas Besserem in den Herzen der jungen Pädagogik ruhte. Man sah die gleichgültigen mißvergnügten Gesichter der gewöhnlichen Aufsätze; man fühlte, daß es mit dem bisherigen Betrieb unmöglich seine Richtigkeit haben könne; man ahnte auch dunkel den Weg, der zu wandern sei, aber man sah ihn nicht, und darum geriet man in methodische Halbheiten hinein. Man versuchte vom bisherigen Ausgangspunkt aus neue Wege zu bahnen, während man hätte erkennen sollen, daß der bisherige Ausgangspunkt keiner sein durfte. Man hatte das richtige Gefühl, daß die Kinder etwas aus eigener Anschauung kennen müßten, wenn sie darüber schreiben sollten und infolgedessen hielt man sich mit den Themen im Rahmen des Alltags. Man wußte auch, daß die Themen im Kind Leben auslösen müßten: darum wählte man solche, die einem Erlebnis Raum gaben; also etwa: eine Feuersbrunst, ein Gewitter, ein Tag aus meinen Ferien usw. Wenn so ein Erlebnis aber so weit zurücklag, daß es im Bewußtsein des Kindes die Farben verloren hatte? Nun, dann mußte man eben Themen wählen, die noch ein frisches Gesicht zeigten; „aktuelle Themen", wie der Zeitungschriftsteller sagen würde. Der erste Schnee, wenn Schnee gefallen war, die Sedanfeier, wenn der Abreißkalender den 3. September verkündete usw. Man wollte sich an dem alten Themenzopf aus dem Sumpf des Themenaufsatzes herausziehen, und das mußte naturgemäß mißlingen.

Der grundlegende Fehler scheint mir zu sein: daß man die kleinen Menschen nicht ebenso ernst nahm, wie die großen. Daß man die Gesetze der Seele für die Erwachsenen willig anerkannte, daß man aber glaubte, sie aufheben zu können, wenn die Seele des Kindes ihr Recht verlangte. Wenn man einem erwachsenen Menschen sagte: „Schreiben Sie über den ersten Schnee!", was würde er dann antworten? Er würde sagen: „Verzeihen Sie, aber ich bin kein Schulbube; ich schreibe zwar Briefe, aber meine Briefe handeln von Dingen, die mich mehr angehen, als der erste Schnee." Liegt nicht der ganze Jammer unserer sprachlichen Pädagogik in dieser landläufigen Auffassung? Ich selber kann über derartige Dinge nicht schreiben, weil sie mich nichts angehen, aber das Kind muß, wenn man's von ihm verlangt. Muß — wenn aber so ein „faules" Ungeheuer es nicht können sollte? Nun, so gibt es ja Gott sei Dank den Bakel und die ganze feine äußerliche Zucht! Die Reformer des Themenaufsatzes, die immer noch am Thema festhielten, übersahen, daß jedes Erlebnis innerlicher Art ist. Der erste Schnee nutzt mir beim Schreiben nichts, wenn er in mir keinen Eindruck hinterlassen hat, der zur Mitteilung drängt. Den Themenaufsatz kann man nur reformieren, indem man das Thema aufhebt und zur Natur, will sagen: zu einem Erlebnis des Kindes zurückkehrt.

Es ist für einen Schriftsteller, dem die künstlerische Kultur am Herzen liegt, eine große Freude, in den mitgeteilten Aufsätzen zu sehen, wie das Kind vom reinen Stoffbericht zur lebensvollen sprachlichen Darstellung vorwärts schreitet. Wenn ein Kind zunächst einfach schreibt: „Ein Plakat hing an der

Digitized by Google

Wand", um dann in einem Aufsatz über die Reichstagswahl zu schreiben: „Ein Plakat schrie in die Straße hinab" — was hat es dann andres getan, als den ersten Schritt in das Geheimnis der künstlerischen Darstellung hinein vollzogen? Wird ihm nun dieser erste Schritt an seinem eigenen Aufsatz zum Bewußtsein gebracht, dann löst es sich von den Fesseln des Stoffs und beginnt den Reiz der künstlerischen Darstellung zu verstehen. Auf diesem Wege, der der Weg der Natur selber ist, führen unsre Autoren das Kind nun Schritt für Schritt weiter, bis es schließlich in die Welt einer poetischen Darstellung hineingeführt wird, um hier staunend zu erkennen, wie weit selbst seine besten Aufsätze von der künstlerischen Vollendung entfernt sind. Das Lesebuch wird dabei neu entdeckt, denn man weiß ja nun plötzlich, daß alle diese Lesestücke — wie die eigenen Aufsätze — aus dem Leben kommen und das Leben zurückspiegeln. Wer da meinen sollte, daß der natürliche Kinderaufsatz auf eine Förderung des schriftstellerischen Dillettantismus hinauslaufen könnte, würde sich gründlich täuschen. Er ruft ganz im Gegenteil den Respekt vor der Kunst hervor, den der Primaner so todsicher verliert, wenn er sich seine altklugen Phrasen über den „Wallenstein" oder sonstwas von ihm noch gar nicht Erlebtes abquälen muß. Erich Schlaikjer

„Nach dem Abitur"

„So kann es nicht weitergehn", erklärt J. Kuckhoff im „Deutschen Philologenblatt": die Schwierigkeiten, unsre Akademiker in einigermaßen menschenwürdigen Stellungen unterzubringen, wachsen sich zu einer ernsten sozialen Frage aus. Die Schuld mißt der Verfasser, der es wissen muß, zum Teile der höheren Schule zu. „Sie ist keine Palästra des Geistes mehr, sondern eine Klassenerziehungsanstalt." Aber nicht genug damit, daß die höheren Schulen mit ungeeigneten Schülern überfüllt sind: die Abiturienten wenden sich viel zu wenig den praktischen Berufen, dem reinen Wirtschaftsleben zu. Das „größere Vaterland", die Kolonien, die wirtschaftliche Stellung Deutschlands in der Welt erfordern Kräfte: die Sehnsucht der jungen Leute aber geht allzusehr darnach, pensionsberechtigt zu werden. „Die höhere Schule hat die Aufgabe, auf diese Denkungsart als eines freien Mannes unwürdig hinzuweisen. Das Abiturium soll keinen Zivilversorgungsschein vermitteln. Das Volk hat kein Interesse daran, Untüchtige in seinen Verwaltungsposten zu besolden. Das sollen unsere Abiturienten wissen." Damit ist freilich eine allgemeine Aufgabe der Volkserziehung berührt, die die höhere Schule nicht wird allein lösen können. Aber daß sie an einer wichtigen Stelle an ihr beteiligt ist, kann nicht oft genug wiederholt werden.

„Mutter in großem Sinne"

Die Frau hat nichts weiter zu tun, um das volle Bewußtsein ihres Wertes zu gewinnen, als sich vorzustellen, was sie ist: nämlich Mutter aller Männer, die je gelebt, gewirkt, gedacht und gedichtet haben. Dieses Bewußtsein, verbunden mit dem jener unendlichen Summe von Schmerzen, durch die sie das Geschlecht der Menschen stetig verjüngen muß, wird jenen Stolz in sich schließen, den sie braucht, um sich aus einem nicht hinreichend würdigen Zustande aufzurichten, in dem sie

Digitized by Google

ist: denn die Gesellschaft entzieht ihr mit Fug die Freiheit, Kinder zu töten, aber mit Unrecht die Freiheit in alle dem, wodurch sie wahrhaft lebendig macht. Diese Freiheit muß sich die Frau zurückerobern! Einen Sieg, den sie niemals erringen wird, sie werde denn Mutter in großem Sinne.

Gerhart Hauptmann

Unsre Bilder und Noten

Ein Bild so großen Formates, wie Fritz Mackensens „Heuernte", läßt sich schon dieses Formates wegen nicht ohne Extraverluste verkleinern, wollten wir's aber farbig wiedergeben und gar nach üblicher Weise in Farbenautotypie, so gäbe das zwar eine für Unternehmer geschäftlich ausnutzbare Freude dem Banausen, aber ein Greuel dem Sehenden. Wir möchten immer wieder auf das schlechterdings Barbarische des heutigen Buntrappels hinweisen, der die neuen Techniken nicht weniger mißbraucht als der „Kientopp" die Kinematographie. Die meisten Zeitschriftenleiter werden immer wieder gegen ihre eigene bessere Einsicht zum Bringen „farbenprächtiger" Bilder gezwungen, und wir sind heute noch nicht einmal sicher, ob wenigstens unter den Kunstwartlesern bereits die Mehrzahl erkennt, wieviel reichere und wieviel feinere Genüsse von einem großen Gemälde eine ruhige Gravüre vermitteln kann als eine Farbenautotypie, die selbst bei höchster technischer Sorgfalt die Farben mechanisch zusammendrücken und optisch ineinanderrühren muß.

Wozu der Farbendruck vorzüglich zu brauchen ist (aber am besten auch nicht die gewöhnliche Autotypientechnik, sondern die freilich teurere des Steindrucks oder ähnlicher Verfahren), das möge die Reproduktion von Otto Barths Farbenholzschnitt „Kirchgang" exemplifizieren. Sie ist getreu bis auf die Fingerabdrücke im roten Ton, nach denen daktylographisch festgestellt werden könnte, ob sie der Maler eigenhändig gemacht hat. Wo die Farben ein bißchen leichter oder schwerer aufgetragen sind, wo mit mehr oder weniger Druck, das ist hier genau so wie auf dem Original zu sehen. Und weil dieses Original selbst nicht viel größer ist als die Wiedergabe, so kann hier die Technik auch sonst geben, was sich mechanisch wiedergeben läßt. Wie kommt es aber, daß uns das kleine Werk als Original schon so echt künstlerisch anmutet? Davon, daß hier der Gegenstand und die künstlerische Technik recht nach Meisterart zusammengefühlt sind. Es wäre eine Stillosigkeit gewesen, das, was den Künstler an diesen zwei beiden freute, fein und zierlich zu versänfteln und zu versüßeln. Die beiden Wesen hier verlangen nach festem Handdruck, nicht nach Fingerspitzen. Also fast kein Mittelton, nur Schatten und Licht. Derbster Kontrast, derbste Formen, alles Derbheit überhaupt, aber auch alles Kraft. Ach hätten es die Künstler gut, wenn sie bei so lebendigem Gestalten mehr Mitgänger hätten, mehr seelische „Dabeiseier", mehr Mitmacher — kurz: ein Publikum, das beim fröhlichen Einfangen der Welt auf Papierblätter mit der Phantasie mithilft!

Da wir gerade bei bäuerlichen Leuten sind, rufen wir zu den österreichischen Kirchgängerinnen noch eine alte Dame aus Nordfriesland her, die Hans Peter Feddersen beim Eintauchen ihres „Rundstücks"

Digitized by Google

in den Kaffee belauscht hat. „Was machst du denn da?“ fragt sie ihren Besucher, und darin, wie sie's fragt, in dem neugierig-gutmütig-verschmitzten Ausdruck ihres Gesichtes liegt meines Erachtens das Hübscheste im Bild. Unsre Leser erinnern sich von Feddersen zweier landschaftlichen Heimatschilderungen: des winterlichen Dorfes (XXIII, 8) und des Meerbildes (XXIV, 11). Sie werden nun gern auch den Menschenschilderer Feddersen kennen lernen.

Da in diesem Heft ausführlich von Dalcroze die Rede ist, der mit Tessenows Tempelhallen und Wohngebäuden an Hellerau eine Art Dresdner Schwabing-Siedelung angegliedert hat, geht es wohl an, die Leser mit ein paar Bildern an die eigentliche Keimstätte dieser ersten modernen deutschen Gartenstadt zu erinnern: an die „Werkstätten Hellerau“, die unter der künstlerischen Leitung hauptsächlich von Richard Riemerschmid erbaut und eingerichtet worden sind.

Als Notenbeilage enthält dieses Heft zwei Stücklein aus Hugo Kauns „Für die Jugend“, die in der Rundschau ausführlicher besprochen sind. Sie bieten in ihrer einfachen Art dem Verständnis wohl keine besondren Schwierigkeiten, so daß sich eine weitere Analyse hier erübrigt. Mögen sie, als Proben aus den drei Heften, diesen selbst zur weitesten Verbreitung helfen!

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin Georg Siemens, W 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Otto Barth

Digitized by Google

Digitized by Google

KW

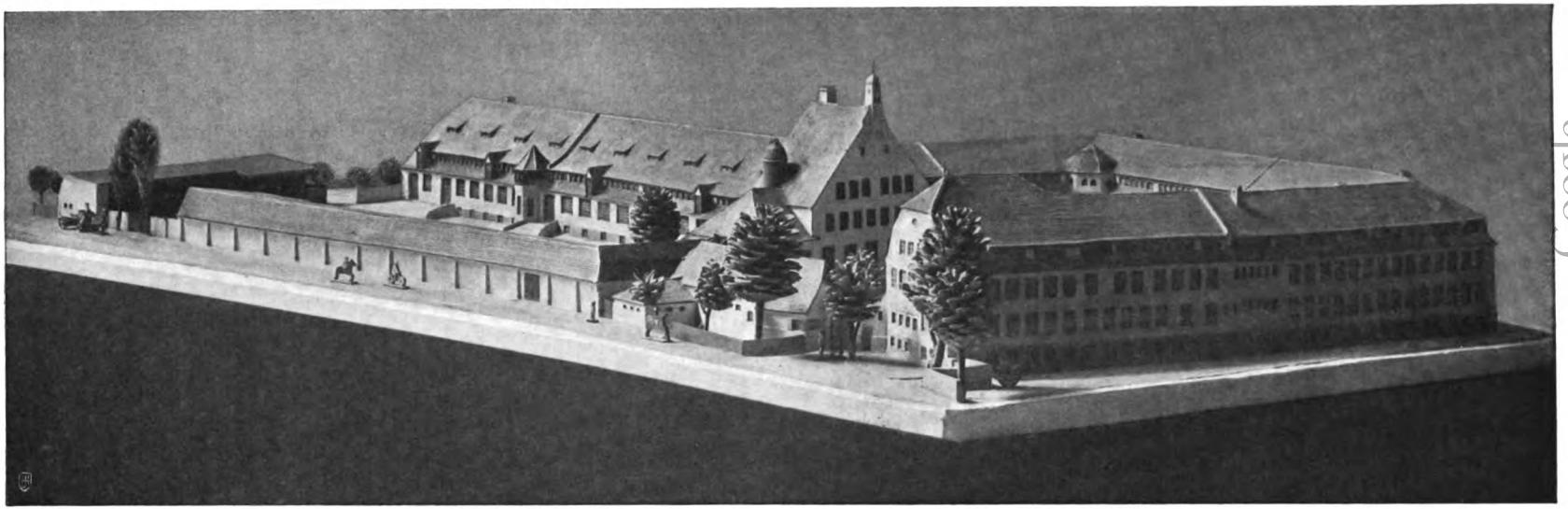
HANS PETER FEDDERSEN

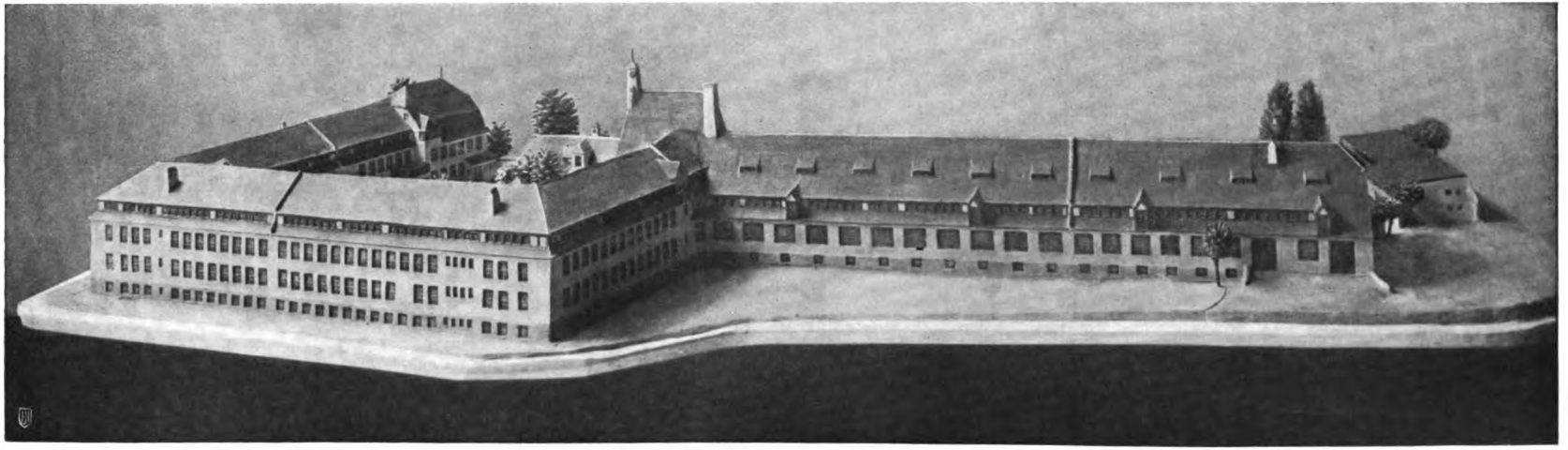
Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

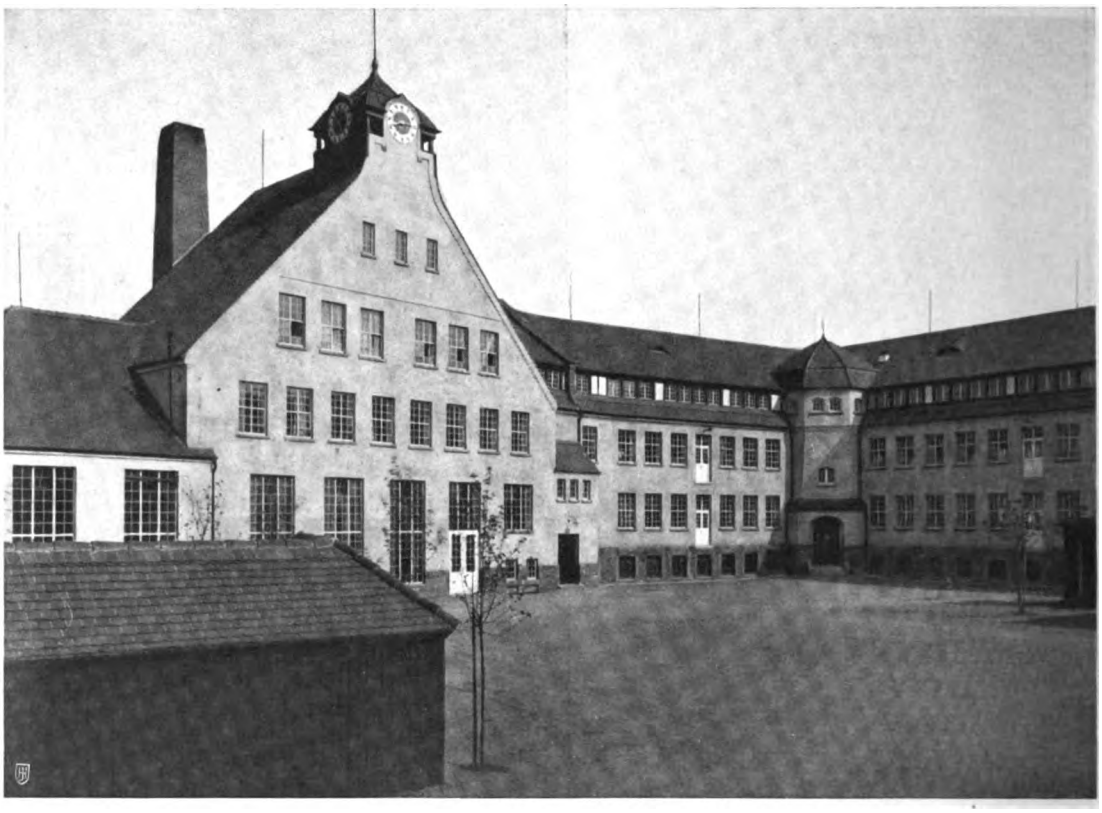
DIE WERKSTÄTTEN HELLERAU BEI DRESDEN

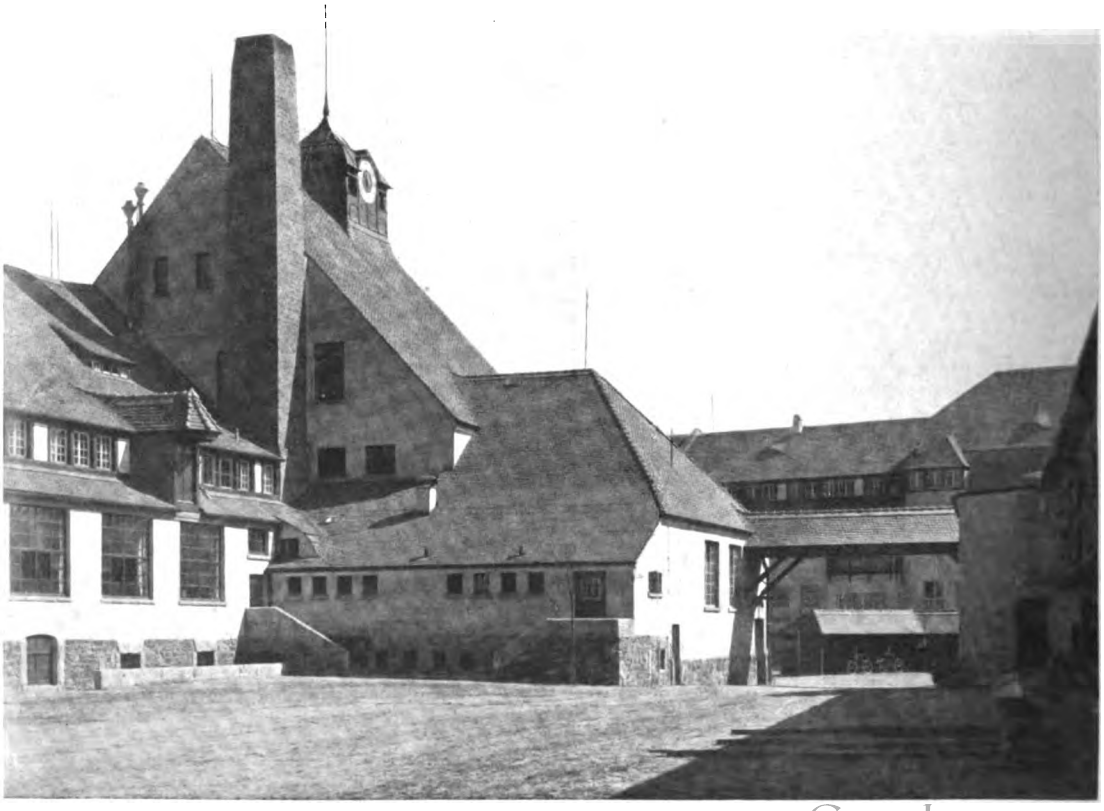




Digitized by Google

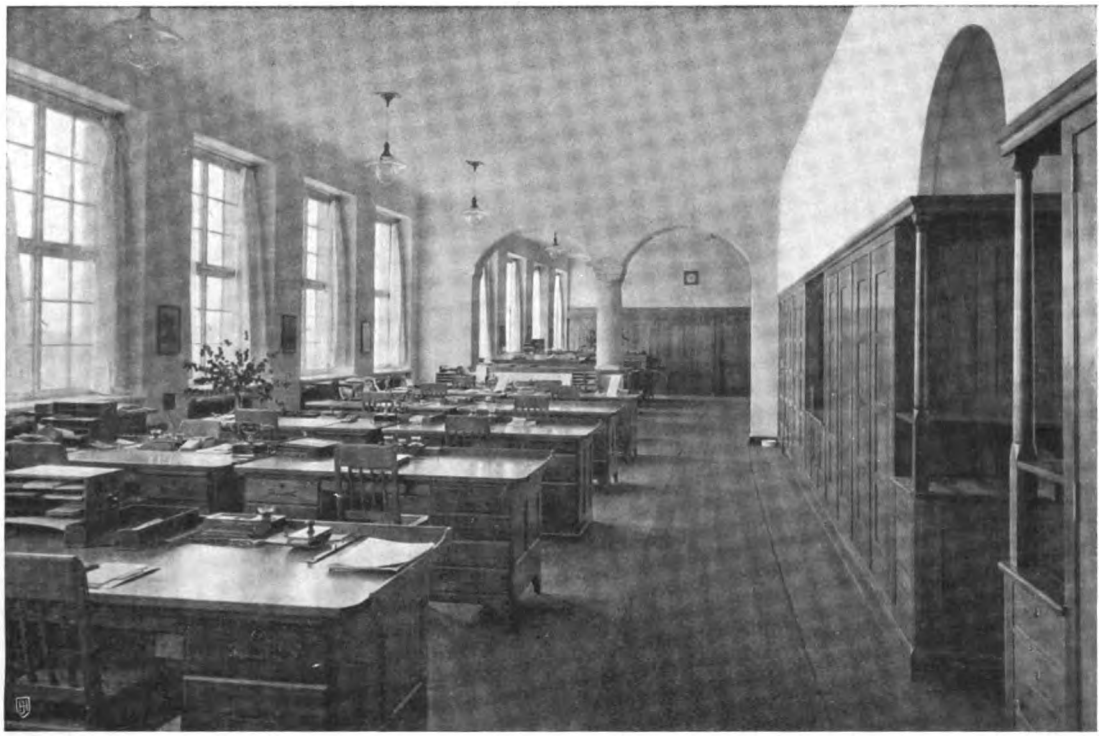
DIE WERKSTÄTTEN HELLERAU BEI DRESDEN

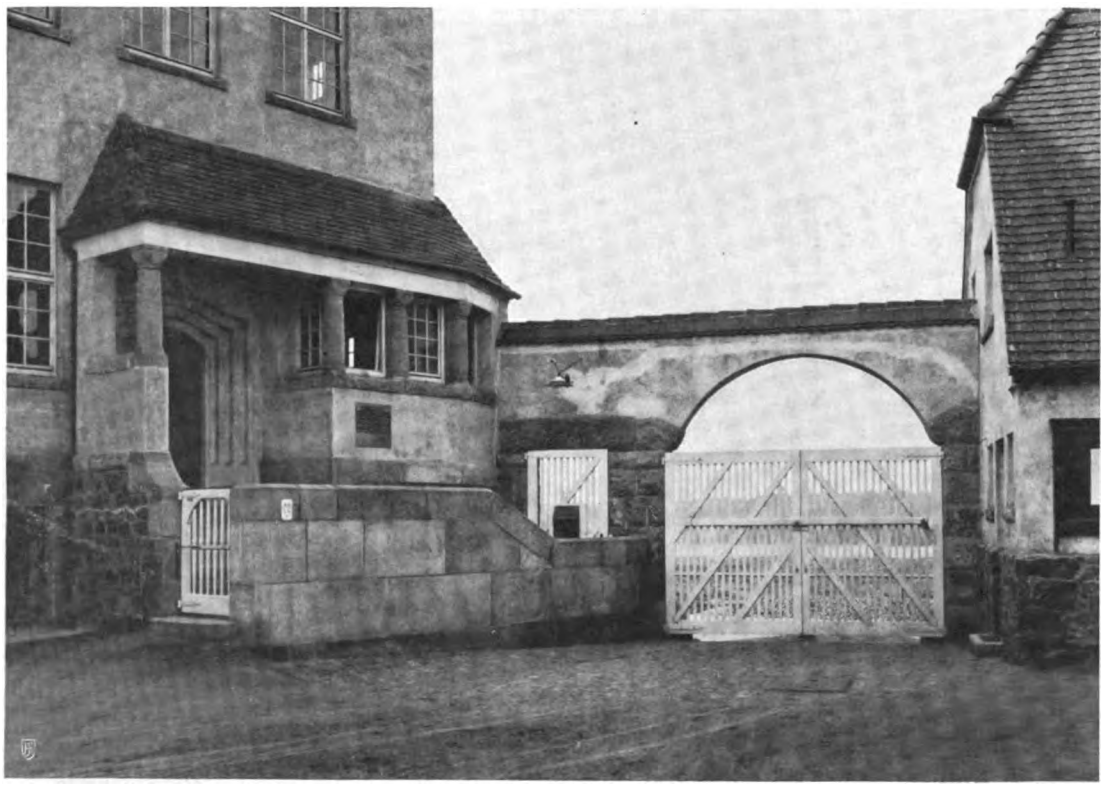




Digitized by Google

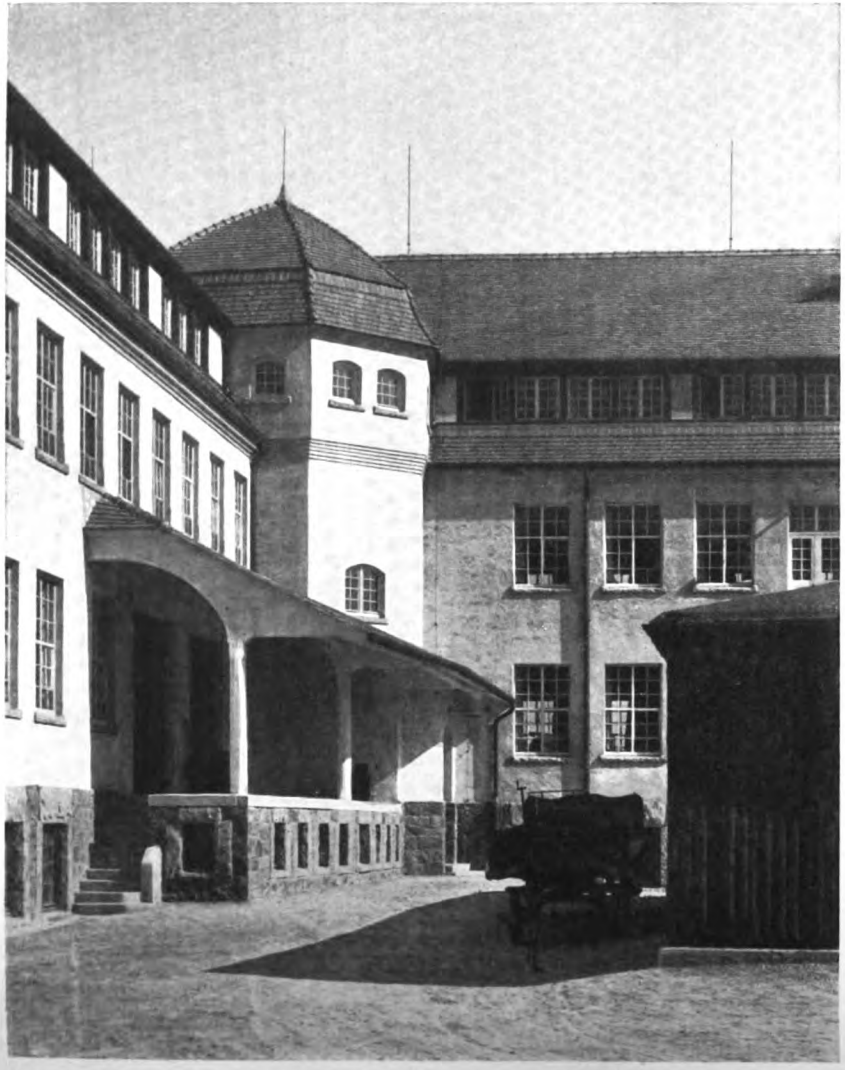
DIE WERKSTÄTTEN HELLERAU BEI DRESDEN

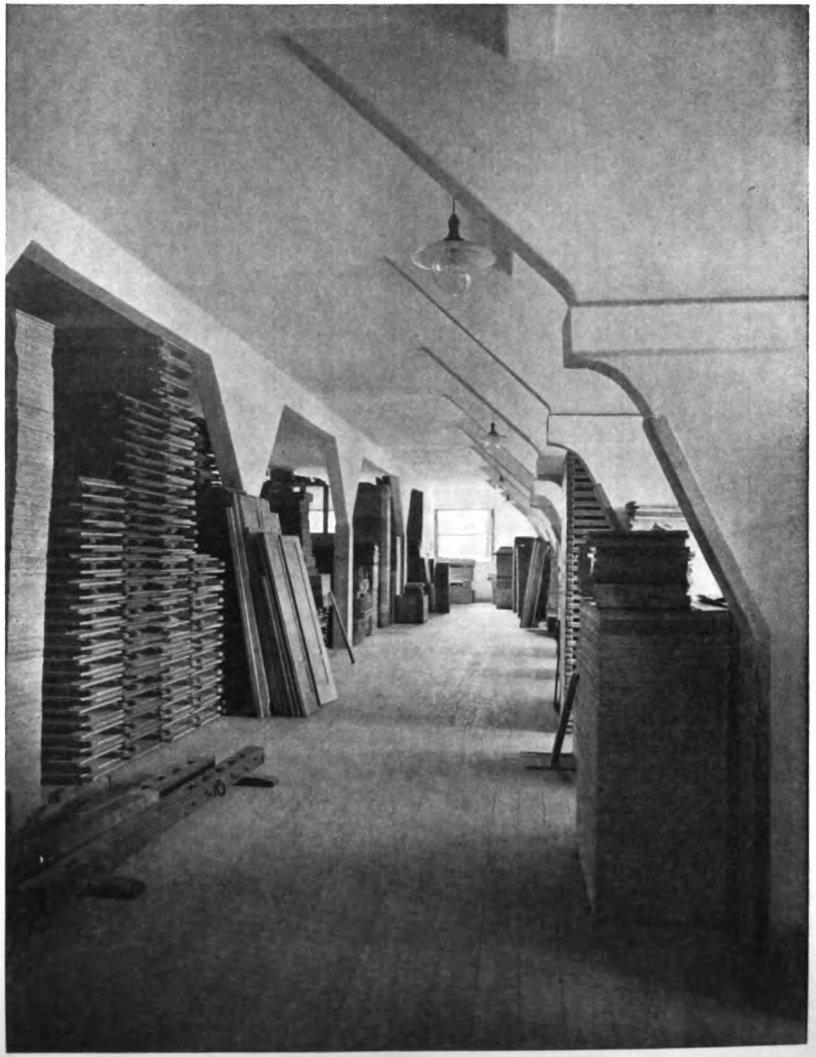




Digitized by Google

DIE WERKSTÄTTEN HELLERAU BEI DRESDEN





Digitized by Google

Digitized by Google

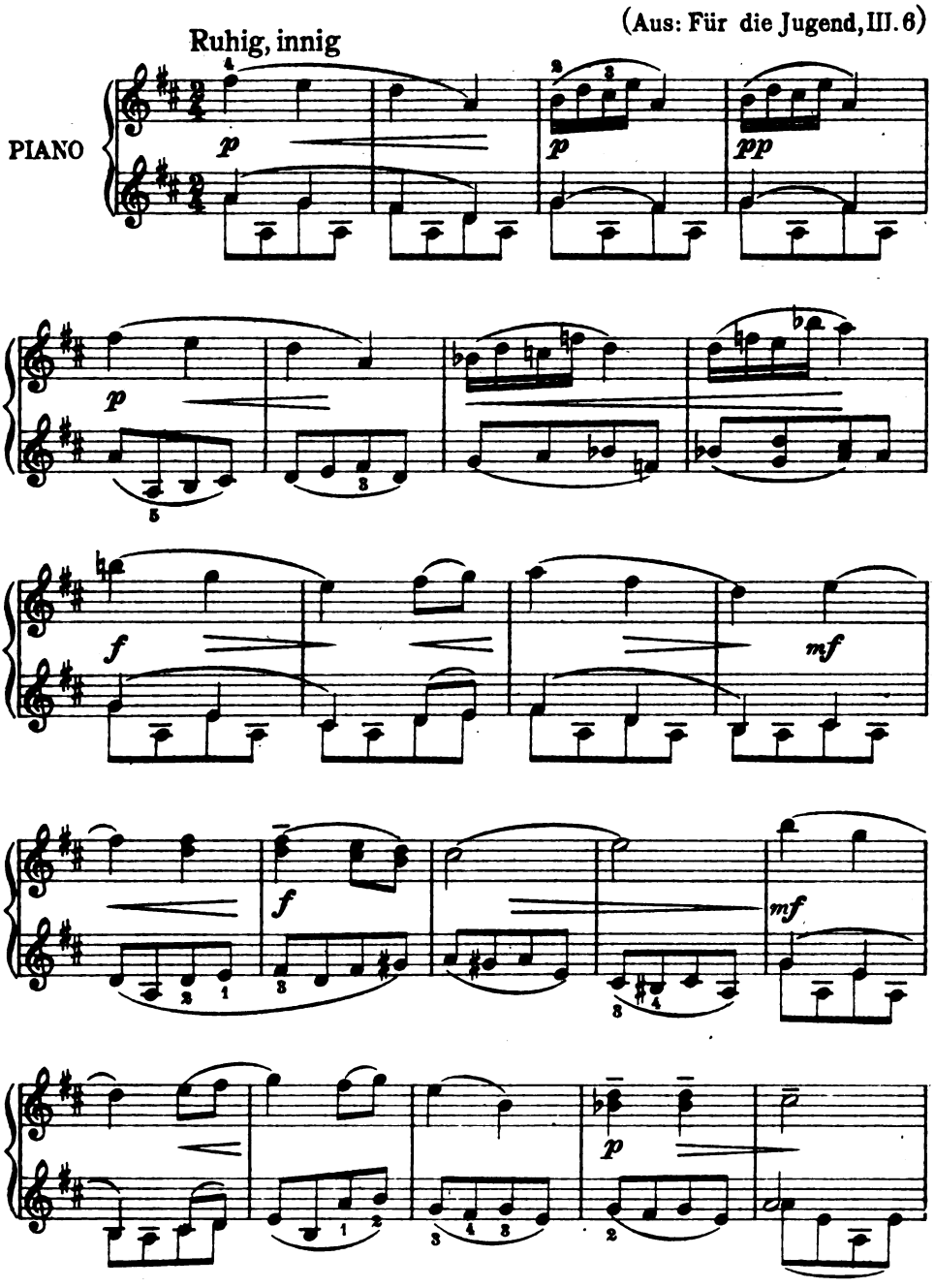
Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

HUGO KAUN

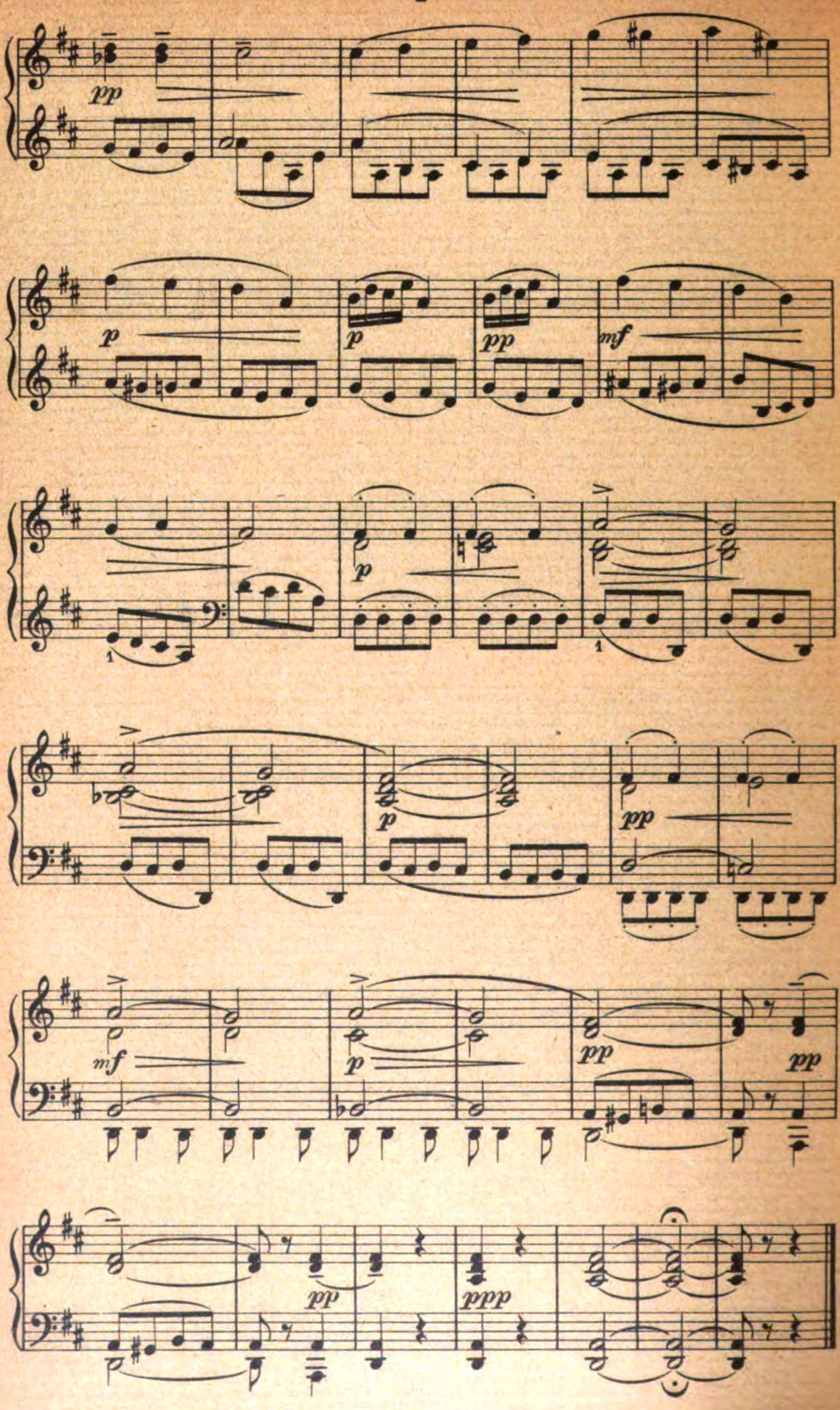
WIEGENLIED

(Aus: Für die Jugend, III. 6)



Mit besonderer Bewilligung des Verlags Chr. Friedrich Vieweg G.m.b.H., Berlin-Groß Lichterfelde
Copyright 1908 by Chr. Friedrich Vieweg
Aufführungsrecht vorbehalten

Digitized by Google

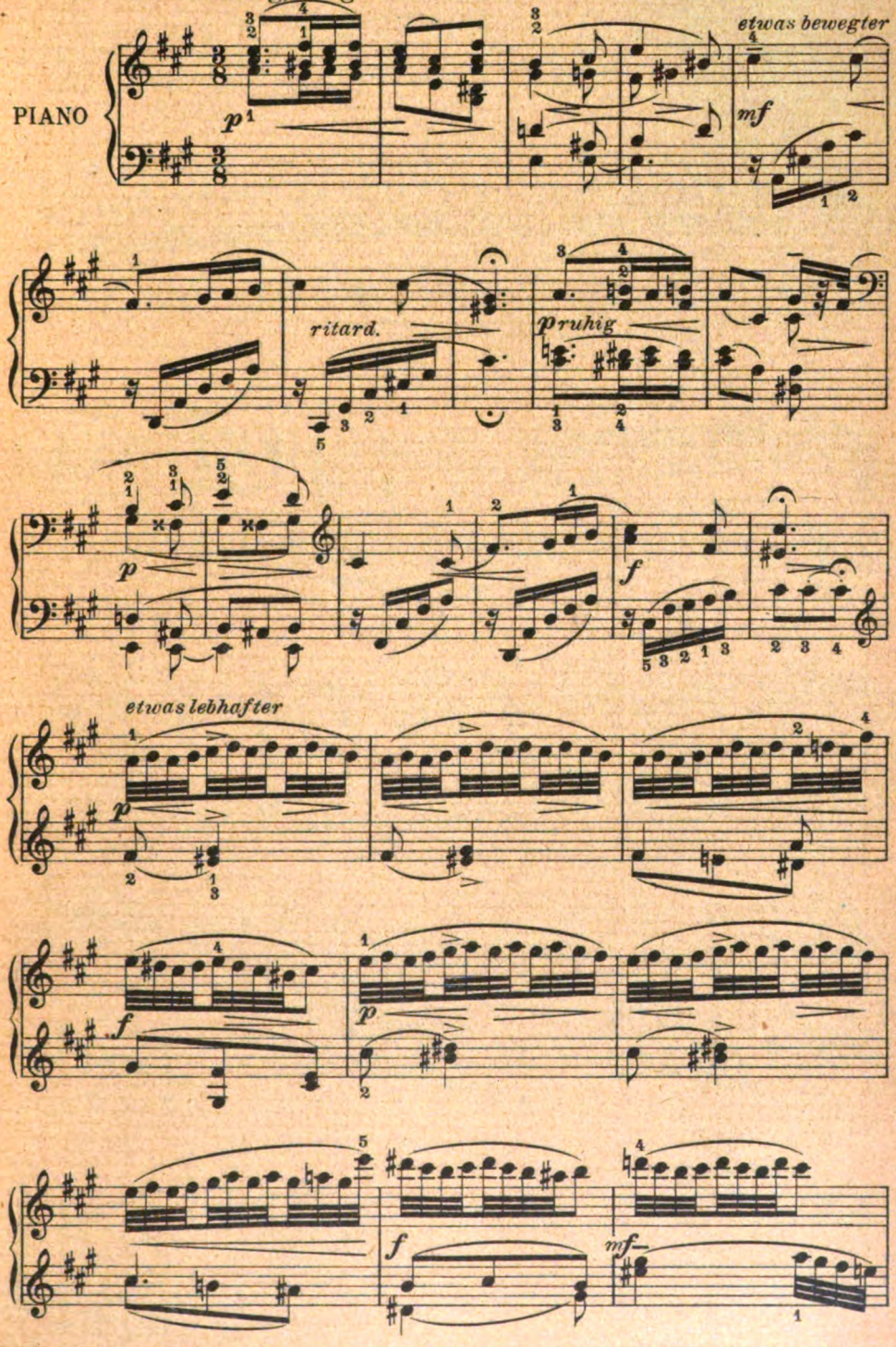


Digitized by Google

HUGO KAUN

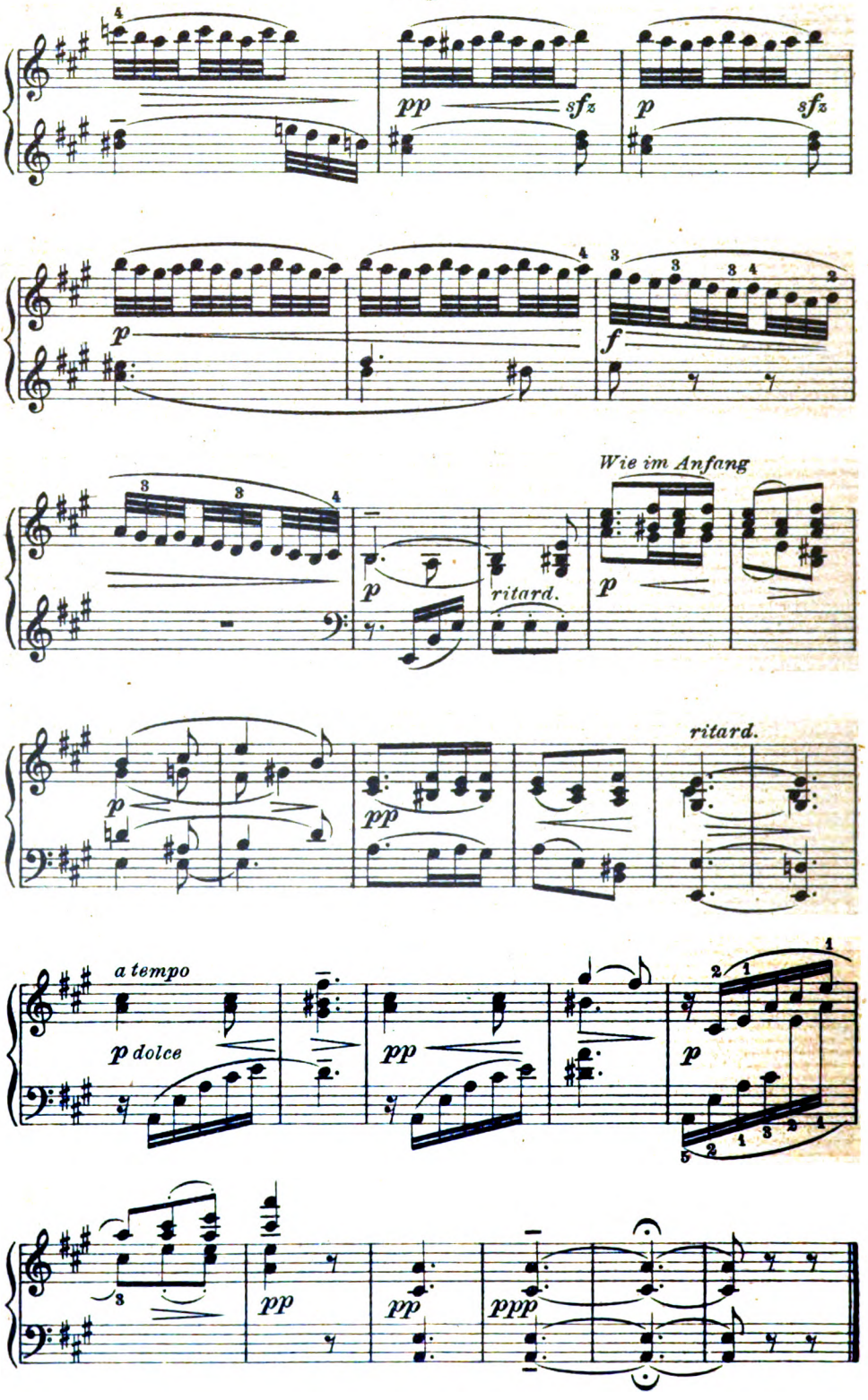
MÄRCHEN

(Aus: Für die Jugend, II. 4)



Mit besonderer Bewilligung des Verlags Chr. Friedrich Vieweg G.m.b.H., Berlin-Groß Lichterfelde
Copyright 1908 by Chr. Friedrich Vieweg Aufführungsrecht vorbehalten

Digitized by Google



Stichu Druck v Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Zweites Augustheft 1912 Heft 22

Aussprachen mit Juden

Wenn wir eine förderliche Aussprache über Juden und Nichtjuden wollten, so schien es erwünscht, zunächst Juden zu hören. Als eine Forderung der Ritterlichkeit: sie fühlen sich durch uns beschwert, und wenn das Umgekehrte für sehr viele Nichtjuden gleichfalls gilt, so sind doch sie in der Minderheit. Weiter: ich meine, wer irgendwie besonnen und haßlos denkt, kann die Tragik nicht leugnen, an der gerade die tüchtigsten Juden unter uns leiden, eine Tragik, die an sich schon zu achtungsvoller Behandlung auch die geneigt machen sollte, die ihrerseits aus dem Zusammenwohnen der beiden Völker auch eine Tragik des Deutschtums erwachsen glauben. Wer aber für solche Gründe nichts übrig hat, wird wenigstens den dritten anerkennen: nur wenn unsre jüdischen Mitbürger zuerst sprachen, konnten sie unbefangen sprechen. Ohne das Gefühl voreingenommener Zuhörerschaft, wie unter sich, ganz und gar offenherzig. So kam uns Goldsteins Aufsatz überaus willkommen. Mir sind dann gegen neunzig, großenteils sehr umfängliche Manuskripte, bis auf ein halbes Dutzend von jüdischen Verfassern zugegangen. Machte es diese Zahl ganz unmöglich, auch nur einen großen Teil davon wiederzugeben, so bin ich mir doch bewußt, absichtlich keinen von jüdischer Seite mir mitgeteilten Gedanken unterdrückt zu haben, der meiner Einsicht nach wesentlich oder charakteristisch war. Mir scheint in der Tat: Goldsteins Aufsatz und die zweimal im „Sprechsaal“ aufgenommenen Erwiderungen und Ergänzungen geben ein formen- und farbenreiches Spiegelbild vor allem davon, wie unsre Juden denken. Wo ist ein ähnliches auf knappem Raume zu finden? Betätigen wir den Einsendern unsern Dank durch das Bemühen, sie zu verstehen, und durch ebenso offene Aussprache unserseits.

Unserseits — ich möchte von vornherein sagen, wen ich unter den „wir“ verstehe. Diejenigen Schreiber und Leser des Kunstwarts, die sich gleich mir deutschnational fühlen „bis in die Knochen“, aber (ausweislich der Mitarbeit von Juden an unserm Blatte dieses ganze Vierteljahrhundert hindurch:) nicht antisemitisch. Wir wissen, daß es Arbeiten gibt, für welche die Juden besser befähigt sind, denn wir, und glauben, daß wir für andre besser befähigt sind, denn sie, wir hoffen, daß bei ernstem Willen beiderseits ein friedliches Miteinanderwirken möglich wäre, aber wir sind überzeugt, daß dies auf die jetzige Weise nicht lange mehr geht. So versuchen wir, eine Verständigung zunächst zwischen Führern hüben und drüben vorzubereiten. Versuchen das, weil wir glauben, daß es versucht werden muß, um schwere Kulturkämpfe zu vermeiden, hoffen aber bei der wachsenden Erregung der Geister nicht auf baldigen breiten Erfolg.

Um nun zunächst vom Tatbestand zu reden: wir sind gleich so vielen Juden davon überzeugt, daß die Abneigung gegen das Judentum in den letzten Jahrzehnten gewachsen ist. Die antisemitischen Parteien

Digitized by Google

haben sich verkleinert, weil der Masse ihre Programme je länger je mehr unausführbar erschienen, aber der Antisemitismus gedieh. Er ist in allen Parteien da, auch in der Sozialdemokratie. Von seinen mannigfaltigen Ursachen sei zunächst die augenfälligste berührt: der im Verhältnis zur Volkszahl unverhältnismäßig große Geldreichtum der westeuropäischen Judenschaft. Wenn Nichtjuden sich darüber aufhalten, daß die guten Plätze im Theater, die luxuriösesten Kleider, die teuersten Wohnungen vorzugsweise Juden gehören oder daß etwa, wie ich jüngst behaupten hörte, die Luxuszüge von Berlin zur Riviera so gut wie ausschließlich von Juden besetzt seien, so mag man verächtlich von Neid sprechen: man hat ein Recht dazu, es ist meistens welcher dabei. Er wird auch nicht dadurch entschuldigt, daß ein Teil der reichen Juden ihr Geld in einer Weise verwenden, die das ästhetische Empfinden der Nichtjuden verletzt. Mag aber Neid dabei sein, er ist nicht das einzige, was hier wirkt. Bei den Besseren kommt zunächst das Gefühl einer großen Ungerechtigkeit dazu — freilich, es macht sie selber ungerecht: man hält für die Folgen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung diejenigen verantwortlich, die durch die Schuld unserer Vorfahren zur einseitigen Ausnutzung dieser Wirtschaftsordnung gezüchtet worden sind. Aber nun: Geld ist ja Macht. Deshalb, meinen wir, müßte ein gerecht denkender Jude den Angehörigen eines Wirtsvolkes ohne Entrüstung nachfühlen können, daß sie in der ungeheuren Güteranhäufung in jüdischen Händen Gründe zu schwerer Besorgnis um ihr Volkstum finden. Wer sich in diese Dinge vertieft, dem wachsen sie ja zu immer größeren Maßen aus. Ich gehe mit Sombart nicht zusammen, aber er ist doch wahrhaftig alles andre eher, als ein reaktionärer Herr, er ist nicht nur ein moderner, sondern nach mancher Leute Ansicht ein hypermoderner. Wenn einer wie er dazu kommt, das Judenproblem „das größte Problem der Menschheit“ zu nennen, „von dessen Lösung der letzte unter uns auf das empfindlichste berührt wird“, so sollte das denen zu denken geben, die meinen, hier sei alles im behaglichsten Stand.

Haben wir eben Erscheinungen berührt, die in das besondere Gebiet dieser Zeitschrift wie gewaltige Gebirge von jenseits der Grenzen hereinblicken, so rückt in das Zentrum unsrer besonderen Arbeit jene Behauptung Goldsteins, die er selbst in den Brennpunkt stellt: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht.“ Man vergegenwärtige sich, was das heißt: auf mehr als hundert Nichtjuden kommt ein Jude, und dieser eine fremden Stamms verwaltet den geistigen Besitz der andern hundert. Was sind wir Nichtjuden, falls das ganz wahr ist: des Gängelns, Päppelns und der Erziehung durch andre bedürftige Kinder, gedankenlahme Weltfremde, verschwärmte Ideologen, Willensschwachmatiker oder schlechtweg Trodel? Goldstein hat vollkommen recht, wenn er selbst jene „Tatsache“ „ungeheuerlich“ nennt. Ist sie eine Tatsache?

Es ist möglich, daß Goldstein übertreibend stilisiert. Aber das wissen alle jüdischen und nichtjüdischen Kenner unsrer Zustände, die sich nichts vormachen oder vormachen lassen: der jüdische Einfluß im deutschen Geistesleben ist nicht nur in Theater und Konzert, er ist in

Digitized by Google

Kunst und Wissenschaft überhaupt, er ist durch die „Stimme der öffentlichen Meinung", die Presse in unserm gesamten Kulturleben ganz unverhältnismäßig größer, als den Menschenzahlen: 60 Zehntausend und 65 Millionen entspräche. Wenn jüdische Beurteiler selbst, wie Goldstein, in ihrer Auffassung noch viel weiter gehen, dürfen wir zum mindesten das unterm consensus so ziemlich omnium als Grundlage unsrer Aussprache annehmen.

Nun ist die weitere Frage: haben die Juden diese ihre Vormachtstellung ihrer besseren Befähigung für die betreffenden Ämter und nichts anderm zu danken? Die meisten jüdischen Schriftsteller — wenn ich ihn recht verstehe, auch Goldstein — scheinen dieser Meinung, auch Sombart. Ich meinerseits glaube: so gewiß unter heutigen Verhältnissen der Jude vor dem gleichbefähigten Nichtjuden benachteiligt ist, wenn er Beamter oder Offizier werden will, so gewiß ist er aus Gründen ganz andrer Art sehr oft bevorzugt, wenn er sich einem von irgendwelchem obrigkeitlichen Einfluß freien Berufe widmet. Zunächst: Geld haben, wie oben besprochen, im Durchschnitt die westeuropäischen Juden mehr, und Geld unterstützt ja auf das allerwesentlichste alle Möglichkeiten des Vorwärtskommens in freien Berufen. Weiter: Unter den Juden, die keines haben, werden viele unterstützt durch die jüdische Hilfsbereitschaft, den jüdischen Familiensinn, das jüdische Rassengemeinschaftsgefühl. Auch der Juden Geschäftstüchtigkeit, ihre Betriebsamkeit, ihre Anpassungsfähigkeit stärken den jüdischen Bewerber hier. Wir vermeiden alle Bewertungen, weil die Berufung auf solche Eigenschaften, die an sich neutral oder schätzenswert sind, vollkommen genügt, um die Vorherrschaft der Juden in der Kulturarbeit auch dann zu erklären, wenn man sie nicht für höher begabt dafür hält als die Nichtjuden. Denn die erwähnten Eigenschaften, die den jüdischen Kulturarbeiter in diesem Berufe fördern, bedeuten trotzdem fast immer außerberufliche Werte. Der unbemittelte, unbetriebsame, schwerfällige Mensch ohne Rückhalt an Familie oder Freundschaft kann ja bekanntlich trotzdem ein besserer Geistesarbeiter sein, als der wohlangepaßte und gewandte, der ihn beim Wettbewerbe um Einfluß besiegt hat.

Denken unsre jüdischen Mitbürger nun: und mögt ihr Nichtjuden meinen, es seien unsrer zu viel an unsre Kultur-Arbeiter-Posten gekommen, so hättet ihr doch keinen Grund, mit der Art der Ausübung unsrer Kulturverwaltung unzufrieden zu sein — so beurteilen sie diese Verwalterschaft eben aus ihrem Volksgefühl und Volksdenken heraus. Zwar gaben wir schon zu, daß der Jude für viele Gebiete ganz sicher ebenso gut oder besser als im Durchschnitt der nichtjüdische Deutsche befähigt ist, meistens zum Beispiel dort, wo die von Sombart hervorgehobene „Gescheitheit" den Ausschlag gibt. Ich für mein Teil glaube, daß unsre Antisemiten die Gebiete, auf denen nichtjüdischer und jüdischer Geist kollidieren müssen, viel größer annehmen, als sie sind. In Handel und Industrie, bei der wissenschaftlichen Tatsachenermittelung und praktischen Tatsachen-Benützung (z. B. durch Arzt, Chemiker, Ingenieur) sowie auf weiten Feldern des praktischen Lebens können sie und wir nicht nur neben-, sondern auch mitsammen in Frieden und Nutzen arbeiten

Digitized by Google

und einander helfen. Vielleicht ist es letzten Endes nur eine Organisationsfrage, ob wir das auch auf den Gebieten können, wo Unwägbarkeiten der Phantasie und des Gefühls mitwirken, die sich je nach der Volksart nicht nur verschieden färben, sondern gestalten. Aber diese Gebiete scheinen mir wieder von jenen unterschätzt, die hier fundamentale Unterschiede im Wesen der beiden Völker überhaupt bestreiten. Die Verschiedenheiten können sich vom scheinbar Kleinsten bis zum Größten zeigen, von der Geste des Schauspielers, dem Pinselstrich des Malers, dem Tremolo des Musikers, dem Tonfall des Redners bis zu der Weltanschauung, welche die Lebensführung bestimmt. Und sie zeigen sich in allen Künsten und in aller Kritik der Juden für feinfühlige Nichtjuden als Fremdheiten. Ist es uns andern zu verdenken, wenn wir hier von der „Verwaltung" unsres „geistigen Besitzes" durch jüdischen Geist ein Eindringen fremden und also für unsre Kulturpflege unechten Volkfühlens befürchten? Wir tun das manchmal sogar da, wo die betreffenden jüdischen Verwalter der besten Absicht und des besten Glaubens sein mögen, gerade dem nationalen Fühlen ihres Wirtvolkes zu dienen. Denn es wird nicht allzu häufig sein, daß sie das können. Beruht doch der außerordentliche Wert des Judentums in der Kultur gerade auf ihrem Anregen durch Fremdes, in ihrem Wirken als „Sauerteig". Gott bewahr uns davor, auf den Kultur-Sauerteig verzichten zu wollen. Aber mehr Sauerteig als Brotteig, das geht nicht. Nicht nur neben, sondern vor dem Fremden muß das uns Heimische, das uns Volksmäßige, das in unsern Tiefen Ursprüngliche stark gehalten werden, sonst kommt heraus, was in Japan herauskommt, wenn man nicht bloß all das Europäische in die Zivilisation herüberholt, sondern auch die Kultur, die Kunst europäisieren will. Wie kann der eine fremden Stammes und fremder Geschichte für die hundert andern zum Pfleger ihrer Eigenwerte berufen sein?

Den tatsächlich erreichten Zustand kann der leidenschaftlichste Antisemit nicht viel anders schildern, als der begeisterte Jude Goldstein im Anschluß an den vorhin zitierten Satz. „Niemand bezweifelt im Ernst die Macht, die die Juden in der Presse besitzen. Namentlich die Kritik ist, wenigstens in den Hauptstädten und ihren einflußreichsten Zeitungen, geradezu im Begriff, jüdisches Monopol zu werden. Ebenso bekannt ist das Vorherrschen des jüdischen Elementes im Theater: fast sämtliche Berliner Theaterdirektoren sind Juden, ein großer, vielleicht der größte Teil der Schauspieler desgleichen, und daß ohne jüdisches Publikum ein Theater- und Konzertleben in Deutschland so gut wie unmöglich wäre, wird immer wieder gerühmt oder beklagt. Eine ganz neue Erscheinung ist, daß auch die deutsche Literaturwissenschaft im Begriff scheint, in jüdische Hände überzugehen, und es ist, je nach dem Standpunkt, komisch oder tragisch, die Mitglieder der »germanischen« Seminare unsrer Universitäten zu überblicken. (Ich selbst habe dazu gehört.) Wie viele Juden endlich es unter den »deutschen Dichtern« gibt, weiß so manch ein Hüter deutscher Kunst zu seinem Zorne." Mit oder ohne Zorn, wissen tun wir's in der Tat. Auch in der bildenden Kunst ist zwar nicht durch die Produktion, wohl aber durch die Kritik und den Kunsthandel die jüdische Beteiligung außer-

Digitized by Google

ordentlich groß. Wohl denn, man bedenke immer wieder dreierlei. Erstens: diese Kulturpflege gibt sich durchaus, als wäre sie die allgemeine deutsche aller fortschrittlich Gesinnten. Zweitens: wir dagegen finden einen großen Teil ihrer Urteile, ihrer Bestrebungen uns fremd, wir finden sie sehr oft wurzellocker, nouveautésüchtig, ohne Sinn für Werte, die uns wesentlicher sind, als die Lieblingswerte dieser andern Kulturverwalter — und sehen nun doch sie auf unsre Kunst, auf unser Volk an tausend Enden wirken. Und dabei sind wir, drittens, wie sich aus dem vorhin Gesagten ergibt, davon überzeugt: daß nicht etwa bessere künstlerische und wissenschaftliche Befähigungen den Juden diese Vormachtstellung verschafft haben. Sondern sehr großen Teils die Einrichtungen des Kapitalismus, sowie Reichtum, Betriebsamkeit, gegenseitige Förderung und jene andern, größtenteils durchaus achtbaren, aber doch für diese eigentliche Kulturarbeit „außersachlichen" Eigenschaften. Sollen wir etwa damit zufrieden sein?

Goldstein hat vollkommen recht, wenn er sagt: „Das hatten die Christen, als sie den Parias in ihrer Mitte einen Anteil an der europäischen Kultur gewährten, nicht erwartet und nicht gewollt", „sie begannen sich zu wehren, sie begannen wieder uns fremd zu werden, sie begannen uns im Tempel ihrer Kultur als eine Gefahr zu betrachten." So entwickelte sich der heimliche soziale Widerstand der Gesellschaft. Der Offizierstand und große Teile der Beamtenschaft wurden den Juden nur immer mehr verschlossen, der Zugang zu andern Kreisen wesentlich erschwert. Dieser Ausschluß an sich wird jedem mit vollem Recht unsinnig erscheinen, weil sich unzweifelhaft auch unter den Juden tüchtige Offiziere und Verwaltungsbeamte finden ließen. Es liegt hier ein verschleierter Akt nationaler Notwehr vor, um dem übermäßigen Einfluß auf den andern Gebieten, wo's noch anging, entgegenzubaun. Deshalb bleibt der Akt doch häßlich und falsch, schon weil die Taufe an jüdischem Wesen nicht nur nichts ändert, sondern, vorteilshalber vorgenommen, eine ungünstige Auslese besorgt, eine „Prämiierung der Charakterlosigkeit", jedenfalls der Schwäche. So kam auch in christliche Kreise den Juden gegenüber ein System hier freilich sehr durchsichtiger Verschleierung. Der „Kavalier" nimmt keine Juden in seinen Klub — macht nichts, wie im Simplizissimus der Leutnant die Kommerzienratstochter tröstet: „Herr Papa steht ja doch abends die janzen Mitglieder bei sich", und seine Tochter heiratet man, wenn sie sich nur „schmaddern" läßt. „Wasser allein tut's freilich nicht", ironisiert man, macht aber doch auch die soziale Gleichstellung von der Taufe abhängig. „Verschleierung" ebenso auf der andern Seite. Schon in den Namen nach dem bekannten Rezept, wie aus Moses Pinkeles aus Warschau über Herrn Moritz Wasserstrahl aus Frankfurt Monsieur Maurice de Lafontaine aus Paris wird, und bei den Geistesbesitzverwaltern vor allem auf dem Wege der Pseudonyme, die nach und nach bürgerliche Namen werden. Verschleierung durch die Art des Sich-Gebens, Verschleierung durch Verheimlichen der Verbindungen, Verschleierung durch Reden und Schweigen. „O rühret, rühret nicht daran", an die Judenfrage. Öffentlich, heißt das, denn unter sich betreibt man's hüben und drüben desto

Digitized by Google

munterer. Wieviel wird an Würdelosigkeit dabei auf beiden Seiten gepflegt! Es gibt ja kein gräulicheres Gegenbeispiel zu einer wahrhaftigen Ausdruckskultur, als das gegenwärtige Verhältnis von Juden und Nichtjudentum in Deutschland.

Was ist die Aufgabe?

Das Endziel können die, in deren Namen ich spreche, nie und nimmer dort sehen, wo es den Antisemiten erscheint. Schon deshalb nicht, weil wir glauben, daß nicht ein Volkstum allein, und sei es das beste, auf allen Gebieten die Höchstleistung der menschlichen Gesamtkultur entwickeln kann, wenn auch jedes Volkstum zu ihr nichts Wertvolleres beizutragen vermag, als sein Eigenes. Uns stellt sich demnach die Aufgabe so: die Arbeit von Juden und Nichtjuden derart zu organisieren, daß beide ihre, der menschlichen Gemeinschaft nützlichen Vorzüge höchstmöglich entwickeln können, während sie sich gegenseitig mindestmöglich hemmen.

Für unser Blatt jedoch liegt eine große Gruppe von Erscheinungen, die hier mitwirken, jenseit des Arbeitkreises, vielleicht die größte und wichtigste von allen: die, welche aus dem Kapitalismus entstanden sind. Dem käme ja nicht einmal eine Rassenpolitik an den Leib. Anderseits sind ihm im Judentum selber die bis jetzt erfolgreichsten Feinde erwachsen, man denke an die Sozialdemokratie, ihre Begründer und ihre Führer. Mit dem Niedergang des Kapitalismus ginge an hunderttausend Stellen die Vorherrschaft des Judentums von selber zurück. Immerhin könnten hier einige kaum anfechtbare Maßregeln mithelfen. Beispielweis: die Verstaatlichung des Annoncenwesens, die zugleich eine schöne Staatseinnahme gäbe und die Bevorzugung von gepachteten Liebkindzeitungen auf Kosten der Inserenten sowohl wie der Sachlichkeit verhindern würde. Es ist kein sehr rühmlicher Anblick, wie der Staat um diese Aufgabe herumgeht, weil ihm vor dem ideal angetönten Geschäfts-Wehgesange der Zeitungen grauset. Übrigens hätten ja von den Zeitungen selbst nur die davon zu fürchten, die mit faulen Ködern im Trüben fischen.

Begrenzen wir unsre Aussprache, so ist die weitere Frage die: was wünschen die Juden selber?

In ihren Kreisen bilden sich zwei große Hauptgruppen. „Wahrt und stärkt euer Judentum!“ fordern die einen, „geht im Nichtjudentum auf!“ die andern. Ratschläge nach der einen oder andern Richtung zu äußern, wäre für uns Nichtjuden ebenso anmaßend wie zwecklos. Es wäre beleidigend, nach der einen oder andern Seite hin „Vorteile“ zu verheißen. Und schon deshalb zwecklos, weil es ja gar nicht Frage des Willens ist, ob einer sein Volkstum ablegen kann. Wir stehen wartend dem gegenüber, was drüben werden mag. Und könnten wohl, wenn sich nur andres änderte, gleich gut mit beiden Hauptparteien im Judentum leben.

Den Wert eines rassigen seiner selbst bewußten Judentums geringzuschätzen, das schiene mir nach all den Werten, die es gebildet hat, eine nahezu erstaunliche Dummheit. Wir achten den Zionismus durchaus, sind aber fern davon, den Juden, die ihr Volkstum pflegen wollen, deshalb ihr Wohnrecht in Deutschland oder ihre Zugehörig-

Digitized by Google

keit zum deutschen Volk im politischen Begriff abzustreiten. Die Bereicherungen der Gesamtkultur durch jüdisches Wesen können nur um so besser wirken, je rassiger, je „urtümlicher“ sie sind. Und gerade die Juden, die selbst ihre Volksverschiedenheit von den Nichtjuden energisch betonen, werden um so mehr begreifen, daß wir keine Verschleierung, daß wir im Gegenteil einen betonenden Ausdruck dieser Rasseverschiedenheit auch bei all jenen jüdischen Betätigungen wünschen, bei denen völkische Imponderabilien sind. Das Judentum wollen sie stärken, das Judentum veredeln, an das Judentum also wenden sie sich, dann geht es erst recht nicht an, daß ihre Zeitungen und Zeitschriften, ihre Theater, ihre Veranstaltungen welcher Art immer sich aus Geschäfts- oder Machtwillen geben, als wären sie Vertreter des gesamten vorwärtsstrebenden Deutschtums. Eine unverdeckte jüdische Kulturpflege dagegen könnte mit der ihres Nichtjudentums bewußten deutschen so freundschaftlich nebeneinander und große Strecken lang zusammengehn, wie die jeden andern fremden Volkstums. Die besondern jüdischen Werte würden um so besser gelten, je reiner sie sind, wie schon jetzt der jüdische Witz durch das „Mauscheln“ nicht verliert, sondern gewinnt. Eine Bemerkung, die ich durchaus ernsthaft und die ich abgewandelt auch für das jüdische Pathos meine. Ich z. B. habe das „Gewaltschrein“, über das wir aus Unkenntnis lachen, in einer befreundeten Judenfamilie über einer Leiche mit angehört und dabei hier zum ersten Male erlebt, wie ergreifend jenes jüdische Pathos auch heute noch tönen kann, das aus der gegenwärtigen Deutschjudenliteratur fast verschwunden scheint. Es ist ja so häufig gerade das Gemischte, Halbe, das Nichtgewagte, das Versteckte, das „Deutschelnde“, was uns im jüdischen Schrifttum abstößt. Wäre nur nicht die Übergangszeit so schwierig! Die aus den Tiefen des Judentums erwachsene und allein ans Judentum sich wendende neue Semitenkultur, deren Anfänge ja da sind, wird auch uns mit der Zeit willkommene spezifische Werte offenbaren. Schon in der Kritik des Nichtjudentums, denn die jüdischen Augen sind ja scharf. Aber auch ihre Produktion dürfte viel wertvoller werden, als das meiste der gegenwärtigen pseudogermanischen, die ja gar nicht aus tiefen Wurzeln treibt. Die Sprache müßte wohl hebräisch oder „yiddisch“ sein, aber es gibt ja Übersetzer. Der Gedanke, man wolle unser Volk jüdisch „verwalten“, fiele bei solcher Literatur made in Israel ganz weg, und so würde sie von vielen auch unbefangener gewürdigt. Welches Volk ist denn an und für sich zugänglicher für fremde Werte als wir!

Gegenwärtig liegen die Dinge nach unsern Eindrücken so, daß gerade diejenigen Juden auf weniger allgemeine Sympathie rechnen können, die ihr Volkstum auflösen wollen. Man sieht vielfach die Notwendigkeit nicht ein, da ja auch der rassenbewußte Jude, so lange er unserm Staatsverbande angehört, staatlich ein Deutscher ist, dem keiner das Recht verweigern kann, in staatlichen Angelegenheiten mitzuraten und mitzutaten. Man glaubt auch in sehr weiten Kreisen nicht recht an die Möglichkeit. Obgleich doch in allen Völkern, bei denen die Judenemanzipation weit zurückliegt, die Ähnlichkeit von Wirt- und Gastvolk gewachsen ist! Wie dem sei: es kann doch

Digitized by Google

wohl dem Juden und dem Halbjuden nicht vorgeschrieben werden, zu welchem Volke sein Wille geht. Geht er zu uns, so ist's doch wohl seine Sache, zu versuchen, wie weit er's im Sichanpassen und Sicheinfügen bringt. Nur wolle der Jude seinerseits unsre Meinung darüber, was man als das Stärkere in ihm empfindet, ob das Deutsche oder das Jüdische, uns Nichtjuden überlassen. Sonst erscheint er aufdringlich. Wer sich Samuel Lublinski oder Jakob Löwenberg oder Abraham Kohn nennt, ist uns Denkenden nun einmal sympathischer, als wer seinen Namen „mausert". Vorläufig wenigstens — vielleicht fühlt eine Zukunft anders, die unter Verschleierungen weniger zu leiden hat.

Verschleierungen — wir mögen an die Judenfrage herankommen, von welcher Seite wir wollen, was wir immer wieder als die unerläßliche *Vorbedingung* einer irgendwie dauerhaften Verständigung mit dem Judentum treffen, das ist die Herstellung *klarer* Zustände. Der Kampf gegen das Verschleiern auf *beiden* Seiten ist es, zu dem sich nach unsrer Meinung die weitsichtigen unter den Führern hüben und drüben zu allererst vereinigen sollten. Vorläufig fehlt sogar die Vorbedingung für diese Vorbedingung: die Möglichkeit, offen, sachlich und ruhig an weit hörbarer Stelle auch mit dem Gegner zu sprechen. Sie fehlt so gänzlich, daß wir glauben: *praktisch wichtiger als alle Theorie ist zunächst das energische Öffnen solcher Sprechplätze.*

Denn wo wären sie? Die Parlamente sind keine, da ihre Redner als Wortführer von Parteien reden, die auch „in Judensachen" im wesentlichen, wenn nicht durch Programme, so mindestens durch Traditionen gebunden sind. Ähnliches gilt von den großen Zeitungen, wie verschieden sie unter sich sein mögen. Organe vorgestimmter Parteien sind gleich den liberalen die Zeitungen der Konservativen und des Zentrums. Und doch kann man in den ausgesprochen judenfeindlichen und judenfreundlichen Blättern immer noch eher sprechen: die „sanften" Blätter, vor allem die vom Generalanzeiger-Typ verstummen vor Schreck, wenn die Judenfrage erwähnt wird. Entweder die eine oder die andre Abonnenten- oder gar Inserentengruppe könnte ja verletzt werden. „Quieta non movere!" — wenn auch das „quieta" nur für die Zeitungstechnik gilt, nicht für das Leben. So schweigen sie nicht bloß von den Schutz- und Trutzbewegungen der Judenschaft in ihrem Verhältnis zu den Christen, nein, auch von den großen und wichtigen völkischen und ethischen internen Bewegungen im Judentum, die ihm auch in Christenaugen nur zur Ehre gereichen können. Die Frage, die ein deutscher Denker noch jüngst als die wichtigste Frage der gesamten Kultur bezeichnet hat, die mindestens eine der allerwichtigsten Fragen der deutschen Kultur ist, sie „darf" außerhalb einseitig urteilender Parteileute nicht „angeschnitten" werden. Die Spannung im Kessel wächst fortwährend, und man sieht das sicherste Mittel gegen Explosionen im Wegnehmen der Alarmpfeifen und im Verstopfen der Sicherheitsventile.

Nun schreibt Goldstein in seinem Kunstwartbeitrage im Anschluß an die Behauptung von der jüdischen Verwaltung deutschen Geistes einen sehr merkwürdigen Satz. Wer von ihr, meint er, „nichts weiß

Digitized by Google

und nichts wissen will, ist die Mehrzahl der Juden selber. Sie merken nichts von der Rolle, die wir im deutschen Kulturleben spielen, und wachen ängstlich darüber, daß auch die andern nichts merken." Hier stimmt etwas mit der Logik nicht, denn wovon ich nicht will, daß man's merkt, das weiß ich eben. Äußerungen wie diese sprechen nicht dafür, daß die Antisemiten ganz unrecht haben, wenn sie die Juden an der Nebelbrauerei stark beteiligt halten. Wollen sie beweisen, daß sie das nicht sind, so bitten wir sie also zunächst um Offenheit ihrerseits. Es spricht wirklich nicht für solche, daß in der gesamten Tagespresse, so weit sie unter jüdischem Einfluß steht, der Goldsteinsche Kunstwartaufsatz vollkommen ignoriert worden ist, während gleichzeitig mehr als achtzig Einsendungen jüdischer Verfasser bewiesen, welche Wichtigkeit man ihm in ihren Kreisen beimaß.

Da wir bei Wünschen unserseits an das Judentum sind: wir beschweren uns ferner über Mangel an Duldsamkeit gegen abweichende Meinungen seitens der jüdischen Presse, weil ohne sie keine Erörterung fruchtbar werden kann. In einer Abhandlung über den „Sombart-Rummel" meinte das Organ der „Alliance israélite" jetzt eben erst: Der Jude ließe sich leidigerweise von Christen eher etwas sagen als von Stammesgenossen —, eine Äußerung, die vielleicht anfechtbar ist, aber hier nicht erörtert werden soll. Dann fuhr es fort: Es gebe doch einen Fall, wo es sofort damit vorbei sei: „nämlich, wenn der betreffende Christ auch nur im leisesten Geruche des Antisemitismus steht." Anders gesagt: wen ich auch nur im leisesten Verdacht habe, mein Gegner zu sein, auf den höre ich nicht, von dem lerne ich also auch nichts — eine Auffassung, die der unter uns vertretenen Forderung, den Gegner zu begreifen und vom Gegner zu lernen, schnurgerade entgegenläuft. Wer so denkt, kommt aber auch leicht in Gefahr, jenen „leisesten Geruch" zu spüren, wo er nicht ist. Wie stark das Feind-Wittern bei jeder Bemängelung manche noch befangen macht, das bezeugt gerade wieder die Umwendung im Verhalten gegen Sombart, seit man erkannte, daß er doch nicht nur Bewunderer des Judentums ist. Er mag sich zu Äußerungen versteigen, wie: daß die Juden bei ganz freiem Wettbewerb bald Inhaber fast aller Katheder sein würden, da sie ja viel gescheiter seien als die Nichtjuden, er mag sie als Führer und Träger der kapitalistischen Kultur bewundern, er mag selbst die Erfolge des deutschen Handels und andre deutsche Erfolge wesentlich ihnen zuschreiben, ja, er mag behaupten, sie vor allem hätten den großen ethischen Ton ins Menschheitskonzert gebracht, trotzdem: er hat auch Ungünstiges über sie gesagt, hat dabei durch den Ton ihnen gegenüber nicht immer eitel Respekt verraten — also ist er, trotz „kurzer Augenblicke der Erleuchtung", ein Feind, dem man nicht zuhören soll. Diese jüdische Überempfindlichkeit ist durch die geschichtliche Entwicklung durchaus erklärlich, sie lebt ja auch nur in einem Teile des Judentums, und sittlich betrachtet ist dieser Teil kaum der schlechteste, ist er jedenfalls erfreulicher, als der würdelose. Aber eine erkenntnisfördernde Aussprache mit ihm ist sehr erschwert. Übrigens: in unserm Kreise wäre solche Reaktion erst recht nicht am Ort, denn wir gebil-

Digitized by Google

deten Nichtjuden vom Kunstwart haben bewiesen, daß wir unserseits uns sehr viel gefallen lassen, um den andern zu hören, zu verstehen. Wenn ein Nichtjude die Behauptung wagen wollte: „Das jüdische Volk läßt seinen gesamten geistigen Besitz von Nichtjuden verwalten" — ich frage unsre jüdischen Leser, Hand aufs Herz: würde man dann in ihren Kreisen nicht ohne weiteres über die empörende Beleidigung aufbrausen oder wehklagen? Unsre Leser haben das ruhig hingenommen, weil sie an dem guten Glauben Goldsteins nicht zweifelten und meinten: wer auf jede Bemängelung seines persönlichen oder völkischen Wesens wie eine Neurasthenische im gefährlichen Alter mit Tränen oder Geschrei antwortet, der mag sich einen Hausaltar der Verehrung bauen, es bleibt dann sein privater. — Die, in deren Namen ich spreche, hielten es ferner für ersprießlich, wenn man bei Auseinandersetzungen zwischen Juden und Nichtjuden nicht immer wieder auf „Rassenhaß" oder gar „Glaubenshaß" zukäme. Darf wirklich ein gebildeter Jude heutzutage in Deutschland auch nur beim antisemitischen Pöbel noch von Glaubenshaß reden, geschweige beim deutschen Gebildeten? Und in den Kreisen unsrer gebildeten Nichtjuden noch von Rassenhaß, von wirklichem Rassen-Haß, nicht bloß von einer Rassen-Antipathie, die sich durch persönliche Eigenschaften von Fall zu Fall überwinden ließe? Wäre die gemeinsame Arbeit an tausend Stellen, wären die jüdischen Offiziersehen möglich, wenn es einen Rassenhaß gegen die Juden auch nur in den konservativsten Schichten gäbe? Trotzdem kommt man uns noch oft genug mit Rassenhaß und Glaubenshaß, betont in sich den „Deutschen mosaischen Glaubens", statt den „jüdischen Deutschen", und überhebt sich der ernsthaften Erörterung über unser Verhältnis zueinander, indem man Andersdenkende ohne weiteres als mittelalterliche Menschen zu entwerten sucht. Wir bedauern schließlich die Neigung, Männer, die aus ehrlicher Sorge um ihr Volkstum tatsächlich Antisemiten geworden sind, wie wir nicht, wir bedauern: daß man keine Scheu trägt, sie frischweg als Narren hinzustellen. Man verspottet sie mit einer Miene weit überlegenen heitern Weltmanntums, als könnte sie ja unmöglich jemand ernst nehmen — aber wer glaubt denn dieser Miene? Selbst solche Entgleisungen sind höchst erklärlich aus der höchst erklärlichen Beteiligung und Beunruhigung der Gemüter, doppelt, weil es an unerfreulichen Erscheinungen auf der nichtjüdischen Seite ja auch nicht fehlt. Aber sie kommen durchaus nicht nur bei der Polemik im geistigen Unter- und Mittelstande vor; zumal mit dem „Glaubens-" und „Rassenhaß" warten noch heute gelegentlich sogar jüdische Universitätsprofessoren auf. Und gerade dadurch beleidigen, reizen und helfen sie ihrerseits, die „Schmach des Jahrhunderts" auszubreiten.

Aber das sei gern zugestanden: auch wir Nichtjuden müssen in manchem eine sachliche und politisch wertvolle Erörterungstechnik erst lernen. Nicht nur, daß wir nicht „Forderungen" aufstellen dürfen, von denen der ruhig Überlegende von vornherein erkennen muß: sie sind nicht durch Evolution, sie sind höchstens durch Revolution zu erfüllen, sie kämen also erst dann einmal, vielleicht, in Frage, wenn alle Versuche der Verständigung fehl schlügen. Daß auf eine Be-

Digitized by Google

schränkung der einmal gewährten jüdischen Rechte oder gar eine Aufhebung der Judenemanzipation kein Jude eingehen kann, versteht sich von selbst. Wir können aber auch nicht weiter kommen, wenn wir die Juden als ein gegenüber den Nichtjuden minderwertiges Volk behandeln, denn es versteht sich ja doch von selbst, daß die ihres Judentums stark Bewußten im innersten Herzen ihr Volk so gewiß für das bessere halten, wie wir Nichtjuden innersten Herzens das unsrige. Für Vergleichsverhandlungen ist die Annahme geboten, daß ihr und unser Volk gleichwertig seien. Und wir sind ja jetzt zwei Parteien im Prozeß. Jede ist überzeugt, daß sie im Rechte ist, jede hat auch vielleicht sehr zureichenden Grund, über die andre „böse" zu sein. Aber beide erkennen auch, daß ein für beide Teile annehmbarer Vergleich besser wäre als Dauerprozeß, dessen Kosten hüben und drüben vom Besten zehren und der schließlich doch nur mit einem Urteil enden könnte, aus dem ein neuer Prozeß entstände, wenn nicht noch schlimmeres. Wollen solche Parteien verhandeln, so müssen sie die Vorwürfe und Herabsetzungen überhaupt unterlassen, die beleidigen. Da sie nun einmal verschieden fühlen und also bewerten, wäre auch der Versuch eines Aufrechnens aussichtslos. Auch sind wir, gleich den andern, zum „Riechen" veranlagt, unserseits zum Judenriechen also, ist doch sogar dem Antisemiten Richard Wagner sein verehrter Ludwig Geyer eine Weile lang des Judentums suspekt gewesen, weil er nicht wußte, wie gut germanische Geyers es gab und aus wie christlicher Kirchendiener- und Stadtpfeiferfamilie jener Geyer stammte. Desgleichen müssen wir uns vor dem Verallgemeinern hüten. Ich zum Beispiel davor, daß ich des jetzt so schweigsamen Georg Witkowski menschliche Besonderheiten nicht aus „Rassen- und Glaubenshaß" den von Goldstein hervorgehobenen „jüdischen Germanisten" insgemein anrechne. „Keine Späße in so ernster Sache!" Nein, ich spreche im Ernst. Es ist alle Zeit so gewesen, daß man nicht ans Judentum der Leute dachte, so lange man bei ihnen nichts Ärgerliches sah, daß aber, fand man was, flugs das „da habt ihr's!" kam. Und wer sich frei davon weiß, der werfe den ersten Stein.

Es ist auch kein Scherz, wenn ich zum Schlusse bekenne: ich weiß, daß ich mich mitsamt meinem Kunstwart nun wieder einmal zwischen zwei Stühle gesetzt habe. Falls mir nicht das Benefiz des Beschweigens gewährt wird, wird man zur Rechten sagen „wie links!" und zur Linken „wie rechts!" Beiderseits jedoch: „Hat er etwa gezeigt, wie die Judenfrage sich lösen läßt? Nichts hat er davon gezeigt!", womit ich mich auch nur einverstanden erklären kann. Nichts hab ich getan, als für unsern Kreis darauf hingewiesen, wie sich meiner Meinung nach die Vorbereitung der Vorbereitung ach, auch nur anstreben ließe — will sagen: die Vorbereitung einer erwachsener, vernünftiger und vorurteilsloser Männer würdigen, nicht von vornherein zum Auslauf ins Gezänk bestimmten Aussprache. Eine sachliche Erörterung, die das Entnebeln und Entwirren ruhig, besonnen, unfeindschaftlich, womöglich freundschaftlich versuchte, jenes Entnebeln und Entwirren, das seinerseits erst darüber aufklären würde, wie denn hinter den rosigroten oder dunkelgrauen Schleiern die Dinge eigentlich stehn. Dann erst könnten die Fragen: „was ist

Digitized by Google

weiter zu tun?", und: „läßt sich ein Dauerfriede erreichen oder nicht?" einigermaßen unakademisch drankommen. Daß die andern Deutschen ihren Geistesbesitz immer weiter von einer so kleinen Minderheit verwalten ließen, das mutet ihnen doch wohl auch kein Jude zu. Anderseits aber denken wir Nichtjuden durchaus nicht daran, auf dem Wege zum freien Europäertum, das sich mit gutem Deutschtum sehr wohl verträgt, die jüdische Mitarbeit abzuweisen. Wir wollten uns ihrer so gern, und sie könnte sich unsrer freuen. Wir wollen uns auch gegenseitig anregen, nur: wir wollen einander nicht fälschen. So schwierig ein reinliches Scheiden und nach ihm ein Sich-Verbünden oder Verbinden hier ist, möglich ist es wohl noch ohne „Kulturkrach". Wie lange noch? A

Sprechsaal

Unter sachlicher Verantwortung der Einsender

Aussprache zur Judenfrage

Was mit dem Abdruck der folgenden Einsendungen beabsichtigt wird, darüber ist teils schon früher auf diesen Blättern gesprochen worden, teils geschieht das im Leitaufsatze des vorliegenden. Die Hin- und Widerrede in diesem heutigen „Sprechsaal" hier ergänzt die vorige (XXV, 13) und schließt sie für diese erste Erörterung ab. Wie ich selber denke, sagt der Leitaufsatz, ich brauche also hier nicht nochmals zu betonen, daß ich mich mit keinem der Sprecher identifizieren kann. Da wir voriges Mal fast ausschließlich Juden hörten, mögen diesmal auch einige Christen sprechen. Um die Gegensätze der Meinungen in ihrer ganzen Schroffheit zu zeigen, geben wir auch einem Antisemiten entschiedenster Richtung das Wort. Die Widersprüche haben wir in nichts gemildert, nur auf beiden Seiten alles unterdrückt, was als persönliche Beleidigung aufgefaßt werden konnte.

Für den, welcher sich ernsthaft mit der Judenfrage, oder vielmehr den Judenfragen, auseinandersetzen will, erwähnen wir ein paar neue Schriften auch hier, ohne unsere Absichten mit der Tendenz irgendwelcher davon in Eines zu setzen. Sombart, „Die Juden und das Wirtschaftsleben" (Duncker & Humblot), ein trotz aller Einwände dagegen nicht zu entbehrendes Werk, das historisch wissenschaftlich zu betrachten sucht, also nicht polemisieren will. In Ergänzung dazu hat Sombart bekanntlich seinen persönlichen Standpunkt gegenüber den Bewegungen von heute in der kleinen Schrift „Die Zukunft der Juden" (ebenda) niedergelegt. Weiter seien erwähnt: „Der neue Jude" von Georg Hecht (Leipzig, Gustav Engel), „Die Juden in Deutschland", „von einem jüdischen Deutschen" (Berlin, Karl Curtius), „Drei Reden über das Judentum" von Martin Buber, gleichfalls einem Juden (Frankfurt, Rütten & Loening).

Mit dem Artikel von Moritz Goldstein wird das Problem des Judentums in seiner Tiefe angerührt. Nur auf dieses Grundproblem sei einiges erwidert; im Schema, und outriert und in absichtlicher Einseitigkeit, wie sich damit versteht. Mein Gegner wird

Digitized by Google

nicht glauben, daß ich irgendeinen Einwand nicht bewußt übersehe, wenn ich gegen die Thesis die Antithesis setze:

1. Der Haß des geborenen Antisemiten kommt nicht von den Juden;

2. das innere Leid des Judentums kommt nicht von den Antisemiten. Der Antisemit haßt; er haßt nicht den Juden. Der Jude leidet an sich selber; nicht am Antisemiten.

Daraus folgt:

1. daß mit dem Aufhören des Judentums der Haß des Antisemiten nicht weggenommen würde,

2. daß mit dem Aufhören des Antisemitismus das Leid des Juden nicht weggenommen würde.

Daraus folgt:

1. daß mit dem Trachten nach der Beseitigung des Judentums der entladungsbedürftige Haß des Antisemiten einen falschen Weg geht,

2. daß mit dem Trachten nach der Beseitigung des Antisemitismus das erlösungsbedürftige Leid des Juden einen falschen Weg geht.

In beiden Fällen ist die menschliche Illusion vom Geheilt-werden-können, vom „Glück" im Gegensatz, durch die Beseitigung der als unglückmachend gedachten Umstände, am Werke.

Daraus folgt:

1. daß auch bei der höchsten Reinheit der Juden der Antisemitismus nicht aufhören würde,

2. daß auch bei der Reinigung des Antisemiten vom Antisemitismus das Leid der Juden nicht aufhören würde.

Damit ist nicht gesagt:

1. daß der Antisemit nicht nach einer inneren Einkehr streben soll,

2. daß der Jude nicht nach höchster Reinheit streben soll; sondern für beide nur:

Seht in euch; erkennt die wirkliche Wurzel eurer Triebe.

Haß und Leid sind hier physiologisch, nicht psychologisch; geborener Haß und geborenes Leid. Sie sind gar nicht durch die Umstände entstanden; sie werden also auch nicht durch das Wegnehmen der Umstände beseitigt. Der geborene Antisemit muß hassen; er steckt in einem vergifteten Organismus. Der heutige Jude muß leiden; er ist eine späte Rasse, er trägt das Leid des Welkens. Sein Leid ist Erbleid.

So gibt es keine Heilung für das Judentum?

Das heutige Judentum besteht aus einem noch gesunden Teil und einem abwelkenden Teil; von jenem aus vollzieht sich seine Regeneration, von diesem aus seine Degeneration.

Therapie: das Gesunde weiter stärken, das Kranke abwelken lassen.

Bei der heutigen Inzucht der Juden aber wird fortwährend das Gesunde mit dem Kranken weiter vermischt; das Kontagium in die gesunden Schichten hineingetragen. Hier liegt die eigentliche Gefahr für das Judentum; in seiner fortschreitenden Selbstvergiftung.

Was not tut ist die Heirat der gesunden Stämme untereinander; sowie die Auffrischung mit gesundem andern Blute. Der „Untergang"? Es kommt nicht darauf an, daß Juden sind, sondern daß hohe Menschen sind.

Dann mag der Antisemitismus sein Auge wo anders hinwenden. Seid ihm dankbar: er hat euch erzogen. Er hat euch stärker gemacht. Er hat das Schwache abfallen lassen.

Digitized by Google

Aber was geht euch oben heute der Pöbelruf des Antisemitismus aus der Tiefe unten an? was gehen euch überhaupt Meinungen an? — Gelassen weiter aufwärts steigen. — Paul Cohn, Charlottenburg

Mancher mag denken, die „deutschen" Juden seien in so geringer Zahl vorhanden, daß ein wesentlicher Einfluß derselben auf die Rasse nicht zu befürchten wäre. Ein Einfluß besteht aber in gewissem Maße schon jetzt, und welchen Umfang würde er annehmen, wenn aus den unerschöpflichen Reservoiren des Ostens alljährlich Tausende und Abertausende von Juden einwandern, um „deutsch" zu werden? Wir Deutschen wollen nicht die Lösung der Judenfrage dadurch herbeiführen, daß wir uns dem Judentum in die Arme werfen, wir wollen in erster Linie bleiben was wir sind. Wenn die Juden meinen, sie wären als uralte Rasse der Auffrischung dringend bedürftig, und dies könne nur durch reichliche Aufnahme fremden Blutes geschehen, so ist ihnen zu erwidern, daß es nicht unsere Aufgabe ist, für den Bestand fremder Rassen Sorge zu tragen, sondern nur für die eigene, für die aber bedeutet die Verbindung mit einer gealterten keine Regeneration. F. W.

Will man das Verhältnis einer Bevölkerungsgruppe zu ihrer Umgebung darstellen, so empfiehlt es sich, zunächst die innere Struktur dieser Gruppe zu untersuchen. Dies hat Goldstein aus mir unbekannten Gründen unterlassen. Es wäre aber ungerecht, ihm, wie Lissauer es tut, Mangel an historischem Sinn vorzuwerfen. Seine Ausführungen gründen sich vielmehr, wenn ich sie recht verstehe, auf eine sehr bestimmte Auffassung der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Juden, die zwar der Auffassung Lissauers entgegengesetzt, aber mindestens ebenso haltbar wie diese ist. Goldstein hat mehr die von außen her kommenden Momente betont, die die deutschen Juden zusammendrängen. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, seine Ausführungen durch einige Andeutungen über die inneren Mächte, die sie zusammenhalten, zu ergänzen und zugleich den Ausführungen Lissauers zu entgegnen.

Gibt es ein jüdisches Volk? In Palästina wohnen wieder Tausende von Juden, deren Schul- und Umgangssprache das Hebräische ist. Das neuhebräische Schrifttum hat Essayisten wie Achad Howun, Dichter wie Bialik, die in jeder europäischen Literatur einen hohen Rang einnehmen würden. In Rußland wohnen Millionen Juden, die jüdisch sprechen, völlig von ihrer Umgebung abgesondert leben und eine eigene Literatur geschaffen haben. Es erscheinen eine ganze Reihe hebräischer und jüdischer Zeitschriften und Zeitungen. Daß es also ein jüdisches Volk gibt, ist schon hiernach unbestreitbar; freilich hat dieses Volk noch kein großes Zentrum, wo es seine eigene Kultur frei und unter günstigen wirtschaftlichen Bedingungen entwickeln kann. Es ist daher in seiner Produktivität gehemmt, ja in seiner Existenz ständig bedroht. Wo die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen für das zerstreute Volk besser werden, tritt zugleich eine rapide Assimilation an das „Wirtsvolk" ein. Sprache und Sitte werden vertauscht mit denen der Umgebung. Das jahrhunderte-

Digitized by Google

lang verachtete und getretene Volk will sich der Gleichberechtigung als würdig erweisen, indem es alle nationale Eigenart abzustreifen und, wo das nicht gelingt, zu leugnen sucht — ein typisches Merkmal des Parvenüs.

Dieser Assimilationsprozeß hat nun ein Jahrhundert lang den in Deutschland wohnenden Teil unseres Volkes angegriffen und droht, vereint mit anderen Momenten (abnehmende Vermehrung usw.) ihn zu dezimieren. Es fragt sich nun: wie weit ist die Assimilation fortgeschritten, wie weit können die deutschen Juden von heute überhaupt noch zum jüdischen Volke gerechnet werden? Über die innere Lage eines großen Teiles von ihnen mag eine Stelle aus Bubers „Drei Reden über das Judentum" orientieren.

„Ursprünglich findet sich der einzelne eingestellt in einen Kosmos, der sich aus seinen Eindrücken aufbaut und in dem das Ich nun die Gefühlsbetonung hergibt. Aus diesem Kosmos werden ihm zwei große Bezirke durch ihre Umgrenztheit und Deutlichkeit vor allen gegenwärtig: die Heimat, Erde und Himmel in ihrer vertrauten Besonderheit, und der Menschenkreis, der sich ihm in der Grundform des Verkehrs, der Sprache, und in der Grundform des Handelns, der Sitte, mitteilt, ihn einbezieht und teilnehmen läßt. Auf diesen drei konstanten Elementen seines Erlebens, Heimat, Sprache und Sitte, baut sich das Zugehörigkeitsgefühl des einzelnen zu einer Gemeinschaft auf, die weiter ist als die urgegebene Gemeinschaft der Familie und die wahlgeborene Gemeinschaft der Freunde. Er fühlt sich zu denen gehörig, die mit ihm die gleichen konstanten Elemente des Erlebens haben, und ihre Gesamtheit empfindet er auf dieser Stufe als sein Volk.

Viele bleiben auf dieser Stufe stehen. Uns kommt es darauf an, den zu betrachten, der weiter geht. Was ihn weiter führt, ist das eingeborene, bei vielen Menschen sich abstumpfende, bei anderen aber wachsende und reifende Verlangen nach Dauer, nach bleibender Substanz, nach unsterblichem Wesen. Er entdeckt, daß es nicht allein konstante Formen des Erlebens gibt, sondern auch eine konstante Existenz, alles Erlebens stetigen Träger. Wie das Kind das Ich seiner Körperhaftigkeit, so entdeckt er das Ich seines Geistes zuletzt: als dauernde Substanz.

Das Kind erfuhr bei der Entdeckung des Ichs seine Begrenztheit im Raume; er erfährt seine Unbegrenztheit in der Zeit. Das Verlangen nach Dauer leitet seinen Blick in der Entdeckung seines Ichs über die eigene Lebensspanne hinaus. Dies ist die Zeit jener seltsam weitschwingigen, pathetischen und schweigsamen Gefühle, die nie hernach in gleicher Gewalt wiederkehren, auch wo sie sich zur Idee klären und runden: Unsterblichkeit der Seele, Unsterblichkeit der Kraft, Unsterblichkeit des Werkes und der Tat. Dieser junge Mensch, den der Schauer der Ewigkeit angerührt hat, erfährt in sich, daß es ein Dauern gibt. Und er erfährt es noch nackter und noch heimlicher zugleich, mit all der Einfalt und all dem Wunder, die um das Selbstverständliche sind, wenn es angesehen wird: in der Stunde, da er die Folge der Geschlechter entdeckt, die Reihe der Väter und der Mütter schaut, die zu ihm geführt hat, und inne wird, was alles an Zusammenkommen der Menschen, an Zusammenfließen des Blutes zu ihm geführt, welcher Sphärenreigen von Zeugungen und Geburten ihn emporgerufen hat. Er fühlt in dieser Unsterblichkeit der Generationen

Digitized by Google

die Gemeinschaft des Blutes, und er fühlt sie als das Vorleben seines Ichs in der unendlichen Vergangenheit. Und dazu gesellt sich, von diesem Gefühl gefördert, die Entdeckung des Blutes als der wurzelhaften, nährenden Macht im einzelnen, die Entdeckung, daß die tiefsten Schichten unseres Wesens vom Blute bestimmt, daß unser Gedanke und unser Wille zu innerst von ihm gefärbt sind. Jetzt findet und empfindet er: die Umwelt ist die Welt der Eindrücke und Einflüsse, das Blut ist die Welt der beeindruckbaren, beeinflußbaren Substanz, die sie alle in ihren Gehalt aufnimmt, in ihre Form verarbeitet. Und nun fühlt er sich zugehörig nicht mehr der Gemeinschaft derer, die mit ihm gleiche konstante Elemente des Erlebens haben, sondern der tieferen Gemeinschaft derer, die mit ihm gleiche Substanz haben. Einst kam er zu dem Gefühle der Zugehörigkeit aus der äußeren Erfahrung, nun aus der inneren. Auf der ersten Stufe repräsentierte das Volk ihm die Welt, nun die Seele. Jetzt ist ihm das Volk eine Gemeinschaft von Menschen, die waren, sind und sein werden, eine Gemeinschaft von Toten, Lebenden und Ungeborenen, die zusammen eine Einheit darstellen; und dies ist eben die Einheit, die er als den Grund seines Ichs empfindet, seines Ichs, das in diese große Kette als ein notwendiges Glied an einem von Ewigkeit bestimmten Orte eingefügt ist. Was alle Menschen in dieser großen Kette geschaffen haben und schaffen werden, das empfindet er als das Werk seiner innersten Eigentümlichkeit; was sie erlebt haben und erleben werden, das empfindet er als sein innerstes Schicksal. Die Vergangenheit seines Volkes ist sein persönliches Gedächtnis, die Zukunft seines Volkes ist seine persönliche Aufgabe. Der Weg des Volkes lehrt ihn sich selbst verstehen und sich selbst wollen.

Dieses Sicheinstellen in die große Kette ist die natürliche Situation des einzelnen in seinem Verhältnis zum Volke, von der Subjektivität aus betrachtet. Der natürlichen subjektiven Situation entspricht aber nicht immer eine natürliche objektive. Diese ist dann gegeben, wenn das Volk, dem sich der einzelne auf der ersten Stufe, und das Volk, dem er sich auf der zweiten Stufe zugehörig fühlt, dasselbe sind; wenn die Gemeinschaft derer, die mit ihm die gleichen konstanten Elemente haben, und die Gemeinschaft derer, die mit ihm die gleiche Substanz haben, dieselbe sind; wenn die Heimat, in der er aufwuchs, zugleich die Heimat seines Blutes ist; wenn die Sprache und die Sitte, in denen er aufwuchs, zugleich die Sprache und die Sitte seines Blutes sind; wenn das Volk, das ihm die Art seines Erlebens gibt, zugleich um ihn lebt.

Diese natürliche, objektive Situation ist in dem Verhältnis des Juden, insbesondere des Westjuden, zu seinem Volke nicht gegeben. Alle Elemente, die ihm die Nation konstituieren, sie ihm zu einer Wirklichkeit machen könnten, fehlen, alle: das Land, die Sprache, die Lebensformen. Das Land, in dem er wohnt, dessen Natur ihn umfängt und seine Sinne erzieht, die Sprache, die er spricht und die seine Gedanken färbt, die Sitte, an der er teil hat und von der sein Tun die Bildung empfängt, sie alle sind nicht der Gemeinschaft seines Blutes, sind einer andern Gemeinschaft zugehörig. Die Welt der konstanten Elemente und die Welt der Substanz sind für ihn zerfallen. Seine Substanz entfaltet sich nicht vor ihm in seiner Umwelt, sie ist in tiefe Einsamkeit gebannt, und die einzige Gestalt, in der sie sich ihm darstellt, ist die Abstammung."

Diese nationale Substanz im deutschen Juden leugnet Lissauer. Er

Digitized by Google

selbst gibt zu, daß die Juden im Ghetto noch ein Volk waren. Er gibt zu, daß trotz der Assimilation „angezüchtete Eigenschaften" sich erhalten haben; die ursprünglichen Eigenschaften, die doch eigentlich tiefer sitzen, sollen dagegen „verdunstet" sein. Interessant ist dabei, daß etwa der Scharfsinn kurzweg als angezüchtet betrachtet wird. Sicher ist er in den Jahrhunderten der Zerstreuung durch äußere Einwirkungen gesteigert worden, aber sollte keine hervorragende Disposition für ihn bei dem Volk des Geistes vorhanden gewesen sein, dem Volke, in dem die Idee des abstrakten Gottes entstanden ist? Die Juden, sagt Lissauer, bilden heute in Deutschland, abgesehen von der Hypertrophie des wirtschaftlichen Triebes und andern angezüchteten Eigenschaften nur noch infolge einiger Äußerlichkeiten eine gewisse Gemeinschaft. Können wir wirklich annehmen, daß die Besonderheit der Sprechart, der Geste nur äußerlich sei? Will man denn wirklich bestreiten, daß die augenfälligen Unterschiede der körperlichen Beschaffenheit, selbst wenn man sie nicht als Symptom seelischer Unterschiede ansieht, das Seelenleben mitbestimmen müssen? Die durchschnittlich frühere Geschlechtsreife des Juden zum Beispiel muß doch wesentlich mitwirken bei Gestaltung seiner inneren Entwicklung. Die raschere Vollendung der Gesamtentwicklung muß bis ins einzelne Tempo oder Intensität des Erlebens steigern. Der augenfällige körperliche Unterschied des jüdischen und nichtjüdischen Deutschen ist notwendig mit einem inneren Unterschied, mit einer Verschiedenheit der nationalen Substanz verbunden.

Die rein geistige Vermischung mit dem Wirtsvolk hat bisher eine völlige Assimilation nicht zustande bringen können. Sie hat freilich einen neuen Typus erzeugt: den Juden, der deutsch sein *will* bis ins Innerste — einen Typus, dessen Eigenschaften von denen des Deutschen aber meist ebenso abweichen wie die des Volljuden, nur in anderer Weise. Freilich gesellt sich der geistigen Vermischung die körperliche durch Mischehe in steigendem Maß. Fraglich ist nur, wie lange dies Maß noch steigen wird. Hier hat Lissauer in spezifisch moderner Weise den Willen der deutschen Juden als Faktor ihrer Entwicklung einfach übersehen. Er verlängert historische Linien und konstruiert so ein Zukunftsbild; die Menschen, willenlos, werden von der Entwicklung vorwärtsgeschoben. Es ist aber eine durchaus willensmäßige Reaktion eingetreten, über die Lissauer nicht orientiert zu sein scheint. Seit Mendelssohn und besonders seit der Emanzipation haben die Juden freilich viel von ihrer nationalen Eigenart preisgegeben; mit der Wandlung auch der letzten „konstanten Elemente" in fremdartige ist die nationale „Substanz" immer tiefer und immer verborgener ins Innerste zurückgedrängt worden. In dem Maße aber, in dem nun Fremdes sich der Seele Israels mischte, wurde es auch immer stärker als fremd empfunden. Während eine unfest gewordene äußere Schicht der deutschen Judenheit — vielleicht der größere Teil — „verdunstet", tritt im Innern eine Konsolidierung ein, die Bildung eines festen Kerns, der Willen und Kraft hat, zu bleiben. Gerade das Wachsen des historischen Sinnes, dessen bisherigen Tiefstand bei der Moderne Lissauer beklagt, bringt es mit sich, daß wir den Zusammenhang mit Ahnen und Enkeln wiederum fühlen; die Stammeseigenart wird im Individuum so stark empfunden, daß der Selbsterhaltungstrieb des einzelnen instinktiv sich zu dem der Stammeseigenschaft weitet: Wir wollen

Digitized by Google

die ererbte Art nicht aufgeben und wollen, daß sie nach uns weiterlebt in unseren Kindern mit demselben innersten Wollen, das uns um die Erhaltung des eigenen Lebens kämpfen heißt. Dieser Wille, verbunden mit religiösen und politischen Strebungen, schloß deutsche Juden, besonders unsere Jugend, zu großen Verbänden zusammen, die Taufe und Mischehe entschieden ablehnen und, obwohl größtenteils nicht nationaljüdisch, jüdische Kulturwerte pflegen. Diese Organisationen sind der Zahl nach sehr bedeutend und wachsen beständig. Beständig wächst auch die „Zionistische Vereinigung für Deutschland". Nach den Mitteilungen der „Organisation für hebräische Sprache und Kultur" wird das Hebräische immer mehr in Deutschland gepflegt, besonders in den geistig führenden Kreisen, der akademischen Jugend. Alles Symptome, die das völlige Verschwinden der deutschen Juden, das Lissauer vorschwebt, höchst unwahrscheinlich machen. Im Gegenteil sind immer weniger Juden verloren zu geben, zieht der jüdische Nationalismus, wenn auch langsam, immer weitere Kreise. Und was das Wichtigste ist: der nationalgesinnte Jude findet immer häufiger in geduldiger Bemühung um jüdische Art und Sprache den Weg zur Seele seines Volkes, der der Weg zu seiner eigenen Seele ist.

Es ist an dieser Stelle unmöglich, näheres über die nationale Eigenart der Juden zu sagen. Es sind von Sombart, Buber u. a. geistvolle Versuche hierzu gemacht worden, über deren Richtigkeit noch nicht geurteilt werden kann. Diese Materie ist heute noch gar nicht mit Sicherheit zu erfassen. Ist es im allgemeinen schon schwierig, vielleicht letzten Grundes unmöglich, das Wesen einer Nation begrifflich klarzulegen, wieviel mehr bei diesem zerstreuten Volk, das, überall von Fremdem umgeben und beeinflußt, nichts völlig Eigenes mehr lebt und hervorbringt; Wesentliches und Zufälliges sind hier allzu schwer zu scheiden. Genug, daß wir ein Wesentliches fühlen; mag dies Gefühl vage sein, wie Lissauer sagt, es ist stark, und unsre Pflicht ist, durch unsre Arbeit es zu klären. Wohlgemerkt: soweit Klarheit möglich ist; auch Lissauer würde keine wissenschaftlich begründete Definition deutschen Wesens geben können. So verstanden, bleibt er selber „gefühlisch vage".

Immerhin tritt das jüdische Wesen in der deutschen Literatur sichtbar genug hervor. Hier soll nur einiges besonders Augenfällige angedeutet werden. Die Stellung der jüdischen Dichtung in der Gesamtdichtung Deutschlands mögen zwei Aussprüche bezeichnen, die, anderen Zeiten geltend, zugleich eine Einsicht in die Konstanz des jüdischen Geistes gewähren. In der Bibel heißt es von den Götzendienern: „Denn so sie mit seinem Geschöpf umgehen und nachdenken, werden sie gefangen im Anschauen, weil die Kreaturen so schön sind, die man siehet." (Weisheit Salomos, Kap. 13, Vers 7.) Von der anderen Seite her sieht Goethe in der „Diana der Epheser", ebenfalls Juden (Urchristen) und Götzendiener gegenüberstehend. Der Schmied, der in seiner Werkstatt den Schmuck der Göttin formt, hört

„Eines Gassenvolkes Windsbraut,
Als gäb's einen Gott so im Gehirn,
Da hinter des Menschen alberner Stirn,
Der sei viel herrlicher als das Wesen,
An dem wir die Breite der Gottheit lesen.

Digitized by Google

Der alte Künstler horcht nur auf,
Läßt seinem Knaben auf dem Markt den Lauf,
Feilt immer fort an Hirschen und Tieren,
Die seiner Gottheit Kniee zieren,
Und hofft, es könnte das Glück ihm walten,
Ihr Angesicht würdig zu gestalten."

Der gleiche Gegensatz ist hier erfaßt, der zwischen der intellektuell-abstrakten Atmosphäre Heinescher und der gemütlich-konkreten Goetheschen Gedichte besteht. Bei keinem Deutschen wird die Materie so ganz in den Dienst rein geistiger Energien gestellt wie bei dem Juden Mombert. Der Deutsche erfaßt die sinnliche Gestalt und ahnt in ihr den Geist. Der Jude erlebt den Geist und erschafft aus ihm zu seinem Dienst erst die sinnliche Welt. Die Bildlichkeit des Hohenliedes ist an sich höchst unsinnlich. „Sein Haupt ist das feinste Gold." Das Gefühl ist hier körperfrei, es lebt nicht wie das Goethes in der sinnlichen Welt wie in einem Leibe, von ihr wesentlich bedingt: es schafft sie beliebig um, es gibt ihr die Form, die seine Sonderart am stärksten ausdrückt. Bei dem Deutschen Dauthendey finden wir in der „Ewigen Hochzeit" eine Annäherung an diese Bildlichkeit, die aber für ihn Periode blieb. Bei der Jüdin Lasker-Schüler ist sie ganz rein wiederzufinden. Natürlich muß es heute unter den deutschjüdischen Dichtern viele geben, in deren Werk die Spuren ihrer Abstammung mehr oder weniger verwischt sind: bedeutende sind gerade unter diesen nicht.

Hier komme ich aus andern Gedankengängen auf den praktischen Vorschlag Goldsteins: ein zentrales Organ für jüdisches Schrifttum in deutscher Sprache zu schaffen. In der zionistischen Bewegung ist immer mehr der Gedanke der nationalen Regeneration in den Vordergrund gerückt. Als unsere wichtigste Aufgabe für dieses Land erscheint uns, die wurzellose Judenheit Deutschlands wieder in den Boden jüdischen Geistes zu verwurzeln. Heute kämpfen viele deutsche Juden um eine Assimilation, die den meisten schon das eigene Wesen versagt — ganz abgesehen vom Willen des deutschen Volkes, dessen Angehörige Mischehen fast nur um wirtschaftlicher Vorteile willen eingehen. Es entstehen Zwittermenschen und eine Zwitterkultur voll innerster Unsicherheit und Haltlosigkeit. Wie tief mag wohl die nationale Gesinnung eines Mannes im Instinkt eines Mannes wurzeln, der das Verschwinden der Gemeinschaft, der er entstammt, begrüßt und befördert? Es ist notwendig, daß ein Sammelpunkt für jüdisches Geistesleben geschaffen werde. In der Arbeit bewußter Juden wird sich die Gestalt des jüdischen Geistes klarer und sicherer abzeichnen. Der, der zu uns gehört, wird diese Zugehörigkeit tiefer erkennen und fühlen. Die große Frage, vor der heute der deutsche Jude steht: bist du in erster Linie Deutscher oder Jude? wird nachdrücklicher unentrinnbarer als jetzt gestellt sein.

Wie wird sich das Verhältnis des deutschen Staatsbürgers jüdischer Nation zu seinen Mitbürgern gestalten? Lissauer stellt die Alternative: Aufgabe der Sonderart oder Auswanderung. Diese Problemstellung muß aufs schärfste zurückgewiesen werden. Nationalität ist keine politische, sondern eine kulturelle Angelegenheit. Es gibt deutsche Staatsbürger polnischer Nation; was würde Lissauer wohl sagen, wenn man den Polen diese Alternative stellte: Aufgabe ihres Polentums oder Auswanderung?

Digitized by Google

Zahlreiche Nationaljuden werden durch äußere und innere Beziehungen in Deutschland festgehalten. Zur Auswanderung auffordern kann sie höchstens einer der ihren, der die Auswanderung für notwendig zur Erhaltung der Nation hält, nie ein Außenstehender wie Lissauer. Das Recht zum Aufenthalt in Deutschland ist so wenig an nationale wie an religiöse Bedingungen geknüpft. Die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten des Deutschen werden nicht berührt durch seine nationale Stellung — es sei denn wider das Recht, wider die Verfassung.

Lissauer glaubt, daß die „Hypertrophie des wirtschaftlichen Triebes" bei einer weiteren Absonderung der Juden sich verstärken und „auf Deutschland lasten" werde. Nun hat im Ghetto dieser Trieb entschieden hinter geistigen — religiösen — Trieben zurückgestanden und ist erst in den haltlosen Zeiten der Assimilation zur Herrschaft gelangt. Der Sieg des Nationaljudentums — ein Sieg der Idee über die Bequemlichkeit würde am ehesten geeignet sein, starke ideale Interessen den wirtschaftlichen gegenüberzustellen. Welche merkwürdige Verblendung übrigens, zu glauben, das wirtschaftliche Genie der Juden „laste" auf Deutschland. Ich glaube mit Sombart, daß die Rettung jeder Eigenart einen Gewinn für die gesamte menschliche Kultur bedeutet.

Die deutschen Juden befinden sich in einem Übergang. Ein Teil wird völlig unter den Deutschen aufgehen, ein Teil wird zum nationalen Judentum zurückfinden. Setzt der Zionismus sein Programm durch, so wird in Palästina ein kulturelles Zentrum für die Judenheit der ganzen Welt geschaffen, dem auch das Geistesleben der deutschen Juden sich angliedern wird. Jedenfalls wird sich die jüdischnationale Kultur immer mehr so gestalten, als ob ein solches Zentrum bestände. Selbst der Übergang zur neuhebräischen Literatur ist nicht für alle unmöglich; ich selber denke diesen Weg zu gehen. Freilich werde ich wohl stets auch in deutscher Sprache schreiben müssen: es wäre lächerlich, das Deutsche, das sich mit uns verwoben hat, zu leugnen. Soweit in uns aber das Jüdische überwiegt, müssen wir es bewußt und bestimmt in den Mittelpunkt unseres Lebens und Schaffens stellen, um etwas Ganzes zu werden.

Die deutschen Juden werden einen geschlossenen Kulturkreis bilden, sie werden eine eigene Literatur und Kunst, vielleicht sogar — neben der amtlichen, deutschen — eine eigene Sprache haben. Ich glaube aus guten Gründen, daß die nationaljüdische Bewegung in Deutschland früher oder später alle Kraft an die Verbreitung der hebräischen Sprache wenden wird, denn nur sie wird fähig sein, uns unser Judentum vollends zur Wirklichkeit zu machen. Ob das Verhältnis zur Umgebung besser oder schlechter sein wird als heute, das ist schwer vorauszusagen. Es ist zu hoffen, daß die nationale Toleranz fortschreiten wird, wie auch Lublinski annahm, und daß politische und wirtschaftliche Beziehungen immer mehr von kulturellen, wie es Religion und Nation sind, unabhängig werden. Sicher freilich ist das nicht, aber keine Unsicherheit darf uns abhalten, den Weg zu gehen, den unser Wesen uns vorschreibt. Franz Quentin

Nicht unerwähnt bleiben darf in dieser Polemik außer dem Scharfsinn noch eines: die kolossale instinktive Energie, mit der der Jude für alles eintritt, was zu ihm gehört, sei es nun jüdisch oder nichtjüdisch, Sache

Digitized by Google

oder Ideal, Individuum oder Gemeinschaft. Diese unzertrennliche Zusammengehörigkeit nach innen, verbunden mit der freundschaftlichen und rein verstandesmäßigen Stellungnahme zu allem, was außen steht, mußte die Juden zum Haß und zur Gefahr werden lassen für eine Rasse, deren Wesen und Ideal darin beruht, sich zu allem Lebendigen als zu einem Geschwisterlichen zu stellen.

Und da hilft auch die historische Erklärung nichts: jenen jüdischen Charakterzug finden wir im ganzen Alten Testament. Übrigens: heißt nicht „historisch erklären" bloß die Sache um eine Stufe zurückschieben?

Nun soll man sich aber wohl hüten, deswegen die Juden wegstoßen zu wollen. Sind nicht jene beiden Eigenschaften, der Scharfsinn sowohl wie das intensive Zusammenhalten nach innen, äußerst wertvolle Eigenschaften, besonders die letztere, und sollten wir nicht versuchen, sie in den Dienst unserer Ideale einzugliedern?

Mir ist es, es handle sich nur noch darum, daß die deutschen Juden sich dessen besser bewußt werden, was eigentlich bei Deutschen als deutsch empfunden wird.

H. L.

Ich wanderte im vergangenen Herbst, mich der stillen Schönheit der Landschaft freuend, durch ein kleines Heidedorf von wenigen Häusern, in dem sicherlich nie ein Jude gewohnt, wahrscheinlich nie ein Jude einen Christen gekränkt hat. Da ruft ein Bürschchen von etwa acht Jahren mir schimpfend nach: „Jud! Jud!" Aus fröhlichem Sinnen schreck ich auf, und als ich mich umschau, läuft der Kleine davon. — Wie kommt das Kind dazu, mir so grausam wehzutun? Solcher Haß muß ererbt sein. Wenn seit vielen Jahrhunderten die Kinder in Schule, Kirche und Haus belehrt werden, diese Menschen, die Juden haben unsern Heiland getötet: ist es nicht ein löbliches Gefühl, das jenes Kind zu seinem Schimpfen treibt? Und wie viele Erwachsene stehen noch unbewußt unter dem Bann dieses anerzogenen oder ererbten Gefühls! Ihr Glaube ist vielleicht geschwunden, aber der Haß ist geblieben. Wen aber Erziehung, Kultur und Geschichte davon freigemacht haben, wer unsre wirklichen oder vermeintlichen Fehler nach des Dichters Wort: „Wir lähmen sie und grollen, daß sie hinken" beurteilt, der ist doch aus überströmendem, aber falsch geleitetem Nationalgefühl leicht geneigt, in dem Juden einen andern, einen Fremden zu sehen, einen, der nicht zu seinem Volkstum gehört, obschon wahrlich der Unterschied zwischen einem Norddeutschen und Süddeutschen in vieler Hinsicht größer ist als zwischen einem norddeutschen Juden und einem norddeutschen Christen. Wo aber alle diese Gründe die Abneigung nicht erklären, da ist mit ziemlicher Sicherheit darauf zu schließen, daß Neid, Mißgunst oder irgendeine von einem Juden erlittene Unbill mit im Spiele sind. „Der und der hat mir unrecht getan", das sagt gar nichts, aber „der Jude hat mir unrecht getan", das ist leider für viele Behauptung und Beweis zugleich. Ein deutscher Jude darf ja kein Offizier werden. Aber es sollte einmal ein jüdischer Leutnant seinen Kameraden im Rang vor ihm vergiftet haben, um selber schneller steigen zu können, es sollte einmal ein jüdischer Hauptmann seinen Major erschossen haben, um dessen Gattin heiraten zu können — wer hätte die

Digitized by Google

scheußliche Tat und ihre Täter allein verdammt? Würde es nicht „die Juden! die Juden!“ aus unzähligen Kehlen und Blättern geschrien haben? Das ist noch ein schlimmes Erbübel aus alter Zeit, daß wir alle die Verantwortung für den einzelnen tragen sollen. In dieser traurigen Gewohnheit bekundet sich nicht nur der Haß gegen uns, er hat auch vielfach seinen Grund darin.

So suche ich mir die Abneigung, die nicht in allen, aber in vielen Kreisen des deutschen Volkes gegen die Juden herrscht, zu erklären; sie ist echt, sie ist tief, und sie fragt nicht nach Recht und Gerechtigkeit. So weit gehe ich auch mit Goldstein; aber sonst kann ich ihm nicht folgen.

Wir Juden beklagen uns, daß unsre Gegner unsern Wert, unsre Leistungen unterschätzen, hüten wir uns, daß wir sie überschätzen. Und das tut Goldstein. Schon der Titel seiner Ausführungen klingt, wenn er nicht ironisch gemeint ist, nach Aberhebung, ist grundfalsch, ist ein Widersinn, ein Unding. Es gibt keinen deutsch-jüdischen Parnaß, ebensowenig wie es einen deutsch-polnischen oder einen deutsch-wendischen gibt. Was in deutscher Sprache an dichterischen Werken geschrieben ist, gehört zur deutschen Literatur oder nicht. Ein Mittelding gibt es nicht. Oder will Herr Goldstein mit seiner Überschrift nur andeuten, daß eine große Zahl deutscher Dichter jüdischer Herkunft ist? Wenn dem so wäre, wer wird bei Dichtern *zählen*? Es gibt auch keine jüdische Literatur in Deutschland, die von Juden für Juden geschrieben ist, und ebensowenig besitzen wir irgendwelche „geheimnisvolle Eigenschaften“, kraft deren wir mehr leisten könnten als andere. Es ist selbstverständlich, daß die Juden, die eine uralte Kultur haben — „wir andern sind von heut, sie aber reichen bis an der Schöpfung Wiege“, sagt Grillparzer — die selbst in den Zeiten der grausamsten Verfolgung geistig tätig gewesen sind, unter denen es nie einen Analphabeten gegeben hat, daß die Juden, denen bis vor einem Jahrhundert, ja in manchen Gegenden bis vor einigen Jahrzehnten Handwerk und Ackerbau verboten waren, sich jetzt auch vorwiegend auf den Gebieten betätigen, die ihnen immer offen standen: auf dem kommerziellen und dem geistigen. Es mag eine verhältnismäßig außergewöhnlich große Anzahl jüdischer Dichter und Schriftsteller geben; aber stehen sie in erster Reihe? Wer von ihnen, um nur von der Literatur zu reden, stellt sich unter den Lyrikern der Gegenwart neben Liliencron? Wer unter den Dramatikern neben Hauptmann? Wer unter den Epikern neben Spitteler? Ich wünschte von Herzen, ich könnte Namen nennen, aber es geht nicht. Und darum und aus vielen andern Gründen stellt Goldsteins Formulierung des Problems nicht eine ungeheuerliche *Tatsache* dar, sondern lediglich eine ungeheuerliche *Behauptung*. Nein, wir verwalten nicht den geistigen Besitz des deutschen Volkes; wir helfen, ihn mitverwalten, und daß ein großer Teil des deutschen Volkes uns dazu die Berechtigung und Fähigkeit abspricht, ist freilich noch traurig genug. Wir arbeiten mit an der deutschen Kultur, und das sollte man uns gerecht und neidlos anerkennen. Die größte Ungerechtigkeit aber begeht hier der Staat, oder wenn man will, seine Verwaltungsbehörden, und das Beispiel von oben wirkt nach unten. Noch immer wird der Treubruch, um nicht zu sagen der Meineid, belohnt. Hut ab vor jeder ehrlichen Überzeugung, und wenn einer nach schweren inneren Kämpfen seinen Glauben wechselt, so hat der andre ehrerbietig zu schweigen. Wer es aber irgend-

Digitized by Google

eines äußern Vorteils halber tut, der ist charakterlos. — Ein jüdischer Oberlehrer, sagt man, ist nicht geeignet, deutsche Kinder Geschichte und Deutsch, die sogenannten Gesinnungsfächer, zu lehren, ist nicht der rechte Mann, ihnen Luthers Wort: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! einzuprägen. Sobald er aber sagt: Hier stehe ich, ich kann auch anders! dann hat er mit einem Male die volle Würdigkeit dazu erlangt. Und ähnlich so mit den Professoren, den Richtern, den Offizieren, ja sogar den Ingenieuren. Schlimmere Simonie ist nie getrieben worden!

Goldsteins Behauptungen sind nicht nur vielfach übertrieben, sondern auch in sich voller Widersprüche. Auf der einen Seite redet er von der großen Macht der Juden, ihrem gewaltigen Einfluß in der Kritik, ihrer Beherrschung des Theaters, und auf der andern behauptet er, der Jubel, mit dem ein christlicher Autor im Theater begrüßt werde, sei ein ganz anderer, freudigerer, anfeuernder als der, den jüdische Autoren hörten. Ich weiß nicht, wie es in andern Städten ist, aber noch klingt mir der rückhaltlose Jubel in den Ohren, mit dem Hofmannsthal und auch Schnitzler in Hamburg begrüßt wurden. Man frage doch einmal die Dichter selber, was sie zu Goldsteins Behauptung sagen. Und man frage auch — Eulenburg.

Wagners Ausspruch: „Deutsch sein, heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun", ergänzt Goldstein mit Recht dahin, daß das ein Merkmal *jedes* echten Strebens sei. Und doch behauptet er kurz vorher, daß es nichts „Schämenswerteres für uns Juden gäbe, als den Mann unterstützt zu haben, der uns auf das Unzweideutigste von seiner Seite gewiesen". Wenn die Juden Wagners Werk für ein großes hielten, gibt es denn einen bessern Beweis für ihr Deutschtum in seinem Sinn oder für ihr echtes Streben, als daß sie es unterstützten — trotz Wagner. Und ist es nicht eine schöne Ironie der Geschichte, daß Wagner sich für die Aufführung seiner Werke einen Helfer in dem Generalmusikdirektor Levy, dem Sohn des Rabbiners in Gießen, holen mußte?

Wie kommt Goldstein dazu, zu behaupten, daß „unsre Künstler" uns keinen andern Typus Jude als Shylock und Shylocks Tochter gezeigt hätten, und daß kein Christ sich von diesen Vorbildern befreien könne. Goldstein wäre wirklich zu bedauern, wenn er keine andern Juden in der Literatur und keine andern Christen im Leben kennt. Man schämt sich fast, an Lessings Nathan und an Grillparzers Esther zu erinnern. Es ist zu beklagen, daß der Nathan in unsern Schulen nicht zu solch lebendiger Wirkung kommt, wie sie von ihm ausgehen könnte, wobei ich gleich bemerken möchte, daß wir Juden, wenn wir uns in Nathans Weisheit sonnen, gewöhnlich gar nicht daran denken, daß ein *Christ* ihn geschaffen hat. Es wäre sehr gut, wenn man drüben nicht vergäße: so können Juden denken, und hüben: so haben Christen gedacht. Juden und Christen, die vor allem mit Nathan eins nicht vergessen: daß sie Menschen sind. Wer solch freie, vorurteilslose christliche Freunde gefunden, Freunde, denen er rückhaltlos sein Weh und Leid, auch sein jüdisches Leid, anvertrauen kann, der kommt über manche Bitterkeit des Tages hinweg.

Wir verwalten den geistigen Besitz des deutschen Volkes, behauptet Herr Goldstein, aber er hält es für ungebührlich, daß ein Jude über Luther und die Reformation schreibt. Und warum denn nicht? Wird nicht vielleicht gerade ein Jude am unbefangensten Luther beurteilen und sein Werk würdigen können? Und warum sollte ein jüdischer Dichter nicht ein

Digitized by Google

Weihnachtsgedicht machen dürfen? Erlebt er nicht jedes Jahr den Zauber der Weihnachtsstimmung, der sich ihm auf Markt und Straße entgegendrängt? Wer will einem Dichter, dem nichts Menschliches fremd sein soll, denn überhaupt vorschreiben, was er darf? Nur wahr, nur erlebt, nur empfunden, nur dichterisch gestaltet muß es sein. Hat nicht Heine, den übrigens Herr Goldstein in so merkwürdiger Weise verteidigt, neben seiner „Prinzessin Sabbath", seinem „Jehuda Halevi", die „Wallfahrt nach Kevlaar" gedichtet? Wüßte man nicht, von wem sie wäre, man würde glauben, dieses Gedicht könnte nur aus der Seele eines frommgläubigen Katholiken geboren sein. Das eben macht den Dichter. Außerdem, würde Herr Goldstein es als unangenehm oder ungebührlich empfinden, wenn ein christlicher Dichter, ergriffen von der Weihe eines Versöhnungsabends, sein Gefühl in einer Dichtung ausspräche?

In wessen Namen spricht Goldstein eigentlich? Wer gibt ihm das Recht, zu sagen „und endlich einmal werden wir auf die Ehre, ein deutscher Dichter zu heißen und deutsche Kultur zu machen, verzichten". Nein, Herr Goldstein, das werden die deutschen Juden nicht; sie müßten sonst eben aufhören, *deutsche* Juden zu sein.

Merkwürdig! Wie eng, wie unauflöslich wir deutsche Juden mit dem Deutschtum verknüpft sind, das schildert Goldstein ganz ergreifend. Um so verwunderlicher ist es, daß er mit den Zionisten liebäugelt, daß er die einzige Rettung in dem Sprung „in die neuhebräische Literatur" sieht, um freilich im nächsten Augenblick wieder zu sagen, wir können ihn nicht mitmachen. Der Zionismus kann uns nicht helfen, er mag eine Lösung, eine Erlösung für die unterdrückten, ihrer Menschenrechte beraubten russischen Juden bedeuten, mag ihnen vielleicht eine glanzvolle, reiche Zukunft bieten, für uns deutsche Juden ist er nicht einmal ein „Linderungsmittel". Wir haben uns unser Vaterland unter schweren Kämpfen, mit mehr Blut und Schweiß errungen als unsre Vorfahren ihr gelobtes Land, wir wohnen auf seinem Boden seit mehr denn einem Jahrtausend, für ihn haben unsre Väter auf den Schlachtfeldern geblutet, hier ruhen unsre Toten, und hier ist die Heimat unsrer Seele. *Wir sind Deutsche, und wir wollen es bleiben!* Wir lieben unser Vaterland mit aller Kraft unsres schwergeprüften Herzens, und wenn Goldstein sagt, es ist eine unglückliche Liebe und eines Mannes unwürdig, so erwidern wir mit Goethe: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?"

Daß wir dabei unsrer Väter nicht vergessen, daß wir uns stolz und frei als Juden bekennen, ist selbstverständlich, ist einfache Ehrenpflicht eines anständigen Menschen. Ist doch die Treue die Wurzel der jüdischen Geschichte.

Unsre Liebe und unsre Treue können wir aber nicht besser beweisen, als wenn wir unbeirrt durch alle Angriffe aus den Reihen unsrer Gegner oder aus unsern eignen Reihen uns redlich bemühen, das Beste zu leisten, was wir leisten können, unserm Vaterland zu dienen mit allen unsern Kräften.

So, Herr Goldstein, denke ich mir die Antwort auf Ihre Frage: „Da dir so von deinen Mitmenschen begegnet wird, wie begegnest du ihnen?"

Die Entwicklung der Menschheit schreitet langsam vorwärts; aber sie schreitet vorwärts. Als Lessing vor etwa 160 Jahren sein kleines Lustspiel „Die Juden" schrieb, meinte ein Kritiker, der Vorgang des Stückes

Digitized by Google

sei kaum möglich, denn solch einen anständigen oder edlen Juden, wie darin geschildert würde, gäbe es nicht. Dreißig Jahre später erschien der Nathan und wurde schon geglaubt. Wenige Jahre später wurde der Leibzoll abgeschafft, den bis dahin jeder Jude zahlen mußte, und endlich vor hundert Jahren erhielten wir die Bürgerrechte. Nach abermals hundert Jahren — wir haben hoffen und warten gelernt — wird es vielleicht keinem einzigen mehr einfallen, zu bezweifeln, daß wir Deutsche sind, wie denn schon heute ungezählte der besten und feinsten Geister es nicht tun. Nur dürfen wir unsrer Menschenwürde nichts vergeben, nur müssen wir uns selber als Deutsche fühlen und als Deutsche wirken — trotz alledem!

Jakob Loewenberg

Es wäre außerordentlich viel geschehen, wenn die Juden wagen würden, sich getrost auch Juden zu nennen, es würde manche klägliche Heuchelei vermieden und viel Verächtliches wäre beseitigt. Wem fiele es wohl ein, einen Chinesen oder Japaner seines Volkstums wegen zu mißachten. Würden sich diese aber nicht lächerlich machen, wenn sie sich nach einem langen Aufenthalte in Deutschland als Deutsche hinzustellen versuchen würden?

Welcher Deutsche ist nicht stolz darauf, andere völkische Eigenschaften verstehen zu können und anders geartete Kunst zu begreifen? Würden wir nicht jede „jüdische" Kunst, gleichgültig ob Dichtung, Musik oder bildende Kunst, achten, sie wohl gar wie alles Außerdeutsche überschätzen?

Wir Deutschen kämpfen doch nur dagegen, daß sich ein fremdes, anders empfindendes, anders denkendes Volk als deutsch bezeichnet. Warum nennt sich der deutsche Jude nicht stolz „deutsch-jüdisch" oder „jüdisch-deutsch", wenn ihm „jüdisch" nicht genügt.

Kulturfördernd hat auch der Jude gewirkt, er hat im Sturme sich das Wissen seiner Gastgeber erobert und ist oft zum Meister geworden. Es ist aber anderseits klar, daß der Jude selbst gar nicht begreifen kann, wieweit er „Deutscher" geworden ist. Wenn er selbst sich auch völlig als Deutscher fühlt, wenn er selbst keinen Unterschied wahrnimmt, so ist damit doch nicht bewiesen, daß keiner vorhanden ist.

Wir Deutschen fühlen solche Unterschiede und sind überzeugt, daß ein volles Hineinempfinden ineinander undenkbar ist; wir sträuben uns deshalb dagegen, eine Kunst oder ein Wirken als deutsch bezeichnet zu finden, das nicht deutsch ist oder das wir nicht als deutsch empfinden.

Wir müssen deshalb dagegen kämpfen, daß ein anderes Volk — sei es mehr- oder minderwertig, das ist ganz gleich dabei —, daß Fremde auf allen beherrschenden oder bestimmenden Posten stehen. Ohne weiteres müssen wir dementgegen zugeben, daß der Jude von seinem Standpunkte aus recht hat: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und Fähigkeit dazu abspricht."

Wir Deutschen oder sonstigen Nordeuropäer wollen aber unseren Besitz geistig und stofflich selbst verwalten, sogar auf die Gefahr hin, es schlechter zu tun als der Jude. Deshalb ist es richtig: diese „ungeheuerliche Tatsache, die Juden ebenso wie Nichtjuden das Blut aufregen muß, fordert unerbittlich zu Maßregeln auf. Dieser Konflikt muß auf irgendeine Weise gelöst werden." Und wieder wäre der erste große Schritt offenes, ehrliches Bekennen!

Digitized by Google

„Niemand bezweifelt im Ernst die Macht, die die Juden in der Presse besitzen.“ Ja, das Judentum besitzt die Presse fast ganz. Trotzdem ist es richtig, daß nicht offen der Jude zum Juden spricht, weil auch hier verächtliches Verbergen seines Judentumes vom Juden geübt wird.

Das Judentum beherrscht die Kritik, das Theater und die Konzerte. Ist es aber darum deutsch oder sind diese darum deutsch? Haben wir nicht gerade dadurch eine fremdvölkische Kunst und Förderung dieser Kunst innerhalb unseres Volkes, einer Kunst, die in gutem Glauben „deutsche Werke“ zu schaffen meint, während sie in Wirklichkeit jüdische Kritik übt und jüdische Kunst schafft?

Eine jüdisch-völkische Kunst braucht darum ja nicht schlechter zu sein als deutsch-völkische Kunst.

Wohl gibt es keine andere Wahrheit als „die Wahrheit“, aber niemand hat „die Wahrheit“. Verschieden sind auch die Wege zu ihr und wie jedes Volk andere Wege wandelt, so müssen auch die erreichten Ziele verschiedenartig erscheinen, wie jedes Gebäude, jede Landschaft sich anders darstellt je nach dem Punkte, auf dem man steht, oder nach dem Wege, auf dem man kommt.

In ähnlicher Weise muß auch jedem anderen Volke das Wagnersche Wort: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun“, von seinem Standpunkte aus falsch erscheinen. Völkisches Empfinden kann ein Volk dem andern nicht beweisen, kein Volk kann ein anderes restlos verstehen. Freudig aber wollen wir mit den Juden zu höheren Zielen streben, wie mit den Franzosen und mit den Engländern.

Die Auffassungen Schopenhauers von der jüdischen Geschichte und die Chamberlains von der Wirkung des Nordrassenblutes zu Höchstleistungen der Völker sind gleichfalls nur die folgerichtigen Ergebnisse des verschiedenen Standpunktes. Uns Nordländern erscheint das höchste Kultur, was wir bringen; wir können nur dort höchste Kultur sehen, wo Nordländer sie schufen, und wir fühlen, daß Chamberlain für uns recht hat.

Wir bringen die Sonne in die Gräberwelt des Südländers. Mit dem Verschwinden des Nordländerblutes sehen wir die Kultur versinken.

Der Selbsterhaltungstrieb zwingt uns zur Verteidigung, zur Reinhaltung und zur Reinigung unserer Kultur und unserer Rasse.

Wir fangen jetzt endlich an, die Wirkung des Judentums in der christlichen Kirche historisch und sachkritisch zu begreifen. Es will uns die Verquickung des Nazareners, des Galiläers mit dem Judentum und der Aufbau seiner Lehre auf dem Alten Testamente als ein Fluch und als eine Gefahr erscheinen. Auch wir müssen ehrlich sein und bekennen; dann hindert uns nichts, die vorzüglichen Eigenschaften des Judentums zu erkennen und seine Verdienste zu achten und zu ehren.

Möge der Jude sich selbst achten als: Juden, dann werden ihn auch wir Deutschen achten und gern neben ihm streiten. Auch Europa wird gerecht sein, wenn der Jude nicht überall Deutscher oder Österreicher oder anderen Volkes sein will, sondern Jude und daneben Europäer als Bewohner Europas.

Nur der Jude kann Liebermann als „deutschen“ Maler empfinden, uns Deutschen kann er nur ein großer Maler sein, ein großer unter vielen anderen von verschieden völkischen Anlagen und Leistungen. Wir Deutschen müssen dagegen auftreten, daß uns seine Kunst als Verkörperung deutscher

Digitized by Google

Kunst vorbildlich genannt wird; uns kann sie nur eine Richtung sein, eine Richtung europäischer Kunst, die uns ebenso wesensfremd bleiben muß wie die französische Kunst, die uns mit allen Mitteln der Reklame als alleinseligmachende Kunst hingestellt wird.

Ähnlich empfinden wir bei Hofmannsthal und Schnitzler und aus dem gleichen Grunde lehnen wir das Berliner Tageblatt als deutsche Zeitung ab. Als deutsch-jüdische Zeitung würden wir seine Leistungen anerkennen.

Es wünscht darum auch kein Deutscher, daß der Jude weniger leiste, aber jeder wünscht, ich möchte sagen verlangt, daß der Jude sein Werk als jüdisch bezeichne und ich wiederhole: nur der Jude selbst empfindet es als deutsch. H. M.

Die Juden in Literatur und Volk

Der Kunstwart hat sich ein großes Verdienst damit erworben, daß er Moritz Goldsteins Aufsatz über den „Deutsch-jüdischen Parnaß" wiedergegeben hat. Daß die Presse des Tages solche Erörterungen meidet, ist bekannt und nicht gar zu sehr verwunderlich, wenn man bedenkt, daß ohne die jüdischen Anzeigen nur sehr wenige deutsche Blätter bestehen können, und daß das Judentum diese Tatsache systematisch nutzt, um aus der Presse alles fernzuhalten, was ihm nicht zusagt und unmittelbare Einwirkungen zu seinen Gunsten durchzusetzen. In Thüringen hat jüngst der Schriftleiter eines Freisinnblattes wider diesen Stachel geleckt; das Anzeigengeschäft stockte sofort, und der Schuldige wurde samt seinem Verleger vor die Machthaber der Synagogengemeinde zitiert, wo sich beide in einem von der Judenschaft niedergelegten Beschlusse durch Unterzeichnung verpflichteten, alles „Antisemitische" dem Blatte fernzuhalten und im Gegenteil den Antisemitismus zu bekämpfen. Es kam ein ganz regelrechtes Protokoll über den Akt zustande, wie bei einer Gerichtsverhandlung. Der arme Schächer von Redakteur, wohl weder durch tieferes Wissen noch durch Charakter allzusehr beschwert, unterwarf sich, um nicht seine Brotstelle einzubüßen. Ein ganz ähnlicher Fall — nur daß man dabei auf schriftliche Festlegungen verzichtet hat — ereignete sich in den letzten Monaten bei einer verhältnismäßig großen, politisch rechtsstehenden Zeitung in einer sächsischen Großstadt. Und wiederum ein ähnlicher Fall betraf eine medizinische Zeitschrift, die in Straßburg erscheint und in deren inkriminiertem Aufsatze von den Juden überhaupt nicht die Rede gewesen war, sondern nur von den „Ärzten östlicher Herkunft", die in Berlin nicht zur Ehre des Standes gereichten. Der Mut des betreffenden Blattes zeigte sich dann darin, daß es erklärte, unter den fraglichen Elementen befänden sich noch weit mehr „Germanen" als Juden. Ich könnte noch viele solche Fälle verzeichnen, aus denen ersichtlich ist, wie systematisch und zielbewußt das Judentum an der Beherrschung auch jenes Teils der Presse arbeitet, der nicht unmittelbar in jüdischen Händen ist. Von den Leiden solcher Redakteure, die Bescheid wissen und einer deutschen Gesinnung sind, welche über den üblichen Schützenfestpatriotismus hinausreicht in vertiefte Betrachtung der völkischen Fragen, könnte ich traurige Lieder singen. Der Außenstehende macht sich von der Sachlage durchaus keinen Begriff. Und darum auch haben wir in der Presse so viele verbogene oder aufgeweichte Charaktere. Aus ihrer Überzeugung heraus arbeiten können bei weitem die meisten Tagesschriftsteller überhaupt nur dann, wenn ihre Über-

Digitized by Google

zeugung eben philosomitisch ist. Denn die Zeitung, die Zeitschrift ist ein Geschäft. Vielleicht fragt der geneigte Leser da oder dort einmal vorsichtig nach ....

Soviel zur Erklärung des mangelnden Widerhalls von Goldsteins Aufsatz in der Geschäftspresse und in der Presse der politischen Linken. Selbst sehr weit rechts gerichtete Blätter haben sich zum Teil erst nach langem Zögern erlaubt, ein paar Sätze des Aufsatzes zu zitieren, aber ohne jede eigene Bemerkung dazu.

Und nun zur Streitfrage selbst.

Vom Umfang und der Wirkungsweise der jüdischen Organisation hat unser deutsches Volk keine blasse Ahnung. Es gibt nichts so vollkommen zwecksicher Ausgebildetes; auch die Orden der katholischen Kirche — obgleich sich auch da Nationales mit Internationalem mischt und das erstere die Saugpumpe, das letztere aber das Sammelreservoir darstellt — können einen Vergleich damit nicht aushalten. Darum lacht auch der Wissende über die Angst bestimmter deutscher Volkskreise gegenüber dem Jesuitismus, während von den weit schlimmeren Gefahren der jüdischen Organisation niemand eine Ahnung hat. Diese Dinge müssen hier kurz gestreift werden, wenn sie auch anscheinend nicht zum Thema gehören, weil keine Frage der Welt allein aus einer Fachbetrachtung heraus zu lösen ist: Alles hängt mit allem zusammen.

Zunächst: es bestehen in Deutschland nicht nur 150 reinjüdische, satzungsgemäß reinjüdische Literaturvereine, wie in der „Deutschen Tageszeitung" zu lesen war, sondern 256! 231 davon sind wieder in einem Verband jüdischer Literaturvereine zusammengeschlossen! Man vergegenwärtige sich einmal den Einfluß, der darin beschlossen liegt! Glaubt nun irgend jemand, diese Vereine werden sich bemühen, uns Deutsche die bedeutenden Dichter unseres Blutes (und darum auch unserer Geistesartung!) sehen zu lehren? Das könnten diese Vereine nicht einmal. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir." So sagt der Erdgeist zum Faust. Dies Wort hat umgekehrt gleiche Berechtigung: „Du begreifst den Geist, dem du gleichst!" Ohne Blutsmischung geht ein Deutschwerden nicht, und dabei büßen wir ein, ohne daß die Juden gewinnen. Unser Volk wird dadurch in seinen Instinkten verzerrt, unständig, zerfahren — man sehe doch nur auf die mischblütige Masse der Großstädte! Und die unglücklichen Zwitterwesen, die aus der Vermischung hervorgehen, kämpfen ihr ganzes Leben lang bewußt oder unbewußt den Kampf ihrer zwei Wesenheiten. Überwiegt in einem solchen Menschenkinde die arische Mitgift, so wird es der verbissenste Judenfeind. Der reine Germane haßt den Juden nicht, auch wenn er sich gegen ihn wehren muß. Er ehrt auch in ihm ein Stück Gotteszugehörigkeit. Aber der Mischblüter, der zum klaren Denken und Empfinden erwacht, der haßt das Niedrigere in sich, das ihn hemmt, die deutsche Geistesart völlig zu fassen. In ihm ist ein Sehnen, ein Begehren lebendig, das aus einem vom deutschen Blutserbe stammenden leisen Ahnen geboren ist, und das niemals Erfüllung finden kann. Diese Erkenntnis aber wird zum Elternhaß, zum Haß gegen das Judenblut überhaupt. In diesem Sinne will es bewertet sein, wenn es in der Edda in Walvaters Runenzauber heißt:

„Ein sechstes weiß ich. Wenn ein Mann mich sehrt
Mit fremden Baumes Wurzel:

Digitized by Google

Nicht mich verſehrt, den Mann verzehrt
Das Verderben, mit dem er mir drohte."

Der Baum iſt im Sinne der Eſche Yggdraſil, des germaniſchen Raſſenbaumes gedacht. Und daß es das „Sechſte" iſt: ſechs = sex, die Sexualität. Auch Sombart erkennt ja — man kann ihn gewiß keinen Judenfeind nennen — daß die Abwehr gegen das Judentum notwendigerweiſe um ſo ſtärker werden muß, je mehr die Eingliederung der Juden in unſer Volkstum durch Blutsvermiſchung fortſchreitet. Und Fichte ſowohl als Ernſt Moritz Arndt haben vor hundert Jahren ungehört mit allem Nachdruck vor ſolcher Vermiſchung gewarnt, die aber namentlich durch das Kirchentum und ſeine vermeintliche Miſſionspflicht den Juden gegenüber gefördert wurde und wird. Man täuſche ſich nicht darüber, und ich will es deshalb mit aller Überzeugtheit und Deutlichkeit ausſprechen: das deutſche Volk wird eher mit einem durch die Welt hallenden Ruck das Chriſtentum völlig abwerfen und aus der Weltanſchauung ſeiner Väter Bewahrungskraft ſchöpfen, als daß es ſich auf die Dauer ſein Blut verunreinigen läßt! Es muß dem Leſer überlaſſen bleiben, wie ernſt oder wie wenig ernſt er das hier Geſagte nehmen will. Aber es gibt Dinge, die lang überſehen werden, bis ſie plötzlich im Sturm kommen.

Jedoch: zurück zum jüdiſchen Organiſationsweſen. Die oberſte mir erkennbare Inſtanz iſt die jüdiſche Loge. Nicht die Freimaurerlogen, von denen die meiſten jetzt durch ein Jahrhundert jüdiſche Mitglieder aufgenommen haben und dadurch an den Rand des Verderbens geraten ſind, ſo daß ſie jetzt erſichtlich darnach trachten, ſich zu reinigen. Auch nicht die Odd Fellow-Logen, die ja größtenteils jüdiſchen Beſtandes ſind. Nein, reinjüdiſche Geheimlogen, die in Deutſchland zehn Oriente haben und die geiſtige Ausleſe des Judentums zur Führung und Oberleitung aller für die jüdiſchen Willensziele fruchtbar zu machenden Kräfte in ſich ſammeln. Wer weiß etwas davon? Aus Amerika ſind ſie gekommen in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts.

Eine Zweitausleſe ſammelt ſich in der Alliance Israélite Universelle, die über die ganze Erde verſtreut iſt, in Paris ihren Hauptſitz hat, in Deutſchland aber rund 10 000 Mitglieder zählt und da unter Führung des Berliner Geheimen Kommerzienrats Goldberger ſteht. Durch ſehr geſchickte „Doppelmandate" iſt die Verbindung zwiſchen dieſen Verbänden hergeſtellt, und ich begreife ſomit unſchwer, daß der Durchſchnittsjude, obwohl er mittelbar von der oberſten Zentrale geleitet wird, doch von dem Beſtehen zum Beiſpiel der Geheimlogen ſelbſt nicht die mindeſte Ahnung hat.

Nun kommt der „Hilfsverband Deutſcher Juden", anſcheinend nur eine Wohltätigkeitsorganiſation. Anſcheinend, ſage ich. Auch da wieder das Spiel mit den führenden Perſönlichkeiten. Des weiteren der Verband deutſcher Juden, der es zu wenig findet, daß an den deutſchen Univerſitäten nur $2\frac{1}{2}$ Prozent der Ordinarien, 8 Prozent der Extraordinarien und 12 Prozent der Privatdozenten ungetaufte Juden ſind, während die Juden nur 1 Prozent unſeres Volkes ausmachen! Er hat allen Ernſtes darüber kürzlich eine Denkſchrift ausgearbeitet, in der für uns Deutſche, wenn wir überhaupt noch leſen können, geradezu ſchamerregende Verhältniſſe aufgezeigt werden — freilich

Digitized by Google

in anderem Sinne als es der Verband der deutschen Juden meint. Er zeigt zu alledem nur die Verhältniszissern der ungetauften und der selbst übergetretenen Juden an den Hochschulen; es fehlen noch die Abkömmlinge getaufter Juden und die blutsmäßigen Halbjuden. Würden sie miterfaßt, so würden wir gewahren, daß mindestens ein Viertel aller deutschen Hochschullehrer dem jüdischen Blutkreise angehören. Deren innerer Zusammenhang ist aber so fest, daß sie das ganze Hochschulwesen beherrschen. Vielleicht meint der verehrte Leser, das sei in der „Schnüffelei" doch zu weit gegangen. Aber ich werde noch zeigen, wieso das wichtig ist.

Mittlerweile: es folgen nun die Rabbinerverbände, die sich durchaus nicht nur um Religion in dem Sinn kümmern, wie wir den Begriff aufzufassen gewohnt sind. Da haben zwar orthodoxe (talmudische) und freie Rabbiner ihre eigenen Verbände, aber die sind wieder in einer besonderen Organisation zusammengefaßt, und soweit ihr Tun über engste Kultfragen hinausreicht, stehen sie der arischen Welt gegenüber einig da. Ihren jedem Wollenden sichtbaren Ausdruck findet diese Tatsache im Bestehen und der Tätigkeit des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens", der mehr als 10 000 Mitglieder an allen größeren Orten Deutschlands zählt und die Judenschaft in dem, was ihr religiöse Dinge sind, so geschlossen vertritt, als ob es da Auffassungsverschiedenheiten im Judentum überhaupt nicht gäbe. Wohl ein halbes Dutzend mal hat dieser Verein nun schon den Hammer-Herausgeber Theodor Fritsch auf die Anklagebank gebracht, weil dieser — belegt! — die jüdischen Religionslehren aus Talmud und Schulchan-aruch sowie die Verheißungen und Erzählungen der Thora so bezeichnete, wie sie eben dem germanischen Wesen ausschließlich erscheinen können, und mehrfach hat der Verein infolge des römischen Formalrechts, dessen wir uns erfreuen, eine Verurteilung dieses treuen Kämpfers für unser Volkstum erreicht. Aber nicht nur ihm ging es so; die Zahl der vom Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens erhobenen Anklagen gegen deutsche Männer ist Legion. Und so wird durch formalrechtliche Verurteilungen allzu häufig der Eindruck der Feststellung verwischt: daß die Gleichberechtigung der sogenannten jüdischen Religion in Deutschland eine Schmach ist, weil diese Religion geradezu unglaubliche Lehren birgt und außerdem nicht nur Seelenbefriedigung bieten will, wie die christliche, sondern zugleich tägliches Leben, Verfassung, Recht und Gesetz in sich schließt. (Talmud, Dibbre David § 37: „Einem Nichtjuden etwas aus unsern Religionslehren mitteilen, ist soviel als alle Juden töten; tut man das Erstere, so muß notwendig das Letztere darauf folgen. Denn wüßten die Nichtjuden, was wir gegen sie lehren, würden sie uns dann nicht alle totschlagen?") Das ist ein besonderes, allerwichtigstes Kapitel; denn jeder Jude, der heute vor uns steht — mag er noch so „liberal" sein und vom Talmudglauben sich ganz und gar abgewendet haben — ist das Produkt einer 2000 jährigen Erziehung und Vererbung nach diesen ungeheuerlichen Lehren. Das kann weder er selbst aus sich beseitigen, noch kann es seine Nachkommenschaft in Jahrhunderten. Wir können die Juden darum beklagen, aber ändern können wir's nicht, und vor allem darf nicht unser Volkskörper dauernd von dieser Tatsache den Schaden haben.

Bisher war nur von den Organisationen die Rede, die sich auf das

Digitized by Google

Religionsjudentum gründen, und da wäre noch gar mancher Verband zu erwähnen, wenn ich nicht fürchten müßte, zu weit zu geraten. Aber auch die getauften Juden, die Judenabkömmlinge und Halbblüter, ja, selbst die Arier mit jüdischen Frauen oder sonstigen jüdischen Anverwandten werden in die internationale Organisation des Judentums eingegliedert. Ebenso die Leute, die in starker wirtschaftlicher Abhängigkeit von Juden stehen. Sie sind zusammengeführt im „Verein zur Abwehr des Antisemitismus", während die wirklichen Juden für die in ihrem Willen höheren Verbände frei sind. Dieser Verband wird vom freisinnigen Abgeordneten Gothein (getauft) geleitet und wer auch nur sein Ausschußverzeichnis einsehen kann, begreift, wie es in den heute führenden Kreisen unseres Volkes in bezug auf die Blutsfrage ausschaut. Das Judentum erreicht aber nicht nur einen unerhörten Machtzuwachs durch diesen Verband, sondern es erweckt auch die Täuschung, als handle sich da um deutsche Männer, während nahezu alles Mischblut ist oder sonst in besonders engen Verhältnissen zum Judentum steht. Dieser Verband arbeitet nun wieder mit dem „Zentralverein d. d. St. j. Gl." Hand in Hand und besitzt mit ihm gemeinsame Führer, während nach außen hin nur die Nichtjuden ersichtlich werden. Der Abwehrverein muß sozusagen die Schuhputzerarbeit im Dienste des Judentums verrichten. Er hat unlängst einen „Antisemitenspiegel" veröffentlicht, der das mit aller Deutlichkeit zeigt. Da werden die blutsdeutsch gesinnten Männer durch Anführung einzelner aus dem Zusammenhang gerissener Worte aus ihren Schriften verdächtigt als Gegner des Monarchen (tiefer Bückling), als Gegner der christlichen Kirchen und des evangelischen Bundes oder der katholischen Kirchen (kordial-devote Händedrucke); als Verächter der breiten Volksschichten (gönnerhaftes Lächeln), als Gegner der Behörden und des Wahlrechts und der Parteien, und so ziehen sich die widerwärtigsten Denunziationen durch das ganze dicke Buch.

Von diesem Verbande gehen nun wieder die Fühlfäden in die verschiedenen kulturellen und politischen Parteien. Der mit einer Jüdin verheiratete Bassermann ist Führer der Nationalliberalen (die haben außerdem noch Friedberg, Paasche, Stresemann, den Frhrn. von Heyl aus der „Wormser Ecke" usw. als Männer, die für ihre Person oder ihre Familie dem jüdischen Blutkreise angegliedert sind; für die Fortschrittlichen und Sozialdemokraten wird man mir eine Aufzählung der äußerst zahlreichen Namen ersparen; selbst bei den Freikonservativen hat das Judentum derartige Helfer in Frhrn. von Zedlitz, Arendt, dem „Kulturkonservativen" Grabowsky, und bei der deutschkonservativen Partei, in der ihm solche Männer nicht zu Verfügung stehen, hat es in den vergangenen Jahren zuweilen nach dem Bibelwort gehandelt: „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon..." Wie es am Hofe — Entschuldigung! — an den Höfen steht, brauche ich wohl kaum darzulegen; die Juden-Nobilitierungen unter Wilhelm II.; die Berliner Kirchenbauten, die zu einem nicht geringen Teil aus jüdischen Zweckleistungen bestritten sind; die Tatsache, daß Kaiser Wilhelms Generaladjutanten bis auf einen jüdischen Blutes sind; die neue Kaiser-Wilhelm-Stiftung für Forschungsinstitute: das alles spricht hinreichend für sich. Man braucht nichts dazu zu sagen. Daß sich der alte Adel das bieten läßt, das wird ihn in der Geschichte der Zukunft wahrscheinlich noch teuer zu stehen kommen. Denn es gibt

Digitized by Google

keinen andern Adel als den des Bluts; aus Urtagen ist diese Weisheit in der Welt, und sie wird nie dauernd daraus verbannt werden können . . .

Nun überblicke man nochmals in Gedanken diesen Riesenapparat! Die Alliance Israélite allein vereinnahmt im Jahre 11 Millionen Mark! Man kann ohne weiteres rechnen, daß insgesamt alljährlich — nur in Deutschland — gegen 30 Millionen Mark für Zwecke des Judentums fließen; vielleicht lacht mich ein guter jüdischer Kenner der Verhältnisse noch aus mit dieser Zahl! Und nun die internationale Verfilzung, deren Umfang und Dichte ich hier nicht einmal andeuten möchte! Und bei uns die Antikirchenbewegung, die Mutterschutzbewegung, der Neumalthusianismus, die Frauenstimmrechtsbewegung — alles ist ja jüdisch geleitet! Und dann die Presse! Die Firma Rudolf Mosse hat das „Berliner Tageblatt, das heute 1/4 Million Bezieher zählt, im Jahre 1870 nach dem noch vorhandenen an die gesamte Judenschaft Deutschlands gerichteten Aufruf ausschließlich „zur Vertretung der besonderen jüdischen Interessen" gegründet, und das Blatt ist diesem Programm treu geblieben bis heute, aber die deutschen Leser ahnen nichts davon! Und sonst kontrolliert die Firma Rudolf Mosse Tausende deutscher Zeitungen, für welche sie das Inseratengeschäft ganz oder teilweise in Händen hat! In die anderen teilen sich die anderen jüdischen Anzeigengeschäfte. Die „Frankfurter Zeitung" Sonnemanns ist jüdisch im gleichen Sinne, ebenso die „Vossische Zeitung", die einem Frankfurter Bankhaus gehört, die „Freisinnige Zeitung", die „Berliner Morgenpost" und die „B. Z. am Mittag", die „Breslauer Zeitung" und „Breslauer Morgenzeitung" und ungezählte angeblich deutsche Zeitungen und Zeitschriften.

Würde unser Volk wissen, wie viele christliche Geistliche jüdischen Blutes sind und an welchen einflußreichen Posten solche Herren sitzen — es würde staunen. Unsere Armee ist in dem tagsüblichen Sinne wohl judenrein; aber wir haben Generäle jüdischen Blutes! In irgendeiner Weise, sei es auch unter Täuschung solcher Leute selbst, weiß man sie immer an untergeordneter Stelle für die Bestrebungen des Judentums einzufangen. Ein bedeutender Führer der Alliance Israélite in Wien hat ausdrücklich erklärt, daß auch der getaufte Jude, auch der Mischblüter noch zur Judenschaft gehören, und das Leitwort der Alliance heißt: Ganz Israel bürgt füreinander!

Wen wundert da noch die Tatsache, daß Juda in allen Ländern der Erde Herr ist, auch in unserem lieben Deutschland, und daß es so nahe ist an der Erfüllung seiner alten biblischen Verheißung, wonach es „alle Völker fressen" werde?

Wer die Streitfrage über unsern Parnaß aus diesen Gründen heraus hat ansehen lernen, der weiß, daß sie nicht als Literaturfrage allein zur Entscheidung gebracht werden kann, und daß sie auch nie und nimmer durch guten Willen einer beteiligten Seite entschieden wird. Der Kunstwart darf dieser Auffassung getrost Raum geben; wenn seine Leitung nicht handeln will wie die eingangs erwähnten Verleger und Redakteure, so ist er jetzt der höchsten jüdischen Ungnade sicher. Hoffentlich weiß er sie zu tragen. Dem Judentum ist nämlich gegenwärtig nichts peinlicher als die Erörterung seiner Vormachtstellung auf allen Gebieten, weil es gewahr wird, daß man nicht mehr schimpft, wie es ehedem die Antisemiten taten, sondern daß man hinter seine Vorhänge schaut.

Digitized by Google

Ephraim Unraſt iſt der Held eines Romans „Der Weg nach Zion“ von dem angeſehenen jüdiſchen Schriftſteller Kurt Münzer. Der Roman iſt im vorigen Jahre wegen Unzüchtigkeit beſchlagnahmt worden. Mir aber ſei hier eine Anführung daraus erlaubt, denn vielleicht glaubt der Leſer dem Juden ſelbſt, was er mir nicht glauben würde. Da heißt es:

„Nicht nur wir Juden ſind ſo entartet und am Ende einer ausgeſogenen, aufgebrauchten Kultur. Alle Raſſen von Europa — vielleicht haben wir ſie infiziert, haben wir ihr Blut verdorben. Überhaupt iſt ja alles heute verjudet. Unſere Sinne ſind in allen lebendig, unſer Geiſt regiert die Welt. Wir ſind die Herren, denn was heute Macht hat, iſt unſeres Geiſtes Kind. Mag man uns haſſen, uns fortjagen, mögen unſere Feinde nur über unſere Körperſchwäche triumphieren. Wir ſind nicht mehr auszutreiben. Wir haben uns eingefreſſen in die Völker, die Raſſen durchſetzt, verſchändet, die Kraft gebrochen, alles mürbe, faul und morſch gemacht mit unſerer abgeſtandenen Kultur. . . .

. . . . Innen, tief innen glühte das Herz, fraß ein unſterbliches Feuer, von Haß und Rache genährt. Sie leckten den Speichel auf der Unterdrücker, ſie leckten ihre Füße, ſie leckten ihren After, krochen höher unaufhaltſam, wuchſen und wuchſen. Die Knie ſtrafften ſich, der Kopf hob ſich, hob ſich über den Unterdrücker, der umſchmeichelt erlegen war. Der Jude ſtand da, die ſchwere Not jahrhundertelanger Friedloſigkeit in den entzündeten Augen, den Rücken gebeugt von den Erinnerungen erlittener Schläge. . . . Aber hinter allem glühte der Triumph des erſchlichenen Sieges. Die Welt war verjudet, in Judengeiſt und Judenlaſter zerſetzt. Das war die Rache!“

Goldſtein hat recht: es ſind die Beſten der ario-germaniſchen Raſſe, die heute gegen die germaniſche Volks- und Kulturverwüſtung aufſtehen. Aber es ſind noch nicht genug. Die meiſten auch von den Erkennenden wagen nicht Farbe zu bekennen und haben keine Hoffnung mehr. Der Glaube an die deutſche Zukunft und die daraus entſpringende Aufopferungsfähigkeit muß in ihnen erſt wieder wachſen. Dann aber . . . . .

Siehſt du im Schoß
Der Welt die tauſend Fragen?
Die Zeit wird groß,
Wenn ſie die Deutſchen tragen.

Es wächſt der Geiſt
In allen deutſchen Gauen,
Der aufwärts weiſt
Zu Kraft und Gottvertrauen.

Durch Nacht zum Licht!
Kein Zaudern und kein Zagen!
Wir zweifeln nicht:
Bald fängt es an zu tagen.

Der dumpfe Schlag
Der Mitternacht verhallte.
Auf ſteigt der Tag!
Allvatergeiſt, du walte!

Ph. Stauff

Digitized by Google

Dr. Goldstein, dem wir Stauffs Behauptungen über jüdische Organisationen wie die übrigen Sprechsaalbeiträge unterbreitet hatten, hat darauf mit dem in diesem Heft abgedruckten „Schlußwort" geantwortet. Seine Replik unterbreiteten wir dann dem Antisemiten Stauff, der seinerseits antwortet, was wir, wie all das Für und Wider dieser Polemik, dem Leser einfach als *Material zur Bildung eines eigenen Urteils* vorlegen:

Es ist Tatsache, daß 256 jüdische Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland bestehen, und daß davon 231 zum „Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur" in Berlin zusammengeschlossen sind. Selbstverständlich hindert uns Deutsche gar nichts, zu glauben, daß diese Vereine keinen Einfluß auf die Geschichtsauffassung unserer Tage und den Literaturmarkt unsrer Tage nähmen. Es ist aber — selbst wenn man sich auf einen derartigen Standpunkt stellen wollte — doch ganz selbstverständlich, daß sich dort die jüdischen Preß- und Literaturzusammenhänge einstellen mit der bekannten Gipfelung in der schon von Scherr erwähnten Unsterblichkeitsversicherung auf Gegenseitigkeit. Das Interesse an nationaljüdisch auftretender, hebräischer Literatur wäre auch viel zu gering, jene Vereine zu halten. Daß nicht in den *Satzungen* steht, man wolle den Literaturmarkt zugunsten des Judentums kontrollieren oder jüdische Literatur als deutsche ausgeben — das nehme ich freilich *auch* an. Es wundert mich nicht einmal, wenn „Christen" dort Vorträge halten. Nur Deutsche werden's kaum sein.

Daß ich aus Geheimlogen Zahlen über die Geldverwendung nicht mitteilen kann, versteht sich am Rande. Aber die Deutschen sollen erst einmal wissen, *daß* diese internationalen jüdischen Logenzusammenhänge vorhanden sind! Daß die Logen in jüdischem Sinne nur Wohltätigkeitszwecke verfolgen, ist mir so sicher wie jenes andre, daß der Jesuitenorden nur religiöse Ziele hat. Auch die „Alliance Israélite" ist in jüdischen Augen nur ein Wohltätigkeitsinstitut. Sie war gelegentlich des Ritualmordprozesses von Xanten so wohltätig (oder war das der Hilfsverein?), die etwa 120 000 Mark betragenden Prozeßkosten zu decken. Sie verschaffte im Ritualmordprozeß von Tißa Eßlar den Angeklagten Rechtsbeistände und setzte die Freisprechung in der 4. Verhandlung der Sache durch, nachdem 3 Gerichte die Angeklagten als völlig überführt und des Todes schuldig erkannt hatten. Ministerpräsident Andrassy aber erwiderte auf eine Interpellation im Wiener Reichsrate: „Wir waren von der Schuld der Angeklagten überzeugt; ebenso überzeugt waren wir aber auch, daß, wenn die des Mordes an der Salomossi Angeklagten verurteilt werden, noch an demselben Tage in Österreich sämtliche Juden totgeschlagen worden wären und die österreichischen Finanzen vor dem Ruin gestanden hätten." Selbstverständlich kann man die Betätigung der Alliance als reine Wohltätigkeit betrachten, auch wenn der jüdische Einfluß auf die Tagesgrößen unseres Geisteslebens mobil gemacht wird, daß diese ihre Namen zu einem öffentlichen Einspruch gegen den „Ritualmordwahn" hergeben und so mithelfen, ein schwebendes russisches Gerichtsverfahren nach dem Willen des Judentums zu beeinflussen.* Auch das mag Wohltätigkeit sein, wenn in den „Archives israélites" 1864 gesagt ist:

* Hat Goldstein in der demokratischen „Welt am Montag" vom 15. Juli

Digitized by Google

„Die Juden sind eine Nationalität. Wir sind Juden, weil wir als Juden geboren sind. Das Siegel des Juden wird uns durch unsere Geburt aufgeprägt und dieses Siegel können wir niemals verlieren, wie es ablegen; selbst der Jude, der seine Religion verleugnet, der sich taufen läßt, hört nicht auf Jude zu sein, und alle Pflichten eines Juden obliegen ihm fort und fort."

Es ließe sich noch manches zur Veranschaulichung beitragen, welcher Art Wohltätigkeitsauffassung der jüdischen Organisationen ist. Die angebliche Übertreibung der Etatshöhe möge nachgewiesen werden. Ich habe die Zahl nicht aus den Fingern gesogen. Über den „fortgesetzten Verfassungsbruch", gegen den sich der Staatsbürger-Zentralverein zu wenden habe, möchte ich mich nicht auslassen. Wir tragen schwer genug an dem Erbe des unseligen Hardenberg, der in jüdischer Schuldknechtschaft war und deshalb die Judenemanzipation durchsetzen mußte — gegen den Widerspruch Arndts, Fichtes und des Freiherrn von Stein. Tatsächlich haben wir ja selbst jüdische Offiziere genug, wenn auch getaufte; an den Hoch- und Mittelschulen sind die Juden längst ungeheuer bevorzugt, in den Richterstand sind sie eingedrungen, und getauft funktionieren sie in sehr erheblicher Zahl als christliche Geistliche bis zum Konsistorialrat hinauf. Denn was den jüdischen Organisationen eine Selbstverständlichkeit ist: daß das Blut den Menschen baut, das dürfen ja wir Deutschen nicht sehen. „Gerechtigkeit", „Humanität" und „Aufklärung" sind Phrasen, wenn sie von einem Juden und einem Deutschen gleichzeitig in den Mund genommen werden. Das ist ja der beliebte Schlagwortetanz! Ein menschliches Produkt jahrhundertelanger talmudischer Erziehung muß naturnotwendig einen ganz anderen Begriff von Gerechtigkeit, Humanität und Aufklärung haben, als es mit der Sorge für deutsche Volkserhaltung irgend verträglich ist.

Die zionistische Organisation ist mir nicht im Wege, aber sie kommt hier nicht in Frage. Würde sie mächtig genug, und erwiesen sich ihre Ziele als ernst, so wäre ich mit einem sehr bedeutenden Gelehrten des verflossenen Jahrhunderts der Meinung, wir sollten den Juden Palästina erobern. Vorausgesetzt, daß sie alle bereit wären, dahin zu gehen . . .

Ph. Stauff

Schlußwort

Ein kurzes Schlußwort, zu dem mir die Freundlichkeit des Kunstwarts Gelegenheit gibt, muß ich zu einer Entgegnung benutzen, die mit unserer prinzipiellen Diskussion eigentlich nichts zu tun hat. Es gilt einige sogenannte tatsächliche Berichtigungen.

Die Deutsche Tageszeitung schrieb: „Weiß er nicht, daß wir rund 150

---

den Aufsatz Dr. Felix Theilhabers über die „Alliance Israélite" gelesen? Hier werden von jüdischer Seite die Juden darauf aufmerksam gemacht, daß man die orientalischen Juden aus den Machenschaften der französischen Jingoisten retten müsse. Denn: die Alliance Israélite ist, wie das auch Philippsohn in seinem Werk über die Geschichte der Juden in der Neuzeit ausführt, deutschfeindlich. Theilhaber sagt: „Die Alliance hat nur das eine Ziel, als französisch nationaler Faktor zu wirken." So schreiben also andre Juden über das reine Wohltätigkeitsinstitut Goldsteins.

Digitized by Google

rein jüdische Literaturvereine in Deutschland haben (also solche, die überhaupt keinen Nichtjuden aufnehmen), und daß so mit aller Gewalt auf unkontrollierten und für uns unkontrollierbaren Wegen jüdische Dichtung und Kunst unserem Volke als deutsche aufgezwungen wird?" Diese Behauptung, die an ihrer Stelle wenig geschadet hätte, ist in das Aprilheft des Kunstwarts und von dort in den Türmer (Heft 8) übergegangen und damit vielen Tausenden vor Augen gekommen; in vorliegender Nummer macht Ph. Stauff aus den 150 Vereinen ihrer 250. Ich fordere dagegen auf, nicht etwa diese 250 Vereine, auch nicht 150 herzuzählen, sondern einen einzigen zu nennen. Wo gibt es in Deutschland einen Literaturverein, der nur Juden aufnimmt, mit dem offenen oder geheimen Zweck, jüdische Dichtung und Kunst als deutsch auszugeben? Wo gibt es überhaupt einen jüdischen Verein für deutsche Literatur oder Kunst? Die Behauptung der Deutschen Tageszeitung und des Ph. Stauff ist glatt unwahr. Was es gibt und worauf man sich allenfalls berufen kann, sind Vereine für jüdische Geschichte und Literatur, d. h. harmlose, sogar etwas langweilige Vereine mit dem einzigen Zweck, Juden mit ihrer eigenen jüdischen Geschichte und ihrer eigenen jüdischen Literatur wieder bekannt zu machen, Dinge, die dank der „liberalen" Erziehung der letzten 100 Jahre unter uns einigermaßen in Vergessenheit geraten sind; auch keineswegs „unkontrollierbar"; denn ebensogut wie Christen dort Vorträge halten (siehe die „Jahrbücher für jüdische Geschichte und Literatur"), können Christen zuhören oder Mitglieder werden, wenn sie Lust dazu haben.

Ph. Stauff weiß noch andere Dinge über jüdische Organisationen zu erzählen. Er fragt, wer etwas von jüdischen Geheimlogen wisse. Ich frage ihn, was er von jüdischen Geheimlogen weiß, und ob er etwas anderes weiß, als daß es Logen gibt, deren Zweck gegenseitige Unterstützung der Brüder und ihrer Angehörigen in Not und Unglück ist; Vereinigungen, die das Wohltun, freilich geheim, jedenfalls mit einer Zartheit üben, wie es sehr wahrscheinlich außerhalb des Judentums nicht gekannt wird. Von der Alliance Israélite Universelle meldet Ph. Stauff, daß sie 11 Millionen Mark jährlich einnehme, sagt aber nicht, wozu sie das Geld gebraucht. Er läßt das erraten. Und nach dem Zusammenhang muß der Leser raten: Zur Knebelung des nichtjüdischen Europas. In Wirklichkeit verwendet die Alliance, ihren Satzungen gemäß, die Einnahmen dazu, um denjenigen Juden, die von ihren christlichen Mitbürgern um wirtschaftliche und moralische Existenz gebracht worden sind, ein Unterkommen und ein menschenwürdiges Los zu schaffen. Ich weiß im Augenblick nicht, wie groß der jährliche Etat der Alliance ist — 11 Millionen ist eine maßlose Übertreibung —; aber das weiß ich, daß die gesamten Einnahmen lange nicht hinreichen, um das unsägliche Elend der Juden des Ostens auch nur einigermaßen zu lindern. Vom „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" berichtet Ph. Stauff, daß er mehr als 10 000 Mitglieder umfasse; aber nicht, daß diese 10 000 Juden sich zusammengeschlossen haben, um auf legalem Wege dem fortgesetzten Verfassungsbruch ein Ende zu machen, der darin besteht, daß uns die staatsrechtlich gewährleistete Gleichberechtigung faktisch vorenthalten wird. Daß der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" ein Werkzeug in den Händen der jüdischen Organisation sei, um auch Tauf-

Digitized by Google

juden und Judenabkömmlinge für ihre Zwecke zu fangen, gegen diese Verdächtigung mag sich der Verein selbst wehren!

Wir erklären: Es gibt keine anderen jüdischen Vereinigungen als solche, die in voller Öffentlichkeit, auf dem Boden des Rechts und der Landesgesetze ihre Ziele verfolgen, und es gibt keine anderen Ziele jüdischer Vereine, als die der Gerechtigkeit, der Humanität und der Aufklärung. Es gibt überhaupt nur eine einzige jüdische Organisation, die Partei zu bilden sucht, die jüdische Politik treibt und das jüdische Volk als Volk vorwärts stoßen will. Das ist die zionistische Organisation. Von ihr, die freilich nicht in seinen Kram paßt, schweigt Ph. Stauff.

Aber wozu rede ich denn? Ph. Stauff hat sich im voraus gegen alle meine Einwendungen gedeckt: Ich habe „offenbar keine Fühlfäden in die jüdischen Geheimorganisationen hinein"; ich bin ein reiner Tor; ich weiß von nichts.

Von dieser Stauffschen Behauptung, daß die internationale Judenheit in einem geheimen Einverständnis stehe und die Welt schlau nach jüdischen Zwecken lenke, geht eine gerade Linie zu den uralten Anklagen, daß wir Christenkinder schlachten, Hostien schänden, die Brunnen vergiften, mit den Türken konspirieren. Was findet nicht Glauben, wenn es die Juden verdächtigt? Wer nimmt sich die Zeit, das Judentum zu studieren und sich selbst ein Urteil zu bilden? Und wie sollen wir die Verdächtigungen widerlegen? Ich habe keinen Zweifel darüber gelassen, daß wir fortan den ehrlichen Kampf diesem faulen Frieden vorziehen. Aber gegen Vorurteil und Mittelalter gibt es keine Waffen.

Den jüdischen Gegnern des Nationaljudentums aber erwidere ich mit einem Lächeln: Unter den Kämpen, die gegen den Gedanken eines jüdischen Volkes aufgetreten sind — warum befindet sich unter ihnen kein deutscher Christ? Ist das Zufall? Peinlicher Zufall! Denn nur dessen Einwand könnte doch etwas beweisen. Daß Jakob Loewenberg, allen Deutschen und einigen Juden zum Trotz, die jüdische Nation leugnet, was soll damit bewiesen werden?

Und um auf unser Thema vom deutsch-jüdischen Parnaß zurückzukommen: Wer zweifelt denn, daß ein Jude deutscher Schriftsteller vom Range Emil Kuhs werden kann? Wenn euch das genügt! Wer zweifelt denn, daß ein Jude es dahin bringen kann, daß man ihn nicht als Juden erkennt, zumal aus seinen Schriften? Wenn ihr unoriginell genug seid! Und wenn ihr den Ehrgeiz habt, nicht erkannt zu werden! Wir haben den entgegengesetzten Ehrgeiz.

Nationaljudentum ist ein Erlebnis. Es läßt sich freilich nicht beweisen; es läßt sich auch nicht widerlegen. Genug, das Dokument ist da; hundert Dokumente sind da. Das andere wollen wir abwarten und inzwischen unsern Weg weitergehen. Moritz Goldstein

Lose Blätter

Neue Gedichte von Börries von Münchhausen

[Die folgenden Gedichte sind dem neuesten Bande des Freiherrn von Münchhausen entnommen, „Das Herz im Harnisch", der vor nicht langer Zeit bei Egon Fleischel & Co. zu Berlin erschienen ist. Wir meinen,

Digitized by Google

es wird unsre Leser freuen, den Dichter einmal von einer andern Seite kennen zu lernen, denn wenn auch der „Harnisch“ im Titel sehr auf den ihnen bekannten Balladen-Münchhausen deutet, so tritt der „Harnisch“ in diesen „neuen Balladen und Liedern“ doch sozusagen herzwärts ins Innerliche zurück.]

Burg und Stadt

In zweier Tore Bogen kreischte gell
Der Schlittenkufen Schrillen über Steine,
Dann flog er schattenschnell
Die weiße Bahn im blauen Mondenscheine,
Und hinter mir stieg grau und ungeheuer
Die Felsenburg ins schwarze Firmament,
Ein Traum der Winternacht, ein Abenteuer,
Wie nur die Phantasie Dorés es kennt,
Am Schloßberg wehten nebelnde Gespenster,
Und ängstlich hoch ein einziges helles Fenster.

Die Pferde rauchten, und die Schellen klangen,
Auf frostverstählter Bahn die Kufen sangen
Durch staubigfeinen, sirrenden Schnee,
Von Gnandstein klang ein fernes Hundsgeklaffe,
Und steil stand grade über der Chaussee
Orions schräge, gleißende Agraffe.

Die Pferde traten kurz, der Schlitten stauchte,
Und wie der Blick ins Tal hinuntertauchte,
Da lag ein Städtchen, fröhlich und weltverloren,
Da flimmerten hundert Lichter über Kohren,
Da pfiff ein Zug, und von der Rodelbahn
Herschob es sich in weißgestrickten Jacken,
Und meines Schlittens Lichter sahn
In blanke Augen und auf rote Backen.

Und dann vorbei auch das. Dunkel umfing
Laternenschein und Schellen-Klingeling,
Und durch die weiße Nacht im Schattenflug
Der Schlitten mich zu Haus und Heimat trug.

Frühlingsnächte

Wenn die Linden blühen,
Wird die Sehnsucht krank,
Und sie möchte ziehen
Weit das Land entlang,

Und sie schlägt die Schwingen
An dem Käfig wund,
Und sie möchte singen
Und hat stummen Mund. —

Digitized by Google

Mag mich früh kaum regen, —
Eh der Tag anfing,
Bin ich müd von Wegen,
Die im Traum ich ging.

Freund Sommer

Hab mich dem Frühling Freund gewußt,
Als ich den Bruder in ihm sah,
Die Nachtigall in seiner Brust
In meiner Brust auch schlug sie da.

Er ward mir fremd, der wilde Gast,
Ich grüße ihn — doch lächle auch,
Wenn stürmisch seine Lieb umfaßt
— Und stürmisch zaust den kahlen Strauch.

Nun wird schon gelber Ahr und Stroh,
Nun kam des Sommers reife Ruh,
Und ich auch reife still und froh
Dem neuen stillen Freunde zu.

Kinderuhr

Heut fragte mich mein Kind,
Warum man wohl so dächte,
Daß gar so lang die Tage sind
Und kurz die Nächte:

„Ein Tag geht kaum vorbei! —
Doch wenn ich erst im Bette lag,
War wie durch Zauberei
Gleich immer wieder Tag!“ —

„Mein Junge, freu dich nur!
Daß du das so gefunden,
Das macht die Kinderuhr,
Die schlägt nur helle Sonnenstunden.

Rosenblätter wehn im Juliwind . . .
Denke mal, ich dächte,
Daß gar so kurz die Tage sind
Und, ach, so lang die dunkeln Nächte!“

[Deutsches Abendbildchen

Mit kühlen Winden, drin die dürftgen Bäume
Der hohen Straße leis erschauernd frieren,
Sinkt aus der Pracht der roten Wolkensäume
Der Abend zu den Bauernjagdrevieren,
Da gehen Kirmse und der Fleischer Block
Zum abendlichen Anstand auf den Bock.

Digitized by Google

In Wiesennebeln, die das Tal durchziehen
Und die Remise ganz zur Insel machen,
Watet das Freundespaar bis zu den Knien,
Und wo die Erlen blau sie überdachen,
Trennen sie sich. Die kühle Abendluft
Trägt her vom Dorfe Pellkartoffelduft.

Der Tote

Mir starb ein Freund und überschritt die Brücken,
Auf denen alle Spuren hinwärts gehen,
Und keiner stehen bleibt sich umzusehen
Und uns noch einmal freundlich zuzunicken.

Und er ging nicht allein, — wie alle Toten!
Mir starb sein Haus, die Stadt, darin er wohnte,
Ein Wort, das gern im Scherz er falsch betonte, —
Das sind nun alles stummgewordne Boten.

Ich mag an manchen Tisch mich nicht mehr setzen,
Weil seine Augen drüberher mir fehlen,
Und oftmals stock ich, mitten im Erzählen,
Vor einem seiner Worte mit Entsetzen,

Und denke schaudernd: Wie soll das nur enden,
Wenn ich erst ganz vereinsamt bin auf Erden
Und alle Dinge feierlich mir werden,
Weil alle angerührt von Totenhänden!

Rundschau

Kultur

Zu den Bestialitäten von Putumayo

Durch die Zeitungen geht die Nachricht, in England erscheine auf Grund von Konsularberichten ein Blaubuch, worin die Schicksale der indianischen Bevölkerung geschildert sind. Die Gummiwaldungen sollten ausgebeutet werden, und auf diesem Weg hat man die einheimische Bevölkerung ausgerottet. Aber wie? Durch bestialische Verbrechen. Nicht auf dem Weg einer geschäftlichen Konkurrenz; nein, man knallte die Leute nieder; nein, man spießte Kinder auf und verbrannte die Weiber; nein, man folterte sie vorher mit unmenschlichen Qualen. Fassungslos steht man vor solchen Berichten. Sie müssen wahr sein. Kein Volk hat ein Interesse daran, sich selbst zu beschmutzen. Was ist das für eine entsetzliche Wahrheit! Sie wird zum schaurigen Gespenst in ihrer baren Sinnlosigkeit. Mußte oder sagen wir wollte man mit diesen Menschen fertig werden, so konnte man das doch wahrhaftig auf andere Weise. Es sind doch Menschen. Oder nicht? Noch nie ist mir die Entscheidung so leicht gewesen, wie in diesem Fall: wo standen die Menschen? Auf Seite der roten Indianer oder auf Seite der weißen Gummihändler? Da gibt es auch keinen einzigen Augen-

Digitized by Google

blick des Achselzuckens. Nein, keinen halben Augenblick! Und wären jene noch so roh und verschlagen gewesen — der Kulturmensch hat hier Blut getrunken wie ein Tier.

Wie ist so etwas möglich! Das sind also Leute, die den andern Völkern Kultur bringen wollen. Sie sind noch stolz auf ihre gute europäische Kinderstube. Sie bilden sich etwas ein auf das, was sie gelernt haben. Sobald sie aber da draußen sind, werden sie zu Bestien. Es ist so erschütternd, daß man seine Gedanken mühsam in Ordnung bringen muß, wenn man das überhaupt kann. Da höre ich einen sagen: „Bei uns käme so etwas nicht vor.“ Recht so, mein Freund! Wir waschen natürlich die Hände in Unschuld, und freuen uns, daß beim Nachbar eine Scheibe klirrte. Du weißt wohl — aber ich will nicht daran erinnern; ich dachte nur das eine, daß sich der Bruder in einer Familie nicht schadenfroh an eines Bruders Sünde ergötzen soll. Da kommt der andere und spricht etwas vom Tropenkoller und von der Ohnmacht der kultivierten Nerven im andern Klima. Gut, dann soll Europa seine verwöhnten Muttersöhnchen nicht ins Ausland senden, wo sie als Verkörperungen unserer Kultur uns Schande machen. Schließlich meinen wir, daß das Klima eines Menschen Gewissen sicher verwirren, aber nicht dauernde Gewohnheiten erzeugen kann, wie sie hier in diesen Berichten von „Kulturträgern“ erzählt sind, wenn der Mensch überhaupt einmal etwas von Gewissen in sich getragen hat. Sollen wir endlich gar noch auf solche hören, welche meinen, wir seien sentimentale Leute und verständen nichts von den Eroberungen der Welt, wie sie nun einmal nicht ohne Blut abgehen? Diesen heimlichen und öffentlichen Verdrehern des Rechts möge gesagt sein: wir kennen viele solche Eroberungen voll unnützen Bluts und ekelhaften Verbrechertums; aber wir haben aus derselben Geschichte auch gelernt, daß sie nie ungerächt geblieben sind. Die Geschichte hat ihre Gerechtigkeit, mögen wir's Wort haben oder nicht. Darum möchten wir unser Volk, das bereits der Arbeiten und Kämpfe genug zu tragen hat, vor solchem Schuldkonto bewahren. Wir tragen an jeder europäischen Schuld in den Augen aller anderen Völker mit. Sie haben recht, uns gemeinsam verantwortlich zu machen. Noch nie ist Blut ungerecht vergossen worden, dessen Schrei nicht einmal erhört wurde. Und es schaudert uns, wenn wir den Boden unserer Kultur mit solchem Blut gedüngt sehen.

Aber das schlimmste ist: Man liest diese Dinge nach dem Mittagessen, legt die Zeitung weg und geht ins Geschäft. Hat man ganz die Fähigkeit verloren, sich sittlich zu empören und ohne Deklamation und Phrase in solcher Empörung einmal zu handeln? Solche Gesellschaften müßten da getroffen werden, wo man ihnen allein weh tun kann: an dem, was sie haben. Nicht ein paar Sündenböcke herausholen. Man belege von Staats wegen ihr ganzes Eigentum und alle ihre Rechte mit Pfändung und lasse sie arm in die Welt ziehen. Man muß sie um ihren eigenen Betrug betrügen. Aber auch das genügt nicht. Wir alle müssen uns demütigen in — „unserer Kultur“. Das ist kein kirchlicher Bußtag, der vorgeschrieben ist. Als Weltbürger laßt uns einmal Buße tun. Traub

Zur Psychologie des Schlagwortes

Es hat vielleicht kaum eine Zeit gegeben, in der so viele Schlag-

Digitized by Google

wörter erstanden sind wie in unsern Tagen. Das gilt fast von allen Gebieten geistigen Lebens, am meisten vielleicht von der Politik, nicht zum wenigsten aber auch von der Pädagogik. Das Jahrhundert des Kindes läßt sich eigenartig an. Immer neue Forderungen tauchen auf, immer öfter wird das Alte, oft auch das Bewährte angegriffen und zu vernichten gesucht. Aber auch die neuen Ziele bringen nicht auf einmal sieghaft durch. Es wird mit Eifer, nicht selten mit Leidenschaftlichkeit über sie diskutiert, Freunde und Feinde erstehen und kämpfen mit scharfen Waffen für und gegen die neuen Ideale. Der muntere Streit gefällt, er schafft Bewegung und führt durch Irrungen und Wirrungen doch ein Stück weiter zur Wahrheit und Klarheit. Dem lebendigen Feuergeiste schafft schon dieses beständige Ringen Vergnügen, und mit Hutten ruft er freudig aus: Es ist eine Lust zu leben!

Eine solche Zeit ist der Herrschaft des Schlagworts äußerst günstig. In problemlosen Zeiten leben keine Schlagworte auf. Der Kampf dagegen bedarf einer Devise, eines Führerwortes, in dem sich ein ganzes Prinzip kurz und bündig ausspricht. Umgekehrt kann man wieder behaupten, daß das Schlagwort neue Probleme lebendig erhält. Es rüttelt die Gemüter heftig auf, und je prägnanter es geformt ist, desto mehr elektrisiert es die Geister, desto mehr reißt es mit fort. Es äußert eine suggestive Kraft, eben weil es sich mehr an das Gefühl wendet, und spornt zum Kampfe an. In dieser psychologischen Wirkung auf die Massen liegt vielleicht mit sein hauptsächlichster Vorzug. Wie ein Feuerstein schlägt es Funken, erregt das leicht bewegliche Gemüt des einzelnen und weckt die Teilnahme in weiten Kreisen für eine neue Frage.

Gerade die Pädagogik ist ein Beweis für diese zündende, werbende Kraft des Schlagwortes. „Die Kunst im Leben des Kindes“, „der Unterricht im Freien“, „staatsbürgerliche Erziehung“, „Arbeitsunterricht“, „sexuelle Aufklärung“ — das sind nur einige von den Worten, die viele Herzen entflammt und weite Kreise mächtig aufgerüttelt haben. Und es ist ja tatsächlich schon ein Gewinn, wenn das Interesse für neue Probleme wachgerufen und erhalten wird; für das vernünftige Sichgestalten braucht weniger Sorge getragen zu werden; wo die starke Gärung erst einmal eingesetzt hat, wird das Unreine, das Krankhafte zur Zeit der Reife schon abgestoßen werden. Auf dem Felde der Erziehung haben manche Schlagworte schon recht Gutes gewirkt, man denke allein an das von der „künstlerischen Erziehung“. An Verwirrung, an extremen Zielen und Überspanntheiten hat es gewiß nicht gefehlt; aber wer wollte leugnen, daß der Gedanke, der durch das Schlagwort immer wieder lebendig gehalten wurde, schon sehr viel Gutes und Bleibendes schuf? Auch das Schlagwort von der „Körperkultur“ zeigt, wie ein Wort, das uns in unzähligen Zeitschriften in die Augen fällt und das uns immer wieder in den Ohren klingt, zur Selbstbesinnung bringen und gute Forderungen endlich durchsetzen kann. Ohne Schlagworte ginge manche Forderung unter, wie eine gute Ware keine Verbreitung finden kann, wenn ihr die geschickte Propaganda fehlt.

Aber deshalb darf nicht vergessen werden, daß das Schlagwort auch unerwünschte Wirkungen zeitigt. Wenn es den Blick für das schärft, worauf es weist, so macht es das Auge doch trüber für das, was abseits seiner Richtung, und blind für das, was auf der entgegengesetzten

Digitized by Google

Seite liegt. Weil es in der Hauptsache nur das Gefühl erregt, läßt es den sondierenden Verstand nicht genügend zu Worte kommen und verleitet mehr zum wahllosen Zugreifen als zum besonnenen Abwägen. Oft besticht es nur durch den Reiz des Neuen und verführt durch seine Suggestion aufs Gefühl zum gedankenlosen Nachbeten, zur seichten Oberflächlichkeit. Das Gemüt rüttelt, die Leidenschaften stachelt es auf, aber den denkenden Geist schläfert es ein. Es betört soundso viele, denen es zum Deckmantel für allerlei unklare Empfindungen oder egoistische Begehrungen wird, und während es etwas durchaus Eindeutiges hervorheben will, wird es zum Ausdruck für ein Etwas, hinter dem ein Vielerlei stecken kann, wie es von subjektiven Gefühlen und Wünschen gerade hineingetragen wird. Dann zeigt sich auch die Ironie, daß das Wort, das geprägt wurde, um Klarheit zu schaffen, in den Köpfen der Menge gerade Verwirrung erzeugt. Weil sich das Schlagwort in erster Reihe an das Gefühl wendet und in diesem die Wurzeln des Wollens und Handelns liegen, treibt es schnell zur Tat, oft zur unüberlegten Tat. Liegt in dieser seiner treibenden Kraft sein Wert, so liegt hier auch seine Gefahr. Das Schlagwort treibt zu mancher Verirrung und zu mancher Verführung, die von den Gegnern dann benutzt wird, um das Gute und Berechtigte seines Sinns in Mißkredit zu bringen.

Jedes Schlagwort hat seine Zeit; es kommt und geht wieder, unberechenbar beeinflußt von vielerlei Zeitumständen. Fast nie bleibt es unwidersprochen, fast immer wogt der Kampf zwischen These und Antithese, fast immer begeistert es einzelne Draufgänger und Himmelsstürmer, die sich mit ihren Phantasien im Wolkenkuckucksheim verlieren und unter den besonnenen Konservativen den schärfsten Widerspruch herausfordern. Solange das geschieht, zeigt es sich lebenerregend. Aber Schlagworte sterben nicht nur ab, wenn sie ihren Zweck erfüllt haben. Sie tun das auch, wenn ihnen keine schöpferische Kraft innewohnt; dann „klingen“ sie „banal“, falls man sie doch noch braucht, und verlieren nach und nach ihre Wirkung auch auf bescheidene Geister.

Sehr häufig wollen Schlagworte neuen Forderungen Geltung verschaffen, die noch mit Mißtrauen aufgenommen werden. Wenn nun auch weise Besonnenheit und gerechte Würdigung des bewährten Alten stets am Platze sind, so ist es doch auch wieder eine falsche konservative Art, in jedem Neuen nur Unheil zu wittern. Oft wird es gut sein, das Gären nicht zu verhindern, sondern ihm seine Zeit zu lassen. Wie die welken Blätter im Herbste ohne viel Geräusch von selber zur Erde fallen und vermodern, so vergehen die Schlacken des Irrtums, so stirbt das Verkehrte zu seiner Zeit, und das Wahre, das Wertvolle bleibt dauernd. Auch an dieser Entwickelung im Geistesleben wirkt das Schlagwort mit. P. Hoche

Das Buch vom Ewigen Deutschen*

Was an diesem alemannischen Sprößling Wiltfeber „ewigdeutsch“ ist, wird man leicht in das eine Wort zusammenfassen: die Nörgelsucht. Er kommt nach Lehr- und Wanderjahren heim ins alte Dorf und findet Wust statt Schön-

* Hermann Burte: „Wiltfeber, der ewige Deutsche“; die Geschichte eines Heimatsuchers, Roman; Verlag von G. K. Sarasin, Leipzig.

Digitized by Google

heit, ein im Sterben liegendes Dorfleben, eine öde, gehaltlose Religiosität, findet keinen Gott, keinen Geist, keine Schönheit, keine Rasse, kein Reich, keine einheitliche Macht: „nichts, was der Verehrung würdig gewesen wäre“. Nun läßt ihn der Geschicklenker Burte freilich auch Pech haben: er trifft vielfach auf ausbündige Philister, kindisches Gehaben und läppisches Gerede. Aber doch auch auf Besseres. Nur: es ist ihm nichts recht. Er nörgelt und er schimpft und benimmt sich, auf sächsisch gesagt: „flätzig“. Anstatt hinzugehen und das seine zu tun, läuft er aufgeregt herum, verdirbt ein Mädchen, redet und faselt, und kommt schließlich zu dem Wahlspruch „genieß und stirb“. Dem getreu, nimmt er ein andres Mädchen und läßt sich, vereint mit ihr, vom Blitz erschlagen. Diese mehr komische als tragikomische Geschichte vom Nörgler hätte ein Poet wie Gottfried Keller, von dem Burte auffällig abhängig ist, mit voller Freiheit gestaltet, so zwar, daß wir des gelegentlichen Tiefblicks und Tiefsinns des armen Narren Wiltfeber innegeworden wären, aber doch sein endliches groteskes Ende mit befreitem Lachen hätten aufnehmen dürfen. Hermann Burte aber meint seinen Prediger in der Kulturwüste gar nicht närrisch, er würde das Charakteristikum „Nörgler“ wohl weit abweisen, — er meint ihn bitter ernst und führt ihn mit dröhnendem, von alemannischem Dialekt geschwelltem Pathos und mit heiligem Feuer vor. Das heißt also: er merkt gar nicht, was für einen kläglichen Burschen er sich zum Träger seiner Kritik am Heute erlesen hat. Er merkt nicht, daß dieser Brave ein ganz gerechter Maulheld ist, der nach ein paar Enttäuschungen seiner Träumereien und seiner Eitelkeit unterliegt durch Schwäche und sinnliche Unbeherrschtheit. Diese Ahnungslosigkeit aber verrät Burtes eigne Schwäche. Daß er sich seine Kulturmüdigkeit von der Seele schreiben wollte, begreift man leicht; auch wohl, daß er für bessere ältere Lebensformen schwärmt, obgleich es vielleicht mehr Vernunft hätte, nicht bloß zu schwärmen, sondern nachzudenken, was von ihnen noch Lebenskraft hat; man begreift endlich, daß er die Kulturerscheinungen an gedrängten symbolischen Begebenheiten (Turnkampf, Schulversammlung, Volkfest, Bauerngutuntergang) zeigen mochte; aber nur durch Schwäche des Autors ist es verständlich, daß all dies die Merkmale unreifer Übertriebenheit und schimpfender Überreiztheit an sich trägt; daß seine Charakteristik des Lebenden gehässig wirkt. Das ist die ethische Schwäche des Buchs, die ins Licht gesetzt wird durch das impotente, unproduktive Erliegen des Helden. Die geistige Schwäche ist sein unklares, verwildertes Prophetentum. Wiltfeber-Burte, als Denker und Religiosus abhängig von Nietzsche wie nur je ein Epigone im Geist von einem Schaffenden, ergeht sich in herabsetzenden Äußerungen gegen Nietzsche und predigt statt des Übermenschen, der eine edle Konzeption war, den Reinen Krist, der eine Phrasennebelgeburt ist. Wer Genaueres, sofern möglich, von diesem sonderbaren Heiligen erfahren will, muß auf das Buch selbst verwiesen werden. Es genüge hier die überzeugt ausgesprochene Meinung, daß es nicht lohnt, danach zu suchen. Ein Gedanke von sittlicher Kraft, eine schaffende Macht steckt in der mehr negativen als positiven „Krist“-Lehre nicht. Nörgelsucht, Maulheldentum, physische Tüchtigkeit und sinnliche Schwachheit, dies bildet mit-

Digitized by Google

sammen die aufdringliche Seite von Burtes „ewigem Deutschen“, wennschon noch manches reinere Empfinden und manches kluge Wort dabei ist. Im ganzen: ein verzerrtes Bild. Käme Burte nicht mit stark leidenschaftlicher, bildfroher Sprache und freiem Mute, wohl auch mit ziemlicher Kenntnis der Außenfläche dieser Welt daher, so sähen gewiß noch viel mehr Leser seiner Bücher als bisher: daß er die Kehrseite ergriffen hat, wo er die Kerntiefe zu ergreifen meinte.

Wolfgang Schumann

Zur deutschen Literaturgeschichte

In einer bereits in zweiter Auflage erschienenen „Deutschen Literaturgeschichte, Hilfsbuch Nummer 20 für die Anfertigung guter Arbeiten zu Hause und in der Klasse, Erreichung der Versetzung in die nächsthöhere Klasse und Bestehen jedes Schülerexamens“ lese ich:

Kabale und Liebe

Das Stück wird 1783 in Bauerbach vollendet und im März 1784 in Mannheim aufgeführt.

Motive:

a) Aufdeckung der sittlichen Fäulnis in der höheren Gesellschaft und der Kampf gegen sie und die Standesschranken für die individuelle Freiheit. (Ferdinand und sein Vater.)

b) Kampf und Untergang einer starken Liebe gegenüber den stärkeren Schranken der höheren Gesellschaft und den Intrigen der selbstsüchtigen Hofinteressen. (Ferdinand und Luise.)

c) Der Geliebten des Fürsten Reue und Umkehr. (Nebenhandlung.)

Spiel: Ferdinand und Luise.

Gegenspiel: Der Präsident und Wurm. — Das Gegenspiel hat die Führung der Handlung.

Ziel: Die Trennung der Liebenden.

Es treten deutlich zwei Abschnitte hervor:

a) **Erster Abschnitt (Akt 1 und Akt 2).** Der Präsident versucht, die Liebenden gewaltsam zu trennen:

aa) bis zu dem Zusammenstoße Ferdinands mit der Lady Milfort einerseits (II, 1—3),

bb) bis zu dem Zusammenstoße Ferdinands mit dem Vater anderseits (II, 6—7).

1. Exposition. (I, 1—4.) Schilderung der Verhältnisse der Familie Miller. Wurms Werbung ist vergeblich (das wird verhängnisvoll). Die Liebe Luisens.
2. Des Präsidenten Beschluß, Ferdinand zur Verehelichung mit Lady Milfort zu zwingen. Ferdinand leistet Widerstand.
3. Ferdinand gibt der Lady Milfort offen seine Verachtung kund.
4. Des Präsidenten persönlicher Angriff bei der Familie Miller wird zurückgewiesen. Die Drohung Ferdinands.

b) **Zweiter Abschnitt.** (III—V.) Nachdem der Versuch des Präsidenten gescheitert ist, schreitet der Präsident, verbündet mit Wurm, zur Kabale. (III—V.)

1. Grundlegung zur Kabale:
   a) Der Plan Wurms und des Präsidenten. (III, 1—3.)
   b) Die psychologische Wirkung auf Ferdinand wird vorbereitet. (III, 4.)
   c) Der Plan wird durch Wurm ausgeführt. (Luisens Brief.)
2. Die Wirkung auf Ferdinand (seine Liebe schlägt in zerstörende Eifersucht um). (IV.) — Daneben kommt die Lady Milfort nach ihrer Demütigung durch Luise zur Reue und Umkehr.
3. Katastrophe. (V.) Der Sieg der Kabale. (Die Kabale siegt jedoch so, daß sie in ihren nicht beabsichtigten Folgen selbst gerichtet wird):
   a) Der Untergang der Liebenden einerseits infolge der blinden Eifersucht Ferdinands, anderseits infolge des zu äußerlich begründeten Schweigens Luisens.
   b) Das Gericht an Wurm und dem Präsidenten. Der Präsident, erschüttert durch Ferdinands Fluch, macht Wurm für alles verantwortlich, und Wurm entdeckt des Präsidenten Verbrechen.

Ja, nun hat man's an allen vier Zipfeln.

Fritz Züricher

„Festspiele“

Die vor allem im Bildhaften wirksamen Festspiele sind heute ein recht bedeutsamer Faktor im Leben der deutschen Städte und Landschaften geworden, und es könnte wohl sein, daß sie sich auch noch einmal zu einem Kulturfaktor emporhöben. In ihnen darf die Freilichttheaterbewegung ihre gesundesten Früchte erblicken. Sie haben allenthalben im Volke aufs erfreulichste die Freude

Digitized by Google

an der Buntheit und Bewegtheit vergangener Zeitläufte geweckt und einen stärker empfundenen Zusammenhang mit der Historie gefördert, hiermit zugleich auf das gegenwärtige Leben zurückwirkend. Bald könnten sie, etwas verinnerlicht und entkitscht, in ihrer Kulturbedeutung mit den „Kientöppen" rivalisieren, deren eigenster Wert weder durch Protestversammlungen, noch durch Verwechselung ihrer Ziele mit denen höherer, rein künstlerischer Formungen erfolgreich beschattet werden kann. Vor den Darbietungen der Kientöppe haben die Festspiele die unmittelbar wirkende Plastik voraus; ihre Mittel sind die des Theaters, vereinfachter, linearer, wohl auch vergröbert; dadurch zugleich wirkungssicherer dem einfachen Volksgemüt gegenüber, dem letzte Verinnerlichungen doch stets fremd bleiben müssen.

Ein „Festspiel" gab es jüngst auch in der alten Moritzburg bei Halle zwischen grünberankten Ruinen und bezent renoviertem Gemäuer zu sehen. Was da rein szenisch geboten wurde, war durchaus anerkennenswert — ein zu packenden Bildern geformtes Hin- und Widerwogen bunten Lebens, gipfelnd in dem malerisch bewegten Hallorenfest, dessen Reigen allerdings etwas zu gedehnt war, und der stark dramatischen Darstellung einer alten Gerichtsszene.

Die geschickte und bei aller Fülle des Durcheinanderwirbelnden einfache Formung der Massenszenen und Aufzüge ließ den allgemeinen Aufschwung alles Regietechnischen erkennen, der in den letzten Jahren zweifellos unter dem Einflusse Reinhardtscher Kunst stattgefunden hat. In solchem Aufschwung scheint mir auch die Hauptbedeutung der Zirkusspiele eher als in diesen selbst zu liegen; denn die szenische Verinnerlichung von Festspielen ist unbedingt wertvoller als die (nicht immer nur szenische Veräußerlichung antiker Tragödien.

Festspiele wollen und sollen Wiedererweckungen vergangener Lebensformen sein. Sie können der Wirkung durch die Masse und auf die Masse nicht entraten und verlangen einen etwas getragenen und monumentalischen Stil. Sie müssen daher auch entsprechende Sujets wählen. Sie dürfen aber trotzdem noch lange keine hohl-pathetische Glorifizierungsgebärde (blind-lokalpatriotischer Natur) annehmen — am allerwenigsten, wenn sie einen Justizmord zum Stoff haben. Man hat in Halle diese Geschmacksfrage nicht beachtet, sondern rein zahlenmäßig die Feststellung gemacht, daß seit der Verbrennung des Salzgrafen Hans von Hadersleben fünf Jahrhunderte verflossen seien, und diese Tatsache zum Anlaß genommen.

Allerdings boten gerade die Machtkämpfe zwischen dem Rat der Stadt Halle und dem Magdeburger Erzbischof, der den verhaßten Salzgrafen eingesetzt hatte, die jähe Verhaftung des Salzgrafen während des Hallorenfestes, seine (ungeheuerliche) Aburteilung und Verbrennung sehr viel äußere Dramatik, und man hätte, nur leicht verstimmt, die Stoffwahl um des Szenischen willen gern verziehen, wenn nicht — die „Festdichtung" selbst jeden reinen Genuß zerstört hätte. Quälerisch fast umklingelte und umbimmelte einen diese glatte und leere Reimerei, die Darsteller des Festspiels zur Entfaltung hohler Pathetik und ältester Possartmätzchen verleitend.

Der Sprache kam die schablonenhaft-konventionelle Zeichnung der einzelnen Gestalten gleich. Es ist erstaunlich, wie weit auch Wilden-

Digitized by Google

bruch noch unterboten werden kann.

Solange man nicht lernt, Monumentalität von Hohlheit und Geradlinigkeit von Flachheit zu unterscheiden, so lange müssen Festspiele fragwürdige Kulturfaktoren bleiben.

Man wende nicht etwa ein, daß Festspieltexte nur Vorwände seien und einen andern Maßstab erheischten als Kunstwerke, die um ihrer selbst geschaffen werden. Diese Binsenweisheit ändert nichts daran, daß selbst „Vorwände" nicht kitschig sein dürfen und daß man Festspieltexte doch immerhin anhören muß.

Irgendwo hieß es neulich, Hauptmann werde eine Festdichtung für einen Breslauer Gedenktag schaffen. Die Richtigkeit der Meldung steht dahin. Manche Literaten werden ihm diese Notiz schon bitter übel genommen haben. Aber wäre es denn wirklich so bedauernswert, wenn endlich einmal unsere berufenen Geister die falsche Scheu vor der „Gelegenheitsdichtung" ablegten und sich um die Kulturfähigkeit der Festspiele bemühten?

E. F. W. Behl

Karl Hauptmanns „Bergschmiede"

ist jetzt auf dem Harzer Bergtheater aufgeführt worden. Aber nicht in „Uraufführung", wie einige berichteten, denn die hat dieses „Bühnenspiel" schon im Januar 1905 auf dem Münchner Hoftheater erlebt. Der Kunstwart hat sie damals (XVIII, 9) durch Leopold Weber besprochen, nachdem er schon früher (XV, 12) „Lose Blätter" aus ihr gebracht hatte. Wir haben also keinen Grund, auf die gehaltreiche Dichtung heut nochmals einzugehn, die übrigens bei Callwey in Buchform erschienen ist.

Pfitzner als Erneuerer Marschners

Um das Repertoire der deutschen Opernbühnen steht es schlimm zurzeit; eigentlich haben wir Festgefügtes überhaupt nicht mehr. Richard Wagner ist uneingeschränkter Herrscher, beinahe Despot, und wird es noch mehr sein, wenn seine Werke 1914 frei werden. Im ausgleichenden Gegensatz zu seinem Riesendrama stehen nun aber nicht etwa die feine komische Oper und die frisch blühende Volksoper, sondern die in den meisten Erzeugnissen sehr wenig erfreuliche moderne Operette, deren vorwiegend geschäftlicher Charakter diese an sich berechtigte Kunstgattung dem völligen Ruin nahegebracht hat. Zwischen diesen beiden scharf betonten Extremen liegt sozusagen leerer Raum. Es wird zwar verhältnismäßig viel Neues in der Oper herausgebracht, aber abgesehen von einigen Italienern und dem veristischen deutschen Drama „Tiefland" — „hält" sich nichts. Selbst ein Richard Strauß hat in Wahrheit hart um seine Bühnenexistenz zu kämpfen; die „exklusive" Elektra, vielleicht sein größtes Werk, hat sich bis jetzt kein Publikum dauernd erobert. Und wie wird es mit der, offenbar sich ebenfalls an einen verfeinerten Kulturgeschmack wendenden Ariadne? — Leider erkennt die Kritik den Notstand der künstlerischen Opernbühnen zu wenig. Sie wirkt nicht genügend im positiven Sinne, was zurzeit erstes Gebot wäre. Von der Entschlossenheit und Opferwilligkeit der Bühnenleiter und Kapellmeister hängt somit viel, fast alles ab! Max Schillings zum Beispiel hat die Macht, seinen Pfeifertag an der von ihm musikalisch geleiteten Stuttgarter Hof-

Digitized by Google

bühne wiederholt aufzuführen. Und siehe da: trotz textlichen Mängeln gefällt das Werk mehr und mehr.

Einer, dem Charakter und besondere Verhältnisse auch eine Machtstellung gegeben haben, ist der Straßburger Operndirektor Hans Pfitzner. Der hat sich nun auf das Gebiet der Neueinstudierungen und Ausgrabungen älterer Opernwerke — einer der Auswege aus der Not der Zeit — begeben und hat, seiner romantischen Natur folgend, Heinrich Marschners Ritterstück „Der Templer und die Jüdin" (nach Scotts Ivanhoe) neu bearbeitet auf die Bühne gebracht. „Ausgrabungen" aber sind heute doppelt gefährliche Experimente! Nur der Praktiker, der dramatische Komponist, der Künstler (nicht der ästhetische Feinschmecker oder gar der Musikgelehrte) sollten sich hierin versuchen. Und Pfitzner ist Künstler! Und seinem Wagnis, Marschners typische Gestalten, den als schwarzen Ritter verkleideten König Löwenherz, den „edelmütigen" Ivanhoe, den „Bösewicht" Guilbert (der eigentlich gar keiner ist, die psychologisch interessanteste Figur!) und die schöne jüdische Dulderin Rebekka dem heutigen Publikum wieder vorzusetzen, hat die Straßburger Aufführung recht gegeben! Dieser Marschner hat für unsre Bühne sogar die meiste Berechtigung, trotz Gefühlsüberschwenglichkeiten ist seine Romantik gesund; sie zeigt nichts von der psychologischen Zwiespältigkeit des Heiling oder vom abstoßend Grausigen des Vampyr. Erzromantik steckt im Templer! Das individuelle Charakterdrama — am stärksten im Guilbert betont — entwickelt sich darin ziemlich spät; es findet den Höhepunkt in dem großartigen Finale, das Pfitzner mit einem dramaturgischen Meisterstreich durch Zusammenziehung von zwei Aktschlüssen des Originals in einem hingestellt hat. Im übrigen entrollt sich die Ritterzeit Englands im 12. Jahrhundert vor unsern Blicken, ein „Milieu", mit dem Walter Scott die Herzen einer nach romantisch freiheitlichen Idealen ringenden Epoche gewann. Und Marschner hat diesem Geiste in seiner Musik Ausdruck zu geben vermocht, wobei ihm die volkstümliche Seite seiner echten Musiknatur glänzend zu statten kam. „Du stolzes England freue dich" ist ja heute noch viel gekanntes Volkslied. Und unsre Eltern haben mehr als eine Melodie aus dieser von Melodie strotzenden Oper oft und gern gesungen. Die Chöre (der Sachsen, Normannen, der Templer, Ritter, des Volkes) spielen eine große, fast zu große Rolle, so frisch, kräftig, populär sie erklingen. Daß Marschner aber auch über starke dramatische Akzente verfügt, zeigt mehr als eine Nummer der Partitur. Die große Szene und Arie des Guilbert ist meisterhaft. Auch Wagner hat sie besonders erwähnt. Wenn aber Marschner selber das Allegro brillante als überflüssig bezeichnete, so macht das zwar seinem musikdramatischen Gefühl alle Ehre, doch möchte man das allerdings musikalisch nicht starke Allegro stilistisch als glanzvollen Abschluß nicht missen. Tief empfunden ist die Freghiera der Rebekka, wie überhaupt diese Partie am gefühlvollsten ausgestattet ist. (Sie erfordert eine dramatische Sängerin mit Koloraturmitteln.) Oft fesselt Marschners Deklamation; am interessantesten aber wirkt das Finale, ein fast wortgetreues Vorbild des ersten Lohengrinaktes: Das Gericht der Templer über die schöne Rebekka,

Digitized by Google

die angeblich den Ordensbruder Guilbert durch Zauberkünste vom Wege der Tugend gelenkt hat. Ein Gottesgericht wird eingesetzt; vergebens rufen aber die Trompeter mit ihren Fanfaren den Streiter für Rebekka. Schon sinkt die Sonne tiefer, mit ihrem Schwinden soll die Jüdin auf dem Holzstoße verbrannt werden. Da wirkt die Kraft des Gebets Wunder; im letzten Augenblick, als Rebekka schon an den Pfahl gebunden ist, sprengt der edle Ivanhoe hoch zu Roß herbei. Guilbert fällt im Zweikampf, ohne Schwertstreich des Gegners, von einer höheren Macht niedergestreckt. Ein richtiges Gottesurteil! Dieser Akt ist spannend und rührend zugleich. Eine Prachtszene aber, wie die Bühne nicht viele von so drastischer Komik besitzt, ist die Trinkszene „Ora pro nobis" zwischen dem Einsiedler Tuck und dem schwarzen Ritter. Früher durfte sie nicht dargestellt werden! — Pfitzners Bearbeitung stellt aus dem Szenengewirr des Originals eine sich immerhin gut entwickelnde Handlung her. Musikalisch hat er wenig an der Partitur geändert.* In dieser Gestalt ist der „Templer und die Jüdin" bühnenfähig. Und die Oper wird, wenn unsre Bühnen dem von Pfitzner (als Kapellmeister und Regisseur brachte er eine in sich geschlossene, stilvolle Aufführung heraus, die bei Publikum und Kritik eine sich steigernde Aufnahme fand) gegebenen Beispiele folgen, sicher Eindruck machen. Unsere Zeit ist mehr, als das geschäftliche Äußere vermuten läßt, — romantisch!

Oswald Kühne

* Partitur, Klavierauszug usw. der Pfitznerschen Bearbeitung sind bei Max Brockhaus in Leipzig erschienen.

Hugo Riemann über Beethovens Streichquartette

Meisterführer Nr. 12 (Berlin, Schlesinger [Rob. Lienau]).

Es ist nicht uninteressant, diese Schrift mit der vielleicht noch bekannteren von Theodor Helm (bei Siegel in Leipzig erschienen) zu vergleichen. Dort spricht eine enthusiastische Natur, hier ein überlegener Fachmann. Es kommt auf persönlichen Standpunkt an, um zu entscheiden, wem der Preis zu erteilen sei. Riemann geht viel mehr ins Einzelne; rhythmisch wie harmonisch erklärt er viel genauer, und thematisch faßt er alles viel schärfer. Bei ihm kann man ganz gewiß noch viel mehr lernen. Der große, mitunter verwickelte Aufbau der unsterblichen Meisterwerke erfährt eine schlechthin mustergültige Darstellung; und für den Vortrag, insbesondere für die Phrasierung, werden uns schätzbare Winke gegeben. Als Beispiel sei auf das erste russische Quartett in F-dur op. 59 Nr. 1 hingewiesen; oder auf das große in Cis-moll op. 131, aber nur, um zu fleißigem Studium des ganzen Buches aufzumuntern. Damit ist ja nicht gesagt, daß die Spieler gezwungen sein sollten, sich die vorgetragene Auffassung kritikos zu eigen zu machen. Oft wird man freudig zustimmen, wenn zum Beispiel der letzte Satz des letzten Quartetts nicht als Programmusik gedeutet wird; oder wenn zum Anfang des Quartetts in A-moll op. 132 an die Gefangenenszene des „Fidelio" erinnert wird. In vielen andern Fällen ist es nicht so leicht, des Verfassers Ansicht zu teilen. So, wenn er in den langsamen Sätzen der Quartette op. 59 Nr. 1 und op. 135 eigenmächtig die Taktstriche versetzt und damit die ganze Me-

Digitized by Google

lodie umbiegt; oder wenn er das sogenannte Oktavieren, die Führung zweier Stimmen in Oktaven, als kammermusikwidrig absolut verwirft, wie zum Beispiel in den Quartetten op. 18 Nr. 3 und 4, wo doch die Stimmenverdoppelung geradezu charakteristisch wirkt. Auch nicht alle Werturteile wird man leichten Herzens unterschreiben; das ist aber auch nicht notwendig. Die Hauptsache ist die Möglichkeit, mit dem Meister und seinen Werken innig vertraut zu werden; dazu bietet sich hier ein trefflicher Führer, dem man getrost überallhin folgen darf. v. d. Pfordten

Der Werdegang einer Holzplastik

Zwei Kinder sollen porträtiert werden. Nachdem sie der Holzbildner bei ihrem ungezwungenen häuslichen Treiben und Spiel beobachtet hat, beschließt er, sie nicht einzeln, sondern als Gruppe darzustellen. Die Kinder werden zunächst von verschiedenen Seiten photographiert und nach den Photographien in Ton modelliert, um die Stellung der Köpfe, den Haar- und Faltenwurf, sowie die Bewegung der Hand festzulegen. Dann wird nach der Natur weitermodelliert, um die Hauptformen, Eigentümlichkeiten und charakteristischen Züge des Gesichtes genauer kennen zu lernen. Nachdem der Bildner über alles klar geworden ist, wenn ihm das Werk sozusagen fertig vorschwebt, so hört er mit dem Modellieren auf. Das Modell war also nur die Skizze, das Konzept zu dem eigentlichen Werke.

Die Gruppe wird nun auf dem Holzblocke gezeichnet. Zunächst wird nur der Umriß herausgeschnitzt, ähnlich wie beim Silhouettenschneiden. Darauf werden die höchsten Punkte festgelegt. Zwei große Holzschnitte geben zunächst die Augen, drei Flächen die Nase an, Mund, Kinn, Wange und Stirn werden ebenfalls durch wenige große Schnitte angedeutet (vergl. 1. Zustand). Der Mädchenkopf mußte nun in seiner Gesamtfläche zurückgedrängt werden, damit das Bubengesicht besser vortrete. Erst dann konnten die Gesichtszüge des Mädchens im Groben angelegt werden (vergl. 2. Zustand).

In diesem Zustande bietet die Arbeit dem Geiste am meisten Nahrung. Jeder Hieb wird genau überlegt: wo, wie, mit welchem Meißel, alles wird erst in Ruhe durchdacht und dann „im Sturm“ herausgehauen. Merkwürdig ist, daß auch der gebildete Laie so oft denkt: „Ja, diese grobe Arbeit könnte ich auch, die erscheint mir gar nicht schwer, aber die Einzelheiten herauszuschnitzen, das denke ich mir furchtbar schwierig.“ Gewiß ist es nicht leicht die Mundlinie richtig einzuzeichnen, die Nasenflügel, die Augen und die einzelnen Finger herauszuschnitzen — ist aber mit den ersten Schnitten zu viel Holz weggehauen, dann ist es damit überhaupt vorbei. Darum ist die erste grobe Anlage das schwierigste, sie erfordert die größte geistige Anstrengung.

Schon in diesem Stadium wird versucht, Ausdruck hineinzulegen. Bei dieser Kindergruppe war zu berücksichtigen, daß das Mädchen ein sonnig heiteres Gemüt hatte, der Junge aber einen mehr ernsten „männlichen“ Ausdruck zeigte. Daher wurden die Mundschnitte beim Mädchen nach außen oben, beim Jungen dagegen nach außen unten gegeben. Mundwinkel und Wangen kamen infolgedessen beim Brüderchen bedeutend tiefer zu stehen als beim Schwesterchen, ebenso das äußere Ende der Augenbrauen. Der un-

Digitized by Google

geübte Holzbildner überlegt diese grundlegenden Schnitte viel zu wenig, er gibt diese Schnitte an, ohne sie vorher gründlich durchdacht zu haben und wenn er später daran denkt, dann ist das Holz schon weggeschnitzt. Die eigentliche Arbeit besteht also von Anfang an in dem geistigen Vorgange; der Geist muß das Wie und Wo vorher überlegen, die Hand mit dem Meißel befolgt, was er bestimmt. Wenn aber die Punktiermaschine die Punkte angibt, dann hat der Geist des Holzbildners überhaupt nichts zu sagen, das Wie und Wo bestimmt ja die Maschine. Auch der Modellierer im Ton, der dem Bildschnitzer das Modell herstellt, braucht seinen Geist nicht so anzustrengen. Er braucht nicht von vornherein an den richtigen Ausdruck zu denken, die Mund- und Augenbrauenlinien können auch verkehrt angedeutet werden, er kann sie ja jederzeit ändern. Wenn Stirn und Wange zu flach werden, so ist es nicht schlimm, er kann ja wieder auftragen. Er kann herumprobieren und spielen so lange er Lust hat, der Holzbildner aber muß von Anfang an richtig vorgehn, das Material zwingt ihn dazu. Das ist es, worauf es ankommt. Das spröde Holz erzieht den Bildner zur geistigen ernsten Arbeit, während der schmiegsame Ton ihn leicht zur spielerischen Tätigkeit verführt.

Der unerfahrene Holzbildhauer wird seine ersten Arbeiten leicht verhauen. Das schadet aber nichts, das Lindenholz ist kein teures Material und gerade durch sein Versehen wird er am schnellsten erfahren, wie er ein andermal nicht vorgehen soll. Das freie rücksichtslose Vorgehen im Material fördert den Bildner entschieden viel besser, es erzieht ihn viel schneller zu einem Bildhauer, als das „Leisetreten“ mit der Punktiermaschine, wenn auch der augenblickliche Erfolg umgekehrt ist. Durch die Punktiermaschine erzielt der Anfänger eine „tabellose“ Plastik, durch das freie Herausschnitzen dagegen verdirbt er das schöne Stück Holz. Darin liegt die Gefahr, daß man den augenblicklichen Erfolg, die „tabellose“ Holzplastik, von dem wirklichen geistigen Gewinn, der gewonnenen Erfahrung und Bereicherung des Könnens nicht unterscheiden kann.

Leider ist ein Kindergesicht zu rundlich, zu weich, als daß es die großen frischen Schnitte vertrage. So müssen bei weiterem Naturstudium die großen Schnitte an Stirn und Wange durch kleinere und immer kleinere ersetzt werden, um die runde Kinderform genauer durchzustudieren (vergl. 3. und fertigen Zustand). Das ändert aber nichts an dem erzieherischen Werte des freien großschnittigen Vorgehens. Ein magerer älterer Kopf wäre natürlich viel geeigneter, die breiten Schnitte der Anlage beizubehalten.

Unsre Museen, besonders unsre Kunstmuseen, würden sich um die Holzplastik ein großes Verdienst erwerben, wenn sie neben den fertigen Holzplastiken auch solche sammelten, die einen Einblick in den gesunden Werdegang einer Plastik ermöglichen. Eine Holzskulptur in verschiedenen Entwicklungstadien würde nicht nur dem kunstliebenden Laien das Eindringen in diese Technik erleichtern und das Verständnis vertiefen und bereichern, sondern vor allem für den jungen Bildner außerordentlich anregend, lehrreich und förderlich sein.

bell'Antonio

Digitized by Google

Vom Großstadt-Machen

Jeder nur einigermaßen von Natur und Klima begünstigte Ort möchte, wenn er schon nicht „Kur- und Badeort“ sein kann, doch Luftkurort oder mindestens Sommerfrische werden. Fast jede nicht ganz verkehrsabgelegene Stadt aber macht mehr oder weniger krampfhafte Anstrengungen, entweder eine Art „Pensionopolis“ zu werden oder Industrie heranzuziehen, jedenfalls Einwohnerzahl und Steuer-Kapital durch Zuzug zu vermehren. Der Gedanke daran beeinflußt die Steuerpolitiker; er hat auch einen Wettbewerb in der Reklame hervorgerufen, deren sich namentlich Fremdenverkehrs-, Haus- und Grundbesitzervereine befleißigen. Mit ihr sollen besonders Rentiers und Pensionäre angelockt werden. Der Industrie kommen auch wohl die Gemeinden durch unentgeltliches Hergeben geeigneter Grundstücke oder durch Gewährung zeitweiser Steuererleichterungen entgegen, wie es vor 100 und 150 Jahren wohl die Landesfürsten taten.

Aber im allgemeinen steht keineswegs die ganze Einwohnerschaft eines Ortes hinter solchem Treiben („Treiben“ in mehrerlei Sinn): meist sind es nur gewisse Kreise, die dabei ihr Schäfchen scheren wollen. Gemeindebeamte, die das der Stadt oder ihren „intelligenten Kräften“ zu schulden glauben, was nebenbei auch ihnen persönlich nützen könnte, und aus der Bürgerschaft Gewerbetreibende, vor allem jedoch Bodenbesitzer, namentlich die sogenannten „spekulativen Terrains“.

Und was kommt bei all dem heraus?

Die Hoffnungen der Gewerbetreibenden erfüllen sich nur selten so, wie das Hoffnungsbild aussah, da meist ebenso schnell, wenn nicht noch schneller als die Einwohnerzahl und damit der vermeintliche Kundenkreis auch die Konkurrenz zunimmt; für die nicht auf eigenem Grund Sitzenden wachsen zudem sicher die Mieten für Wohnung und Laden oder Werkstätte. Aber nicht nur die „gewöhnliche“ Konkurrenz steigt, mit der Größe der Stadt kommen oder vermehren sich auch die Warenhäuser, und es entstehen oder wachsen die Konsumvereine, denen besonders die Industriearbeiter in Scharen zuströmen. Der wohlhabendere Teil der Einwohner aber, namentlich auch gerade des Zuzugs, deckt zudem seinen Bedarf — wie vor allem in der Weihnachtszeit — häufig zu einem beträchtlichen Teil in der wirklichen Großstadt. Ferner hat namentlich bei nicht zu reichlichem Hinterland das stärkere Anwachsen eines Ortes auch eine Preiserhöhung für die vom Lande hereinkommenden Nahrungsmittel zur Folge; darunter leiden mit allen andern Einwohnern natürlich auch die Gewerbetreibenden. Nach Möglichkeit allerdings werden die steigenden Ausgaben für Miete, Lebensunterhalt und dadurch bedingte höhere Gehälter und Löhne auf die feilgehaltenen Waren und auf die Erzeugnisse des Gewerbefleißes „aufgeschlagen“ werden — zum Nachteil aller Verbraucher. Für die Gewerbetreibenden werden die erhofften Vorteile sehr oft durch allerhand Nachteile mehr oder weniger ausgeglichen. Nur verhältnismäßig wenigen wächst entsprechend der Einwohnerzahl auch ihr Reinverdienst. Auch sie bezahlen unter dem Druck des schärferen Konkurrenzkampfes den finanziellen Gewinn häufig mit einem Verlust an Nervenkraft und an ideellen Gütern.

Digitized by Google

Aber es gibt auch genug, die unter den steigenden Miet-, Lebensmittel- und Warenpreisen des Ortes geradezu leiden. Das sind besonders die Beamten, Arbeiter und kleinen Rentner. Die eingesessene Arbeiterschaft wird zwar durch eine neue Industrie zunächst vermehrte Arbeitsgelegenheit und vielleicht auch höheren Verdienst haben. In der Regel strömen aber bald so viel Arbeiter vom Lande und aus den kleineren Städten nach, daß sie besonders angesichts der geschilderten Preiserhöhungen in Kürze wieder auf dem alten Fleck ist.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Verbesserung der Gemeindefinanzen durch die Vermehrung der Steuerkraft. Zuzug von recht wohlhabenden Rentnern und Pensionären zwar ist unter diesem Gesichtspunkt gewiß nicht zu verachten, da sie der Gemeinde auf der anderen Seite keine großen Lasten bringen, wenigstens soweit diese sich nicht verpflichtet fühlt, ihnen in Gestalt von Anlagen, Kunstgenüssen und dergleichen etwas „Extraes" zu bieten; die Zahl dieser Leute, um die sich außerdem so viele Städte förmlich reißen, ist aber doch nur eine recht beschränkte, und schließlich wird auch der Kreis derjenigen Städte, die auf diese so gesuchten Mitbürger eine größere Anziehungskraft ausüben, trotz alles Wetteifers doch immer verhältnismäßig klein bleiben. Für die große Mehrzahl käme also in erster Linie immer nur die Industrie in Frage. Diese aber mit einer Arbeiterschar, die mehr oder weniger unter den gesundheitlich nachteiligen Einwirkungen ihrer Beschäftigung zu leiden hat, bringt der Stadt neben dem Steuerkapital auch sehr erhebliche Mehrausgaben an Verwaltungs-, Schul-, Kranken- und Armenlasten. Der beste Beweis dafür, daß die „aufblühenden" Städte im allgemeinen keine Seide spinnen, ist wohl die zunehmende Verschuldung. Eigentlich machen nur die wenigen eine Ausnahme, die rechtzeitig oder von altersher eine gesunde Bodenpolitik getrieben haben, weil nur da auch ein größerer Teil der Grundrente dem Stadtsäckel und nicht den Privateigentümern zufließt.

Denn am meisten und sichersten steigt bei der wachsenden Nachfrage der Wert des Grund und Bodens, zumal unser zurzeit noch geltendes Boden- und Hypothekenrecht der Spekulation den weitesten Spielraum läßt. Der verhältnismäßig kleine, meist aber mächtige Kreis der an der Bodenspekulation Beteiligten hat also den Hauptvorteil von dem Zuzug jeder Art, und er ist es denn auch, der ihn auf alle Weise zu fördern sucht. Schon das allein sollte die große Masse der Bürger allen „Hebungs"-Plänen gegenüber recht vorsichtig machen. Der Mißbrauch des Lokalpatriotismus „zieht" aber vorläufig immer noch.

Schließlich: wenn selbst mit dem Wachstum der Städte für alle Bürger ein finanzieller Vorteil verbunden wäre, so blieben auf der andern Seite immer noch die Verluste andrer Art. Ruhe, Traulichkeit und Gemütlichkeit schwinden immer mehr, Hatz und Nervosität beginnt ihre Jagd und führt um so gewisser doch nie zur Befriedigung, als ja immer noch größere Städte da sind. Darüber braucht an dieser Stelle nicht erst gesprochen zu werden. Wächst eine Stadt aus innern Gründen, so ist das eine natürliche Sache. Aber gegen das künstliche Großstadt-Machen zum Vorteil von ein paar Interessenten sollten mehr und mehr Kleinstädter auftreten. Die Gesamt-

Digitized by Google

heit der Kleinstadtbewohner hat viel mehr davon, wenn sie es sich behaglich einrichtet, als wenn sie auf Fremde und mit Fremdheiten spekuliert. A. Schulze

Naturschutzgebiete

Zu der Dürerbundflugschrift von Conwentz

Der Gedanke des Naturschutzes ist viel älter als man gemeinhin glaubt. Der bewußte Schutz des Waldes und der Tierwelt des Waldes reicht Jahrhunderte zurück. Beim modernen Naturschutz kommt außer dem Systematischen als Neues hinzu: daß er notwendig geworden ist, um gewisse Formen der Natur vor völliger Vernichtung zu bewahren. Diese ganze Entwicklung ist in ihren Einzelheiten den meisten ziemlich unbekannt. Conwentz, der Direktor der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, hatte nun über die Geschichte und das Wesen der Naturschutzgebiete auf der Salzburger Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz einen ausgezeichneten Vortrag gehalten. Da dieser Vortrag zur Orientierung über die Naturschutzgeschichte reiches und sorgfältig geordnetes Material bietet, hat der Dürerbund ihn jetzt als Flugschrift (Nummer 98) herausgebracht. Das Heftchen ist 24 Seiten stark und enthält 11 Abbildungen, der Preis beträgt 30 Pfennige. Es gibt einen zusammenfassenden Überblick über die Geschichte und die Probleme der Naturschutzgebiete, es wird aber auch denen, die den Schutz der Natur als etwas Nebensächliches ansehen, die Augen öffnen über die Leistungen sowohl wie über die innere Bedeutung der Bewegung.

Der Dürerbund

Das Buch des Kronprinzen und die Kritik

Oder wieder mal etwas von „Aktualität"

Am Tage bevor das Jagdbuch des Kronprinzen im Buchhandel erschien, waren in allen Zeitungen, großen und größten, ausführliche Besprechungen des Buches zu lesen. Der Kronprinz hatte eine ausgezeichnete Presse gefunden, alle Kritiken waren einmütig in dem Lobe des Autors und des Verlages. Selbst Blätter, die den freisinnigen Männerstolz vor Königsthronen vorn dick aufgedruckt tragen, und die also gar nicht in den Verdacht kommen können, in diesem Fall der Person wegen die Sache zu loben, Blätter, die überhaupt sich so sehr viel auf die Selbständigkeit und Objektivität ihrer Kritik zugute tun, auch sie waren voll des Lobes für das Buch. Durfte also der Leser auch nur leise zweifeln, daß er hier die selbständige Meinung seiner Zeitung vor sich hatte?

Der Sachverhalt war so: Der Verlag hatte die Aushängebogen des Buches nur einem beschränkten Kreise — von Zeitungen? — nein: von Schriftstellern zur Verfügung gestellt. Diese Schriftsteller waren also zunächst die einzigen, von denen man Berichte über das Buch erhalten konnte. Der Verlag hatte also die Kritiker ausgewählt, die nun über die Zeitungen verteilt wurden. Und die Zeitungen — Wie? fragt mein Leser, die Zeitungen nehmen die Kritiker vom Verlage an? Bloß weil es sich um den Kronprinzen handelt? Nein, vor dem Kronprinzen hätten sie sich schon das Recht der publizistischen Selbstbestimmung gewahrt. Aber einer höheren Macht erlagen sie, der höchsten, die es im Zeitungsbetriebe gibt, der Konkurrenzangst der Aktualität. Sollte man einen

Digitized by Google

Tag oder gar zwei Tage warten, bis man selbst das Buch gelesen hatte und sein eigenes Urteil sagen konnte? Und zusehen, wie man von dem Konkurrenzblatt, das skrupellos den Verlagsfavoriten bestieg, im Aktualitätsrennen um eine Nasenlänge geschlagen wurde? Das ging nicht. Ein paar Zeitungen allerdings gab es, die den Mut hatten, sich laut über die Methode des Verlags zu entrüsten — aber auch sie natürlich erst hinterdrein.

Und wenn die Zeitungen jetzt auch noch so ehrlicherweise sagen können,* daß ihr aus der Lektüre des Buchs geschöpftes Urteil durchaus dem vom Verlagskritiker abgedruckten entspricht, sie reißen den aufgeklärten Leser damit nicht aus der Verwunderung über den Verlag.

E. V.

Kunstwert

In zahlreichen Streitfällen, mit denen Künstler zu tun bekommen, handelt es sich darum, den „Wert" eines Kunstwerkes zu schätzen, ihn eventuell gerichtlich feststellen zu lassen. Und zwar meint man damit den Geldwert. Man will wissen, ob ein Bild zum Beispiel 100 oder 10000 Mark wert ist.

Nun hat wohl bereits längst jeder Beteiligte ein Wissen oder eine Ahnung davon, nicht nur wie ungemein *schwer* eine solche Schätzung ist, sondern auch, wie *verschiedene* Fragen sich in der meist ganz kurzweg gestellten Frage nach dem Werte verflechten. Darauf mit ein paar Betrachtungen hinzuweisen, ist die Absicht der folgenden Zeilen. Eine eigene „Werttheorie der Kunst" müßte uns allerdings ein Fachmann darbringen, der kunstwissenschaftlich und volkswirtschaftlich gleichmäßig bewandert wäre, also ein „kunstökonomischer Kämmerer".

Was dem folgenden zugrunde liegt, sind zunächst die fortwährenden traurigen Erfahrungen, die der Kunstkritiker in den allermeisten Kunstausstellungen macht. Breiteste Massen von Kunstwerken, zumal von Gemälden, reihen sich da zusammen, keines ganz schlecht, jedes eine Einzelarbeit wenigstens mit Spuren einer individuellen Hand. Während nun Vernunft und Redakteur oder Verleger dazu drängen, nur das „wirklich Gute" zu berücksichtigen, drängen sich Zweie heran, die mitreden. Erstens das Mitleid in der Seele des Betrachters, der an all das Persönliche denkt, das hinter diesen Ausstellungsobjekten steckt, einschließlich der Hoffnung, aufmunternd an künftigem Bessermachen mitwirken zu können. Zweitens ein befreundeter Künstler, der sich bitter darüber beschwert, daß immer nur dieselben großen Namen genannt und all die würdigen Leistungen der noch ungerecht zurückgesetzten Künstler vernachlässigt werden.

Aber wer hat Kraft und Zeit und Raum, um all dem gerecht zu werden? Und wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daß auf solchen Wegen das Urteil des Kritikers sinkt, daß sein Maßstab sich verkleinert, bis er endlich bei einer „Rettung des Schundes" angelangt ist? Schreiber dieses ist unter den Referenten über bildende und redende Künste vielleicht nicht der einzige, der sich gegen Ende des Sommers darauf ertappt, daß er seine Ansprüche nun viel niedriger stellt, als auf der Höhe des winterlichen Wettbewerbes.

Nirgends gibt es so viel Blamagen, wie im Ästhetischen. Fast

* Sie können ehrlicherweise sagen, daß das Kronprinzen-Buch ein bescheidenes und liebenswürdiges Buch ist. K.-L.

Digitized by Google

möchte man sagen: „Qualität gibt's nicht!“ Eine gewisse Geltung besitzt dieser Satz auf urheberrechtlichem und verlagsrechtlichem Gebiet. Vor dem Urheber- und dem Verlagsrechte sind Goethe und ich, sind Rembrandt und der nächstbeste Aussteller völlig gleich. Wieweit diese Gleichheit etwa bereits begonnen hat, das Niveau der Kunst und des Kunsturteiles zu drücken, würde allerdings einer baldigen näheren Untersuchung wert sein.

Dann aber kommt wiederum eine andere Seite der Sache. Was malen denn unsere Künstler gewöhnlich? Und was machen die Kollegen von der Plastik und Graphik? Landschaften, Genrestücke und dergleichen, also Kunstarten, in denen nur ausnahmsweise etwas Belangvolleres zutage kommt, deren Werke in der Gesamtwelt der Kunst eine unsäglich geringe Rolle spielen und so überaus wenig einem Bedarf entgegenkommen, am ehesten nur eben wohlhabenden Leuten aufgedrängt werden können — unter der Devise, daß sie doch etwas „für die Kunst“ tun müssen. Es soll einmal einen Mäzen gegeben haben, der Malern Bilder unter der Bedingung abkaufte, sie dann vernichten zu dürfen.

Allerdings spielt hier auch eine Schuld öffentlicher Mächte mit herein. Es wird nämlich zu wenig Gelegenheit für das geschaffen, was man kurz „Bedarfskunst“ nennen könnte. Es fehlt weit und breit an öffentlichen Aufträgen für mehr dekorative Kunstleistungen, in denen sich auch geringere Künstler ganz wohl ein unter Umständen sogar weitreichendes Verdienst erwerben können. Namentlich ist dabei an Außen- und Innenbemalung von Gebäuden zu denken, an Brunnen auf Straße, Platz und Hof, an Graphik samt Medaillenkunst zu festlichen Gelegenheiten und dergleichen mehr.

Außerdem sind die meisten Kunstwerke der Gegenwart nicht Ausdruck einer Weltanschauung, oder nur einer nicht eben hochstehenden, nicht eben fruchtreichen. Mit unseren Durchschnittserlen am Bach, mit unseren Quellnymphen und mit all dem konventionellen Gelichter und Gedunkler, das post und tändelt, aber nichts sagt, weil's nichts zu sagen hat, sollten wir uns doch endlich einmal schämen — schämen vor der Vergangenheit und Zukunft, vor dem, was man das Weltganze und seine natürlichen oder übernatürlichen Mächte nennen könnte, und nicht zuletzt vor Technikern, Ökonomen und sonstigen Berufsmenschen, die an ihre Leistungen und an deren Bedeutung für alle menschlichen Zusammenhänge doch einen anderen Maßstab anzulegen pflegen und berechtigt sind! Und gerade in der Kunst! Anderswo, selbst in der Wissenschaft, wiegt die nur eben korrekte Kleinarbeit sehr viel; in der Kunst wiegt sie mindestens dann herzlich wenig, wenn's nicht Bedarfskunst ist.

Und eines schönen Tages muß unsereiner in den Gerichtssaal, als Zeuge oder Sachverständiger oder als beides, soll in einem jener Kunstwertprozesse, die jetzt häufig zu werden scheinen, den Wert von Kunstwerken abschätzen helfen, und vertauscht so auf eine Weile die Theorie der Geschäftskunst mit der Praxis des Kunstgeschäftes. Man findet zum Beispiel Gemälde vorgeführt und bekommt die Frage vorgelegt, ob sie — sagen wir: je 200 Mark wert sind. Ja, was soll man da nur sagen? Wenn mich jemand, der nun einmal ebenso zum Künstlerberuf gerechnet werden muß, wie andere zum Techniker- oder

Digitized by Google

Richterberuf, vor einem der für solche Fälle typischen Bilder fragt, was er dafür begehren soll, zumal wenn ein üppigerer Käufer in Aussicht steht, so antworte ich ihm etwa folgendes:

„Begehren Sie nicht 200 Mark, sondern 2000 Mark oder meinetwegen 20 000 Mark! Ich werde mich riesig freuen, wenn Ihnen davon nur die Hälfte abgehandelt wird, und wenn Sie die andere Hälfte heimtragen können, um zuerst Weib und Kind besserzustellen und um zweitens Ihre Kunst besserzustellen. Aber ich würde Ihnen keinen Pfennig dafür geben und würde einem Mäzen, den ich eventuell beraten soll, auch nur dann einen Preis vorschlagen, wenn er sich für die Aussicht interessierte, Ihnen durch den Kauf Gelegenheit zu geben, daß Sie nun aus einem Künstler im urheberrechtlichen Sinn ein Künstler im künstlerischen Sinne werden. Ansonst werden Sie doch lieber gleich etwas anderes, vielleicht Drucker in einer lithographischen Anstalt, wo man sorgfältige Hände ganz wohl brauchen kann! Nicht auf Plus 200 Mark schätz ich Ihr Bild, sondern auf Minus 200 Mark. Das heißt: es sollten uns noch 200 Mark draufgezahlt werden, daß wir's anschauen — anschauen nicht etwa auf einer einsamen Insel in Urkultur, wo man nach „ein bißchen was" lechzt, sondern in unserer Überkultur, wo derlei zu Tausenden herumliegt! Nein, gegen jede Begünstigung solcher Mittelware, die man mit Ach und Krach vielleicht doch noch gerade auf 200 Mark schätzen kann, muß energisch Front gemacht werden. Aber wenn Sie schon einmal das Bild gemalt haben, zumal angeregt von anderer Seite, dann wiederhole ich, was ich Ihnen als meinen Wunsch gesagt habe, und bitte Sie, mich zu benachrichtigen, sobald Sie das Bild um womöglich 10 000 Mark angebracht haben. Ich werde mich aus den angeführten Gründen darüber gewaltig freuen." —

Das sind die beiden Pole, um die sich so viele Kunstprozesse in einer wohl niemals recht entscheidbaren Weise drehen: die Ansprüche für das, was nun einmal da ist, und die Beurteilung, welche ihm in einem höheren Zusammenhange gebührt. Viel Leid könnte gelindert, viel Kraft könnte gespart werden, wenn dabei nicht immer so verschiedenes durcheinandergebracht, und wenn genügend bedacht würde, daß die letzte Absicht all unseres Streitens doch einzig die sein darf: das Niveau der Kunst so hoch zu heben, wie nur immer möglich!

Hans Schmidkunz

Freizügigkeit

Die meisten „Gegensätze" im öffentlichen Leben rühren daher, daß sich gewisse „Praktiker" von Theoretikern und gewisse „Theoretiker" von Praktikern nicht belehren lassen wollen, obgleich die Theoretiker am besten wissen können, welchen Zielen die Entwicklung der Dinge zustrebt, und die Praktiker, wieviel Beharrungskraft in einem gegebenen Augenblick wirksam ist, den Fortschritt aufzuhalten. Praktiker wie Theoretiker handeln wider ihre natürliche Bestimmung, wenn sie nicht einander ergänzen, sondern ersetzen wollen, indem sie töricht genug sind, die Theorie durch die Praxis oder die Praxis durch die Theorie vergewaltigt zu wünschen. Es ist aber jedem möglich, praktische wie theoretische Dinge unbefangen zu würdigen, wenn ihm die Gegenstände eigenen Denkens oder Handelns kein Fetisch sind. Wie soll zum Beispiel einem, der

Digitized by Google

seinen Erwerb aus Quellen schöpft, die bald versiegen müssen, die Illusion nützen, daß sie nie versiegen würden? Sie wird ihm nur schädlich sein, indem sie ihn hindert, sich beizeiten nach Ersatz umzusehen, oder auch, das Ende vor Augen, zu wirken „solange es Tag ist".

Fragt man bloße Praktiker nach dem Werte der Freizügigkeit, so wird man die unterschiedlichsten Antworten erhalten. Dem einen dünkt sie ein Segen, dem andern ein Fluch, und manchem je nach den Umständen bald das eine, bald das andere. Wenn die Vertreter deutscher Landwirtschaft und Industrie auf dem vor einiger Zeit in Budapest abgehaltenen Kongreß mitteleuropäischer Wirtschaftsvereine sich gegen jegliche Beschränkung der Auswanderungsfreiheit österreichischer Staatsangehöriger aussprachen und sich über Hindernisse beschwerten, die die österreichischen Behörden der Anwerbung von Arbeitern zu bereiten suchen, so reimt sich das schlecht zusammen mit dem Bestreben dieser Kreise, die Freizügigkeit im eigenen Lande möglichst einzuschränken. Und wie Großgrundbesitzer und Großindustrielle die Freizügigkeit segnen, die ihnen billige Arbeitskräfte zuführt, aber die verfluchen, die sie ihnen wieder entführt, so segnen die nationalen Arbeiter genau umgekehrt die Freizügigkeit, die es ihnen ermöglicht, vom Orte hohen zum Orte niederen Lohndrucks zu strömen, verfluchen dagegen die, die ihnen ausländische „Lohndrücker" ins Land führt. Nach der sozialdemokratischen Theorie ist zwar die deutsche Arbeiterschaft durchweg für internationale Freizügigkeit, aber Max Schippel hat einmal in den „Sozialistischen Monatsheften" (im Septemberheft 1906) an einer großen Anzahl von Beispielen gezeigt, daß die Praxis der Arbeiterbewegung geneigt ist, immer wieder dagegen zu verstoßen. Im April 1900 beschloß zum Beispiel der deutsche Bergarbeiterverband auf einer Tagung einstimmig, die Reichsregierung zu ersuchen, „den Import fremdsprachiger ausländischer Arbeiter in die Bergreviere zu verbieten", angeblich deshalb, weil „die Unkenntnis der deutschen Sprache im Bergbau die Gefahren desselben wesentlich erhöht". Ähnlich haben oft deutsche Maurer Abwehrmaßnahmen gegen die Konkurrenz italienischer Arbeiter gefordert und die organisierten Seeleute Deutschlands protestierten im Jahre 1905 in einer Generalversammlung einmütig dagegen, „daß auf deutschen, vom Reiche subventionierten Schiffen Chinesen als Lohndrücker angestellt und dadurch die deutschen Seeleute, die Steuerzahler sind, von der Arbeit auf diesen Schiffen immer mehr verdrängt werden". Man verlangte, „daß die Verwendung von farbiger Mannschaft auf subventionierten Schiffen verboten wird".

Freizügigkeit ist im Grunde nichts anderes als Freihandel mit Arbeitskräften. Ist der Eigentümer der Ware Arbeitskraft nicht zugleich ihr Träger, so versteht sich das von selbst. Der Sklave darf über seine eigene Arbeitskraft nicht verfügen; er selbst ist nur Zubehör, das mit verkauft wird. Er bildet als Ganzes eine Sache, ein Gut; und der Markt, auf dem er feilgeboten wird, heißt deshalb nach ihm Sklavenmarkt, während die Wirtschaftswissenschaft in bezug auf den modernen Lohnarbeiter, der über seine Arbeitskraft, wenigstens formell, selbst verfügt, nur von einem Arbeitsmarkt spricht. In der Sklavenwirtschaft konnte es natürlich keine Freizügigkeit für den Sklaven, sondern nur für den Sklavenbesitzer geben.

Digitized by Google

An der Sache selbst änderte das nichts, nur nannte man den Kauf und Verkauf der Arbeitskräfte einen Handel, der mehr oder weniger frei sein konnte, während die Handelsfreiheit für Arbeitskräfte in der modernen kapitalistischen Wirtschaft Freizügigkeit getauft wurde.

Die Wirkungen freien Handels mit Menschenkräften in der Sklavenwirtschaft waren grauenhaft, sobald es mit seiner Hilfe möglich war, die Märkte zu überfüllen. Dann wurde der Sklave bei härtester Arbeit und dürftigster Ernährung in einer bestimmten Zeit im wahrsten Sinne des Wortes „amortisiert", das heißt zu Tode gearbeitet; denn dank dauernd starken Zufuhren auf dem Markte des menschlichen Arbeitsviehs war sein Preis so billig, daß es immer leicht erneuert werden konnte. Als aber zum Beispiel in der Sklavenwirtschaft des Altertums das Mittelmeergebiet gründlich ausgeleert und dadurch der Preis des Sklaven wegen seiner wirtschaftlichen Seltenheit auf eine Höhe gestiegen war, daß die Erneuerung viel kostete, da erheischten die Umstände eine pflegliche Verwaltung dieses Eigentums und die Begünstigung seiner Reproduktion durch Fortpflanzung. Infolgedessen wurde der Sklave auf den Possessorenvillen zum verheirateten Hörigen auf eigener Scholle. Es geht daraus hervor, daß der Sklavenwirtschaft die Neigung innewohnt, sich selbst aufzuheben. Dasselbe gilt von der feudal-kapitalistischen Hörigenwirtschaft der Neuzeit. Immer wies die leibeigene Bevölkerung bei nur geringer ehelicher Fruchtbarkeit eine gewaltige Kindersterblichkeit auf, so daß die Leibeigenschaft gerade das bewirkte, was sie verhindern sollte: einen Mangel an Arbeitskräften. Das mußte von selbst zur Einführung des Lohnsystems und zur Freizügigkeit führen, sobald dem Mangel nicht durch Zufuhr von außen mehr abgeholfen werden konnte.

Karl Marx hat freilich auch für den „freien Arbeiter" der modernen kapitalistischen Wirtschaft nur Hohn und Spott übrig. Er nennt die Bezeichnung „freier Arbeiter" ein Wort von bitterstem Doppelsinn; denn es bedeute einen Mann, „der als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Ware verfügt, der andrerseits andre Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen". Wäre es um den Lohnarbeiter ganz so schlimm bestellt, so hätte die „Bourgeoisie" mit ihnen nicht „massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte" schaffen können, „als alle vergangenen Generationen zusammen". („Komm. Manifest.") Gewiß begann die Freizügigkeit genau wie die Freiheit des Sklavenhandels. Sie bewirkte eine plötzliche Überfüllung aller industriellen Arbeitsmärkte und infolgedessen einen grauenhaften Raubbau an Menschenkräften, der aber rasch in dem Maße nachließ, als die Vervollkommnung der Transportmittel die Auswanderung nach überseeischen Ländern erleichterte und als auf dem platten Lande infolge der unaufhörlichen Landflucht ein Arbeitermangel um sich griff. Seitdem hat die Freizügigkeit den Durchschnittslohn menschlicher Arbeit im ganzen immer mehr gehoben.

Die Verdrängung der eingeborenen Bevölkerung überseeischer Länder und deren Neubesiedlung durch die weiße Rasse lehrt übrigens, welche Voraussetzungen gegeben sein müssen, damit die Freizügigkeit segensreich werden kann. Als in England das Feudalsystem überwunden war und der freie Zug der Bevölkerung vom Lande

Digitized by Google

in die Stadt begann, da dauerte es nicht lange, und der Zustrom war so stark, daß die Löhne und Arbeitseinkommen der alten städtischen Handwerker und Arbeiter in die Tiefe gerissen wurden. Eine allgemeine Verelendung, eine entsetzliche Erniedrigung ganzer Volksmassen, das war die erste Wirkung des Einbruchs ländlicher Barbaren in die Gebiete altstädtischer Kultur. Warum aber übte in den industriellen Oststaaten der nordamerikanischen Union eine massenhafte Einwanderung bis in die neueste Zeit nicht dieselbe Wirkung aus? Weil das riesige Hinterland jedes Überangebot auffaugen konnte. Aus dem Lohnarbeiter des Ostens konnte jederzeit ein freier Farmer des Westens werden, wenn der Lohn zu sinken begann, solange noch freies oder billiges Land im Überfluß vorhanden war. Im Westen aber verwandelte sich ganz von selbst der ehemalige ehrgeizlose, bedürfnisarme, knechtisch gesinnte osteuropäische Bauer oder Taglöhner in einen geistig geweckten, selbstbewußten, rastlos strebsamen freien amerikanischen Bürger. Heute wohnen in der Union immer noch erst durchschnittlich 12 Menschen auf 1 qkm (gegen 140 in England, 122 in Deutschland). Theoretisch ist also immer noch das platte Land in Amerika unbegrenzt aufnahmefähig für eine noch so starke Einwanderung aus Europa. Indessen klärt uns die letzte amerikanische Bevölkerungsstatistik darüber auf, daß zwischen den Jahren 1900 und 1910 von 2968 Grafschaften der Union nicht weniger als ein Viertel (760) eine Abnahme der Bevölkerung hatten, wie andrerseits viele Staaten nur dadurch zu einem Zuwachs der Einwanderungszahl kamen, weil gleichzeitig ihre städtische Bevölkerung bedeutend zunahm. Die neue Welt leidet also schon wie die alte an chronischer Landflucht. Jetzt bleiben auch die Einwanderer, die heute zu 80 vom Hundert aus Süd- und Osteuropa stammen, überwiegend in den Städten hängen, wo sie, nach Nationalitäten getrennt, sich in eigenen Vierteln absondern und hartnäckig an Sprache, Sitten und Gewohnheiten der Väter festhalten. Das ist der wahre Grund, weshalb neuerdings die amerikanische Gesetzgebung auf eine immer stärkere Beschränkung der überseeischen Einwanderung hinarbeitet.

Die Freizügigkeit wirkt ohne weiteres kulturfördernd, wenn sie Bevölkerungsüberschüsse nach Gegenden ableitet, wo der Boden nichts oder wenig kostet. Ihr schlimmster Feind ist daher die Bodenspekulation. Die großartige Vervollkommnung der Transportmittel im Maschinenzeitalter hat es der Freizügigkeit erlaubt, durch Erschließung immer neuen jungfräulichen Bodens die Wirkungen der Bodenspekulation in der ganzen europäisch-amerikanischen Kulturwelt abzuschwächen. Aber die jungfräulichen Böden über See beginnen knapp zu werden, und wenn es mit ihnen zu Ende gegangen ist, läßt sich neues Freiland nur durch eine Umwälzung der Grundbesitzverhältnisse in den Großgüterbezirken Osteuropas schaffen. Bis dahin können sich Einwanderungsbeschränkungen in Ländern mit hoher Kultur aus ähnlichen Gründen rechtfertigen lassen wie Schutzzölle.

Friedrich List, der Vater der deutschen Schutzzollbewegung, erkannte an, daß der „Weltgeist" die Tendenz habe, eine Gesamteinigung des ganzen menschlichen Geschlechts herbeizuführen und daß daher allgemeiner Freihandel das Endziel aller wirtschaftlichen Entwicklung sein müsse. Diese theoretische Erkennt-

Digitized by Google

nis hinderte ihn nicht, als Praktiker einzusehen, daß unter zwei Kulturvölkern freie Konkurrenz für beide nur dann gut tun kann, wenn beide sich auf einem ungefähr gleichen Standpunkt der industriellen Bildung befänden, und „daß eine durch unglückliche Schicksale in Industrie, Handel und Schiffahrt weit zurückgebliebene Nation sich allererst durch eigene Kraftanstrengung befähigen müsse, mit weiter vorgerückten Nationen freie Konkurrenz zu halten". Bei Einwanderungsbeschränkungen handelt es sich umgekehrt um den Schutz eines Landes mit hoher materieller Kultur gegen ein Land mit niederer materieller Kultur, weil dieses die billigeren Arbeitskräfte wie jenes die billigeren Waren hervorbringt. Der Einfluß billiger Arbeitskräfte kann wie die billigere Ware große Bevölkerungskreise zugrunde richten, wenn diesen nicht Zeit gelassen wird, sich an den plötzlich aufgetauchten neuen Wettbewerb zu gewöhnen. Schutzzölle wie Einwanderungsbeschränkungen sind daher als vorübergehende Einrichtungen gerechtfertigt, wenn sie dazu dienen, durch einen allmählichen Ausgleich zwischen den Produktionsverhältnissen zweier Länder die verheerenden Wirkungen eines plötzlichen Ausgleichs zu vermeiden.

Otto Corbach

Reisebekanntschaften

Sonne um und um, vor dem goldburchwirkten Blau reckt sich die graue Koppe trutzig in die Höh. Eine Viertelstunde Steigung noch und die Menschenscharen, die von Nord und Süd zur Riesenbaude hinaufgestiegen sind, haben ihr Ziel erreicht.

„Ansichtskarten gefällig? — Veilchensteine, Stück zehn Pfennig! — Einen Bergstock, gnädige Frau? — Andenken von der Schneekoppe?"

Während die ganz Jungen unter den Wandersleuten mit großen Schritten an den Verkaufsbuden und ihren Schätzen vorübergehen, um so bald wie möglich das Ziel zu erreichen, bleiben drei Berliner Ehepaare zurück, mustern, suchen und kaufen Ansichtskarten. „Aber an Meyers müssen wir doch auch — ach, bitte, Fräulein, noch eine, nee, zwei Wintermondscheinkarten; oben sind sie ja doch teurer. Und noch die da, die bunte — wißt ihr: für Köppers."

„Wünschen die Damen die Karten abgestempelt? Mit dem Schneekoppenstempel?"

Drei offene Münder in drei roten, runden Gesichtern. „Och, den Koppenstempel, den kriegt man schon hier drauf? Männe! Männe!! — Männe!!!"

Die drei Männes wenden sich um. „Denkt man bloß, wir brauchen gar nicht bis oben! Sie machen den Koppenstempel schon hier drauf!" Und die Weiblichkeit strahlt sich und strahlt „Männe" an. Nicht ganz so beseligt, aber offensichtlich doch auch befriedigt, lenken die drei Eheherrn die Schritte zu den Wirtstischen der Riesenbaude zurück. Es ist nur einer unter ihnen, der etwas zögernd sagt: „eigentlich . . ."

Eine Bank im Kurpark. Auf der Bank eine elegante Dame, daneben ihr Hund, der die Zunge aus dem Halse hängen läßt, mit dem Kopfe zuckt und ruckt, vorgequollene Augen hat und leise winselt. Er trägt sein rotes, goldgesticktes Halsband so eng umgelegt, daß die langen, nach vorn gepreßten Halshaare als gesträubter, dicker Kranz sein gequältes Hundegesicht umstarren. Die Dame liest. Der Hund jault, zuckt, ruckt, quiekt. „Gnädigste entschul-

Digitized by Google

digen, aber das Halsband des Hundes ist zu eng. Bei der Hitze!"

Ein kühler Blick streift mich, die Dame liest weiter. Ich bücke mich und schnalle das Halsband etwas weiter. Ein vergnügter Sprung, ein dankbares Wedeln.

„Joli, komm her!" Sehr scharf klingt das. Joli gehorcht und springt zu seiner Herrin auf die Bank. Und beginnt dann zu winseln und sich zu sträuben: das Halsband wird wieder enger geschnallt, bis der Haarkranz wieder hoch und albern das geängstigte Hundegesicht umstarrt.

„Es steht ihm so besser", erläutert die Dame kurz zu mir, und liest weiter.

„Die Leute hier kochen doch immer ganz vorzüglich", konstatiert die Dame am Nachbartisch befriedigt. Und während die Tafelrunde das bestätigt, prügelt sie ihre Kinder, weil sie die Ellbogen auf den Tisch gelegt hatten.

„Feine Formen muß der Mensch doch haben, nicht wahr?" sagt sie derweil zu den Erschreckten am Tisch, „darauf halte ich am allermeisten. Takt, sage ich, immer zu meinen Kindern, Takt! Und wir als Bürgermeisters, nicht wahr, wo die andern Honoratioren doch immer auf einen achten!"

Die fleißige Wirtin tritt an den Tisch der Sommerfrischler und fragt freundlich-bescheiden, ob das Abendessen auch geschmeckt habe.

„Sehr gut", sagt die Bürgermeisterin gnädig. „Wissen Sie, wenn man so einen Ausflug gemacht hat, wie wir heute, da kann einem das schlechteste vorgesetzt werden, schmecken tut's doch."

A. Reichert

Zur Strafgesetznovelle

Am 5. Juli d. J. ist die Strafgesetznovelle in Kraft getreten. Sie mildert eine Anzahl von Bestimmungen des Strafgesetzbuchs, insbesondere bei Vermögensdelikten, weil sie sich in der Praxis als zu hart erwiesen hatten. Hier kommt namentlich in Frage die Entwendung geringwertiger Gegenstände aus Not, die Entwendung von Feuerungsmaterial und Hausbedarfsgegenständen bei geringem Werte u. a., was früher als Diebstahl nur mit Gefängnis bestraft werden konnte, jetzt aber auch mit Geldstrafe belegt werden kann.

Die übergroße Härte der bisherigen strafgesetzlichen Bestimmungen, die nunmehr gemildert sind, war schon seit Jahrzehnten in der Praxis empfunden, und man fragt sich mit Recht: Hätte nicht schon längst menschliches Mitgefühl den Gesetzgeber veranlassen sollen, die Strafmilderungen einzuführen, und mußte er nicht, nachdem er die Notwendigkeit solcher Milderungen erkannt, sie viel schneller durchführen, als dies geschehen ist, zumal da er die Härten selbst geschaffen hatte?

Freilich spielte die Gefängnisstrafe lediglich als Freiheitsentziehung bei den leichteren Verfehlungen gegen das bisherige Gesetz keine Rolle, denn eine Freiheitsstrafe von einem Tage oder von wenigen — wie sie meist durch Urteil ausgesprochen wurde — wird leicht überwunden. Aber wer in seiner Praxis als Richter die steten Bitten, die Straftat durch Geldstrafe büßen zu können, nicht gefühllos gehört hat, wer es ständig wahrnimmt, welche Mühe sich ein großer Teil der zu Geldstrafe Verurteilten — gerade auch in den sogenannten niederen Schichten — gibt, um eine Geldstrafe selbst in den geringfügigsten Raten allmählich abzutragen, nur

Digitized by Google

um nicht ins Gefängnis zu kommen, der weiß zu beurteilen, als welch schwere Demütigung die Verurteilung zu einer Gefängnisstrafe, mochte diese noch so geringfügig sein, vielfach empfunden wird. Und häufig genug haben Schöffenrichter bei Schuldigen, die aus Leichtsinn oder Not eine geringfügige Sache entwandt, alles eingestanden und wieder ausgeglichen hatten, sich gefragt, ob es denn wirklich im öffentlichen Interesse lag, neben allen Strafen, die der Schuldige innerlich durchgemacht, neben allen Nachteilen, die er sonst erlitten, ihm auch diese Demütigung noch aufzuerlegen. Denn verhindert oder vermindert werden solche Verfehlungen durch die Schärfe der strafgesetzlichen Bestimmungen nicht. Die Schwierigkeiten, die Änderungen der Gesetzgebung erfahrungsgemäß machen, können allein das langsame Vorgehen der Gesetzgebung nicht entschuldigen. Wenn man schon acht Jahre nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs sich dazu entschlossen hat, die Haftung des Tierhalters zu mildern, um wieviel mehr mußte das Bedürfnis nach Änderung zu scharfer Bestimmungen bei einem Gesetz sich geltend gemacht haben, das über dreißig Jahre älter ist als das Bürgerliche Gesetzbuch!

An wem die Schuld liegt, das soll hier nicht untersucht werden. Vielleicht darin, daß gerade die Schöffenrichter, die vielleicht am meisten in der Praxis mit den Bestimmungen in Berührung kommen, nicht laut genug ihre Stimme nach Änderungen erhoben.

Auch muß man von den zuständigen Stellen verlangen, daß häufiger und eingehender bei Strafgesetzen kontrolliert wird, wo zu große Härten vorhanden sind.

Der Entwurf zum Strafgesetzbuch sieht eine Bestimmung vor, daß in besonders leichten Fällen der Richter auf Straffreiheit erkennen kann. Vielleicht wird es sich bei der Unsicherheit, wenn das neue Strafgesetzbuch in Kraft tritt, empfehlen, diese Bestimmung schon jetzt in Kraft treten zu lassen. Eine Mehrheit wird sich dafür im Reichstag unschwer finden. K

Vom dänischen Nationalismus

weiß Erich Liliental in einem Aufsatze der „Dokumente des Fortschritts“ (V, 1) sehr viel Rühmenswertes zu berichten:

„Die Einheitlichkeit des dänischen Nationalgefühls ist verblüffend und für jeden sein eigenes Vaterland liebenden Ausländer die wertvollste Erfahrung, die er von einer Studienreise in die Heimat mitbringen kann. Es ist eine der interessantesten Aufgaben, dem Werden dieses so in sich abgeschlossenen und doch gleichzeitig für alle ausländischen Anregungen so empfänglichen dänischen Nationalgefühls nachzugehen und zu zeigen, wie es bisher noch jedesmal möglich wurde, ausländische Einflußwellen, so mächtig sie auch waren, völlig zu absorbieren und aus ihnen eine Bereicherung des dänischen Wesens zu ziehen. Die Dänen sind dadurch die geschicktesten Nutznießer der europäischen Kultur geworden, ohne sich ihren Nationalcharakter durch falschen oder übertriebenen Kosmopolitismus verwaschen zu lassen. Sie werden von Tag zu Tag mehr dänisch, ohne dadurch geistig zu verarmen. Ihr Volksbewußtsein ist so stark mit ihrer ganzen Existenz verwachsen, es ist eine so selbstverständliche Sache geworden, daß sie im großen und ganzen darauf verzichten können, durch irgendeine

Digitized by Google

Form von Hurrapatriotismus nichtzuverlässige Elemente bei der roten Fahne mit dem weißen Kreuz zu halten. Die Liebe zur Heimat wird ohne Lärm und Geschrei automatisch durch die immer weitergehende Vertiefung der staatsbürgerlichen Bildung in allen Schichten gestärkt.

Jeder Däne kennt Dänemark. Er kennt es mit seinen Einrichtungen und seiner Geschichte. Ihm ist die Vergangenheit und Gegenwart seines Landes ein persönliches Erlebnis und er fühlt sich nicht als ein namenloses Menschenwesen unter ein paar Dutzend Millionen, sondern eben als ein Däne, das heißt als eine höchstens durch eigenes Verschulden für seinen Volkskreis ganz entbehrliche Existenz. Er fühlt sich im Staatsgetriebe gezählt und gewogen, und es ist ihm als etwas Selbstverständliches ins Bewußtsein gehämmert, daß, wie wenig er auch mitrechnen mag, es doch unter Umständen kommen kann, daß sein kleines Ich die Wage zum Ausschlagen bringt. Ein Gefühl in dieser Stärke und von dieser Bewußtheit fehlt in den großen Ländern mit ihren unzähligen Namenlosen und ihrem Menschendünger heute noch und muß so lange fehlen, als die staatsbürgerliche Erziehung den Menschendurchschnitt nicht auf eine weit höhere Stufe gehoben hat.

Auch in den Weltreichen lernen die Kinder Heimatgeschichte und die Namen der Helden, die neue Blätter zum Ruhmeskranze ihres Volkes fügten. Der Namen und der Taten sind sicherlich hundertmal mehr als im kleinen Dänemark. Aber intensivere und lebendigere Eindrücke empfangen die dänischen Kinder. Die historischen Persönlichkeiten erscheinen weniger schattenhaft, weniger ins Übersinnliche verschoben, sie thronen nicht auf unerhörten Höhen, sie sind vor allem, bevor man das Heroische ihrer Taten hervorhebt, Menschen, echte Menschen, Menschen von gleichem Schlag wie Vater oder Mutter, nur von größerem Maßstabe. In Deutschland, in England und vor allem in Frankreich begeht man immer wieder von neuem, trotz aller historischen und literarischen Schatzgräbereien, den Fehler, große Männer den Kindern als Halbgötter darzustellen. Wirklich an sich schon riesenhafte Persönlichkeiten werden ins Gigantische, Übermenschliche verzerrt, und dadurch wird der Jugend das wirklich Lehrreiche beim Studium der Geschichte heldenhafter Menschen, der psychologische Einblick in das Wachsen des Genies verdorben.

In den Weltreichen wird die Geschichte von gestern sofort ein Museumsgegenstand. Man bestaunt und verehrt sie und entfremdet sich ihr nach und nach, soviel man auch von ihr spricht. Die Dänen dagegen halten sich in allen Zweigen ihres Bildungswesens von einer Museumskultur fern. Sie halten ihre Vergangenheit lebendig und bisher ist ihnen kaum ein Stück ihrer nationalen Geschichte völlig verdorrt."*

Verheiratete Lehrerinnen

Die Frage, ob verheiratete Lehrerinnen im öffentlichen Schuldienste wirken dürfen, hat in der letzten Zeit die Geister besonders lebhaft bewegt und ist auch von mehreren großen Versammlungen be-

* Die staatsbürgerliche Erziehung in Dänemark behandelt Chr. Gröndahl in einem von der „Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung" herausgegebenen Bändchen (Verlag Teubner).

Digitized by Google

handelt worden. So 1904 im Anschluß an den internationalen Frauenkongreß in Berlin und hier mit dem Ergebnis, daß sich die Mehrheit der Diskussionsrednerinnen für die Zulassung der verheirateten Frau zum Lehrerinnenberuf aussprach. Bei dieser Gelegenheit aber waren die Deutschen in der Minderheit. Die organisierten deutschen Lehrerinnen befaßten sich später mit der Frage: der Verband deutscher Volksschullehrerinnen forderte seine Zweigvereine zu Beratungen über sie auf und veröffentlichte dann das Ergebnis der Abstimmungen in einem Flugblatt. Dabei stellte sich heraus, daß nur ein sehr kleiner Teil der deutschen Lehrerinnen Zuständen zustrebt, die allerdings im Auslande herrschen.

Für die Berechtigung der Lehrerinnen, auch nach der Verheiratung im Amte zu bleiben, werden die allerverschiedensten Gründe geltend gemacht. So werden volkswirtschaftliche und sozial-ethische in engem Zusammenhange herangezogen. Die wirtschaftliche Entwicklung hat ja tatsächlich viele Frauen gezwungen, Geld zu verdienen. Die Statistik zeigt deutlich, daß auch die Erwerbsarbeit der Ehefrauen zunimmt, und so fragt man denn: Heißt es nicht, sich der wirtschaftlichen Entwicklung in den Weg stellen, wenn man das Eheverbot für die Lehrerin aufrecht erhält? Ist es nicht, volkswirtschaftlich angesehen, eine Verschwendung, den Frauen erst eine gediegene Berufsbildung zu geben und ihnen dann die Verwertung dieser Bildung unmöglich zu machen? Man weist weiter darauf hin, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse die Eheschließungen immer mehr erschweren, und meint, daß die Heiratserlaubnis für die Lehrerinnen frühzeitige Eheschließungen befördern und damit heilsam auf die sittlichen Zustände des Volkslebens wirken könnte.

Auch rassenhygienische Gründe werden angeführt: Bei den Anforderungen, die der Lehrberuf stellt, werden sich ihm in der Regel nur geistig besonders gut veranlagte Persönlichkeiten zuwenden. Sollen gerade die geistig hochstehenden Frauen, fragt man, die zudem durch ihre pädagogische Ausbildung ganz besonders zum Mutterberufe vorgebildet sind, von der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes ausgeschlossen werden?

Weiter werden Gründe des Persönlichkeitsrechtes und zugleich allgemein rechtliche Gründe verfochten. Widerspricht es nicht dem Selbstbestimmungsrechte der Lehrerin, daß sie in einer Frage, die über ihr innerstes persönliches Leben und über die äußere Gestaltung ihres Schicksals entscheidet, von Gesetzen und Verordnungen bevormundet wird? Und ist es überhaupt juristisch zu rechtfertigen, daß einer bereits auf Lebenszeit angestellten Lehrerin ihr Amt wieder abgesprochen wird, wenn sie sich verheiratet, während dem Manne die Verheiratung in seiner beruflichen Laufbahn keine Hindernisse bringt?

Endlich werden auch pädagogische Gründe ins Feld geführt. Eine Fürsprecherin der verheirateten Lehrerin bewertete die Mutterschaft als den größten Gewinn für die Volkserziehung. „Wenn man in dem verheirateten Lehrer dem unverheirateten gegenüber im allgemeinen den berufenen Erzieher sieht, so muß das noch mehr bei der Frau stimmen. Kein Mensch kann den Wert des Kindes so hoch einschätzen, wie eine Mutter, darum kann auch niemand die Verantwortung ihm gegenüber stärker empfinden, als sie. Selten hat jemand so tiefe Einblicke in das kindliche Denken und Emp-

Digitized by Google

finden, darum ist sie vor allen anderen berufen, an der Kindererziehung unsres Volkes zu arbeiten."

Man kann all diese Gründe durchaus ernst nehmen und dennoch zu der Überzeugung kommen, daß sie für unsre deutschen Verhältnisse deshalb nicht den Ausschlag geben, weil sie zu reichlich Theorie vortragen und die Praxis nicht genügend beachten. Untersuchen wir die Gründe, betonen wir aber schon hier, daß auch mit ihrer Widerlegung die Forderung nach verheirateten Lehrerinnen noch *nicht* als sinnlos abgetan wurde.

Die Verwertung der *Berufsstatistik* ist anfechtbar. Gewiß steigt die Zahl der verheirateten berufstätigen Frauen; aber die hauptberuflich Erwerbstätigen gehören doch wesentlich dem Arbeiterstande an; in den Kreisen, aus denen die Lehrerinnen gewöhnlich stammen, ist hauptberufliche Erwerbstätigkeit noch eine große Ausnahme, und wenn nun gesagt wird: Gerade, weil die Arbeiterfrauen mit verdienen, sind dort frühe Eheschließungen möglich; sie müssen auch im Mittelstande wieder Sitte werden, wenn unser Volksleben gesunden soll, und dazu muß die Frau des Mittelstandes auch in die Erwerbsarbeit eintreten, — so sind doch wohl einige zweifelnde Fragen erlaubt. Sind die Verhältnisse, die die Berufstätigkeit der Arbeiterfrauen für das Familienleben weiter Schichten unseres Volkes geschaffen hat, wirklich derart, daß man sie auf den Mittelstand übertragen sehen möchte? Sie würden hier natürlich andere Formen annehmen; aber würde die Erwerbstätigkeit der Frauen der gebildeten Stände nicht vielleicht nur dazu helfen, die Zustände, die die späten Eheschließungen doch zum großen Teil verschulden, — die hochgeschraubten Ansprüche an Lebensgenuß und Luxus — noch zu steigern? Sollte es nicht einen weit größeren Gewinn für die Gesundung des Volkslebens bedeuten, wenn junge Paare sich eine frühzeitige Eheschließung ermöglichen durch entschlossene Vereinfachung ihrer Lebensführung?

Ebenso läuft bei den *rassenhygienischen* Gründen, die ins Feld geführt werden, doch wohl viel Täuschung über die wirklichen Verhältnisse mit unter, gerade vom rassenhygienischen Standpunkte aus lassen sich starke Bedenken gegen die Berufstätigkeit der Frauen nicht unterdrücken. Natürlich werden viele geistig hochstehende weibliche Wesen durch ihren Beruf von der Ehe zurückgehalten. Würden sie aber, wenn sie in der Ehe beruflich arbeiteten, noch fähig sein, ihre wertvollen persönlichen Gaben weiterzuvererben? Tiefe geistige Bildung und ein reiches Innenleben sind ganz gewiß eine sehr wünschenswerte Ausrüstung für die künftige Mutter; aber es müssen dann auch in der Zeit, wo die Frau Mutter werden soll, alle persönlichen Kräfte ihres Wesens dieser einen großen Aufgabe zur Verfügung stehen, ein Zwang der Mütter zu intensiver geistiger und seelischer Berufsarbeit, wie das Lehramt ihn mit sich bringt, könnte vielleicht die kommende Generation noch schwerer schädigen, als der Zwang zu anstrengender körperlicher Arbeit bei der verheirateten Fabrikarbeiterin leider sehr häufig tut.

Wenn man dann weiter sich auf das *persönliche Selbstbestimmungsrecht* beruft und juristisch spitzfindig behauptet, die Verheiratungsklausel widerspreche dem Begriff der festen Anstellung, so verschließt man sich gegen die natürliche Verschiedenheit der Pflichten, die die Gründung einer Familie für Mann

Digitized by Google

und Frau mit sich bringt. Die Ehe läßt nun einmal die Frau nicht so frei für die Pflichten des Amtes wie den Mann. Nicht so sehr die Anforderungen der Hauswirtschaft, — hier mögen die technischen Fortschritte noch manche Entlastung bringen —, die Pflichten der Kindererziehung bedeuten einen neuen Beruf für die sich verheiratende Frau, um dessentwillen sie den bisherigen aufgeben muß, genau so, wie der festangestellte Lehrer bei einem Berufswechsel auch sein Amt niederlegen müßte. Dabei von einer Einschränkung der persönlichen Freiheit reden, heißt übertreiben. Lehrerinnen brauchen ja bekanntlich kein Nonnengelübde abzulegen; sie können, wenn die Frage der Ehe an sie herantritt, sich genau so frei entschließen wie jedes berufslose junge Mädchen. Ist aber die Freiheit der Entschließung durch die wirtschaftliche Lage eines jungen Paares beeinträchtigt, so teilt die Lehrerin das Schicksal von vielen andern vermögenslosen jungen Mädchen, die meist wie sie Angehörige des gebildeten Mittelstandes sind; vielleicht aber hat gerade sie vor vielen anderen einen Vorzug voraus. So schwer ihr der Beruf in der Zeit oft werden mag, wo eine große Lebensenttäuschung durchzukämpfen ist, er hilft ihr doch schließlich leichter darüber hinweg, als sie ohne ihn darüber fortgekommen wäre. Wollte man aber, um den vermögenslosen Töchtern des Mittelstandes die Eheschließung zu erleichtern, den Lehrerinnen das Recht geben, im Berufe zu bleiben, so ist schwer zu sagen, ob Familie oder Schule schwerer dadurch geschädigt würde: ganz sicher aber würde, von wenigen besonders leistungsfähigen Ausnahmen abgesehen, die Frau selbst von der doppelten Pflichtenlast den allerschwersten Schaden davontragen. Die Vereinigung von Beruf und Ehe würde einen Raub an der deutschen Frauenkraft bedeuten, den man nicht mit dem Hinweis auf das Ausland, wo sie allerdings zum Teil gestattet ist, rechtfertigen kann. Es muß doch wohl in tiefliegenden Verschiedenheiten der Volkssitten begründet sein, daß diese Vereinigung sich unangefochten anscheinend nur in nichtgermanischen Ländern behauptet, in Frankreich, Belgien, Italien und Ungarn, während in germanischen Ländern immer wieder Bedenken dagegen auftauchen. So schwankt man in Österreich fortwährend hin und her. In der Schweiz finden sich verheiratete Lehrerinnen fast nur in den Frankreich benachbarten Kantonen, in der Hauptsache auf dem Lande, wo die Lehrerin dann sehr oft mit dem Lehrer verheiratet ist. Die Städte mit hochentwickeltem Schulwesen stellen in der Regel keine verheirateten Lehrerinnen an. Ebenso bestimmt in Holland, in England, ja, sogar in dem freien Amerika immer wieder bald diese, bald jene Gemeinde, daß die Lehrerinnen bei der Verheiratung das Amt niederzulegen haben.

Nun endlich die pädagogischen Gründe, die für die Vereinigung von Lehrberuf und Ehe ins Feld geführt werden. Sie sollen keineswegs unterschätzt werden; aber man soll sich auch hier wieder vor Übertreibungen hüten und den Blick für die Wirklichkeiten des Lebens offen behalten. Echte Mütterlichkeit entspringt einer Naturanlage, die, wie jede Anlage, in verschiedenem Grade verteilt ist. Darum kann sie sich entfalten auch ohne physische Mutterschaft, und sie wird nicht unausbleiblich durch diese erweckt. Junge Mütter aber werden in der Regel ihre Mütterlichkeit zunächst den eignen Kindern zuwenden und sie tun recht daran. Aber,

Digitized by Google

wenn die Kinder allmählich heranreifen, wenn sie selbständiger und unabhängiger von der mütterlichen Fürsorge werden, dann in der Tat können andre Verhältnisse eintreten, die die Zulassung auch der verheirateten Frau zum Lehrerinnenberuf möglicherweise wünschenswert erscheinen lassen können. Die Frau kann jetzt ohne Verletzung ihrer nächsten Pflichten ihre Tätigkeit auf einen größeren Kreis erstrecken. Viele wenden sich dann sozialer Arbeit zu, ebenso gut könnten frühere Lehrerinnen ihre pädagogischen und praktischen Erfahrungen dann wieder in der Schule verwenden. Man denke, wie wertvoll solche Erfahrungen etwa für den Unterricht der Mädchenfortbildungsschule werden können! Man ist fast überall in Deutschland bereit, verwitwete Lehrerinnen wieder anzustellen. Warum soll man nicht auch Frauen wieder anstellen, die noch verheiratet sind, wenn besondere Umstände dafür sprechen?

So betonen wir: alle in den vorhergehenden Ausführungen ausgesprochenen Bedenken richten sich allein dagegen, daß der Lehrerin das unbedingte Recht zugesprochen wird, sich im Amte zu verheiraten. Das würde zu Mißständen führen, weil es Elemente zum Lehrberuf verlocken würde, die dieses Recht mißbrauchen könnten. Ganz unbedenklich aber wäre es, die pädagogisch wertvolle Kraft einer verheirateten Frau in besonderen Verhältnissen auch der Schule nutzbar zu machen. Und vielleicht ist es nur eine bedauerliche Folge der übereifrigen Agitation für die verheiratete Lehrerin, daß das gerade jetzt so außerordentlich selten geschieht.

Franziska Ohnesorge

Buch und Vorlesung

Der Kunstwart hat (in Heft 17 dieses Jahrgangs) Fichtes Ansichten gegen die Vorlesungtätigkeit der Professoren zitiert. Über alle Wissenschaftzweige, meint Fichte, gibt es genug Bücher, die man lesen kann; wozu also noch eine Vorlesung über denselben Stoff? Sie schadet eher, denn die Studierenden verlassen sich nun lesend auf das Hören, hörend auf das Lesen und betreiben keins von beiden ordentlich; was herauskommt, ist Halbbildung. Zudem sei der lesende Lernende in seiner geistigen Beweglichkeit frei, könne abbrechen, zurückblättern und -schauen und wiederholen, wann er wolle, während dem Hörer in seinem „leidenden Hingeben" der Trieb zur eignen Tätigkeit vernichtet werde. So werde durch Gebrauch des Notmittels der Vorlesung auch noch der des wahren und besseren Mittels verdorben.

Solche Gedanken Fichtes bilden das ständige Repertoire einer Anzahl reformierend Gesinnter noch heute.

Aber mir scheint, wenigstens für unsere Tage stimmt schon die Voraussetzung ganz und gar nicht, wie denn der ganze Universitätenplan Fichtes nicht mit Wirklichkeiten sondern mit Phantasiegebilden rechnete. Zunächst, es gibt heute keineswegs für alle Wissenschaftzweige genügende Lehrbücher. Und lange nicht für alle genügt überhaupt ein Lehrbuch. Das leuchtet wohl jedermann ein, wenn man an Lehrgegenstände erinnert, die durch Experimente am deutlichsten werden. Der Riesenbetrieb der Naturwissenschaften würde veröden, wenn wir ihn auf Bücherlesen allein stellen wollten. Jedoch auch in andern Fächern ist das für Auge und Ohr dargebotene Beispiel und

Digitized by Google

seine Interpretation von unersetzlichem Wert: für Kunstwissenschaft, Musikwissenschaft, Literaturwissenschaft. Für andere Geisteswissenschaften liegt das Problem verwickelter. Fragt man etwa nach einem Lehrbuch der Geschichte, so bieten sich von Ranke, Treitschke und den Früheren bis zu Lamprecht, Schäfer und Ed. Meyer zahllose Werke an. Welche soll der Lernende lesen? Etwa alle? Und welchen glauben? Etwa auch allen? Nun will der Studierende aber gar nicht allein Inhalte kennen lernen, sondern vor allem Methoden. Es gibt auch Methodenlehren in Buchform, aber auch die besten genügen bei weitem nicht. Ohne persönliche Berührung ist da nichts Ersprießliches zu finden. Der natürliche Weg für freie Leute wird da wohl der sein, erst durch Vorlesungen Männer und Denkweisen kennen zu lernen, und dann sich in eine bestimmte Form hineinzuarbeiten. Auf andern Gebieten ist nun gar Stoff und Methode von der Individualität des Lehrenden abhängig. Wer etwa bei Ebbinghaus Psychologie gelernt hatte, mußte bei Lipps das berechtigte Gefühl haben, etwas völlig Neues zu lernen, wenn er wiederum „Psychologie hörte". Beide haben Bücher geschrieben, aber mindestens die des einen dieser beiden bedeutenden Dozenten sind für Anfänger überhaupt kaum lesbar. Endlich: in Wahrheit kann vieles, oft das Wichtigste von dem, was ein Lehrer im mündlichen Vortrag vorbringt, nie in gedruckte Bücher übergehen. Das klingt übertrieben, ist aber doch wohl buchstäblich richtig. Wie viele Professoren bedürfen ihrer ganzen Anlage nach des anregenden Fluidums, das von einer Hörerschaft ausgeht, um ihre besten Gedanken und für ihre Gedanken eine beste Form zu finden, welche das Wesentliche auch den Hörern „aufgehen" macht. Wieviel Wiederholen, wieviel Umformen, wieviel Hin- und Herwenden der Gedanken im Wechsel des Standpunktes und der Beleuchtung vermag ein Sprechender zu leisten, der sich in innerem Zusammenhang mit seinen Hörern weiß. Derselbe Mann aber kann dürftig oder ermüdend wirken, wenn er die Resultate eines solchen geistigen Schaffens zu Papier bringt. Man wende nicht ein, daß Stenogramme gedruckt werden könnten. Es müßten erstens dann jedes Jahr neue gedruckt werden, da ein schaffender Darsteller jedes Jahr neue Formen fände, zweitens würde niemand die Kosten eines so teuren Verfahrens tragen, und endlich würden die Stenogrammdrucke auch noch langweilig und unordentlich, oft nicht recht benutzbar sein, da ihnen die innere Beziehung der Teile aufeinander, die Proportionen der Redestärke, die Gestik, die Persönlichkeit fehlen würde. Die lebendige Wirkung eines persönlichen Vortrags ist nicht zu ersetzen, es sei denn, man verlange als Ergebnis nichts mehr, als daß der Hörer ein paar dürftige Begriffe und etwas Systematik „intus" habe. Wir dagegen messen dem erlebten Wissen, das uns tief innerlich berührt hat, den größten Wert bei, auch wenn daraus noch kein „Können" geworden ist. Bezeichnenderweise fordern die angesehensten Volkhochschulen von ihren Lehrern vollkommen freie Rede!

Die Abneigung gegen die „Vorlesungen" beruht heutzutage wohl auch nicht mehr auf Erfahrungen, die man bei lebhaften, geistvollen, persönlich bedeutenden Lehrern gemacht hat, sondern auf Erfahrungen bei den andern. Aber man

Digitized by Google

muß sich vor Augen halten, daß die Vorlesungen abschaffen hieße die Universitäten abschaffen. Und mit ihnen den gewaltigen Gewinn, den der Ortwechsel und das Halbselbständigwerden für die Studierenden mit sich bringt. Ohne Vorlesungen brauchte man nur noch Bücher, Institute und — eine übergroße Zahl von Prüfungen und Examinatoren. Die schlimmsten Mißstände des heutigen Examenwesens würden dann noch um das Vielfache überboten werden. Die Universitäten würden ihre wichtige Kulturaufgabe als Stätten freier Bildungmöglichkeiten fallen lassen und nur noch enge, binnen kurzem in Pedanterie versumpfende Fachschulen sein. Eine große Zahl der besten und innerlich berufensten, die heute studieren, würden nicht studieren können, der gesamte Zusammenhang zwischen Leben und Wissenschaft würde empfindlich gelockert werden. Und selbst die im Studium Verbleibenden würden des bedeutenden Vorteils entbehren, sich mit wissenschaftlichen Persönlichkeiten und Gedankengängen bekannt machen zu können, ohne gleich in ein Schulverhältnis zu treten.

Nun gibt es freilich Vertreter einer sich sehr hoch und streng dünkenden Auffassung vom Wesen der Wissenschaft, denen „nichts greulicher ist als die Halbbildung", — ein Zustand, von dessen Trägern man in solchen Fällen zu behaupten pflegt, daß sie sich spreizten und breit machten, „das große Wort führten" und die Wissenschaft „diskreditierten". Einmal zugegeben, daß einige Arten von Halbbildung nicht zu den erfreulichsten Erscheinungen der Weltgeschichte gehören, so können wir doch nicht verkennen, daß es nur Wenige sind, die gerade auf Grund solcher Halbbildung eine verderbliche Macht entfalten. Sie diskreditieren die Wissenschaft kaum ärger als sich die Wissenschaft in praktischen Dingen oft selbst diskreditiert. Aber vor allem: an der Entstehung ausgebreiteter Halbbildung trägt die Universität selbst den größten Teil der Schuld; nicht weil sie zu viel, sondern weil sie zu wenig Vorlesungen bringt, die einem nicht fachmäßig intendierten Verständnis angepaßt sind, weil sie also zu wenig organisiert ist. Fördert schon eine zu beträchtlichem Teil gefährlich fahrlässige oder schief angelegte populär-wissenschaftliche Buchliteratur die Halbbildung kräftig, so würde ihr durch Wegfall der Universitätvorlesungen geradezu der denkbar größte Vorschub getan.

Es wird im ganzen also dabei bleiben müssen, daß wir Buch und Vorlesung nebeneinander gelten lassen, wie sie heute ja ein jeglicher nach Belieben nebeneinander nutzen kann. Die Vorlesung hat den klarsten Vorzug auch rein theoretisch vor dem Buch: alles was man aus Büchern lernt, kann man auch durch sie kennen lernen — nicht umgekehrt.

Schränkt man die Gegnerschaft nun auf die trockenen, langweiligen, schematischen, veralteten Kollegbetereien ein — so ist gewiß keine allzu wehrhafte Verteidigung dieser Unsitten zu befürchten. Sie werden sich häufig, nicht immer, durch Lesung ersetzen lassen. Man kann sich aber immerhin vorstellen, daß auch ein großer Denker und Wissenschafter sehr langweilig läse, und daß es um der Sache willen d o c h lohnte, ihn zu hören, — vielleicht hat er über sie kein Buch geschrieben. Man übersehe auch nicht, daß das Nachschreiben und das vielfach geübte Durcharbeiten der eignen Nachschrift am gleichen Tage doch immer noch eine

Digitized by Google

innigere Vertrautheit mit dem Stoff fördert als stille Lektüre. Es heißt geradeswegs die seelischen Verhältnisse umkehren, wenn man Bücherlesen für anregender hält als Kolleghören; sind doch die meisten Lehrbücher durchaus nicht fesselnder oder eindringlicher als durchschnittliche Vorlesungen. Schon die ganze Umgebung, die Gemeinschaft des Hörens, der Austausch nach dem Kolleg, die Notwendigkeit „mitzukommen", geben der Vorlesung ihre Überlegenheit.

Extreme Fälle von ödem Dozieren und Herunterlesen sind natürlich dem Besserungeifer preiszugeben. Im ganzen aber wird man in unsern Verhältnissen zu dem Ergebnis kommen, daß nicht gerade an dieser Stelle die Reform dringend nottut. Will man dagegen Maßregeln treffen, um die freie Vorlesung, das geschickte rednerische Können der Dozenten und Lernenden zu fördern und in höherem Maße zu gewährleisten, so sind wir dabei. Davon gedenken wir noch zu sprechen. Hans Herter

Schattenriß-Postkarten des Kunstwarts

Nun haben wir zur „Wiederbelebung der Schattenrißkunst" (nämlich der guten, denn die schlechte schwamm fröhlich wie Kork auf dem Zeitenstrom) auch zu Bilderpostkarten „gegriffen" und zunächst einmal sechs Folgen von je einem Dutzend Karten mit älteren Schattenrissen herausgegeben. Manche davon trotz ihres Alters als „Neuheiten", will sagen: im Erstdruck nach den Originalschnitten unserer Sammlung — aber auf das „noch nie dagewesen" in diesem Sinne legen wir kein besonderes Gewicht. Uns kam mehr darauf an, Blatt für Blatt mit Geschmack als Postkarte zurechtzumachen: die Konewkaschen Gestältchen aus ihren hier nicht hergehörigen Geranken zu lösen, die Bildchen im Feld richtig zu stellen, durch einen farbigen Unterton, ganz oder teilweise übers Feld gelegt, die Schatten zu heben und zu harmonisieren. Manches, was so heraus kam, scheint uns wirklich sehr lustig gelungen zu sein. Haben wir recht? Das sollen die Leser beantworten. Die Karten werden das Dutzend in Umschlag zu 1.20 M. verkauft, also so billig sich's bei den heutigen Zwischenhandelsverhältnissen machen ließ. Wir bitten die Leser, in den Buch- und Papierhandlungen nachzufragen, aber nach den Kunstwart-Karten, und sich keine andern als Kunstwart-Karten geben zu lassen.

Die sechs ersten Folgen bringen von Karl Fröhlich: „Aus dem Schatten-Liliput", und „Allerlei", von Paul Konewka: „Aus Falstaff und seine Gesellen", „Aus dem Sommernachtstraum", „Allerhand Kleine", „Allerhand Große". Wir haben recht schöne Postkarten-Pläne: Unterstützt uns das Publikum, soll noch mancherlei folgen.

Geistiges Wohltun

Es ist wohl nicht die schlimmste Eigenschaft des Menschen, wenn er für geistige Guttaten dankbarer ist als für leibliche, und zwar in dem Maße, daß die Dankbarkeit wächst, je weniger selbst die geistige Wohltat irgendeinen unmittelbaren äußerlichen Nutzen mit sich bringt. Nur wenn leibliches Wohltun so beschaffen ist, daß es Zeugnis gibt von einer geistigen Kraft, welche dem Empfänger wiederum zu einer moralischen Erfahrung wird, erreicht seine Dankbarkeit eine schönere Höhe, die ihn selber veredelt. Die Überzeugung, daß reine Tugend

Digitized by Google

und Güte irgendwo sind, ist ja die beste, die uns werden kann, und selbst die Seele des Lasterhaften reibt sich vor Vergnügen ihre unsichtbaren Hände, wenn sie wahrnimmt, daß andere für sie gut und tugendhaft sind.

Gottfried Keller

Unsre Bilder und Noten

Es ist an der Zeit, daß wir nach den verschiedenen Bildern Ludwig Dills nun auch einmal den „zweiten Führer" der Dachauer, Adolf Hoelzel sehen lassen. Unser Steindruck zeigt ein Bild aus dem Jahre 1906 von ihm. Der Gegenstand ist Nebensache, auf die Farben kam's an. Braun, grün, blau, gelb, die Gestalt nur als Farben- und Lichtfleck, die Fläche durch die Baumstämme zerteilt, fast gemustert. Das ist nicht die Malerei, es ist nur eine Richtung der Malerei, aber eine von der etwas wissen muß, wer die Modernen kennen will. Der sehr begabte vortreffliche Könner Hoelzel nähert sich hier Malern, mit denen die Dachauer sonst nicht so nahe zusammengehn, ohne daß er sich untreu würde. Wie alles das zu bewerten sei, davon sprechen wir ein ander Mal.

Die vier Bilder nach einem Werkchen von dell'Antonio begleiten seinen Aufsatz „Der Werdegang einer Holzplastik" und sind dort besprochen. Für unser Gefühl geht die Durchführung beim letzten Stück schon reichlich weit, ist in den Gesichtern der Charakter der Holzschneiderei vielleicht schon zu sehr abgeglättet. Schuld des Künstlers war das schwerlich. Wie es in diesem Falle stand, wissen wir nicht, aber im allgemeinen ist es so: daß die Besteller unsäglich schwer dahin zu bringen sind, nicht immer auf noch mehr Glätte zu dringen. Vielleicht wird es anders, nun auf den Ausstellungen mehr und mehr wahrhaft künstlerische Schnitzereien auftauchen.

Eine davon ist Fritz Behns meisterliche Büste Emanuels von Seidl. Wie ist da alles Mensch und zugleich geschnittenes Holz!

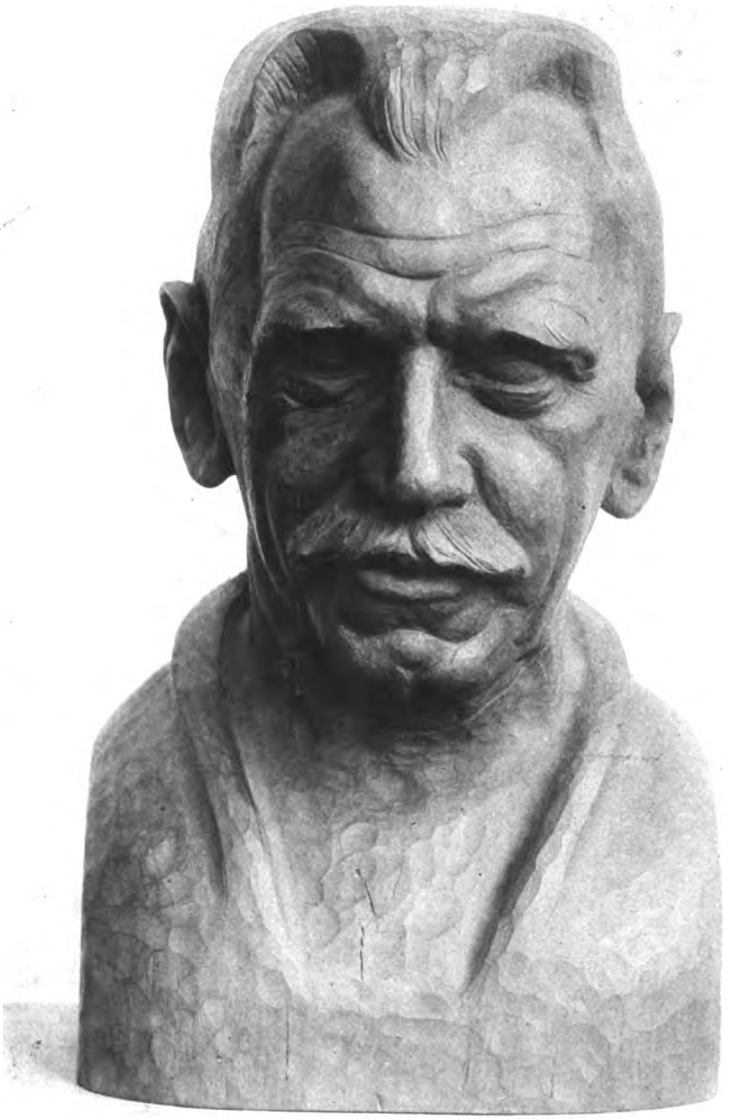
Aber man kann auch mit gutem Recht das Holz „glätten", dann nämlich: wenn die Materialschönheiten des polierten Holzes „herausgebracht" werden sollen. Ein weiteres Blatt zeigt davon Beispiele aus dem Kunsthandwerk, Bilderrähmchen, wie sie von Wilhelm Zeiler (Augsburg, D. St. Annastraße 235) zu beziehen sind. Es ist eine in ihrer Art sehr feine Kleintechnik, die hier für Kenner arbeitet. A

Unsere Notenbeilage bringt anläßlich der 80. Wiederkehr des Todes von Karl Friedrich Zelter, dessen „Ständchen" mit seiner etwas altfränkischen, aber doch im Ton vortrefflichen Musik, in deren weitgesponnenen Melismen das Gefühl frei hinströmt. Zwei Kabinettstücke des Volksgesanges machen den Beschluß und bedürfen keiner Kommentare.

B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google



Aus dem Kunstwart — Fritz Behn

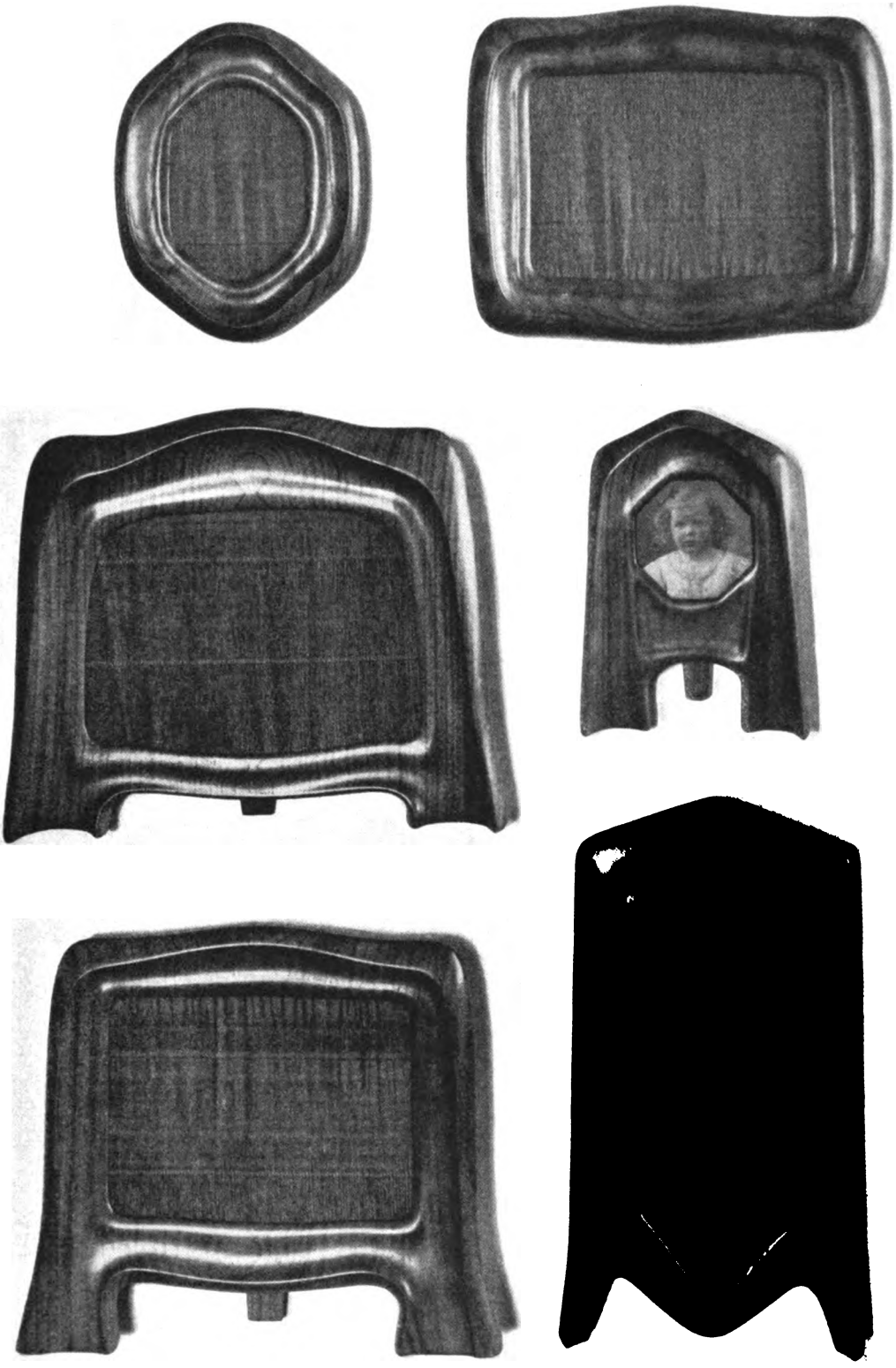
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DELL' ANTONIO

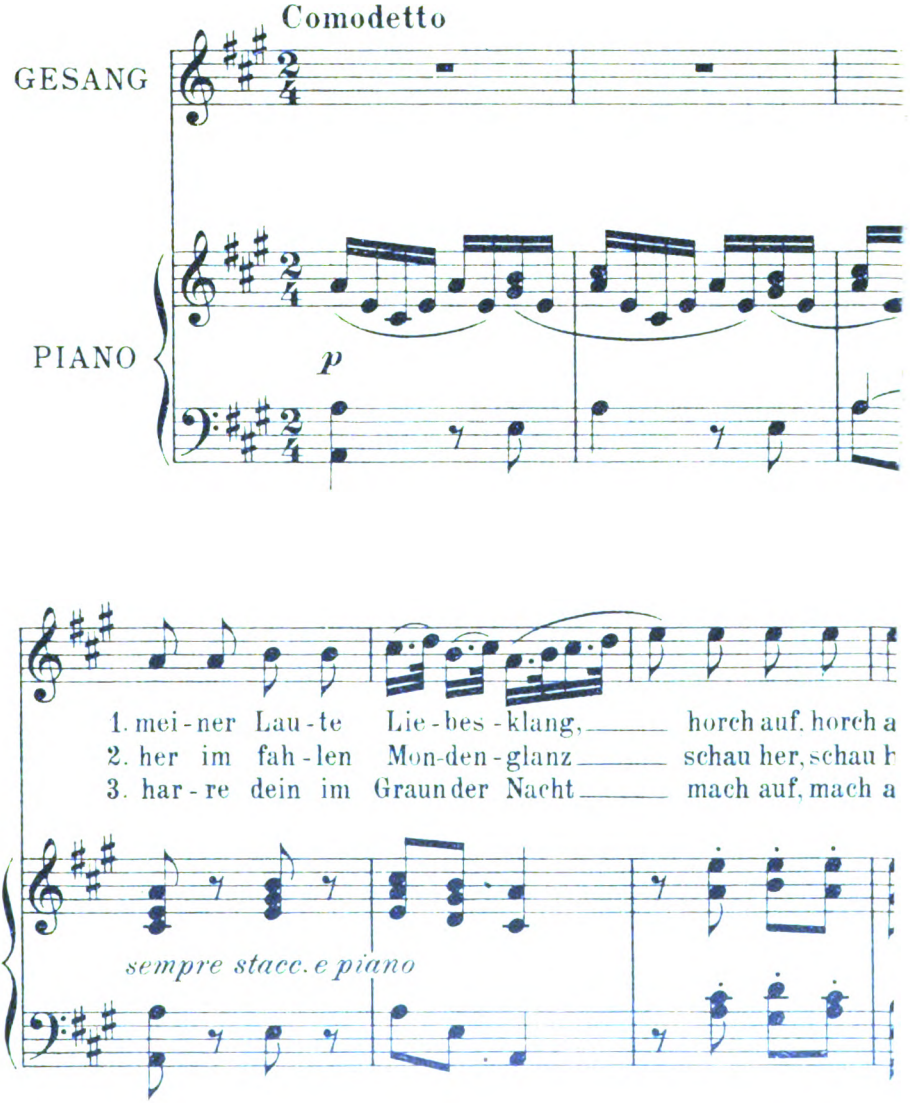
Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF VIRGINIA

Digitized by Google

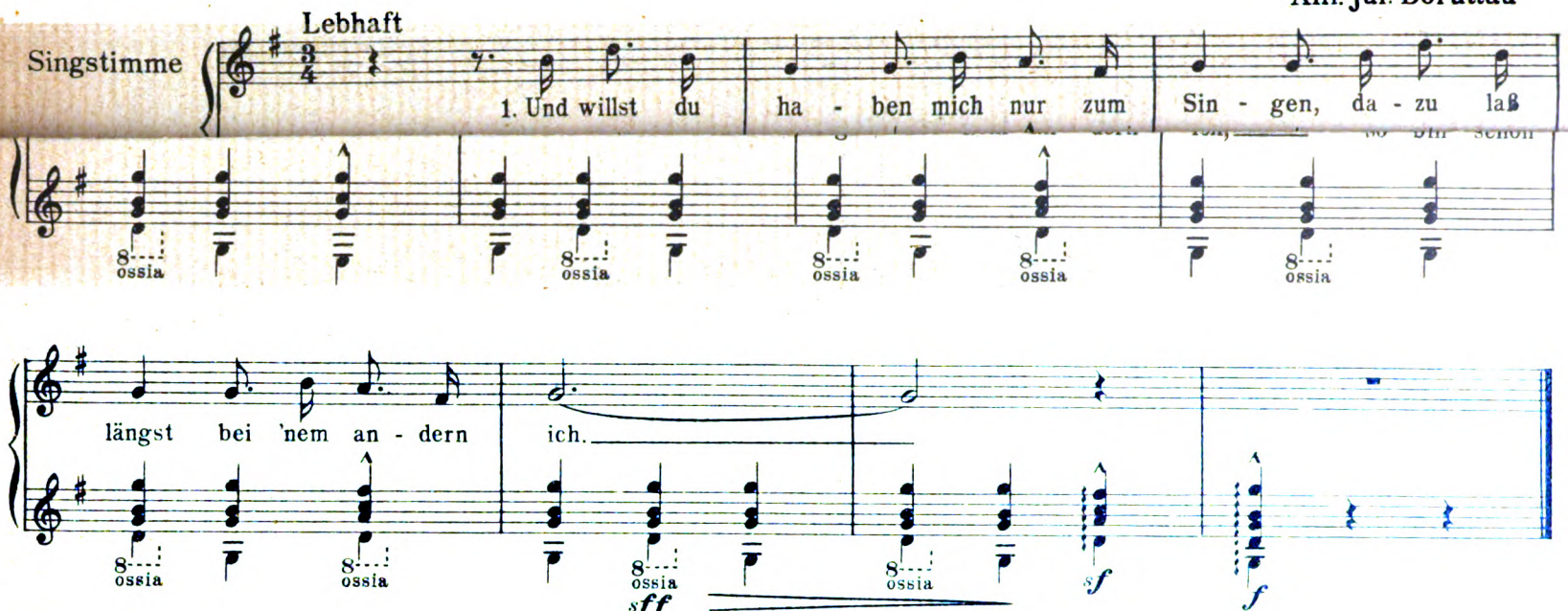


Digitized by Google

TRUTZLIEDCHEN

(Norwegisches Volkslied)

Deutsch und gesetzt von
Alfr. Jul. Boruttau



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

WILHELM CLAUDIUS

Digitized by Google

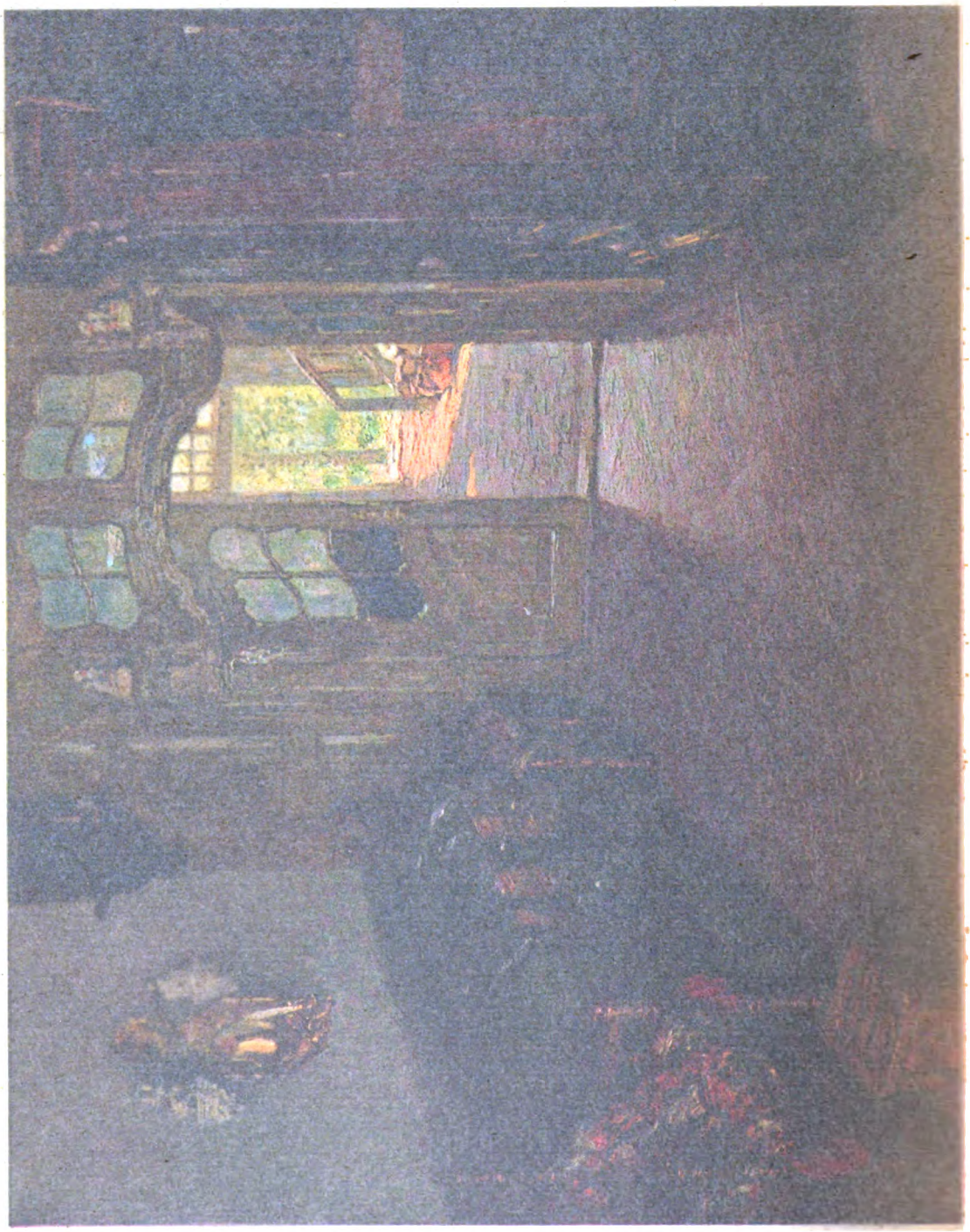
Jahrg. 25 Zweites Sep[illegible] 1912 Heft 24

Ein Vierteljahrhundert [illegible]

Fünfundzwanzig Jahre [illegible]
sähe ebensoweit [illegible]
Dünsten und Wolken [illegible]
kann man sich anschaulicher [illegible]
einer Zeitschrift bedeuten.

Ich bitte als um [illegible]
dieses eine Mal zu [illegible]
Damit wir uns für [illegible]
Der Beruf des Publizisten [illegible]
was der Draußenstehende kaum [illegible]
hältnis zum Leser eingreift. Der [illegible]
was in ihm ringt; sein letztes [illegible]
sich — das in ihm, [illegible] sich um [illegible]
mehr der Poet. Der [illegible]
kümmern, als um die [illegible]
und Verwalten der [illegible]
würde als Schwärmer [illegible]
ten, wollte er nicht [illegible]
spricht er immer wie [illegible]
sich antworten mit ja [illegible]
antwortet ihm vom [illegible]
Gruß. Die genügen, [illegible]
Übel, es könnte die [illegible]
seinem Worte nicht [illegible]
ständnissen noch weit [illegible]
er andre zum Wollen [illegible]
ständnis in seine eigen[illegible]
bewußt, daß die meiste [illegible]
Mißverständnisse aufbraucht. [illegible]
soll sich bemühen, sie zu mindern.

Was verstehe ich unter „[illegible]
unter der Sachforderung stehn: das [illegible]
also versuche du es. Dem Poeten, dem Gelehrten [illegible]
[illegible] zum Lebensbehagen dienlich sein, dem Publizisten [illegible]
[illegible] Erfolg erweitert die Möglichkeiten zu wirken, verpflichtet ihn
[illegible], bereitet neue Arbeit vor, und jede neue verpflichtet wieder.
[illegible] den Erzeugnissen seiner Arbeit werden Organe seiner Arbeit,
aus ihrer Gesamtheit wird ein Organismus, aber einer, der sich
[illegible] gliedern kann, und also, wenn es nützliche sind, an-
[illegible] soll. Was anderswo als Einzelwesen im Kampf ums Dasein
[illegible] ja hier von einem Ganzen bedient und dient ihm seiner-
[illegible] also sicherer und wirkt doppelt. So gilt bei wachsenden
[illegible] von vielem: was hier nicht verwirklicht wird, unterbleibt
[illegible] verwirkliche von Nützlichem restlos, so viel du ver-
[illegible] Dem Publizisten meines Schlages darf es keine



Digitized by Google

Jahrg. 25 Zweites Septemberheft 1912 Heft 24

Ein Vierteljahrhundert Kunstwart

Fünfundzwanzig Jahre. Gründete ich den Kunstwart jetzt und sähe ebensoweit vorwärts, so käme ich auf das Jahr 1937. In Dünsten und Wolken eine Ziffer ohne Bild. Mir scheint, so kann man sich anschaulicher machen, was fünfundzwanzig Jahrgänge einer Zeitschrift bedeuten.

Ich bitte als um ein Geschenk zu diesem Tage darum, einmal, dieses eine Mal zu den Lesern von mir selber sprechen zu dürfen. Damit wir uns für das weitere Stück Weges noch besser verstehn. Der Beruf des Publizisten meiner Art bringt ja mancherlei mit sich, was der Draußenstehende kaum beachtet und was doch in sein Verhältnis zum Leser eingreift. Der echte Poet erlöst durchs Wort das, was in ihm ringt; sein letztes unbewußtes Motiv ist Befreiung für *sich* — das in ihm, was sich um die Erfolge kümmert, ist nicht mehr der Poet. Der Gelehrte hat sich als solcher um nichts zu kümmern, als um die *Wahrheit* dessen, was er schreibt; Erkennen und Verwalten der Erkenntnisse ist zweierlei. Der Publizist aber würde als Schwärmer sinnlos oder als Unterhalter subaltern arbeiten, wollte er nicht letzten Endes die *Willen* bewegen. Und nun spricht er immer wie für den Dialog: auf alles, was er sagt, *ließe* sich antworten mit ja oder nein, wenn und aber — und dennoch antwortet ihm vom Tausend kaum einer, als etwa mit Zuruf oder Gruß. Die genügen, um Resonanz fühlen zu lassen, mehr wäre vom Übel, es könnte die Sachlichkeit seiner Arbeit verwirren. Da er aber seinem Worte nicht Ton und Blick mitgeben kann, ist er Mißverständnissen noch weit mehr ausgesetzt, als wer mündlich spricht, und da er andre zum Wollen zu erregen hat, so wirrt doch jedes Mißverständnis in seine eigentliche Arbeit doppelt bedenklich. Es ist wenigen bewußt, daß die meiste Kraft des Publizisten sich im Kampf gegen Mißverständnisse aufbraucht. Auch diese persönliche Aussprache heut soll sich bemühen, sie zu mindern.

Was verstehe ich unter „Publizisten meiner Art“? Solche, die unter der Sachforderung stehn: das *könnte* werden, es ist *gut*, *also* versuche *du* es. Dem Poeten, dem Gelehrten mögen seine Erfolge zum Lebensbehagen dienlich sein, dem Publizisten nicht. Denn jeder Erfolg erweitert die Möglichkeiten zu wirken, verpflichtet ihn also dazu, bereitet neue Arbeit vor, und jede neue verpflichtet wieder. Aus den Erzeugnissen seiner Arbeit werden Organe seiner Arbeit, aus ihrer Gesamtheit wird ein Organismus, aber einer, der sich Organe angliedern kann, und also, wenn es nützliche sind, angliedern soll. Was anderswo als Einzelwesen im Kampf ums Dasein stände, wird ja hier von einem Ganzen bedient und dient ihm seinerseits, lebt also sicherer und wirkt doppelt. So gilt bei wachsenden Erfolgen von vielem: was hier nicht verwirklicht wird, unterbleibt überhaupt. Also verwirkliche von Nützlichem restlos, so viel du verwirklichen kannst! Dem Publizisten meines Schlages darf es keine

Digitized by Google

andern Grenzen geben als die der sachlichen Möglichkeiten. Daran ist er zu erkennen, daß er keine Grenzen zwischen journalistischem Theoretisieren und ausführendem Handeln kennt. Jeder neue Erfolg setzt ihm härter das Gebot, zu entbehren, was er andern zu verschaffen sucht: das Sichselbergehören, entschädigt ihn aber dafür durch das Festgefühl der Erfülltheit mit Werdendem.

Wir kennen unsere eignen Talente so wenig, daß beispielsweise ich erst gegen mein vierzigstes Jahr hin die Fähigkeiten bemerkt habe, die mir als Publizisten endlich Erfolge gaben. Das können ganz nebensächliche sein, unbeachtete Rädchen, die, zum Schnurren gebracht, den Kontakt herstellen, daß der Strom nun treibt. Ich kannte auch die Möglichkeiten noch nicht, die im Kunstwart lagen, als ich ihn gründete, und das heißt nach dem eben Gesagten: nicht die Forderungen, die er an mich stellte. Ich wollte zunächst nur gegenüber dem Spezialistentreiben der Zeit eine gemeinsame Betrachtung der Künste und wollte eine Sprechgelegenheit der Minderheiten bilden, bei denen ich die Mehrheiten der Zukunft sah. Daraus ergab sich als erste weitere Aufgabe: für ernste Kunst überhaupt ein so großes Publikum zu bilden, daß es sie tragen könnte. Und hieraus wieder: über die „Kunstwartgemeinde“ hinaus den Fernerstehenden nicht nach dem Munde zu reden, trotzdem viele zu gewinnen und dann in diesem und jenem Sinn besonnen umbildend einzuwirken. Neue Aufgaben entschleierten und entwickelten sich allmählich bis zu der wichtigsten Erkenntnis: daß schon die Beschränkung auf das Künstlerische ein Spezialistentun war, beengend und doch verflachend, daß wir den Umblick von der ästhetischen Kultur zur Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten erweitern und nach Vermögen überall mitarbeiten mußten, wo der Schein log oder ein krankes Sein verriet. Wer das Wirken des Kunstwarts im Vergleich mit andern Blättern bewerten will, wäre unehrlich, wenn er nur Zeitschrift mit Zeitschrift vergliche. Er suche die zweite Zeitschrift, die nicht nur sich selbst entwickelt hat, wie aus den bescheidensten Anfängen er, die nicht nur im Buch- und Kunsthandel so breite Nachahmung fand, weil sie als möglich erwies, was man bisher für unmöglich hielt, die nicht nur so viel Einfluß gehabt hat auch da, wo man ihr gegenüber geringschätzig tat, die nicht nur an Büchern, Noten- und Bilderwerken kleinster bis größter Art so viel allgemein Anerkanntes angeregt, aufgefunden, geformt und herausgegeben hat. Nein: die auch an gemeinnützigen Organisationen, die mit den verschiedensten Kulturmitteln arbeiten, derartiges ineinandergreifend gestaltet hat, wie der Kunstwart. Man hat auch im Auslande erklärt, daß kein zweites Kulturvolk ähnliches geschaffen habe — wer's besser weiß, nenn es! Ich kenne meinen Anteil an all dem, weiß, womit ich's bezahlt habe, habe Grund, darauf stolz zu sein, und bin's.

Jetzt haben wir einen festen Boden nicht nur zum Stehen und Umsichsehn, auch zum Graben nach Wasser und Erzadern, und zum Verankern von Antennentürmen.

„Aber wohin wollt ihr denn im neuen Vierteljahrhundert?“ Meine Leser: ich sehe, wie wir zu arbeiten haben, aber den Zukunftsstaat der Kultur sieht nur, wer die Augen schließt,

Digitized by Google

auf die Lider klopft und das Gegaukel von Blut und Nerv als Bilder der Außenwelt deutet — ich bin kein Charlatan. Wenn der Kunstwart, wie man oft gesagt hat, ein führendes Blatt ist, so sehe ich in ihm noch viel mehr ein suchendes. Voraussetzungslos an die Fragen zu treten, vorurteilslos an die Menschen, ob sie hüben oder drüben stehn, beide Seiten zu sehn und zehnmal zu wägen, ehe man in Wichtigem urteilt. So Erkanntes aber auch zäh immer wieder zu fördern. Das gilt's. Ich glaube, es führt nicht nur weiter als überlegentuerisches Gewitzel, sondern auch als donnerndes Auftrumpfen mit Überzeugungen vom Markt, weiter auch als ehrlich idealistisches Weltbildenwollen nach Konstruktionen und Träumen. Nur muß die Voraussetzungs- und Vorurteilslosigkeit konsequent bis ins Letzte gehn, sie muß, beispielsweise, den Haß selbst gegen den politischen Gegner, den „Reaktionär" oder den „Umstürzler" sich abverziehen, und zur Bundesgenossenschaft von Fall zu Fall auch mit dem Feinde bereit sein, wo es eine gemeinsame Sache gilt. Nur so lassen sich ja Kulturfragen als allgemeine Forderungen der Denkenden aus ihrer Verquickung mit Parteiprogrammen lösen. Das aber ist Vorbedingung aller Kulturpolitik. Unsre Erfolge sprechen wohl deutlicher dafür, als solche auch an dieser Stelle schon zum Überdruß wiederholten Worte. Für die Zeit, da ich den Kunstwart leiten darf, verspreche ich: Parteiblatt wird er nie. Auch soll er seine Leser stets dadurch ehren, daß er von ihnen annimmt: sie hielten ihn nicht nach Steckenbleiberart um dessen willen, was sie etwa Unterhaltsames an Worten, Bildern und Noten in ihm finden, sondern wegen dessen, worauf all das hinweist. Er ist nicht Selbstzweck, er ist Mittel. Unsre Zeit innerlich mitzuerleben soll er helfen. Und dadurch: mitzuarbeiten an unsrer Zeit.

Ist es besser geworden seit 1887?

Unsre damals so einsamen Wünsche werden von großen Verbänden und tausend Zeitungen gefördert, Gesetze breiten nach und nach über unsre Heimat die schützenden Hände, Bauten streuen sich wieder über sie, die anzusehen nicht schmerzt, man rodet am Unkraut, man säubert von Schmutz, wo man damals gleichgültig vorüberging, man setzt Standbilder und Tempel den Männern, denen wir abseit der andern huldigten, und Gedanken, wegen deren man uns belächelte, sind allgemein geworden, wie's Sonnenlicht. Ich wünschte allen laudatoribus temporis acti zur Kur, sie könnten acht Tage in unsrer Haut von damals herumlaufen. Die Welt jener Jahre sah anders aus, als die überzeitlichen Gipfel, die heut aus ihnen herüberschimmern, denn die sah man kaum vor den Nutzhügeln und Protzenbauten am Weg, die breit die Größen im Hintergrunde verstellten. Deshalb wird doch nur der verkalkende Philister zum Sichbegnüger beim Heut; der frischere wird, Gott erhalt ihm das: in Philisters Augen auch heute Krittler sein. Ich meinerseits bin sogar überzeugt, daß wir „Reformatoren" von dazumal so viel Wesentliches noch gar nicht sahen, daß unsre Reformerei an bedauerlich wenigen Stellen übers Symptomkurieren hinauskam. Eben deshalb tritt in die neue Zeit der Kunstwart als Kulturwart. Eine Fülle von Problemen

Digitized by Google

erkennen wir jetzt innerhalb der großen Zusammenhänge, von denen wir innerhalb der kleinen noch nichts ahnten. Und in all den Problemen selbst wieder fühlen wir Zusammenhang, ahnen wir Einheit. Die Welt wird einfacher, die Zeit wird groß. Wenn es auch nur ein Dämmern zum Weitertasten ist, was jetzt schon über unsre Wege schimmert, so ist es doch Vorlicht vom Sonnenaufgang der Kommenden.

Was mir heute noch übrig bleibt, ist zu gedenken und zu danken.

Nehme ich den ersten Jahrgang zur Hand, so scheint es mir nicht, als träte ich zwischen Gräber (für einen Friedhof ist's da nicht still genug), aber: als schritte ich durch einen Gang mit sprechenden Hermen großenteils schon Entrückter. Eduard Zarncke sieht mich an, wie er freundlich dem Jüngeren zum Wagnis zuredet, Gustav Theodor Fechner blickt auf mich mit seiner, von stillen Gesichten durchleuchteten Güte, Friedrich Vischer, der tiefsinnig Prüfende und doch so Streitbare, Storm mit seiner knappen herrlich gehaltvollen Kritik, Raabe mit seiner Skepsis voller Wärme und seinem Haß voller Liebe, Jakob Burckhardt mit seinen weiten Gedanken und seinem vorsichtigen Spruch und der einsame Große: Nietzsche mit seinem weltmännisch heiter gegebenen scharfen Rat. Ich denke daran, daß mir damals nichts wohler getan hat, als Gottfried Kellers Wort: er lese von Zeitschriften eigentlich nur noch den Kunstwart, und Klaus Groths warme öffentliche Würdigung. Von den Mitarbeitern am ersten Jahrgang sind Heinrich Bulthaupt, Oskar Eichberg, Adolf Ehrhardt, Jakob von Falke, J. G. Fischer, Adolf Göller, Martin Greif, Eduard von Hartmann, Ludwig Hartmann, Friedrich von Hausegger, Hans Herrig, Peter Hille, Adolf Horwicz, Hubert Janitschek, Wolfgang Kirchbach, Klencke-Mannhart, Ulrich Klein, Otto von Leixner, Detlev von Liliencron, Hermann Lingg, Konrad Ferdinand Meyer, Max Schasler, Hermann Schütze und Ernst von Wildenbruch tot; Biese, Bölsche, Karl Otto Erdmann, Amil Fendler, Cäsar Flaischlen, Adolf Frey, Cornelius Gurlitt, Maximilian Harden, Paul Heyse, Janisch, Richard Kaden, Gotthold Klee, Paul Marsop, Graf Woldemar Reichenbach, Julius Riffert, Franz Sandvoß, Paul Schumann, Artur Seidl, Karl Spitteler, Heinrich Steinhausen, Karl Woermann und Hans von Wolzogen leben noch. Immerhin aus alter Arbeitsgenossenschaft nach so langer Zeit nicht wenige! Von den Mitarbeitern am ersten Hefte lebt außer Heyse und mir keiner mehr.

Wie mag es um die Leser von damals stehen? Ich meine, ein Hundert oder zwei von ihnen mögen immer noch unter uns sein. Und wer so lange mit mir ausgehalten hat, den darf ich heute wie einen Freund grüßen.

Allen den Helfern von ehedem und von später, allen den Weggenossen überhaupt, ob sie ihr Ziel schließlich abseit von mir geführt hat, oder nicht, habe ich heute zu danken. Den alten und getreuen an erster Statt, aber nicht weniger aufrichtig den jüngeren und nicht zum kleinsten der neuen Jugend, deren unerwartet vielstimmiger Zuruf mir gerade in den letzten Jahren die Hoffnung zur Gewißheit gemacht hat: daß wir Kunstwartleute die Modernen von morgen sind. Allen danke ich, die mir ermöglicht haben, was sie

Digitized by Google

gedichtet, gesungen, gestaltet, hier weitertönen und -leuchten zu lassen. Und allen Mitarbeitern im engeren Wortsinn — aber dazu gehören nicht nur die Freunde von der Feder, die auch ohne jedes Wort wissen, wie ich's meine. Auch die Männer und Frauen gehören dazu, die in buchhändlerischen und technischen Betrieben mich den Respekt vor jenen gelehrt haben, deren Namen nicht vor die Öffentlichkeit kommt und die doch nicht nur mit aufopferungsfreudigem Fleiß, sondern auch mit echtem Idealismus an Arbeitstisch oder Maschine Unentbehrliches und oft Überraschendes helfen. Zwei Männern aber schulde ich vor allen andern viel. Meinem Freunde und Verleger Callwey, der mir in achtzehn Jahren gemeinsamer Arbeit und vor tausenden von einzelnen Aufgaben nicht ein einziges Mal ein Hemmer, jedes einzige Mal ein Förderer gewesen ist. Und dem, den ich nicht nennen darf, der durch die Gabe der Kunstwartstiftung meinen Sorgen Ruhe, meinen Plänen Sicherung und zugleich so manchem Strebenden Hilfe gegeben hat.

Das Dankthema ist eins, von dem man schnell abkommen muß, sonst wird man doch noch „sentimental". Schließlich ist's gut, daß zum Rückwärtsblicken nicht viel Zeit bleibt. Das Beste vom ersten Kunstwart-Vierteljahrhundert ist: daß es dem zweiten Arbeitsmittel geschaffen hat. Für die Aufgaben selbst sorgt Frau Welt, und vor uns stehen ja heut weit größere, wichtigere, schönere, als wir beim ersten Auszuge sahn. Davon zu sprechen ist nicht Sache des Rückblicks, das gehört in den Jahrgang XXVI. Ich hab es nie glauben können, daß die Jünglingszeit schöner sei, als die der vollen Manneskraft; vom Kunstwart weiß ich, daß seine Gegenwart schöner als seine Vergangenheit ist. Im Werden steht er ja jetzt erst recht, im Wachsen und im Wirken. Mir wünsche ich den Kopf, ihm noch eine Weile tüchtig dienen zu können, das Auge, rechtzeitig zu sehen, wann ich Platz machen muß, und dann die Hand, in die ich die Arbeit legen kann. Wer die Leitgedanken dieser Arbeit nicht bloß nachgedacht, sondern in sich erlebt hat, der wird ihr treu bleiben. Im zweiten Vierteljahrhundert auf Wiedersehn! A

Das deutsche Vaterland

Ein Brief nach Deutschösterreich

So bin ich denn, wohin uns Freunde in der Studienzeit fast alle verlangte: im „Reiche". Ist es eine „Erfüllung", wovon ich Dir nach diesen ersten schweigsamen Monaten zu berichten habe? Ja. Sie wurde mir nur freilich nicht auf so einfache Weise zuteil, als wir uns das wohl dann und wann dachten.

Wir suchten gewiß keinen äußerlichen blendenden Glanz in den Stunden, in denen wir nach langen und oft mutlosen Gesprächen den Blick von den damals so trüben Zuständen des Vaterlandes hinweg über die Grenze sandten. Es war der Schimmer eines freieren, kraftvolleren, seines Zieles gewisseren Lebens, der uns von „draußen" entgegenzudringen schien, uns war, als entfalteten sich die deutschen Kräfte mächtiger, die deutsche Seele freier in dem größeren Raume des geeinten Staates, als lebe dort doppelt, was uns daheim noch immer zu schlummern und

Digitized by Google

schwer zu träumen schien. Der deutsche Geist und Wille, so fühlten wir, hat da drüben eine Verkörperung vor den großen Völkern Europas und gleich ihnen gefunden, eine Erfüllung der alten Kyffhäusersehnsucht, der Deutsche hat nun ein Vaterland. In geistigem Sinne auch der Deutsche, der außerhalb der Reichsgrenzen wohnt. Um des Reiches willen vor allem, dieser Sammlung und Selbstdarstellung deutschen Wesens, verlohnte es sich, in unsrer Lage als eine Art Vorposten auszuharren.

Wir stellten also nicht geringe Forderungen, zu große, wie man immer tut, wenn man die Erfüllung eines innersten Bedürfnisses außer sich sucht. So mag denn ein gut Teil dessen, was ich hier erlebte, rein subjektiver Art sein. Aber vieles davon muß sich doch fest in den Tatsachen begründen. Denn es tritt bei schärferem Zusehen und kühlerem Prüfen nur immer deutlicher hervor und zeichnet in das alte Bild vom deutschen Vaterlande, das ich mit über die Grenze brachte und das nun gleichsam verblassend zurücksinkt, neue und nicht immer zu den alten passende Linien ein.

Zwar: die Vorzüge, die ich von vornherein als die wertvollsten gegenüber unsern heimischen Zuständen empfand, bleiben im wesentlichen bestehn. Was immer ich auch noch zu sagen haben werde: in dieser Organisation für Arbeit, die das heutige Deutschland auszeichnet, in dieser Zucht, Ordnung, Pünktlichkeit, Genauigkeit, die alle Einrichtungen beherrscht, lebt ein gewaltiges Stück öffentlicher, allgemeiner Sittlichkeit. Jedenfalls hat für uns das Bild dieses ineinandergreifenden Schaffens, das doch letzten Endes auf die Pflichttreue des einzelnen gegründet ist, geradezu die Bedeutung eines sittlichen Vorbildes. Wenn die Eisenbahnzüge auch zu Zeiten stärksten Andranges nicht die Verspätungen erreichen, die sie sich bei uns alle Tage leisten — so äußert sich darin mehr als nur „Drill“. Gerade in diesen und ähnlichen unscheinbaren Äußerlichkeiten, in den Gewohnheiten des Geschäfts- und Amtslebens, vor allem der Menschen mit viel Verantwortung, fast überall dort, wo es auf die nüchterne Leistung des Alltags ankommt: dort bewährt das „Reich“ eine Kraft, die nicht uns allein, aber uns als die Nächstverwandten am tiefsten beschämen muß. Doch darüber braucht's ja gerade zwischen uns, die wir den Zusammenklang der Kräfte da „draußen“ von jeher so stark empfanden, keine Worte.

Gerade wir sind dann aber auch um so feinhöriger, wenn dieser Zusammenklang gestört wird.

Ich erlebte es überraschend oft, daß Deutsche über Deutschland sprachen, als gehörten sie nicht dazu; gute Deutsche ihrer innersten Art nach, auch Leute mit Unterscheidungsvermögen, denen es zuzutrauen war, daß sie etwas hielten von den Pflichten, die uns unsre gegenwärtige Stellung in der Welt auferlegt. Die es, als Unternehmer, Politiker, Kaufleute, Schriftsteller wohl täglich fühlen mußten, daß wir nicht mehr für uns dahinleben in träumerisch-schöngeistiger Kleinstaaterei, sondern daß wir im Wettbewerb der Völker stehn, und in keinem leichten. Sie hatten allen Grund, für das deutsche Volk zu wünschen, nachdem sein Talent sich in der Stille gebildet, daß sich sein Charakter im Strom der Welt bewähre. Und doch zögern diese Leute, wenn es ein unbedingtes Bekenntnis zur Nation gilt. Sie ziehn sich zurück auf ein unausgesprochenes, allgemeines Gefühl einer Zugehörigkeit zu Blutart, Sprache

Digitized by Google

und Geschichte, aus der man „nicht herausfallen“ kann — wie der Mystiker nicht aus Gott. Sie lassen die Nation als eine geschichtliche Schicksalsgemeinschaft gelten, aber sie geben nicht klar zu erkennen, wie weit ihnen diese überlieferte Gemeinsamkeit der geschichtlichen Erlebnisse und ursprünglichen Anlagen auch ferner des Bewahrens und der Opfer wert sei. Es sind zumeist Männer, die das Unbestimmte, Haltlose und Halbe scheuen, und sie verweisen darauf, wie oft bei uns ein Bekenntnis, das über jene Grenzen hinausgehe, sich in die Phrase verirre.

Nachgesprochene, kaum nachempfundene, nicht aus eignem inneren Leben stammende Begeisterung findet man dann auch im deutschen Vaterlande auf Schritt und Tritt. Wo das Bekenntnis den Worten nach abgelegt wird: gerade dort fand ich seltener das, was ich von daheim als „nationales Empfinden“ kenne — als bei jenen Zögernden oder Ablehnenden. Woher kommt das? Ich sehe den Grund darin: das Gefühl für die Nation und ihre Werte ist seit der Gründung des Reichs in Deutschland verwirrt und getrübt worden.

Nach 1870 trat neben die nationale Schicksalsgemeinschaft eine politische, die mit der ersten nicht völlig übereinstimmte: leben ja von den etwa 87 Millionen Deutschen ungefähr 32 Millionen außerhalb des Reichs.* Gleichwohl werden Staat und Nation ohne weiteres gleichgesetzt. Das ist das eine.

Es ist leicht zu verstehn, hatten ja auch wir das Reich als die Vertretung des deutschen Volkes empfunden. Dafür könnte es auch gelten, wenn es wirklich auch nur den Teil der Nation verträte, den es politisch umfaßt. Wenn es wirklich von Anfang an hätte einem Nationalstaat zustreben können in jenem Sinne, wie ihn Kant, Fichte, Stein als sittliche Forderung begriffen: dem auf die Selbstbestimmung der Nation gegründeten Staat. Das aber war nach dem geschichtlichen Verlauf der Dinge unmöglich: dies bedeutet die zweite und ergiebigere Quelle, aus der die Trübung fließt.

Im letzten Herbst während der Marokkokrise wurde in Deutschland das englische Wort „Recht oder Unrecht, mein Vaterland“ nachgesprochen. Es klang seltsam: wie im leeren Zimmer, auftrumpfend, unvermittelt, hart. Schweigen, Unbehagen, Mißtrauen folgten danach. Sein Klang hängt eben davon ab, wie es rings im Vaterlande widerhallt. Es bezeichnet den eigentlichen Sinn des Nationalstaates mit allen seinen Vorzügen und Bedingtheiten. Aus seiner Seele heraus kann es nur der sprechen, der seinen wohlbemessenen Anteil an jenem Unrecht oder Recht hat, das er so einseitig-entschlossen billigt. Nicht den geringsten Sinn aber hat es für einen, der gar nicht um sein Urteil gefragt worden ist: für ihn bedeutet's wirklich nur eine Phrase.

Das Reich ist nicht aus dem „Volkswillen“ hervorgegangen, wie die Romantiker geträumt hatten, sondern aus der realpolitischen Überlegenheit Preußens. Seine Organisation ist jung und schwer errungen. Sie ist bis zu einem gewissen Grade noch immer volksfremd geblieben. Noch immer vertreten den Staat gewisse Schichten, andre sehr breite, breitere als bei irgendeiner Nation, „negieren“ ihn in seiner jetzigen Form. Die Nation aber hat in unsrer heutigen Kultur nur als eine Gemeinschaft

* Auf je 100 Deutsche im Reich treffen allein in Österreich 18.

Digitized by Google

aller Volksgenossen einen Sinn. So sind der Staat wie er ist und die Nation ihrem Wesen nach getrennt. Dennoch werden staatliche und nationale Ziele immerfort verwechselt. Parteien nennen sich deshalb „national" oder „international", weil sie zum Staate sich zustimmend oder ablehnend verhalten; Stände, die durch ihre Stellung im Staate gesellschaftlich bestimmt sind, schreiben sich vorzugsweise nationale Gesinnung zu. „Nationalismus" heißt oft das Bekenntnis zu einer bestimmten politischen Gesinnung, nicht zu einer Kulturgemeinschaft. Wir sind in Österreich in einer ganz andern Lage. Wir können nicht ohne weiteres nationale Interessen mit solchen des Staates vermengen: denn der Staat enthält viele Nationen, und ihre Forderungen grenzen sich scharf dort, wo sie mit denen des Staates nicht übereinstimmen, von ihnen ab.

Ein Beispiel: der reichsdeutsche Staatsbeamte erhält allein schon durch seine Stellung im Staate auch eine bevorzugte Stellung in der sozialen Gliederung der Nation, also durch den Staat eine Art Führerschaft in der Nation. Bei uns sind Amt und Mensch ein wenig strenger geschieden, unsre Hofräte sind nicht nur gesellschaftlich, auch innerlich oft ein gut Teil unabhängiger von dem Mechanismus ihres Amtes. Freilich geraten auch oft diese ironischen älteren Herren bei uns ins Spielen und vergessen darüber die ehrliche Arbeit und die Notwendigkeit: daß ganz zu innerst der Mann doch eine Gesinnung haben muß — aber es hat doch auch einen erheblichen Vorteil, wenn nicht jeder Titel als Verpflichtung empfunden wird, zwischen dem Träger und allem andersdenkenden Volke einen Kältezwischenraum zu schaffen. Wir zu Hause haben keine rechte Vorstellung davon, wie sehr das „Reich" nach Ständen, Schichten und Schichtchen zerspalten ist. Unsre Titel sind oft ein lächerliches Spiel, das den glücklich macht, der Sinn für so was hat. Hier „draußen" erschweren oft ein paar Jahre mehr oder weniger Vorbildung einen Verkehr als Gleich und Gleich und eine sachliche Verständigung so sehr, — daß eine Erklärung mit nord- und süddeutschen Temperaturen nicht mehr ausreicht. Daran ist zum guten Teil das „Reich" schuld, der Staat, der sich mit seinen „Institutionen" allzu gewaltsam ins Privatleben und in das der Nation eindrängt.

Das ist es im letzten: dem Einheitsstaate fehlt es noch an Selbstverständlichkeit. Er wird seinem geringen Alter und seiner Entstehung entsprechend noch zuviel als Selbstzweck empfunden. Er kann sich noch zu wenig mit den Leistungen eines Mittels zur nationalen Kultur „begnügen". Er sollte von Rechts wegen nur darin zu spüren sein, daß er es der Nation möglich macht, ihre Kräfte zu entfalten, sich voll zu erleben. Das braucht noch lange nicht den Mißbrauch des Staates zu bedeuten, den bei uns manche Nationen mit ihm treiben, indem sie ihm Zugeständnisse entpressen, die dem Ganzen schädlich sind. Bei uns ist er vielfach zu passiv: in Deutschland vielleicht zu aktiv. Er entzieht allgemeine Kulturaufgaben dem freien Spiel der nationalen Kräfte und entfacht so den politischen Kampf um sie. Denk nur an die Schule, an die Jugendpflege, an die Kirche und so viele andre Einrichtungen, denen die Umklammerung des Staates zuzeiten geradezu den Lebensatem raubt.

Wie die staatliche Organisation in Deutschland noch zuviele Kräfte

Digitized by Google

für sich braucht — so die Organisation, die unpersönlichen Institutionen überhaupt. Ich habe oft in der Gesellschaft hier draußen, im Geschäfts- oder im Amtsleben das Gefühl, daß der lebendige Mensch über jenen wohlerfüllten Pflichten zu kurz kommt. Ich weiß nicht, ob irgendwo in der heutigen Welt die äußere Bestimmung, der Beruf, der Stand so den ganzen Menschen einsaugt wie im neuen Deutschland. Und immer wieder: soviel Sittlichkeit in diese Arbeitsleidenschaft mit einfließen mag, sie verengt und entwurzelt doch bedenklich die Seelen und Geister. Es ist, als hätte jeder einzelne eine enge Gasse vor sich und sähe nur diese, durch die er hindurch muß, nicht einmal so sehr von den Würden und Reichtümern gelockt, die oft in hoffnungsloser Ferne winken, als von irgendeinem Trieb gejagt. Ganze Schichten werfen alle ihre Leidenschaft auf nichts als das „Vorwärtskommen". Wohin, wird oft gar nicht gefragt. Nur in der eingeschlagenen Richtung weiter. Vielleicht wird man auch gar nicht von innen getrieben, nur von den äußeren Aufgaben, die sich in nie erhörter Fülle herandrängen. Wenn man den „fabelhaften" Aufschwung der letzten Jahrzehnte überblickt, wundert es einen auch nicht weiter, daß ganz Deutschland atemlos, ohne Aufschauen hastet. So wenig die meisten es wahrhaben wollen: die Deutschen beginnen zu *leiden* unter diesem Zustand. Er ist gewiß mit schuld an jener Fremdheit der Deutschen untereinander. Es gehört Seelenkraft und es gehört Muße dazu, um Zugehörigkeit zu empfinden, sich in benachbarte Lebensverhältnisse zu versetzen, nicht bloß *neben*, auch *mit* den Volks- und Heimatgenossen zu leben. Ein solches Verstehen untereinander quillt aus seelischem Überfluß. Es gibt aber fast nur Berufsmöglichkeiten im heutigen Deutschland, die alle Kräfte brauchen und doch nicht alle befriedigen, die den Berufsarbeiter zugleich unselbständig machen und isolieren.

Man begreift die Entwicklung gern unter dem Bilde der Spirale. Das deutsche Leben ist vielleicht gerade zu einer Umkehr und Wiederkehr gewendet. Nach einer Zeit, da man die äußere Organisation überschätzt hat, scheint wieder eine zu kommen, in der die lebendigen Kräfte selbst, der einzelne, die kleineren Gemeinschaften und die Nation zur Wirkung drängen. Man sieht wieder nach rechts und links über das Volksganze hin und zu den Nachbarwegen hinüber: jenes Vorwärtshasten beginnt auf ruhigere Straßen zu führen, auf denen das Volk sich zu sammeln und gemeinsame Ziele zu fühlen vermag.

Damit wird mir so recht klar, wie gut das feine Wort, das auf Wien geprägt worden ist, auf ganz Österreich paßt: „Nachhut der deutschen Kultur". Bei uns ist manches noch lebendig, was man draußen jetzt erst mühsam wiederzugewinnen trachtet. Unsre paar Jahre vor dem Krach bedeuten eben nicht viel gegen die vier Jahrzehnte ununterbrochenen Aufschwungs im Reiche, dazu kommt unsre süddeutsche, zur Organisation wenig bereite Art. So spiegelt Österreich in manchem einen älteren deutschen Zustand wieder: die Nation stärker im Kulturleben als der Staat; die Organisation weniger ausgebildet gegenüber dem Einzelnen; die lebendige Kraft mehr wirksam als die abstrakte Ordnung; der lebendige Ausdruck mehr; als die ferne Pflicht, die ein strenger Mechanismus gebietet. Wenn ich recht sehe: das Verhältnis zum Staat demokratischer, die Stellung der Gesellschaft unabhängiger, die Lebensformen weniger mittelbar, natürlicher.

Digitized by Google

So können wir denn manchmal die Empfindung haben: unser Verlangen nach geistigem Anschluß, das aus unsern engen, immer gefährdeten Grenzen heraus nach der deutschen Gesamtkultur drängt, wende sich an ein Vaterland, das politisch noch nicht besteht. Aber sollte es nicht noch wertvoller sein als alle beruhigte Sicherheit, wenn wir fühlen können: dies Vaterland wird? Und wir Deutschösterreicher können vielleicht, durch unsre besonderen Kulturleistungen, auch unser Teil dazu beitragen?

Denn das glaub ich immer klarer zu sehn: so viel wir immer vom „Reiche" zu lernen haben, nur die Empfangenden brauchen wir nicht zu sein. Ich glaube in der Tat: die Deutschen „hüben" und „drüben" brauchen einander. Nicht nur zur gegenseitigen Hilfeleistung wider die äußeren Gegner, auch zur inneren Weiter- und Durchbildung unsres nationalen Lebens. Wir in Österreich werden noch lange ein hohes Muster sehn müssen in der Arbeitstreue und Organisationskraft der Reichsdeutschen; aber soviel Kraft bei uns auch einstweilen noch vergeudet wird, weil die Nationen ohne, ja oft gegen den Staat organisiert sind: eines lernen wir dabei doch durch bittern Schaden allmählich: dem Staate zu geben was des Staates ist, nicht mehr und nicht weniger, und die Nation als eine lebendige Kulturmacht in eine Beziehung zum Staate zu setzen, bei der sie nicht zu Schaden kommt. Wenn der Reichsdeutsche unsre Wege so aufmerksam verfolgte, wie wir die seinen: sie würden für ihn oft wertvolle Wege zur Selbstbesinnung — wie wir, nach seinen Zielen schauend, uns über die gemeinsamen und über unsre besondern Aufgaben immer klarer werden.

Vorläufig wird die reichsdeutsche Aufmerksamkeit, wenn sie auf uns gerichtet ist, noch immer zu sehr durch die rein politisch-parlamentarischen Vorgänge abgelenkt, und wir wiederum kennen doch auch die inneren geistigen Zustände des Reichs noch zu wenig — um immer gleich die Kreise zu finden, die wir suchen und zu denen wir gehören; mannigfache Enttäuschung hüben wie drüben ist noch oft die Folge. Man darf aber den Mut darüber nicht verlieren: schon gibt's im Reiche ganze Gesinnungsgemeinschaften, die für unsre wertvollsten deutschösterreichischen Wünsche empfänglich sind, und bei uns festigt und gestaltet sich vieles, was wie eine Annäherung an die besten reichsdeutschen Bestrebungen sich anläßt. Wie's etwa bei Brüdern manchmal ist, die in verschiedener Lage aus gleichen Anlagen heraus, bei verwandten letzten Zielen wetteifernd sich entwickeln: man begegnet sich in besonders wertvollen gemeinsamen Aufgaben und Neigungen und steigert sich gegenseitig. Das ist überall die Wirkung, wo sich Deutschösterreich und Reichsdeutschland in der rechten Weise, deutlich und ohne Versammlungsphrasenrausch, verständigen. Dieser Art von Verständigung wollen wir mit allen Kräften zustreben.

Hermann Ullmann

Parsifal

Immer wieder wird von mir gewünscht, gefordert, daß ich in der Parsifalfrage Stellung nehme, und nicht zum ersten Male höre ich den Vorwurf: „Wäre Richard Wagner nicht Ihr Oheim gewesen, Sie hätten längst gesprochen." Aber die irren sich, die meinen, ich müßte ohne die

Digitized by Google

von mir doch wirklich nie betonte oder benutzte Verwandtschaft mit „Bayreuth“ infolge meiner Anschauungen über Kulturpolitik ein grimmer Feind dieses „Extrarechtrummels“ sein. Dazu sind mir nicht nur die Verdächtigungen gegen das Haus Wahnfried zu widerlich, sondern ich freue mich auch zu sehr über die kräftige Welle der Begeisterung immerhin für eine Kunstsache. Die Familie Wagner hat mit der Pflege Bayreuths eine Pflicht getan, die sich auch für die Zukunft um so gewisser erfüllen kann, als sie ja ein halbes Jahrhundert lang immer wachsende große Einnahmen aus Wagners andern Werken bezog. Wer ihr aber die Festspiele als ein Geldgeschäft anrechnet, ist nicht nur ahnungslos vor Sachunkenntnis, sondern auch, mit Verlaub zu sagen, dumm — oder kann ein Gescheiter bezweifeln, daß sich durch den Verkauf des „Parsifal“ alljährlich an hundert Bühnen weit glänzendere „Geschäfte“ machen ließen, als durch das eine Bayreuth, selbst wenn dort überhaupt Wagnersche „Geschäfte“ gemacht würden? In Wahrheit werden aber dort keine gemacht, man könnte allmählich wissen, daß die Dinge dort „nobel“ betrieben werden. Zweiter Punkt: die jetzige Agitation für längere Schutzfrist. „Wozu der ganze Lärm?“ ruft der Realpolitiker: „Da Schwarz und Rot gegen Ausnahmegesetze irgendwelcher Art festgelegt sind, ist ja kein Gedanke an ein Durchdringen.“ Ahnen diese Herren nicht, daß es Forderungen gibt, die man immer und immer wieder aufstellt, auch wenn man an ihr Durchdringen nicht glaubt, Forderungen, die man aus kategorischem Imperativ aufstellen muß? Man tut auch kein Narrenwerk damit, denn solche Propaganda hilft allmählich einen neuen Geist im Volk erziehen; wenn nicht dieses Mal, so bereitet das ein nächstes, wenn nicht ein nächstes Mal, so ein späteres andern aber wesensähnlichen Forderungen den Sieg. Schließlich: daß wir einem Künstler von Wagners Rang immerhin „Einiges“ schulden, wird wohl auch von den Belächlern des „Rummels“ nicht bestritten. Die Fülle seiner Geschenke an unser Volk wäre doch wirklich groß genug, um einen Nationaldank besonderer Art zu rechtfertigen, auch einen, der ein Sondergesetz verlangt.

Praktisch allerdings ist die Frage für jeden, der unsre politischen Verhältnisse kennt, entschieden, und die im Heute bewanderten unter den „Bayreuthianern“ täuschen sich darüber auch nicht. Fraglich ist nur, ob sie sich darüber nicht täuschen, was einträte, wenn ihre Wünsche durchdrängen. Auch eine gesetzliche Schutzverlängerung könnte nur für Deutschland gelten, da nach den Urheberrechtsverträgen kein andrer Staat das deutsche Gesetz für sich als bindend anerkennen würde, und so dürfte der in Deutschland mit Ausnahme Bayreuths verbotene Parsifal nicht nur in London, Paris und Wien, sondern auch dicht jenseit der österreichischen, schweizerischen, holländischen und dänischen Grenzen von kleinen oder größeren Conrieds in billigern oder teureren Preislagen offeriert werden, während der Kunsternst unsrer besten Bühnen untätig beiseit stünde. Ein freiwilliger Verzicht der Theater ohne Schutzgesetz wiederum würde nur irgendeinem Unternehmer dienen, der sich händereibend sein Parsifal-Bühnenweihfestspiel-Wandertheater zulegte. Die eine Aussicht wäre wahrlich so würdig-schön wie die andre! Ich glaube: auch wenn Reichstag und Regierung zu „stimmen“ wären, würde die Forderung aus der Sache heraus gegen eine Verlänge-

Digitized by Google

rung der Schutzfrist sprechen, weil ihre Macht fortan auf alle Fälle nur bis an die Reichsgrenzen ginge. Und ich glaube ferner: wird der Parsifal frei, so wäre der Verzicht der größeren Theater nicht Pietät, sondern Torheit, weil gerade die Pietät nun für möglichst gediegene Aufführungen sorgen müßte.

Sind aber die Besorgnisse, die das Freiwerden des Parsifal mit sich bringt, überhaupt so begründet, wie sie vielen erscheinen?

Es ist gewiß, daß nicht nur die Güte der Darstellung und die Überlieferungen in Bayreuth, daß auch die Schlichtheit des Ortes, auch die Ruhe seiner Abgeschiedenheit, daß jetzt auch schon die Fülle seiner Erinnerungen das Spiel auf dem Hügel immerdar zu andrer Wirkung bringen kann, als eine Aufführung auf irgendwelcher Bühne sonst. Wohl, Bayreuth zu erhalten ist die Ehrenpflicht des Hauses Wagner, und keiner denkt dort daran, sich ihr zu entziehen. Bayreuth bleibt.

Die Aufführungen anderswo werden in der großen Mehrzahl der Fälle sehr viel schlechter sein als dort. Immerhin darf man nicht vergessen, daß sich Kunstkenner in diesem und jenem Punkt auch kritisch gegenüber Bayreuth verhalten; es kann schon sein, daß an der oder jener unsrer besten Bühnen dies oder das Bayreuths Darbietungen ergänzt. Und trotz aller Beihilfen können viele nicht nach Bayreuth. Oder sie wollen die besondern Opfer dafür nicht aufbringen, weil sie sich von dem Adel und der Stärke der Parsifal-Kunst noch keine Vorstellung machen können. Wer die Wirkung von Parsifalklängen selbst in einem nur mittelmäßigen Konzert und auf ein recht „ungewähltes“ Publikum beobachtet hat, wird gleich mir an die Zukunft ruhiger denken. Denn es ist ein Segen solcher echten Kunst, daß sich selbst durch die schlechtesten Produktionen ihre Wirkung nicht ganz zerstören läßt, wie noch aus der übelsten Vorlesung des Faust, ja aus der jämmerlichsten Postkarte nach der Sixtina ein Licht von Adel aufleuchtet. Zudem sind schon die technischen Anforderungen an „Opern“ überhaupt, sind aber ganz besonders die an den „Parsifal“ viel zu groß, als daß wir mit einer Massenüberschwemmung von Parsifal-Aufführungen rechnen müßten. Unzulängliche wird es geben, aber auch aus ihnen wird es da und dort leuchten und wärmen, so daß in Hunderttausenden erst jetzt ein Lichtfunken vom Parsifal zünden wird, der da und dort das Verlangen nach Bayreuth erst wecken mag.

Aber der Wille des Schöpfers!

Ich habe vergeblich dafür gesprochen, daß man Urheberrechte nicht dreißig Jahre vom Tode des Schöpfers ab erhalten soll, sondern fünfzig Jahre oder länger von der Veröffentlichung des Werkes ab, wodurch zugleich statt des plötzlichen Erlöschens aller Rechte auf einmal das für die Hinterlassenen gerechtere Erlöschen nach und nach erreicht würde. Gälte das jetzt für Parsifal, so wäre das Wagnersche Widerspruchsrecht noch länger gewahrt. Aber ein Mal muß es, müssen alle Urheberrechte erlöschen, einmal muß freies Gemeingut der Nation werden, was auch das größte Genie nicht nur als Erzeuger aus dem Nichts, sondern auch als Glied der Entwicklung von Künstler zu Künstler und als Gestalter von älterem Menschheitsgut geschaffen hat. Ebensowenig wie mein Recht über mein leibliches Kind unbeschränkt ist, kann das ein Recht über mein geistiges Kind sein. Bahr betont jetzt ausdrücklich, er wünsche kein Ausnahmegesetz für den Parsifal, er wünsche ein allge-

Digitized by Google

meines Gesetz, welches das Werk des Künstlers nicht nur bis dreißig Jahre nach seinem Tode, sondern dauernd vor einem Gebrauche schützen soll, „der dem Willen seines Schöpfers widerspricht“. Ich weiß nicht, ob er diesen Gedanken zu Ende gedacht hat. Wo sind die Künstler, die während ihrer Schaffenszeit von Irrtümern so frei sind, daß sie alle Möglichkeiten auch der Kunstpflege überschauen können? Nicht nur für ihre Gegenwart, sondern als Propheten ein halbes, ein ganzes Jahrhundert oder länger hinaus, um zu wissen, was dann den veränderten Verhältnissen entsprechen wird? Wenn Wagner wirklich solch einer war, Bahr will ein für alle gültiges Gesetz, wo sind die andern? Zudem: ein Urheberrecht läßt sich leider Gottes auch verkaufen, es pflegt sich zumal von Künstlern in Not sogar recht leicht kaufen zu lassen. So könnte mit der lex Bahr in der Tasche der Verwalter und Ausnutzer dieses Urheberrechts eine Geschäftsfirma sein, vielleicht auch eine, welche den „Schutz“ von soundso viel Künstlergaben an ihr Volk auf unbeschränkte Zeit monopolisiert und ausbeutet, gleichviel welcher. Die „schreiende Unzulänglichkeit und Ahnungslosigkeit des geltenden Urheberrechts“ erkenne auch ich nicht nur an, ich behaupte sogar, daß auch die materiellen Interessen der Künstler in vielen Dingen nur scheinbar geschützt sind durch dieses „Jammergesetz“, das hauptsächlich den Kunstgeschäftsleuten dient und den großen Volksinteressen überhaupt nicht.* Aber eine freie Kunstpflege erreichen wir nicht, indem wir unsre Enkel an unbekannte Verwalter von Wünschen längst Verstorbener binden.

Ob es uns schwer oder leicht wird: wir müssen uns mit dem Gedanken abfinden, daß die Parsifal-Schutzfrist erlischt. A

Briefe bildender Künstler

Briefe, Worte eines Ausdrucks, der nicht gereinigt, nicht abgezogen, nicht bezogen ist auf „Leser“ sondern auf einen Leser — solche herauszugeben, wird für Feinfühlige immer ein Wagnis, sie zu lesen immer eine Angelegenheit besondrer innerer Spannung, sie mit vollem Verstehen zu durchdringen stets eine Aufgabe besondrer psychologischer Aufmerksamkeit und Vorsicht sein. Und vielleicht bilden hier die Briefe von Künstlern noch eine besondre äußerste Gattung; denn wir können nicht bezweifeln, daß ihren Naturen das Wort als Mittel des Ausdrucks oft so fern liegt wie kaum irgendwelchen andern Menschen. Es ist häufig zu einem gewissen Teil ein Spiel mit nicht ganz bekannten Größen, wenn sie sich des Wortes bedienen; ohne Bild: die Gefühlbetonungen und assoziativen Verknüpfungen der Sprache haben für uns leicht andren Charakter als für den, der das Tiefste seines Erlebens gewohntermaßen in Worte gar nicht faßt, sondern in Bilder, nicht in sprechbaren, sondern in schaubaren Ausdruck. Wer diese Grundtatsache übersieht, wird kaum des vollen Gewinns teilhaft werden, den solche Briefe etwa darbieten. Daß dieser Gewinn trotzdem nichts weniger als ärmlich ist, wo große Persönlichkeiten schreiben, bestätigt sich bald. Und gerade weil wir das Wort als des Künstlers „zweite“ Sprache betrachten müssen, glauben wir dadurch tiefer zu blicken.

* Ich bitte darüber zu vergleichen, was ich in der Dürerbund-Flugschrift „Urheberschutz und Urheberschatz“ zusammengestellt habe.

Digitized by Google

Der gewohnte Symbolisierung- und Verdeckungprozeß der Seele, die mit Worten ebensosehr sich verbergen und mühsam erraten lassen wie sich ausgeben will, erscheint in den Worten der Künstler nicht so geübt und auffällig, es ist sozusagen das Wort des Künstlers eine Sprache wie sie der Normale mit weingelöster Zunge spricht, die künstlerische Seele in ihren urtümlichen Trieben und Hemmungen tritt weniger sicher und geschickt gehemmt und geleitet hervor. Daß solche Gedanken nur vom Sein großer Künstler abgezogen werden können, die nichts als Künstler sind, leuchtet dabei wohl ohne weiteres ein. —

Briefe Moritzens von Schwind, ausgewählt und durch Text verbunden, gab W. Eggert Windegg heraus, leider unter einem erfundenen Titel („Künstlers Erdewallen"); die neuere Mode, die ursprünglich wohl eine Erfindung des Reklamesinns ist: Werke eines Mannes mit auffälligen Titeln zu versehen, die den Urhebern selbst ganz fremd waren, scheint mir durchaus gegen den Takt zu verstoßen, den wir den Verstorbenen schuldig sind. Die Auswahl Eggert Windeggs umfaßt etwa 200 kleine Seiten, noch nicht ein Drittel des heute schon zu Gebote stehenden Materials an Briefen; vielleicht würde tatsächlich eine weitherzigere Auswahl zu sehr ermüden. Man lernt einen liebenswürdigen Geist kennen, der durch humoristisches Plaudern und ironische Blendlichter die Tiefe seines Gemütes geschickt verdeckt, stets ein wenig klüger ist als er scheinen möchte und dadurch wohl auch einmal klüger scheinen mag, als er vielleicht in Wahrheit ist. Ein vorzüglicher Witzemacher mit offnem Auge und frohem Herzen, ein trefflicher Plauscher von Wiener Färbung, dessen restlose Ehrlichkeit gelegentlich skeptischem Zweifel begegnen dürfte. Ein Schwind also, den aus seinen Kunstwerken ganz so zu erkennen kaum möglich gewesen sein dürfte, da er als Briefschreiber sein Genie verleugnet, um sein Talent glänzen zu lassen. Nur ganz wenige Worte geben Blicke in den Ernst seiner Kunstauffassung wie etwa dieses: „Was ich zu machen habe, ist mehr als eine Liebhaberei, es ist ein Beruf und da kein anderer machen kann, was ich mache, eine Pflicht." Solche Bemerkungen geben innerhalb des mehr oberflächlichen Dahinströmens seiner Episteln etwas wie einen Ruck, eine Erinnerung, daß es ja nicht ein Feuilleton, sondern die launige, sich selbst ein wenig bespiegelnde Erholung eines Genius ist, die man genießt. Sie erinnern an Hugo Wolfs Briefe, die oft auch verhältnismäßig dünn scheinen, aber öfter vom Blitz eines wetterleuchtenden Temperamentes durchzuckt werden.

Auf ganz andrer Ebene bewegt sich der ruhelose Geist Anselm Feuerbachs. Nichts von Alltäglichkeit ist in seinem Spiel. Zeitgeschichte, politische und künstlerische, erscheinen nur am Rande der Aufmerksamkeit. Behagen am Dasein, plaudernde Lässigkeit scheinen ihm unbekannt, so wie sein Dasein in vielen Jahren nur wenige Monate geselligen Lebens enthielt, schaffende Einsamkeit stets sein eigentliches Element war. Einzig die großen Losungworte „Kunst" und „Liebe" beherrschen seinen Sinn. Nicht etwa, daß von diesen beiden übermäßig viel die Rede wäre, — im Gegenteil, die zwei starken Bände von Briefen an die Eltern und vor allem an die Stiefmutter enthalten oft fünfzig, sechzig Seiten hindurch nichts als geschäftliche Mitteilungen, Anweisungen, Bestätigungen, ganz knappe Berichte über Reisen und Aufenthalte, über Verkauf und Fortschritt der Bilder. Aber gerade die scheinbare Dürftig-

Digitized by Google

keit der Sprache weist darauf hin, daß der Geist des Künstlers in dauernder Spannung, immer besetzt von in sich bewegten, ans Licht drängenden Vorstellungen ist, und gelegentliche Worte verraten es. Da sind Urteile über Kunst und über Künstler, ganz kurze meistens, die aus anderm Munde flüchtig und dreist scheinen müßten, spricht sie aber dieser Meister, so fühlt man, welche Summe von innerer Entwicklung des Schauens und Urteilens sich da gesammelt hat. Bekenntnisse stehen da zum größten Erschaffnen, zu den alten Meistern, ausgesprochen in hingebungvoller Bescheidenheit, und zum größten Wollen, gegeben mit Stolz und Freimut. Selbst ohne diese Durchblicke würde man die innere Spannung durchfühlen, die dem Künstler das Erhalten des reinen Kunstideals verursacht.

„Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist.
Und ich hüte sie mit heilger Scheue
Daß sie brenne rein und ungekränkt,
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt."

Diese Tiefes andeutenden Worte schrieb ein naher Geistesverwandter Feuerbachs, Konrad Ferdinand Meyer. Daß solches Priestertum mit den Anforderungen unwissender Alltäglichkeit nicht leicht vereint wird, wissen Alle, die des tiefen Leidens Feuerbachs einen Hauch verspürt haben. Es war nicht „sein Zeitalter", das ihm nicht genügte, sondern die Welt wie sie je und je war und einmal den Künstler nicht freimütig erträgt. Wie alle die Konflikte sich im einzelnen gestalten können, welche Fülle von fruchtbaren und unfruchtbaren Reaktionen sie im Schaffenden hervorrufen — davon enthalten diese Briefe eine Folge tiefbezeichnender Bilder. Alle die groben Worte und heftigen Ausrufe, die bitteren Schlußfolgerungen und mißtrauischen Vorurteile gehen daraus hervor, und eben sie zeigen, wie wenig die Wortsprache des Künstlers das gleiche Element verwertet wie unsre. Zu diesem Konfliktkampf des ganzen Lebens kommt bei Feuerbach allerdings noch ein innerlicheres Motiv der Unruhe. Sehr früh klar über sein Wollen, rasch zu einem Können gelangt, das diesem gewaltigen Antrieb genugzutun schien, mußte er fühlen, daß sich seine Ideen nicht ebenso schnell entwickelten. Ohne Ablenkung, nur ihnen hingegeben, suchte er ihre höchste Form, und trotz seiner dauernden Studien nach der Natur hatte er sozusagen zuviel Zeit für seine Pläne: er ließ sie in der Glut seines Inneren überreif werden, — auch darin ein Verwandter des Schweizer Dichters, dessen Wort war: Genug ist nicht genug. So klaffte ihm zeitlich Schaffenwollen und Schaffenkönnen auseinander und nur eine furchtbare Willensmacht erzwang ihm Vollendung. Dies hängt wohl innig mit jener seltsamen Beschränkung im Aufnehmen geistiger Nahrung zusammen, die Feuerbachs Briefe bezeugen. Die Berührung mit der Antike — vermittelt durch den Vater des Künstlers — ist eigentlich die einzige Nährquelle, welche stark fühlbar wird. Sonst hört man an gelesenen Büchern oder andern Mitteln geistiger Bildung kaum. Nur das Auge erwirbt täglich neue Sichten, und ein Stück Lebensgefühl bindet ihn an die Musik. Sonst lebt der Künstler einsam. . . .

Digitized by Google

Menschlich bedeutete die Empfängerin der Briefe, Henriette Feuerbach, den eigentlichen Halt für ihn, als die Trägerin seiner großen, dauernden Liebe, die allein alle Menschlichkeit des viel Erleidenden verstand und aufnahm. Für sie unzweifelhaft eine Last; besonders in den Zeiten nach dem vollkommen restlosen Vertrauen der Jugend, das alle kleinsten Erlebnisse mit ihr zu teilen strebte; damals war zwischen Stiefvater und Stiefmutter ein so unerhört reiner und klarer Ton der Aufgeschlossenheit, daß es lohnen würde die Briefe zu lesen, selbst ohne Teilnahme an dem Künstler, nur um des seelischen Voll- und Wohlklangs willen. Dann aber folgten bald die Jahre, in denen er brieflich nicht mehr mitteilsam erzählte oder gar plauderte (was seine Art an sich nicht war), sondern nur noch sich entlastete, entlud, „Stimmungen" auslebte, als welche er Briefe mehrmals bezeichnet. Er schrieb nun kurz, in abgebrochenen Andeutungen, ohne Freundlichkeit, ganz im Bewußtsein, „auch so" schon verstanden zu werden, aber ohne Sorge für die Erquickung der mit seinem Ärger Belasteten. Nur selten bricht sein schönes Fühlen, seine Innigkeit durch, selten zeichnet er sich oder sein Erleben mit einiger Sorgfalt; freilich stehen solche Stücke, wenn sie da sind, dann im doppelt hellen Licht eines unvorhergesehenen Ausbruchs. Von der Frauenliebe, die er empfing und von der die er gab, berichten die Briefe so gut wie nichts. Sie hinterlassen von dem früh Verstorbenen ein herbes Bild, dessen monumenthafte Züge kein Lächeln verklärt. Aber so müssen sie auf alle Freunde der Kunst und ihrer Kinder für immer mit dem Zauber entschleierter, tiefster prototypischer Wesenhaftigkeit wirken. Man darf die beiden schönen Bände zu unserm edelsten Besitz an Seelenzeugnissen zählen; in ihrer lückenlosen Folge zwingen sie allmählich ganz in den Bann einer großen Natur, und selbst das kleinste Zeugnis erhält darin gelegentlich Beleuchtung und Bedeutung. Weitaus tiefer als durch die Auswahl des gutmütigen und tief getreuen, aber nicht sehr feinfühligen und scharfsinnigen Allgeyer blicken wir jetzt in dieses Dasein.

Leichter zugänglich als der Erbe einer alten Kultur erweist sich der Verkünder einer erst seit wenigen Jahrzehnten erschlossenen Natur: Giovanni Segantini. Seine Sprache klingt hell und froh; leicht pathetisch mit einem dekorativen Zug, als ob er recht „schön" habe schreiben wollen; doch dies eigentlich nur, wo er an Fremde oder für die Veröffentlichung schreibt. Sonst ist nichts zu spüren als innerer Wohlklang. Die ganz unerschöpfliche Quelle seines Entzückens, seiner Befriedigung und seines Schaffens ist die Natur; von ihr ist sein Herz voll und sein Wort durchtränkt, sie hat ihm die Ruhe zu seiner innerlich ganz festen Entwicklung und die Gewißheit eines ewigen Wertes gegeben. Schönere, absichtlos schönere Worte als er hat wohl kaum jemand der Welt des Lichts und der Farbe gewidmet. Von Jahr zu Jahr erwirbt er sie sich tiefer und verwächst — wie für unser späteres Denken so in Wirklichkeit — ganz mit dem Geist der Alpentäler und Hochgebirgesichten. Was sonst seine Kunst befruchtet, ist der Mutterschaftgedanke in allen Ausprägungen und Wendungen; dafür ebenfalls hat er Worte tiefsten Gefühls und herzlichster Bewegtheit.

Noch ferner als der vereinsamte Feuerbach lebt er von der geistigen, politischen, sozialen Kultur der Welt, deren Sprache ihm fremd ist. Seine Reformgedanken — unzweifelhaft Zeugnisse eines bedeutenden In-

Digitized by Google

tellekts — muten wie die eines verfeinerten und gereinigten Rousseau an. Aber er predigt nicht, denn er will nicht hinreißen, nur aussagen, was ihn erfüllt und restlos beglückt. Seine theoretischen Betrachtungen würden so wenig wie die des Genfers einen Logiker befriedigen, aber sie können vielleicht in manchem, etwa wo er von Denkmälern, von Kunstlehre und Kunstrichtungen spricht, einer höheren Auffassung aufhelfen als die des Alltags ist. Glücklicher als Feuerbach und die meisten Großen, da er früh Erfolg, früh ein eignes Heim und eigne Kunstsicherheit fand, lebt er wie ein Vorbild für alle, die ihr Genie unangekränkelt erhalten wollen. Der wenig umfangreiche Band seiner Schriften und Briefe verträge noch Kürzungen, aber alles in allem zeugen doch die meisten seiner Worte von seinem eigentlichen Wesen und wirken groß und rein.

Trotz aller Gegensätze des äußeren Geschickes der beiden Künstler, spricht doch aus ihren Briefen eine starke Verwandtschaft, die sich in großen und kleinen Zügen viel bezeugt. Diese aufzufinden, zu ordnen, zu sichten, zu deuten, das ist Aufgabe des Psychologen; sie fühlen und innerlich nacherleben können weit mehr Menschen, denn nirgends bietet sich das Seelenleben, trotz aller Vorsicht die es bedarf ihm nahezukommen, so frei wie in solchen Zeugnissen. Die Atmosphäre solcher Briefe ist die wohltätigste, die sich denken läßt: leidenschaftlichste Liebe zur Kunst, die sich allzeit ihrer ungeheuren Gewalt und ihrer Heiligkeit bewußt ist.

Wolfgang Schumann

Lose Blätter

Briefe von Feuerbach, Segantini und Schwind

[Wir bringen im Folgenden Proben aus den Briefen Feuerbachs, Segantinis und Schwinds, die eben besprochen sind. — Die Briefe Feuerbachs tragen die Jahreszahl (F. ist 1829 geboren und 1880 gestorben), da das Lebensalter des Briefschreibers für die Würdigung des Inhalts wichtig ist. Unsre Proben begleiten das Leben des Künstlers von der ersten Entfernung vom Elternhause bis in die letzten Lebensjahre; sie sind aber nicht als Bild seiner innern Entwicklung gedacht, das auf so wenig Raum nicht gegeben werden kann, sondern einzig als Zeugnisse von der tiefen Natur und dem schönen geistigen Leben Feuerbachs. — Unsre andern Proben sind in ähnlichem Sinne gewählt; die Namen der Empfänger tun nichts zur Sache, wie man leicht sieht. Wunderbar genug mag es berühren, daß einsam stehende Männer wie Segantini und Schwind so scharfen Blickes in das allgemeine Getriebe des Kunstlebens hineinsahen. Die Bücher, denen unsre Proben entnommen sind, haben folgende Titel und Verleger: Feuerbach, Briefe an seine Mutter, 2 Bde. (Meyer & Jessen, Berlin), geb. je M. 9.—; Segantini, Briefe und Schriften (Klinkhardt & Biermann, Leipzig), M. 6.50; Schwind, Briefe, Künstlers Erdewallen (C. H. Beck, München), M. 3.50.]

Aus Anselm Feuerbachs Briefen an seine Eltern

Raffael träumte von seinen erhabenen, göttlichen Bildern, Michelangelo, aber am andern Tage stand es auch auf der Leinwand, doch das waren ja große, in der Kunst erfahrene Meister, die Besten der Maler; ich habe zwar nicht geträumt davon, sondern es lebt in

Digitized by Google

meiner Idee beständig fort, ein ausgeführtes Bild, ich sehe es vor Augen, ich sehe sich die Figuren bewegen, deutlich, ich könnte es kopieren und kann es doch nicht. Es ist leider kein Traumbild, das mich umgaukelt, es steht, lebt und webt immer in mir, und doch ist es wieder Traum, denn es verfliegt mit Tücke, wenn ich es wieder zeichnen will: doch was hilft es, wenn ich Euch, lieben Eltern, von meinem Taumel benachrichtige, das beste, ich nehme Vernunft an und denke an das trockene und doch so wahre Wort Schadows, der diese Komposition ruhig besah und sagte: „Wählen Sie einfachere Gegenstände zum Komponieren, das ist viel zu viel, Sie sind dem noch nicht gewachsen." — Und er hat nur zu recht: ich will ihm folgen, will mich mit Gewalt bekämpfen, will, wenn die Gedanken wiederkommen, sie wie Sünden niederdrücken, doch das innere Feuer wird weiterglimmen, und wird einmal um so mehr zünden, aber auch wärmen dabei. Liebe Mutter, das unsichtbare Bild wird mich von ferne begleiten, wird vielleicht zeitenlang ganz vergessen sein, wird aber auch mit erneuter Gewalt hereinbrechen, wenn ich es herabbeschwöre. (1845)

Oh, es gibt Momente im Leben, wo man sich so rein fühlt, rein Geist, wo alle körperlichen Sorgen so nichtig sind; sollte mit festem Willen, mit heiliger Kraft nicht dieser Zustand sich in unser tiefstes Leben senken können, wie schön und erhaben ist der Gedanke. Der bessere Mensch, sein Geist ist sein Gott, der auf das innigste verbunden ist mit der freien, frischen Natur. — Da hatten wir vorige Woche ein altes Scherenschleiferchen aufgegabelt zum Malen, ach, der gute Mann war so begeistert von der Kunst. — Das hätte ich mein Leben nicht gedacht, das ist zwei Stufen über die fünf Sinne, wenn ich jung wäre, auf der Stelle würde ich Maler. — Wer so in alle Naturkräfte eingeweiht wäre, wer so in der Natur lebe und male, der müsse tugendhaft bleiben, der reicht Gott selbst die Hand; da sieht man, wie in den geringsten Leuten der göttliche Funke glimmt. — Er focht zuletzt mit den Händen vor Begeisterung, daß man sich in Schußweite halten mußte, ich habe ihn gezeichnet an die Wand. (1845)

Über antike Kunst, Mythologie, wozu ich mich ungeheuer hingezogen fühle, deren wahren Sinn ich aber noch gar nicht erfaßt und verstanden habe, wirst Du, lieber Vater, mich einmal recht belehren, und ich will auf Deine Worte lauschen wie auf Orpheus' Gesang, ach Gott, war ich den vorigen Herbst ein Narr oder ein Kindskopf, daß ich auch keine vernünftige Silbe geredet habe, ich möchte weinen, wenn ich an die schöne Zeit denke, was hätte ich nicht alles erfahren können, worüber ich jetzt so unklar bin, lieber Vater, Du mußt mir leuchten, meine ganze Richtung erhellen, und leiten, sonst, das fühle ich, tappe ich, wie so viele andere, ewig im Finstern herum, ich kenne Deine Poesie und Deine Kenntnisse, welch ein Glück habe ich doch vor so vielen, die keinen so prächtigen, liebevollen Vater haben, wie ich. Ha, eben sehe ich auf, und die Abendsonne bescheint in meinem Zimmerchen das ernste, finstere Angesicht meines polnischen Juden mit dem schwarzen, zottigen Haar und Bart, er schaut mich finster und durchbringend an, als wollte er sagen: „Du Nichtsnutziger, wie hast du deine schöne Zeit vergeudet,

Digitized by Google

die nie wiederkehrt", und jetzt steigt sie zu meinem Bacchus und mahnt mich recht an die alten Griechen, an die schöne Zeit, wo die Götter noch unter Menschen schritten, jetzt aber haben sie die Erde längst verlassen. Doch was schwätze ich da; ja, lieber Vater, ich komme mit dem ernsten Vorsatze hin, gründlich zu studieren, all mein Denken und Trachten Dir zu vertrauen und mir Rats zu holen, den ich sehr bedarf; könntest Du meinem Wissensdrang eine bestimmte Richtung geben, daß ich nur aus dieser verfluchten Allgemeinheit der Ideen, an der außer Lessing, aus Mangel an gediegener Bildung, alle leiden, herauskomme; ich glühe vor Sehnsucht, das darzubringen, was ich fühle und will, ich möchte nicht bloß Nachäffer und Anstreicher nach der Natur werden, ich möchte gerne Seele, Poesie haben, es schlummert in mir, aber es muß geweckt werden, und jetzt ist der Zeitpunkt, jetzt bin ich feurig und jung, habe zwar noch mit Anfangsgründen zu tun, bin aber im Begriff, in die Seele der Malerei einzudringen, ich grübele und denke und irre hin und her, und könnte so mein ganzes Leben lang irren, wenn ich nicht jemand hätte, der mich beruhigt und weiterführt; ich vertraue mich Dir ganz an, denn ich weiß, Du hast dasselbe gefühlt wie ich, das sind Perioden, aber sie müssen geleitet und gelenkt werden. Es tauchen mir oft wunderliche Ideen auf, Träume, Phantasien, ich fürchte mich vor der Nüchternheit und Hohlheit, die die jetzige Welt regiert, man muß sich zurückflüchten zu den alten Göttern, die in seliger, kräftiger, naturwahrer Poesie den Menschen darstellen, wie er sein sollte. (1846)

Ach, könnte man doch poetischer leben, man muß eisern sein bißchen Poesie zusammenhalten. Die ganze Welt, selbst unsre Kunst, wird prosaisch getrieben, es muß und muß auch später noch besser werden, ich kann mich nicht ausdrücken, aber diese namenlose Sehnsucht verläßt mich auch bei Euch nie, ich treibe aufs Abreisen, bloß damit sie einigermaßen Gestalt bekommt, als Heimweh, und doch, wenn ich mich genau frage, so ist's das auch nicht; liege ich in der Natur, dann zersprengt's mir fast die Brust, wie am trauten Plätzchen da, und dann, wo St. Ulrich so düster herauffieht, sieht man dann den Rhein so in die Ferne ziehen, so möchte man sich hineinwerfen, und wohin führt es denn? Nach Düsseldorf. — Doch das ist nur das Äußere; ich bin glücklich soweit, ja kann kühn und unternehmend sein, aber dieses Kochen, dieser Drang schläft nie. Dieses Sehnen habe ich schon von Kindesbeinen an gehabt. (1847)

Ich will mir keinen unsterblichen Ruhm verschaffen, nein, das fällt mir nicht im Traume ein, sondern ich will bloß meine Seele auf die Leinwand bringen lernen, mehr will ich nicht, aber eher ruhe ich auch nicht, bis sich dieser glühende Drang einmal auf einem weiten Leinwandfelde verbreiten kann, ob's den Leuten nun gefällt oder nicht, so hab ich's gewollt und gedacht, das genügt mir. (1847)

Meine liebe, liebe Mutter!

Ich danke Dir herzlich für Deinen innigen, lieben Brief, er riß mich aus dem qualvollen, traumhaften Zustand, und es kam wie eine Ruhe über mich, wie ich in stiller Abendstunde mich so ganz in meinen teuern

Digitized by Google

Vater hineinlebte und ihn begleitete bis zu seinem seligen Sterben, mir wurde es so weich, ich konnte weinen, ich dachte mir Vaters Jugend und sah ihn so verklärt daliegen, es war mir, als würde mir's wie eine Ahnung aufgeschlossen, ein unermeßliches Geisterreich, in welchem mein lieber, teurer Vater verklärt in uns und mit uns lebt. Ihr Lieben freilich habt ihm durchkämpfen, mit leiden helfen, habt ihn den schmerzlichen Weg bis zu seinem Ende begleitet, habt ihm die letzte Stunde durch Eure Liebe versüßt, mir ist nur noch ein unendlich schönes Bild von Vaters ganzem Leben geblieben, und wenn mich die Wehmut und das grenzenlose Vermissen übermannen will, dann denke ich mir sein liebes Angesicht, seinen Blick so lebhaft und verklärt, daß mir's immer ist, als hielte ich seine Hand, und er zöge mich hinüber, mir ist, als hätte ich durch Vaters Tod selbst einen Schritt zur Vergeistigung getan, als hätte ich alles das selbst erlebt, gefühlt und mit gelitten. (1851)

Sieh, wenn ich unsern Freund Knaus, der bei uns angestaunt, reich gemacht, verehrt und bewundert, ansehe und das, was er leistet, dann danke ich Gott auf den Knien, daß ich nicht er bin, dann möchte ich arm bleiben mein Leben lang, und wenn ich so malen wollte und die Leute mich lobten, lieber nicht geboren werden. Das klingt wie Schwärmerei, ist aber Wahrheit, ich versichere Dich, liebe Mutter, daß der Begriff Schönheit auch zu den sieben Weltwundern und Rätseln gehört. (1853)

Meine liebe Mutter!

Gestern erhielt ich Deinen Brief; was soll ich Dir jetzt antworten, wo ich ja keine Worte habe, mich auszudrücken. Ich bin zwei Tage in Venedig und habe vergeblich nach Ruhe gerungen, an Euch, die Ihr mir nie aus dem Gedanken gekommen seid, ein paar Zeilen zu richten. Ich hätte nie geglaubt, daß es einen solchen Abgrund von Gefühlen gibt, die ein Menschengemüt bestürmen können. Zuerst nachts beim Einfahren sprachloses Staunen, niederdrückende Melancholie, dann eine innere Freude, die die Brust zu zersprengen droht. Die Nacht betraten wir S. Marco, ein Feenmärchen; denkt Euch einen Traum, in dem sich die rastlose Phantasie Paläste, Feentempel baut, die sich alle hell und in Gold strahlend gegen einen mit Sternen besäten Nachthimmel absetzen, wunderbar phantastisch, toll und doch einheitlich, alle Baustile verachtend und doch alles in sich fassend. Dabei Meer, wohin man sieht, Musik und Blumen, zahllose Menschen, zahllose Lichter.

Den Tag ist Venedig, wie Voß sagte, eine schlummermüde Stadt, die sich schlafen gelegt hat in der heißen Mittagssonne. Ich habe noch wenige Bilder gesehen in der Kühle einiger Kirchen, aber genug, um jetzt zu wissen, worin meine Zukunft liegt. Alles, was ich so dunkel gefühlt, ist hier ans Licht gebracht, die Venezianer in ihrer dunklen Glut haben eine Sprache, die verloren gegangen zu sein scheint. — Als gutes Vorzeichen gilt mir, daß das erste Bild, die erste Kirche diejenige war, wo Pietro Martyr von Tizian ist, ich war in der Mittagshitze herumgelaufen, trat ein und sah es. Noch war ich nicht in der Akademie, sonst hätte ich nicht schreiben können, aber nimm die Versicherung, daß jetzt meine reichste Zeit beginnt. Ich will, abgeschlossen

Digitized by Google

von der modernen Welt, in dieser Stadt der Toten Lebendiges schaffen. Wir wohnen am Meer, zahllose Schiffe wiegen sich vor dem Fenster, drüben Inseln mit Kuppeln; wir haben die Wohnung bloß für diesen Monat, da sie zu teuer ist, aber gesund, sowie wir Venedig kennen, ziehen wir hinein. Ich werde so bald von Venedig nicht loskommen, ich werde es zu lieb bekommen, es ist ja alles da.

(1855, erster Brief aus Italien)

In München war mir's unheimlich, es ist eine geistige Luft da, die ich nicht vertrage, beim Künstlermaifest blies mich abends eine so kalte Schneeluft an, daß ich zwei Tage lang nicht sprechen konnte, im Bette liegen mußte, Arzt brauchen, wobei Scheffel den liebenswürdigsten aller Krankenwärter machte, mich mit Senfteig beglückte; am dritten Tag meines Stummseins wurde mir's unbehaglich, eine innere Stimme sprach deutlich: „Italien, dort kommt deine Sprache wieder"; ich sagte: „Heute reisen wir"; denselben Abend fuhren wir schon dem Gebirge zu, wir waren beide stumm, ich war unendlich niedergeschlagen. Nach Mitternacht, als alles schlief, stieg der Mond herauf, und wir fuhren in das nächtliche Gebirge hinein; ich tat kein Auge zu. Morgens einhalb vier kam's an einen Berg, ich ließ den Wagen hinter mir und lief eine Stunde hinan, und da war's, wo mir die erste Beseligung kam, unten Nacht, ringsherum Totenstille, hoch über mir die bleichgeröteten Alpen, im weiten Kranze die Eisriesen, so rein gezeichnete, ich lehnte mich über die Brustwehr, und meine Gefühle waren unaussprechlich, als der Wagen kam, konnte ich den schlafenden Scheffel schon mit lauter Stimme rufen. Bis Mittag zog sich der Weg mühsam durch die Schluchten, bis plötzlich nachmittags fünftausend Fuß unter uns, das ganze strahlende Inntal lag, dann rasch hinunter, an der Martinswand vorüber, Innsbruck. Eine heiße, pfäffische Stadt. Die andern zwei Tage durchs lange, heiße Tirol, bei Bozen die ersten Zypressen und Oliven. Gottlob, ich habe ein paar helle Augen im Kopf, die unmittelbar ins Herz führen, und so stehen meine Eindrücke wie geharnischte Männer in meiner Brust; und wenn ich bei Euch auf dem stillen Balkon sitze, dann will ich erzählen ganze Tage und Abende. — Nach Bozen das alte Trient, dann mit einem raschen Veturin über die Berge, das reizende Sarcatal entlang nach Riva. Das Sarcatal war das Schönste, ganz italienisch, da fühlte ich zuerst, wie man Italien malen müsse. Die Gegend war unbewohnt, das Tal mit den wildesten Granitblöcken übergossen, dazwischen stille kleine Seen, mit alten Kastellen darin; dahin muß man gehen, wenn man weltmüde ist, das gibt Ruhe und Stimmung. Abends lagen wir im Fenster des Gasthofes in Riva, da lag der Gardasee im Mondenschein und wir fragten: wachen oder träumen wir? — Scheffel ist ein feiner, liebenswürdiger Mensch; und wenn ich an all die Gespräche im Wagen denke, so weiß ich nicht, was schöner ist, die Mitteilung und die stille Begeisterung, die sich noch nicht Luft machen kann, oder die Natur, durch die wir fuhren. Jetzt Verona, die stille heiße Stadt, die Frauen mit schwarzen Schleiern, römisches Theater, angeschwärzt vom Alter, mitten in der Stadt; die Etsch, ein wildes, gelbes Wasser, wälzt sich durch. Grabdenkmale, der Platz Signoria, eine stille trauernde Pracht, dabei heimlich und klein wie ein Zimmer, der erste Paul Veronese und

Digitized by Google

Bonifazio. — Andern Tages an Padua vorbei, der heilige Antonius mit sechs Kuppeln, dann wird's Abend, Nacht, die Eisenbahn führt ins endlose Meer hinein, immer fort, da liegt Venedig, langgestreckt mit zahllosen Lichtern, als wolle es in der Nachtkühle baden. Gondeln liegen da, wir steigen ein, und geräuschlos taucht Palast auf Palast auf, verschwindet, wir kommen in Seitenkanäle, eng, schwarz, die Gondoliere bücken sich unter dunklen Brücken, rufen sich zu. Endlich hält's, „buona sera", ein Kellner mit Licht führt uns in ein hellerleuchtetes Haus, wir fragen nach S. Marco. „Sempre d(i)ritto", und da stehen wir denn nicht wie die Ochsen am Berg, sondern wie Aladin mit der Lampe aus Tausendundeiner Nacht. — Jenen Abend wurde wenig gesprochen, viel gedacht und sich schlafen gelegt mit dem Gefühle, wie es in Vaters Biographie heißt: „Er war verzaubert und wußte die Formel nicht, den Schlüssel." — Jetzt, dieser Gedankenstrich bedeutet das Ringen, Suchen, Finden, kurz alles, was hinter mir ist, jetzt bin ich klar. Was soll ich von den Venezianern sagen, das ist eine Brüderschaft der echten Farbe, kurz, sie müssen so sein, wie sie sind. Alle unsre moderne Kunst macht mir keine Schmerzen mehr, ich bin da, wo ich sein muß, und hätte ich zu ihrer Zeit gelebt, so würde sich vielleicht in mancher dunklen Kirche ein Bild finden, was sich still in die große Kette als bescheidener Ring anschließen dürfte. (Aus dem zweiten Briefe aus Italien, 1855)

In Padua war ich bei einem älteren Maler, Gasotto, ein Freund Försters, mit meinem Freunde, ein ernster Kompositeur der Danteschen Komödie. Ich war mehrere Tage mit ihm zusammen, war aber dazumal so unwohl und fiebrig, daß ich keinen günstigen Eindruck bei ihm hinterließ, und mehr aus Höflichkeit, Zubringen meines Freundes, stattete er meinem Atelier einen Besuch ab.

Und dieser eine Besuch war die schönste Stunde meines Lebens, weil ich sein freudeverklärtes Gesicht sah und fühlte, daß er mich durch und durch achten und meine Kunst lieben mußte. Er sprach sich denn aus, daß, so verschieden unsre Richtungen wären, er innerlich erfreut sei, einen so feinen und poetischen Künstler usw. zu finden. Auch sagte er, indem er die Nymphe, Poesie, Dichtergarten ansah: mir ist, als hätte ich das alles schon irgendwo gesehen, Bekannte aus guter, alter Zeit. Ich schreibe dies nicht aus Eitelkeit, sondern, um Dir Freude zu machen. Das sind Stunden des Lichtes und Trostes, denn es ist arg Finsternis umher. Das beschwichtigt mein Gewissen, wenn es mahnt, daß ich reicher sein könnte, wenn ich moderner wäre, und ob es recht ist, die Existenz der Eltern der Kunst zuliebe aufs Spiel zu setzen. Du verstehst mich recht und siehst, wie aufrichtig ich bin; ich bin nicht weichlich, aber sehr weich, und ich finde wenig Menschen, die mich lieben und denen es so gelingt wie Dir, mir Ruhe und Kraft zu geben. Also weg, all ihr Gedanken, das Leben ist nur eine Weile, die Kunst ewig, und was ein Mensch einmal wahrhaft empfunden hat, an dem muß doch etwas sein. Und später, wenn der launenhafte, leicht erregbare, zaghafte Mensch nicht mehr ist, dann steht eben die Malerseele rein da in den Werken, und niemand wird fragen: wie hat er gelebt und gerungen, sondern: was hat er gemacht? (1856)

Digitized by Google

Es braucht, abgesehen von äußeren Mitteln, stets bei mir wahrer Revolutionen inwendig, ich habe lange Zeiten, wo mich die Fülle der Bilder quält und ich doch nicht die Ruhe habe, eine Gestalt nur zu zeichnen, endlich kommt etwas zur Klarheit und ist dann, wie Dante, das Einfachste, was man sich denken kann, dem man die Kämpfe nicht ansieht, und was ein anderes heiteres Künstlergemüt ebenso gut gleich ohne das auf die Leinwand bringen könnte. Daher kommt es dann, daß Beschauer meine Bilder eben nehmen wie andere auch, und ich die einzige Seele bin, die glaubt, sich diesmal selbst überwunden zu haben, und die dann wieder anfangen muß, von neuem zu bilden, um vielleicht dieselben Resultate zu erzielen. (1858)

Ich habe gestern einen sehr schönen Tag verlebt mit Schwinds Familie. Er hatte die Güte, mir die sieben Raben zu zeigen, ein Werk so köstlicher Genialität und so ergreifender Lieblichkeit, daß ich selbst ganz verzaubert bin. Ich glaube, daß sich niemand der Tränen erwehren kann, wie am Schlusse die lang ersehnten Kinder als Jünglinge jauchzend herangesprengt kommen und den Scheiterhaufen, auf welchem die Schwester steht, umringen. Es hat mich lange nichts so ergriffen. In Schwinds Sachen weht ewige Jugend und ein Duft, daß ich mich wirklich mit all meinem Talent tief unter ihm fühle. (1860)

Das fühlst Du zu gut, wie es kommen muß, und wie aufreibend Jahre wirken müssen, wie die letzten zehn, um so schlimmer, da ich zuviel, und mehr als nötig, mit dem Herzen male. Wenn man immer geben soll, bei der Anstrengung sich sozial und pekuniär zu halten, so ist das Bedürfnis nach Ruhe in der Arbeit eine Notwendigkeit. Ein anderes sind die Abende, wo wenig Menschen sich außerordentlich viel sein können. Denn was man so Welt und Gesellschaft nennt, so bleibt es immer das nämliche, und so nichtsnutzig wie jetzt wird sie immer gewesen sein. (1866)

Ich glaube, daß es zu viel Maler und zu wenige Menschen gibt, und daß man, gewohnt an ewiges Virtuosisieren in allen Tonarten, zuletzt das nicht mehr begreift, was man im gemeinen Leben „eine Schöpfung“ nennt. (1869)

Es ist wahrhaft betrübend, wie eine Masse von Menschen sich nie darein finden kann, daß nach außergewöhnlichen Dingen die Menschen auch anders behandelt werden müssen. (1869)

Ich komme von der heiligen Cäcilie von Raffael. Das Bild an Form und Seelenausdruck ist unsagbar schön.

Die unten liegenden Instrumente sind von Johann von Udine mit rührender Sorgfalt im Geiste des Meisters gemalt. Hier empfindet man, daß heutzutage in dieser Reise-, Eisenbahn-, Pickelhauben- und zerlumpten Kaisermantelzeit keine Kunst mehr sein kann. Wer hat Zeit zu solch tiefer Seelenversenkung in das Allerheiligste. Wie beschämt dieser Meister unsre hochweise Epoche der Kuponschneider und des verquetschten Geschlechtstriebes, der Impotenz und sentimentalen Handwerksburschenpoesie. Pfui Teufel! (1873)

Digitized by Google

Italien ist so ruhig und schön. Gestern war ich bei der Cäcilia in Bologna. Man darf nur die späteren Bologneser Maler, Guido Reni nicht ausgenommen, ansehen, so sieht man, daß alle Zeitkrankheiten schon einmal da waren und wir Modernen nur das Stroh dreschen, was schon manchmal gedroschen ist! (1875)

Und zum Schlusse, nachdem ich alles gesagt, möchte ich zur Hauptsache: Ich lese Vaters griechische Plastik — den ersten Teil konnte ich noch nicht bekommen. Das ist die Biographie. — Wer begreift die Wunder der Natur, ihren organischen Zusammenhang, wer begreift es, wie mich Vaters Worte ergreifen, ich will davon nicht sprechen. Daß ich ihn sprechen zu hören glaube, daß mir wehmütige, zum Sterben wehmütige Bilder aufsteigen, doch freudevoll, davon will ich nicht sprechen; daß der verstorbene gute Vater, so rein, so wahr, so groß sich vor mir aufrichtet, das sind Dinge, die einen jeden Sohn packen und bewältigen müssen; aber davon rede ich, von dem stillen Wunder der Natur, daß mir jetzt nach diesem Stück Leben, ohne daß ich eine Ahnung hatte, was Vater geschrieben, daß mir jetzt sein Geist dermaßen begegnet, indem ich bei ihm lese, was die Natur im stillen in mir vorbereitet hatte, daß ich das lesen muß, wonach ich instinktiv in meiner Kunst gerungen, daß ich fühlen muß, wie wenig an meiner Kunst wäre, wenn Vater anders gedacht hätte! Kann ich es beschreiben, wie mir zumute sein muß, wenn ich das in reinster Sprache lese, was das stille prophetische Siegel meines innersten Wesens war! Und hier in Rom, in das Vater erst spät zu kommen vergönnt war; Rom, was der Sohn mit schweren Leiden erringen, erkämpfen mußte, um es seiner Natur einzuverleiben! — Ich habe in diesem Augenblick ein Bedürfnis, Dir, liebe Mutter, das auszusprechen, und ich finde keine Worte für das Gefühl, wie der tote Vater herüberlangt und mir sein Buch in die Hände drückt — indem ich dieses schreibe, fließen mir die Tränen herunter.

Es ist so: der deutsche Künstler fängt mit dem Verstande und leiblicher Phantasie an, sich einen Gegenstand zu bilden, und benutzt die Natur nur, um seinen Gedanken, der ihm höher dünkt, auszudrücken, dafür rächt sich nun die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Werke den Stempel der Unwahrheit auf. Der Grieche und der Italiener macht es umgekehrt, er weiß, daß nur das Reale die größte Poesie ist, er nimmt die Natur, faßt sie scharf ins Auge, und indem er bildet, schafft, geschieht das Wunder, was wir Kunstwerk nennen, der Idealismus wird zur Wahrheit, und die Wahrheit ist die Poesie.

Aus Segantinis „Briefen und Schriften"

Aber genügen nicht alle schlechten Denkmäler der Halbinsel, um uns zu überzeugen, daß es unmöglich ist, auf Grund der für die Konkurrenzen festgelegten Programme Werke zu schaffen, die wirklich künstlerisch sind? Vielleicht, daß man irgendein Pferd sehen wird, das im Rahmen der Kunst Geltung haben kann, aber das übrige bleibt bemitleidenswert.

Ein Denkmal sollte durch das Erhabene seiner Schönheit das Gedächtnis desjenigen verewigen, der solcher Ehrung würdig ist, aber es

Digitized by Google

entspringt gesundem Menschenverstande, einen Künstler, der Schönes schaffen muß, zu zwingen, dieses auf Grund einer Silhouette in Hosen und Überrock oder in Soldatenmontur zu tun?

An dem Tage, wo das Kunstgefühl weiter verbreitet sein wird, werden diese kindischen Scherze mit Recht verlacht werden.

Das Programm für ein Denkmal sollte etwa so abgefaßt sein: „Man stellt die Summe von Lire . . . zur Verfügung, für ein bildhauerisches Kunstwerk, auf dessen Sockel man das Medaillon mit dem Bildnis des zu Ehrenden und eine Widmung zu seinem Gedächtnis anbringen wird."

Dann wird man urteilen können, was künstlerisch und was unkünstlerisch ist.

Jene wenigen ehrlichen Könner, die naturgemäß als Aristokraten von Gefühl und Denkungsart entrüstet über jedes Zugeständnis an die Allgemeinheit sind, das ihrer Überzeugung und ihrem künstlerischen Ernst zu nahe treten würde, kennen weder Neid noch Verachtung, sondern allein die Liebe, und zwar eine grenzenlose Liebe zu der großen Kunst — zu der Natur, zu dem Leben, den Menschen, Tieren, zum Wasser, zum Himmel, zur Ebene, zu den Hügeln und Bergen, zu den Steinen, den Sträuchern, den Blumen, und zwar eine Liebe, die nicht oberflächlich, sondern tief und innig und vor allem ernst ist. Den Idealen ihres Liebestraumes opfern sie alle Gedanken, alle ihre Ideen verdichten sich zu einer Einzigen, Höchsten, die, je mehr sie ihr näher kommen, sich immer mehr steigert, und sie sind froh darüber, denn je länger der Weg ist, um so mehr leben sie in der Hoffnung, ein grenzenloses Ideal zu erreichen. Der Stärkste, der Ausdauerndste, der Ehrlichste und der Tauglichste ist der, welcher sich am meisten über die übrigen erhebt. Aber je mehr sie sich in ihrer Kunst erheben, um so mehr entfernen sie sich vom Verständnis der Masse.

Glückwunsch

Möchten eure Fenster immer geöffnet sein, damit eure Seele sich immer ganz der Schönheit freuen kann. Möchten eure Türen immer geöffnet und eure Seele immer bereit sein, die guten Worte und die schönen Harmonien in sich aufzunehmen.

Niemals suchte ich einen Gott außerhalb von mir selbst, denn ich war überzeugt, daß Gott in uns sei, daß jeder von uns ein Teilchen davon besäße oder erringen könne durch schöne, gute und edelmütige Werke; daß jeder von uns ein Teil Gottes sei ebenso wie ein Atom und ein Teil des Weltalls. Ich suchte keine andere Glückseligkeit nach außen als die einzig wahre, die des Gewissens.

Oh wenn nicht der egoistische, rebellische Grimm wäre, ein uns teures, wertes Wesen verloren zu haben, wie tief und wehmütig süß wären diese Schmerzen, die uns gestatten, seelisch mit dem Wesen zu verkehren, das wir zwar in der Materie vermissen, das aber in unseren Gedanken lebt und vergeistigt ist durch das Mysterium des Todes.

Sie fragen mich ferner, ob ich die sogenannte Welt, die Gesellschaft und ihre Leidenschaften gekannt habe? Darauf kann ich Ihnen erwidern,

Digitized by Google

daß ich gelebt habe, ohne zu vegetieren; daß ich wirklich gelebt habe, ohne in den Büchern zu studieren, sondern immer beobachtend und nachdenkend. Ich habe die sogenannte Welt gekannt und all ihre sozialen Schichten nicht von ferner, sondern ich lebte darin als Mitglied und erfuhr so all ihre Leidenschaften, ihre Schmerzen, ihre Freuden und ihre Hoffnungen. Ja, verehrte Frau, ich habe die ganze unendliche Ebene der Traurigkeit und des Schmerzes durchschritten, wo sich im Licht der Sonne und in der Dunkelheit alle menschlichen Leidenschaften und Torheiten herumwälzen. Ich habe die Blume im Sumpf gesehen und den Sumpf sich mit Blütenblättern bedecken. Ich sah Blumen weinen und Würmer lächeln. Ich blieb davon angeekelt, verzagt und müde, mit verlorenem Glauben, zerrissenen Herzens und mit der klaren Vorstellung zurück, daß die Gesellschaft ein elendes Ding sei, und nur da, wo sie nicht böse dumm und empfindungslos ist, das Leben Wert haben kann durch den Genuß intellektueller Empfindungen. Das ist der Grund, weshalb ich einsam wurde.

Weshalb ich zeichnen lernte? Aber weil ... wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich antworten soll. Wenn ich Sie fragte, weshalb Sie das Abc gelernt haben, was würden Sie antworten? Ihre Antwort könnte auch die meinige sein.

Jeder Gedanke, jede starke Empfindung sollte sich in der Einsamkeit heranbilden, denkend, beobachtend und zerlegend. Nur auf die Weise können die eigenen Ideen und die eigenen Empfindungen genährt und gestärkt werden; das Leben inmitten der Welt und das Horchen auf fremde Gedanken entnervt und schwächt die eigenen.

Aus Briefen M. v. Schwinds

Du wirst Dich vielleicht wundern, mich an Kirchenbildern arbeitend zu denken, der Teufel mag aber alleweil das nämliche machen und unsereinem kann es auch einmal vergönnt sein, das Nobelste in die Hand zu nehmen, was es gibt. Ich habe mich ganz restauriert daran, einmal alle malerischen Mittel zu kommandieren, und es scheint, nach dem Beifall, den die Sache findet, ziemlich zu gelingen. Es steht in der Malerei ganz anders als in den übrigen Künsten. Das Publikum ist durch die bisherige Handhabung unsrer Kunst gewöhnt, einem Bilde gegenüber vor allem eine feierliche Langeweile zu empfinden, die sich in einem noch langweiligeren Hang zu kritisieren ausgießt. Den Gegensatz bildet nur eine kleine Ausweichung ins Lüsterne und Gemeine, das sich hinter das Malenkönnen versteckt. Kommt einmal etwas, das den Beschauer irgend innerlich anregt, wie ein Erlebnis, muß einer ein wenig lachen oder weinen oder schwärmen, so haltet er das Ganze für ein Dilettantenwerk. Das habe ich hundertmal erfahren. So macht es mir denn auch Freude zu zeigen, daß ich von der Kunst gerade so viel verstehe und noch etwas mehr als die andern Gispeln auch. Du hast recht, die Barbarei ist im Anzug, aufhalten kann ich sie nicht, aber habe ich mich so lange Jahre nicht irremachen lassen, so kann sie mir jetzt vollends gestohlen werden. Es handelt sich in der Malerei noch um so vieles, was die andern Künste hinter sich haben, daß ich lebhaft

Digitized by Google

wünsche, noch zwanzig Jahre arbeiten zu können, um das Meinige nicht schuldig zu bleiben, um Leben und Licht in die Sache bringen zu helfen. Ob es viel oder wenig ist, kümmert mich gar nicht, ob man mich hoch oder niedrig stellt, noch viel weniger, ich denke meinen Graben so gut auszufüllen als ein anderer. Ich halte mich sorgfältig auf der Kenntnis der neuen Literatur, in musicalibus ist nicht viel zu holen, und staune, wie weit das mit der Malerei auseinander liegt. Alles, was ich lese, ist aus unsrer Zeit, aus unsrer Bildungsstufe entstanden, und wenn weiter gar nichts ist, so ist es doch in deutscher Sprache geschrieben. Bei uns geht die Hälfte drauf aus, ein Dasein vor dreihundert Jahren zu affektieren, die andre befleißt sich einer holdseligen Lümmelhaftigkeit, die gar keine Notiz nimmt von der Höhe der Bildung, auf der wir leben, und entnationalisiert sind sie alle. Dazu gerechnet ein ziemlich langweiliges Leben, fast ohne alle Anregung, da kann man sich, wenn man nur etwas leistet, schon seines Fleißes rühmen.

Was Du vom Aufhören des Individuums sagst, das ginge mir gerade noch ab. Es ist mir mein Lebtag nicht eingefallen, daran zu zweifeln. Wie oder wo, das macht mir keine Sorgen. Sollten wir wirklich unsern alten Schubert nicht mehr sehen und so viele Freunde, und sollten keine guten Tage bereitet sein für so viele, die ihr ganzes Leben in Qual und Krankheit zubringen?

Ich habe mich dummerweise wieder in eine große Arbeit eingelassen — wie Grillparzer sagt: so lange Sachen, worunter er Trauerspiele versteht. Ich habe den alten Herrn — 76 Jahre — in Wien besucht und mit ihm von dieser Arbeit, der Geschichte der Melusine, gesprochen mit der Bemerkung, daß das Wunderbare dermalen außer Kredit sei. Sagt er darauf: Ich habe ein Gespräch in vier Versen gemacht, das heißt:

„Laßt mir doch das Wunderbare!
Gar mancher hat's vor mir geehrt.
Allein das Menschliche — das ist das Wahre";
„Das Wahre — aber kaum der Mühe wert."

Nicht übel. Das ist schade, daß Sie den Mann nicht kennen.

In Paris waren Bilder von mir, die glänzend durchgefallen sind, was mich eigentlich freut, denn ich möchte diesen Hanswursten nicht gefallen. Sind aber wieder eigene Kauze unter den Franzosen. An Kaulbach schreibt einer, sie wüßten keine Gegenstände, bei uns — er nennt auch mich — schiene daran kein Mangel zu sein, und bliebe gewiß eine Menge unausgenützt liegen; wir möchten ihnen von unserm Überfluß schicken. Das ist doch vortrefflich. Wäre ich des Französischen mächtig, so bekäm er einen Brief von mir. Mit Staunen bin ich erfüllt über X. Im Ganzen so gescheit und im Detail so dumm! Spricht ganz trocken aus, ein Bild soll gar nichts vorstellen — bloß Malerei. Der soll sich wundern, was die in ein paar Jahren für Geschmier vorbringen.

Digitized by Google

Rundschau

Kultur und äußere Politik

Es sieht dunkel aus über Europa. Wir sind es fast schon gewöhnt, so, als wenn eine Gewitterwolke gar zu lange am Himmel steht; man glaubt schließlich nicht mehr daran, daß sie sich entlädt. Und dennoch sind wir im letzten Jahrzehnt immer tiefer in die Spannung hineingekommen.

Gehen uns Kulturarbeiter diese Dinge etwas an? Wir wollen im Kunstwart nicht Politik und gar noch äußere Politik treiben. Doch wenn man bedenkt, daß alle Kulturarbeit von daher vernichtet werden kann, so muß man sich fragen, ob nicht vielleicht in der Grundkulturstimmung, auf der auch alle unsre Arbeit ruht und von der schließlich auch die äußere Politik abhängig wird, ein Fehler steckt.

Vor kurzem stellte der Engländer Perris im „März" die Frage auf, ob wir Deutschen wohl selbst wüßten, was wir wollten. Wenn ja, so sollten wir es ums Himmels willen sagen: über bekannte Dinge einigt man sich vielleicht, das Mysteriöse schafft die Beunruhigung. Ein andrer Engländer namens Morel gab seinerseits in der „Frankfurter Zeitung" offene Auskunft über die beiden Prinzipien der englischen Politik: 1. Unbedingte Vorherrschaft auf dem Meere, 2. Feindschaft gegen jede Macht, die auf dem Kontinent die Vorherrschaft erstrebt. Herr Morel stellt jene Forderungen der englischen Politik inmitten eines von Freundlichkeit überlaufenden Versöhnungsartikels auf. Meines Wissens hat in Deutschland noch niemand die entsprechenden Grundsätze aufgestellt: 1. Unbedingte Vorherrschaft auf dem Kontinent, 2. Feindschaft gegen jede Macht, die zur See die Vorherrschaft erstrebt. Ob wir wirklich mit dergleichen unmysteriösen Offenheiten weiter kommen? Wahrscheinlich würde jedem Engländer bei einer derartigen deutschen These das Blut zu Gesicht steigen, wie es mir zu Gesicht gestiegen ist beim Lesen der These des friedenfreundlichen Herrn Morel. Bei Licht gesehen formeln solche Grundsätze nichts als die natürlichen Ziele jedes nationalen Egoismus. Aber es ist eine Frage, ob das Ziele sind, die eine für das abendländische Kulturzusammenleben brauchbare Gesinnung ergeben. Und es ist eine weitere und weiterführende Frage, was für ein Ziel zu erstreben ist, damit eine für ein friedliches Kulturleben des Abendlandes mögliche Gesinnung erwachse.

Den Nationalegoismus zu unterdrücken können wir uns offenbar nicht zum Zweck setzen. Gleichviel, ob das wünschenswert wäre oder nicht, es ist utopisch. Aber es ist auch unnötig. Richten wir uns denn im eigenen Volk danach ein, daß der Egoismus unterdrückt werde? Es ist bekanntlich bis heute noch ein Streit der Ethiker, ob eine rein altruistische Gesinnung möglich oder auch nur wünschenswert sei. Trotzdem haben wir den Frieden im eignen Volk. Nicht als ob aller Streit aufgehört hätte. Aber wir streiten mit friedlichen Waffen und in friedlichem Wettbewerb. Sollte sich ein solches Ziel nicht auch für den europäisch-amerikanischen Kulturzusammenhang aufstellen lassen?

Der Streit dreht sich zumeist um die Kolonien. Wir haben die kolonialkapitalistischen Staaten der Tripelentente und die kolonialpro-

Digitized by Google

letarischen Staaten des Dreibundes.* Jene besitzen mehr als sie brauchen. Diese hungern nach Land. Jene stecken alle paar Jahre ein ausgedehntes volkreiches und bedeutendes Gebiet ein. Diese dürfen nicht einmal „hoppla!“ dazu sagen. Sie dürfen höchstens nach den Bröcklein schnappen, die nebenbei fallen. Dieser Zustand ist auf die Dauer völlig unhaltbar. Aber sollte er nicht in sich einen Wink enthalten für das Ziel, das alle vor Augen haben müssen, die den abendländischen Frieden wollen?

Man hat gesagt, Cavour habe ein tüchtigeres Werk vollbracht als Bismarck; denn er habe den Einheitsstaat geschaffen, Bismarck nur die Staatenrepublik. Ich bin geneigt, gerade um dieses Grundes willen die Bismarcksche Schöpfung für tüchtiger zu halten. Man kann vielleicht besser so sagen: das Streben, die Einheit durch Zentralisierung zu schaffen, ist römisch (das römische Weltreich und noch Napoleons Versuch); die Germanen schaffen Einheiten auf dem Weg der freien Verbündung. So ist Deutschland eingerichtet, so ist die Schweiz eingerichtet, so Nordamerika, so das englische Kolonialreich, so im Prinzip und Ziel auch Österreich.

Es ist nicht viel über ein halbes Jahrhundert her, daß die deutschen Stämme sich untereinander in den Haaren lagen. Jetzt bilden sie eine Staatenrepublik, in der es zentrifugale Kräfte kaum noch gibt. Sollte eine entsprechende Entwicklung für die ganze abendländische (europäisch-amerikanische) Völkerfamilie utopisch sein? Ist sie nicht vielmehr der Ausweg aus den jetzigen Schwierigkeiten?

Wie das zu machen sei, wie im besonderen unser Staat zu operieren habe auf dieses Ziel hin, — das möge eine Sorge der Politiker sein. Aber auch die besten Politiker erreichen nichts, wenn ihrem Werke nicht eine entsprechende Kulturstimmung der Völker entgegenkommt. Für diese zu wirken ist die Aufgabe der Kulturarbeiter aller Länder. Gr. G.

* Vergleiche Gerhard Hildebrand, Sozialistische Auslandspolitik, Jena, Diederichs, 60 Pf.

Albanesen, Spanesen, Berlinesen

Sobald die Albaner wieder zu lärmen anfangen, gehen wieder die . . . nesen durch die Zeitungen. Früher trugen ja auch die Japaner welche, aber jetzt von den großen Nationen nur noch die immerhin konservativeren Leute in China und Siam. Gothaer gibt's, Rigaer auch, aber wenn wir von Chinaern oder gar Chinern sprechen wollten, schlügen uns die Sprachgelehrten ihr Entsetzen ums Ohr. Wann sind die Menschen in Spanien aus Spanesen zu Spaniern geworden — oder sind sie etwa stets ohne den Veredelungsanwuchs ausgekommen? Sienesen haben wir ja auch noch, aber Rigesen, Fuldesen, Gothesen, Apoldesen, Pirnesen, Stettinesen, Wienesen und Berlinesen meines Wissens nicht. Wir sollten sie einführen, ob sich sprachhistorische Gründe dafür finden oder nicht, denn es klingt doch feiner. Die Badenser sind ja neben den unbeträchtlichen Badnern auch da, und Dresdenser wäre gleichfalls was Schönes.

„Nichts als ein paar schöne Gedichte“

Wenn ich warnend sage, daß Deutschland zufolge der Allerweltredseligkeit über Poesie und Literatur, ferner zufolge des

Digitized by Google

mehr und mehr überwiegenden Interesses für das Biographische und Literarhistorische auf dem Wege ist, vor lauter Weisheit die elementarste Einsicht zu verlieren, so daß die Nation bald nötig haben wird, wieder das A B C über die Poesie zu lernen, so werde ich als ein Schwarzseher abgetan. Nun bitte ich einmal folgenden Satz zu lesen, der mir heute, am 7. Juli 1912 aus den Bücherbesprechungen einer der allerersten deutschen Zeitungen entgegengrinst: „Wenn Kants Ästhetik falsch ist usw., so bliebe uns von unserer klassischen Periode nichts anderes übrig als ein paar schöne Gedichte.“ Es wagt es also heutzutage ein Mensch und darf es wagen, öffentlich die sämtlichen Werke von Goethe und Schiller geringschätzig als Nebensachen zu werten und wegwerfend „nichts als ein paar schöne Gedichte“ zu nennen. Was ist denn wohl die Hauptsache? Dem, der den genannten Satz schrieb, sind die ästhetischen Erörterungen der Klassiker die Hauptsache, andern sind es die biographischen Tatsachen und literarhistorischen Daten, wieder andern die vom Dichter verworfenen Urtexte und Skizzen oder die Nachlässe und ungedruckten Briefe, summa: der ganzen Gebildetheit ist alles mögliche in der Literatur die Hauptsache, nur ja nicht etwa die poetischen Werke der Dichter. Welch eine beklagenswerte Armseligkeit, daß wir von Homer „nichts als“ die Ilias und die Odyssee haben, von Shakespere „nichts als ein paar“ Dramen! Ha, wie ganz anders würde unser poetischer Hunger gestillt, besäßen wir von Homer einen Brief an seinen Schwager über das Urbild der Briseïs oder von Shakespere zwanzig Zeilen über sein Verhältnis zu der dramaturgischen Theorie des Aristoteles! „Nichts als ein paar schöne Gedichte“, in wegwerfendem Sinn über Tasso, Iphigenie, Faust, Wallenstein, Wilhelm Tell usw. usw. ausgesprochen! Ist es angesichts solch einer symptomatischen Tatsache eine Übertreibung, wenn ich sage, Deutschland wird bald nötig haben, wieder das A B C in poetischen Angelegenheiten zu lernen? Jenes A B C, von welchem das A lautet: „Schöne Gedichte“ sind für die Poesie nicht Nebensache, sondern die Hauptsache und nicht bloß die Hauptsache, sondern die Alleinsache; und von welchem das B besagt: Ein einziges „schönes Gedicht“ vom Range einer göttlichen Komödie oder eines Faust ist für die Menschheit ein wertvolleres Besitztum, als was der vereinigte Scharfsinn sämtlicher Ästhetiker und Biographen und Literaturhistoriker in Tausenden von Bänden zutage fördert, höchstdieselben Aussprüche der Dichter über ihre eigenen Werke miteingeschlossen.

Karl Spitteler

Wilhelm Jensens letztes Werk

„Fremdlinge unter den Menschen“, so hieß das letzte Werk, womit der unerschöpfliche Poet Jensen von seinen vielen Freunden und Verehrern Abschied nahm.* Und es ist eine Dichtung, die mit eindringlichen Tönen noch einmal alte Themen dieses wundersamen Sinnierers und Rätselstellers aufnimmt: Liebe durch geheimnisvolle Anziehung der magnetischen Ströme des Blutes hindurch, das endlich über alle Dämme der Sitte und Überlegung hinwegflutet, Tod erzwingend; Schicksal, das Sünde und Lust schmerzlich verkettet, Blindheit und Abeltun. Zwei Menschenkinder, ausgezeichnet

* Roman in zwei Bänden, Verlag E. Reißner, Dresden.

Digitized by Google

durch Schönheit und Liebenswürdigkeit gleich wie durch Sicherheit der Einsicht und des Instinkts erkennen sich früh als einander vorbestimmt, als tief miteinander verbunden und verquickt, tiefer noch als gewöhnliche Liebe bindet. Beide sind unheimisch dort, wo sie aufwachsen, unverbunden mit den Eltern, die sie betreuen. Sie wissen nicht, daß sie beide uneheliche Kinder eines amoureusen französischen Offiziers sind, der in den wilden Jahren vor den Befreiungskriegen zwei deutsche Frauen verführte. Das bildet nun die kunstvoll gefügte Geschichte Jensens, daß er die beiden durch zahlreiche Verwirrungen des Gefühls und des Geschicks, durch Ahnungen und Aufklärungen bis zu der intuitiv sicheren Erkenntnis ihres Ursprungs führt; aber die schicksalhafte Liebe der heimlich Verwandten, heimatlos Irrenden läßt ihnen nur noch den Ausweg des Todes. Hineingeführt sind die wunderlichen Wege der zwei in das Leben gedrückter, heimlich wetterleuchtender Zeiten, in das vorrevolutionäre Deutschland, wo die Blicke so mancher Hoffenden auf französische Revolutionkräfte gebannt waren. Das Bild der wirren Bestrebungen in der deutschen Studentenschaft und der bewegten Julikämpfe zu Paris steht in starkem Gegensatz zu der bewegungslosen Starre der Hansastadt Lübeck, die den „Fremdlingen“ die „Heimat“ kaum ersetzt.

Es ist leicht gesehen und gesagt, wieviel bloße Schilderung, wieviel gezwungene und künstlich in Fluß gebrachte Sprache das Werk enthält, wieviel erstaunlich Unorganisches und allzu fühlbar Unausgeglichenes. Und doch darf niemand verkennen, daß nur echte Poetenkraft diese seltsamen Schicksale uns menschlich überhaupt nahebringen, nur ein tiefes Schauen diese geheimnishaften inneren Wallungen und Regungen offenbaren konnte. Eine starke Süße und ein schönes Leuchten verklärt die Liebe und das Elend dieser Schicksalstiefkinder, die nicht allein Geschöpfe blinder Laune, sondern in besonderm Sinne Träger all-gemeiner Gefühle und Stimmungen sind. Jensen hat auf sie alle die inneren Krämpfe und Kämpfe gehäuft, die der Psychoanalytiker als „Eltern- und Geschwisterkomplex“ kennt, hat ihnen aber reine, geklärte Form gegeben. Und es rauscht und singt nun von ewigen Sehnsuchten und Fragen in dem Werk des Gealterten, von denen seine ganze Lebenszeit reich erfüllt war. Das ist es, was diese „Fremdlinge“ zu rechten Botenkindern ihres wirklichkeitfernen, phantasiestarken Schöpfers macht.

E. N.

Ein Wort über d'Annunzio

Von Bildern und von Vergleichen

Der Dichter empfindet das Leben sinnbildlich. In jenem Grade wie ein strenger Kirchengläubiger was immer ihm begegnet sinnbildlich empfindet. Nur daß sich dieser den Punkt der wahren Bedeutung außerhalb vorstellt und ihn Gott nennt, während der Dichter in die Erscheinungen selbst ewigen Inhalt einfühlt und ihn pantheistisch allgemeiner grüßt als die immanente Alleinheit der Wirkungen, Zwecke und Ursachen.

Aus dieser Wurzel wächst im Gebiete der Poesie die Bildersprache. Der Dichter sieht die Wirklichkeiten für Bilder (Symbole) und die Bilder umgekehrt für Wirklichkeiten an. Und er lebt des Gefühls, daß im Hintergrunde alles an alles grenzt, sich bedingt

Digitized by Google

und widerspiegelt und infolgedessen miteinander identisch und vergleichbar ist. Das echt dichterische Bild ist also nie und nimmer ein bloß willkürlicher Redezierat. Er ist eine unmittelbare Anschauungsform und der spezifischste Bestandteil eines besonderen und selbständigen Idioms: des dichterischen.

Der Stil d'Annunzios findet bei den Zeitgenossen vorwiegend deswegen so großen Beifall, weil seine Sätze berückend durch die Menge des metaphorischen Schmuckbehangs wirken. Das ist ein Niederfließen pompöser, trunkener, zärtlicher Tropen, wie es sonst nirgends seinesgleichen hat. Man erregt sich beinahe körperlich am Einschlürfen dieser Farben, Klang- und Parfümappellationen.

Prüft man näher, so macht man freilich eine sonderbare Entdeckung. Es stellt sich nämlich heraus, daß von hundert Metaphern neunzig gar keine eigentlichen Metaphern sondern etwas weit weniger Kostbares sind. Man schlage zum Beispiel sein letztes Werk, den Roman „Vielleicht — vielleicht auch nicht" auf. Etwa auf Seite 12: „Sie legte den Kopf zurück, schloß die Wimpern halb und ließ den Arm und die Hände ohne Spannung sinken, *wie* in einem Spasma, den Mund lüstern geöffnet, *als* tränke sie den goldenen Trank des Sommers aus der geneigten, laubumwundenen Schale des Himmels. — Wenn du wüßtest, wie ich die Liebe liebe, Paolo. — Sie sprach diese Worte, das verschleierte Gesicht dem Freunde zugeneigt, mit einem Ton, *wie* der Geschmack einer fremden Frucht und *wie* ein geheimnisvolles Parfüm, *gleichsam als* wäre die Stimme auf ihrem Wege zu den Lippen durch die tiefsten Tiefen der Sinnlichkeit gegangen. Er erbleichte, sank etwas in sich zusammen, zerbrach *wie* eine Opfergabe, die mit tausend anderen zusammen in die Flamme wandert."

Aparte Tropen, gewiß. Nur schade, daß sie alle auf dem „wie" und „als" gleich Blumen auf künstlichen Drahtstengeln sitzen. Und also keine wirklichen Metaphern, sondern Surrogate für solche, kurz nur *Vergleiche* sind.

Ist die Metapher, wie vorerwähnt, eine unmittelbare sprachliche Projektion des besonderen dichterischen Schauens, so ist dagegen der Vergleich bloß eine gelegentliche Assoziation und im Satze nur vom Werte einer dekorativen Verbrämung. Die Metapher entspringt einer Zwangsvorstellung, der Vergleich einem Einfall. Die Metapher ist das symbolische Aquivalent, der Vergleich die erdachte Umschreibung eines betreffenden Faktums. Die Metapher setzt unmittelbar mit sich selbst ein, der Vergleich mit den Einführungspartikeln „wie", „gleich als ob" usw.

Groß in echten Metaphern ist Jens Peter Jacobsen. In seinem „Niels Lyhne" begegnet man der „Vergleichung" beinahe gar nicht, wohl aber auf Schritt und Tritt Metaphern von der restlos-reinen Spontaneität etwa der folgenden: „Die Phantasterei schüttelte ihre glimmernden Blüten hinab in die langweilige Stille des ereignisarmen Lebens."

d'Annunzios echte Metaphern erstrecken sich dahingegen zumeist nur auf das Verbum. So, wenn es heißt: „Dein Gang *heuchelte* die Bewegungen der Lust", „das Schrillen der Schwalben über den Teichen *ritzte* ihre Seele". Breit ausgeführte und in die Masse des Satzes lückenlos verschmolzene Bilder nach Art Jacobsens fehlen fast gänzlich. Was so aussieht, sind

Digitized by Google

Vergleiche. Auf mancher Seite kann man das Wörtchen „wie“ (italienisch come, quasi, simile a usw.) gut ein dutzendmal zählen.

Der Ruhm d'Annunzios ist eine Verwechslung. Seine Prosa ist nicht, was sie scheint. Sie gibt sich wie Lyrik und ist in Wahrheit lediglich Rhetorik. Sie will visionär sein und ist nur sensationell. Sie nennt sich dichterisch und ist dabei das vollkommenste Gegenteil: artistisch. Sie steht auf derselben Stufe wie jene vergoldeten Stukkaturschwelgereien in sogenannten Jesuitenkirchen. Sie ist eine Luxuserfindung.

Fritz Hübner

Massenet †

Er war keiner von den Großen, aber doch einer von den Gefeierten und Berühmten. Auch bei uns. Vertrat er doch im öffentlichen Bewußtsein die mondäne französische Oper der Gegenwart. Im übrigen hat er keine neuen Bahnen gerodet, keine neuen Welten des Empfindens entdeckt. Er war ein Eklektiker. Er stellte die Leute vor keine Probleme, er überwältigte nicht durch starke Originalität. Woher also seine Berühmtheit, sein Erfolg? Daher, daß er wie alle älteren Franzosen der geborene Theaterkomponist war. Daher, daß er unterhielt und interessierte. Unsre Tonphilosophen haben ihm das natürlich sehr übelgenommen. Immerhin hat er seine Absicht, die Leute auf künstlerische Weise anständig zu vergnügen, redlich erfüllt und auch den deutschen Theatern die leichte Erholung gewährt, die sie neben den schweren Aufgaben der Wagnerschen Musikdramen brauchten.

Massenet war ein Talent, das dem Kenner vor allem durch seine ausgezeichnete Mache Achtung gebot. Solche Maîtres de plaisir vermag nur ein Volk von alter künstlerischer Kultur hervorzubringen. Unsre deutschen Seitenstücke dazu, die Neßler und Genossen sind doch um vieles plumper und roher. Bei uns gehen populäre und unterhaltsame Absichten in der Opernmusik so gern mit leidigem Dilettantismus Hand in Hand, wogegen man in Frankreich die volle technische Beherrschung der Kunstmittel in den Dienst des Volkstümlichen stellt. Weit entfernt, etwa den Professor hervorzukehren und mit seiner Meisterschaft zu prunken, übt der romanische Musiker überall die Kunst, mit dem kleinsten Aufgebot an Mitteln die stärkste Wirkung zu erzielen. Plötzlich aber kommt der Anlaß, die Fülle zu entfalten, und im Augenblick steht dem Komponisten das ganze technische Rüstzeug zur Verfügung. Wer würde dem Urheber der drei ersten Aufzüge der „Manon“ im vierten die kunstvollen Kirchenchöre zugetraut haben? Seichte Sentimentalität ist bei volkstümlichen Sachen zwar diesseits wie jenseits der Vogesen sehr beliebt. Aber Manons Abschied von ihrem Eßtisch verrät doch gewiß einen viel feineren Geschmack als unser „Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen“.

Ich wähle meine Beispiele aus „Manon“, weil diese Oper wie in einem Brennpunkt alle Vorzüge der Massenetschen Muse zusammenfaßt. Auch das ist merkwürdig genug zu beobachten, wie sich der deutsche und der französische Amüsierkomponist zur geschichtlichen Vergangenheit seines Volkes stellt. Massenet läßt uns die feinsten Stimmungsreize des Rokoko auskosten, jene leise Melancholie, die als Mittelstimme in den lieblichen Weisen der Menuette träumt

Digitized by Google

und uns den wie auf dem Grunde der Seele schlummernden, geheimen Pessimismus dieser Leute mit den ewig lächelnden Mienen verrät. Wie arm sind unsre biederen deutschen Volksopern an solchen geschichtspsychologischen Ausblicken! Und dabei war Massenet gewiß alles andere als ein Mann der tiefen Empfindung, der echten Herzenstöne. Nur Kultur hat er immer in sich gehabt. Auch ein melodischer Reichtum war eigentlich nie bei ihm da. Er wurde bloß vorgetäuscht durch die raffinierte Art, das spärliche Metall der Melodieneinfälle auszumünzen. Am besten gelang ihm von je der Ausdruck einer süßen Zärtlichkeit. Seine Melodik steht Thomas, seine Harmonik und Rhythmik vielleicht Bizet am nächsten. Nur war er nicht so einprägsam wie jener und absichtsvoller, verpfefferter als dieser. Zuweilen kokettierte er mit Wagnerscher Leitmotivtechnik. Aber es blieb ein harmloser Flirt. Die psychologische Umbildung der Charaktermotive ist ihm nicht aufgegangen. Und war doch sonst ein Bühnenmensch par excellence!

Seine Harmonik war stets geistreich, gewählt und reizvoll. Die junge Schule hat gerade da sehr viel von ihm gelernt, wie denn die meisten Jungfranzosen seine Jünger waren, ohne ihn freilich in der Sicherstelligkeit der Theaterwirkung auch nur im entferntesten zu erreichen.

Mit ihm ist nun der letzte der französischen Komponisten dahin, die sich auf der deutschen Bühne ein Bürgerrecht und einen festen Platz im Spielplan errungen haben. Die Charpentier, Debussy usw. waren seither doch nur vorübergehende Erscheinungen. Und so bedeutet Massenets Tod für sein Vaterland nicht nur einen künstlerischen Verlust, sondern auch eine volkswirtschaftliche Einbuße. Die Nationen haben sich von Paris freigemacht. Wie beim Kunsthandwerk geht es in der Musik. Andre werden sagen: Paris, das so lange den Nationen seinen Geschmack diktierte, hat sich gegen die internationale Welt abgeschlossen. Es will musikalisch sein eigenes intimes Leben auswirken, ohne Rücksicht auf den Export, auf den Erfolg nach außen. Massenets Tod bedeutet zugleich das Ende einer ganzen äußerlich glänzenden Epoche der französischen Opernkunst.

Richard Batka

Der menschliche Leib als Ausdruck des Seelischen

Bisher verweilte man mit Vorliebe bei dem Gedanken, daß das menschliche Fühlen vor allem in den Zügen des Gesichts seinen Ausdruck finde. Mehr im allgemeinen war auch davon die Rede, daß der ganze menschliche Leib, der Rumpf, ebenfalls seelisches Leben ausdrücke. Bestimmteres hierüber konnte man aber eigentlich nicht angeben. Was man etwa beim Betrachten eines in Marmor wiedergegebenen menschlichen Leibes nachzufühlen glaubte, dem gab man in allgemeinen Worten Ausdruck; so schrieb Auguste Robin über die Venus von Milo: „Des Rumpfes reiche Fülle hilft uns zum Verständnis, offenbart uns die Weltengröße. Und das Wunder liegt darin, daß die Profile im Sinne der Tiefe, der Länge und der Breite zusammengenommen, gleichzeitig durch unbegreifliches Zauberspiel die menschliche Seele und ihre Leidenschaften zum Ausdruck bringen.....“ „Im reichen Leben dieses wärmesprühenden Körpers atmet die Seele der Formen!“ Es mag mancher darüber den Kopf geschüttelt und diese Worte

Digitized by Google

nur für den Ausdruck dessen gehalten haben, was Rodin als warmfühlender Künstler in den Körper sozusagen hineingelegt habe, während in Wirklichkeit der Körper der Venus von Milo, wie schön er auch sein möge, doch gerade nicht Seelenleben ausdrücke. In Wirklichkeit trifft der Künstler mit seiner Intuition genau das, was auch wissenschaftlich nach in neuester Zeit gemachten Entdeckungen im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht werden kann: daß die verschiedenartige Einstellung und Haltung der Rumpfmuskeln auf den Klang der Stimme von bestimmendem Einfluß sei. Alles, was wir beim Anhören von Sängern und Schauspielern an ihrer Stimme als hell oder dunkel, weich oder metallisch hart, groß oder klein bezeichnen, rührt in der Hauptsache von der gewohnheitsmäßigen Haltung und Form des Rumpfes her. Alle diese Klangeigenschaften der Stimme sind aber, so wissen wir jetzt, Ausdruck des Seelischen ebenso, wie alle Arten der Haltung, die man gewohnheitsmäßig seinem Rumpfe gibt, und die auf den Klang der Stimme Einfluß haben.

Es ist nicht bloß etwa eine Redensart, wenn man vom seelischen Ausdruck im menschlichen Rumpfe, also in den äußeren Formen von Brust und Unterleib spricht. Was sich in den Werken unsrer Ton- und Sprachdichter, unsrer Maler und Bildhauer, dort in Tönen und Worten, hier sichtbar ausdrückt, nämlich die Art und Weise ihres Gemütslebens, vor allem ihres Temperamentes, das drückt sich auch in den Formen des Rumpfes, in ihrer Körperhaltung aus. Die gestreckte, wenn auch nicht große Gestalt Richard Wagners verrät sofort sein energisches, starkes Fühlen, die gedrungene Gestalt Anton Bruckners mit dem vorgeschobenen Unterleib und der nachgiebig schlaffen Art seiner Haltung sein mildes, doch warm-lebhaftes Fühlen. Die Gestalten Goethes und Schillers weisen unverkennbare Unterschiede ihrer Rumpfhaltung auf, die, von Besonderheiten des Körperbaues abgesehen, ungefähr dem Unterschied zwischen der Körperhaltung Mozarts und Webers gleichzustellen sind. Das sind allerdings auch nur allgemeine Behauptungen. Es fragt sich, worin sich diese Rumpfhaltungen unterscheiden und wie man es praktisch anfangen muß, um bei anderen und bei sich selbst den gewohnheitsmäßigen Ausdruck des Gemüts im Rumpf festzustellen und, wenn möglich, fremde „Ausdruckshaltungen“ willkürlich anzunehmen.

Es ist mir nun meines Erachtens festzustellen gelungen, daß gewisse Typen der Rumpfhaltung immer wiederkehren; daneben gibt es allerdings innerhalb jedes Typus ganz gleichmäßig gewisse Unterarten, doch soll hier in der Hauptsache nur von den Haupttypen die Rede sein.

Eine Hauptart, der sogenannte I. Typus zeichnet sich dadurch aus, daß sein Träger ständig, gewohnheitsmäßig den Unterleib in wagerechter Richtung vorgewölbt, vorgeschoben hält, man kann diese Haltung kurz als Cäsarenhaltung bezeichnen, zumal sie gerade im Lande der Cäsaren, im alten und neuen Italien hauptsächlich zu finden ist. Deutlich zeigen die Statuen Cäsars und andrer römischer Kaiser den vorgeschobenen, vorgewölbt gehaltenen Unterleib, den etwas zurückgelegten Rumpf, die wenig geschwungene Rückenlinie. Meist bemerkt man diese Merkmale verbunden mit ziemlich massivem Körper und im Verhältnis zur

Digitized by Google

Rumpflänge zu kurzen Beinen, seltner mit schlanker Figur. Wie alle diese Typen der Haltung, kann aber jeder von uns, wie auch der Bau seines Körpers sein mag, sie willkürlich nach folgenden Anweisungen annehmen, es sei denn die, die er schon von Natur hat. Man schiebt den Unterleib wagerecht, in der Richtung des auf Fig. 1 befindlichen Pfeils vor. Fig. 1 zeigt an einem Körper, der sonst gewohnheitsmäßig die Haltung des III. Typus (Fig. 3) besitzt, die Haltung des I. Typus. Man sieht, wie die Rückseite und Vorderseite des Körpers sozusagen tonnenartig ausgeglichen wird, der Verlauf der Rückenlinie, wie der Vorderseite des Körpers ist ziemlich gleichmäßig, ohne starke Krümmung oder Wellung.* Die Stimme des „Cäsaren"-Typus hat dunklen und weichen Klang. Wer diese Haltung willkürlich annimmt, bewirkt dadurch ebenfalls, daß seine Stimme einen dunklen und weichen Klang erhält, mag sie auch vor Annahme dieser Haltung heller oder vielleicht auch härter geklungen haben. Das außerordentlich Merkwürdige ist nun, daß man gerade diese Haltung des I. Typus annehmen muß, wenn man Tondichtungen, Sprachdichtungen oder sogar nur Briefe von Persönlichkeiten, die gewohnheitsmäßig und als Ausdruck ihres eigenen Fühlens die Haltung des I. Typus im Leben hatten, ausdrucksvoll und wirksam wiedergeben will. So muß man, um zum Beispiel Cäsars bellum gallicum, natürlich lateinisch, ausdrucksvoll und wirksam zu lesen, den I. Typus der Haltung, also Cäsars Haltung annehmen. Will man Briefe oder Tondichtungen von Mozart vortragen, der demselben Typus angehört, so empfiehlt sich das Gleiche; ebenso für Goethe, der wie viele Rheinländer die Haltung des I. Typus besaß (übrigens das dieser Haltung häufig gepaarte Merkmal der kurzen Beine). Auch Napoleon hielt sich so, wovon man sich durch zahlreiche Bildnisse überzeugen kann. Nur in dieser Haltung kann man auch zum Beispiel folgende Stelle aus einem Brief Napoleons an seine Frau Josephine sprechen:

„... L'on m'a donné ici une grande fête. 5 a 600 jolies et elegantes figures cherchoient a me plaire; mais aucune ne te ressembloit, aucune n'avoit cette phisionomie douce et mélodieuse qui est si bien gravée dans mon coeur: Je ne voyois que toi, je ne pensois que toi. Cela me rendit tout insuportable, et une demie heure après y etre entré, je me mis en aller me couchant tristement et me disant voyla cepedant vuide la place de mon adorable petite femme ..."

Ganz anders ist die Haltung des sogenannten II. Typus, die nicht mit dunklem und weichem, sondern mit hellem und weichem Stimmklang gepaart ist. Man nimmt sie, indem man die Muskeln über den Hüftknochen wagrecht nach rückwärts schiebt, in der Richtung des Pfeiles auf Figur 2, wobei gleichzeitig mit Notwendigkeit die Brust

* Die dem Texte beigegebenen Abbildungen sind mit Genehmigung des Beckschen Verlags, München, meinem Buch „Sprache, Gesang und Körperhaltung" entnommen. Das kleine Handbuch (2,80 M.) enthält neben Abbildungen nach dem Leben, alphabetischen Übersichten der nach Typus und Unterart untersuchten Ton- und Sprachdichtungen noch Übersichtstabellen nebst einer kurzen und knappen, auf die Bedürfnisse der Praxis der Sänger, Schauspieler, Sprachforscher usw. zugeschnittenen Einführung in die neue Lehre.

Digitized by Google

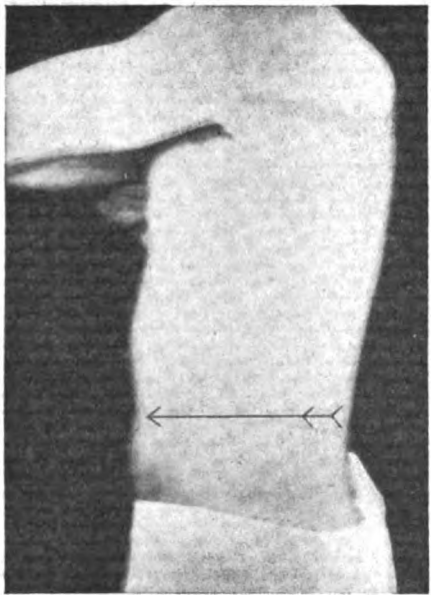


Fig. 1.
I. Typ. Ständiges Vorgewölbthalten des Leibes in der Pfeilrichtung. (Cäsar, Mark Aurel, Napoleon.) Diese Haltung bewirkt dunklen, weichen Stimmklang.

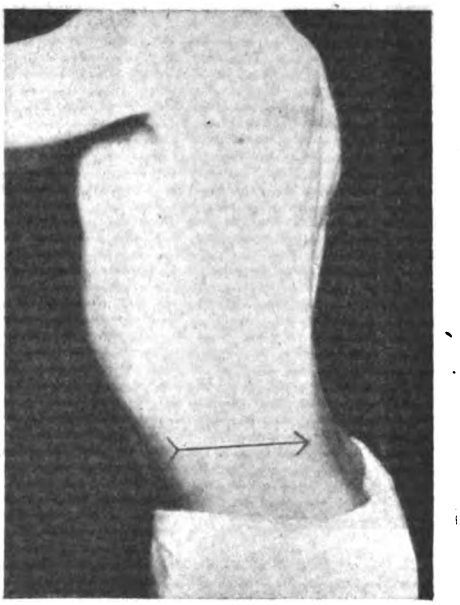


Fig. 2.
II. Typ. Ständiges Zurückgeschobenhalten der Muskeln über den Hüften, in Pfeilrichtung. (Viele Hohenzollernfürsten, Schiller, Hebbel, C. M. v. Weber.) Diese Haltung bewirkt hellen, weichen Stimmklang.

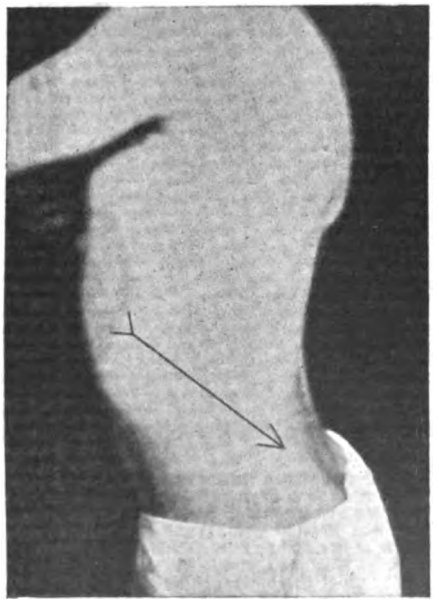


Fig. 3.
III. Typ. 1. Abart. Rückwärts und abwärts geschobene Rumpfmuskeln. Erkennbar an französischen und altgriechischen Statuen, z. B. Aginetengruppe. Heller und metallisch-harter Stimmklang.

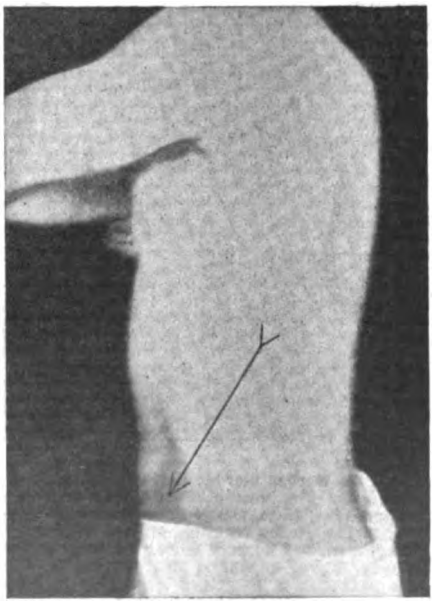


Fig. 4.
III. Typ. 2. Abart. Vorwärts und abwärts geschobene Rumpfmuskeln. Neben der 1. Abart an vielen altgriechischen Statuen, an Werken französischer und spanischer Meister. Stimmklang wie bei Fig. 3.

Digitized by Google

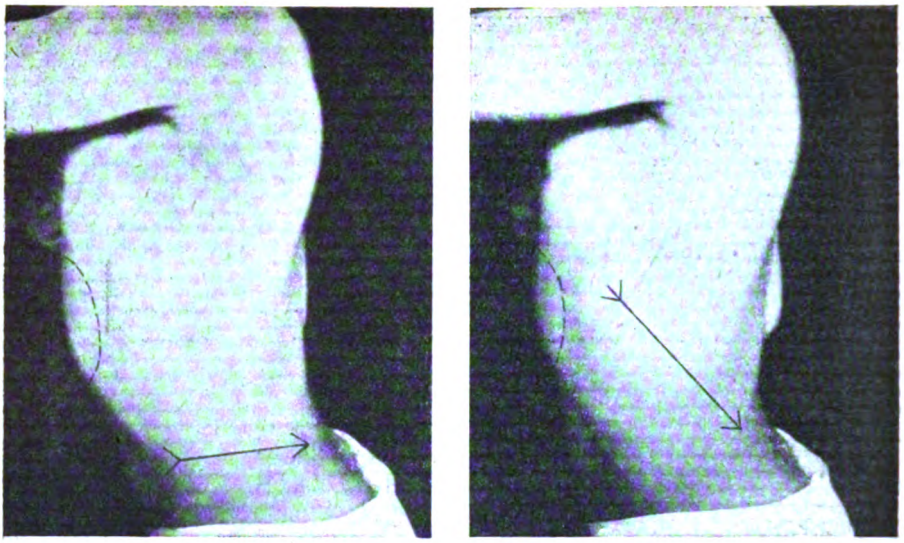


Fig. 5. III. Typus in einer besonderen, der sog. schweren Art: Vorwölben der Magengrube (Epigastrium, s. punktierte Linie), wobei auch die benachbarten Teile des Brustkastens mit gehoben werden. Diese Vorwölbung des Epigastriums bewirkt eine Vergrößerung des Volumens der Stimme.

Fig. 6. Die Körperhaltung des III. Typus (nach Art von Fig. 3) in der schweren Art. Im übrigen vgl. Fig. 5.

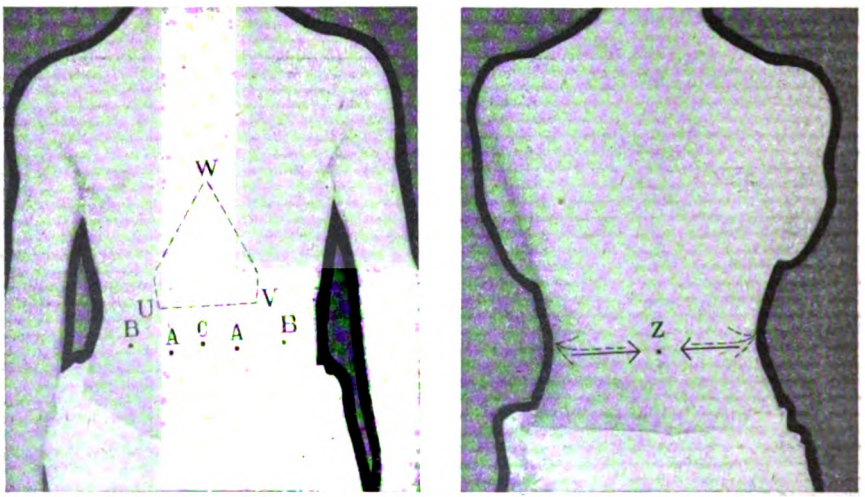


Fig. 7. Es werden hier die für den Ausdruck des Gemütslebens durch den Rumpf besonders wichtigen Punkte für die innerhalb der Typen auftretenden Unterarten bezeichnet. Dreieck UVW bezeichnet die Fläche, welche bei „schwerer Art" (vgl. Fig. 5 und 6) vorgewölbt wird. Die Punkte AA machen die Stellen kenntlich, die der Träger der Haltung von Typus I (Fig. 1) und II (Fig. 2) nach dem Innern des Körpers leicht hereinzuziehen pflegt, wenn er der kälteren Gemütssphäre innerhalb des Typus angehört: Wirkung auf die Stimme: hohe Tonlage (bei Alt wie Sopran, Tenor, Baß), die Punkte BB zeigen die Stellen, die bei Typus I und II hereingezogen werden, wenn die wärmere Gemütssphäre innerhalb des Typus bei dem Betreffenden herrscht: tiefe Tonlage. Bei Typus III werden die Punkte BB stets herausgewölbt, vgl. Fig. 3 und 4.

Fig. 8. Diese Figur zeigt die besonders für den dramatischen Sänger und den Schauspieler wichtige Stelle, die für die Bewirkung der dramatischen Tonnuance in Betracht kommt. Bei Typus I und II, in der kälteren Art (Punkte AA) werden die Rückenmuskeln von Punkt Z aus auseinandergeschoben, sonst, bei warmer Art von Typus I und II, und bei Typus III stets nach Punkt Z hin zusammengezogen. Nötig z. B. für Dramen von Schiller, Rich. Wagner, Kleist, Hebbel (Nibelungen), Mozart, Beethoven.

Digitized by Google

vorgewölbt wird. Diese Haltung findet sich regelmäßig im deutschen Sprachgebiet, bei den Engländern und Schweden, und pflegt meist mit schlankem Körperbau und langen Beinen gepaart zu sein. Soferne nicht Fettpolster die Beobachtung verhindern, macht sich dieser Typus äußerlich durch das Hervortreten der Brust und ein Zurückweichen des Unterleibs bemerkbar. Die Rückenlinie ist nur sanft geschwungen, die Schultern treten (im Gegensatz zum III. Typus) mehr nach vorne. Die ganze Haltung ist eine „vorgelegte", so wie sie zum Beispiel auf Grund der deutschen Exerzierreglements beim Militär gelehrt wird.

Diese Haltung mit dem hellen und weichen Stimmklang muß man zum Beispiel annehmen, wenn man die Werke von Beethoven, Schiller, Weber, Schumann, Brahms mit natürlichem Ausdruck wiedergeben will. Man gewahrt sie auch an den Hohenzollernfürsten, deren Briefe man nicht etwa in der Cäsarenhaltung Napoleons oder Hadrians, Machiavellis oder Michelangelos sprechen kann, selbst dann nicht, wenn sie etwa französisch geschrieben sind. Man vergleiche zum Beispiel folgende Briefstellen von Friedrich dem Großen:

„Je Suis fort faché d'apprendre que Vous n'êtes pas encore restitué de Votre Indisposition, il faut que s'exercisse mon cher frère pour faire circulèr le Sang magré luy s'il ne circule pas de luy même; je me trouve plaisant de ce que mon hipocondrie donne des Conseils a la Votre ..."

Oder:

„Ich bin Meines allergnädigsten Vahters befehl gemeß heute nach der jacht geweſen, alß aber mit vieller Trauer gehöret, das Mein allergnädigster Vahter unpas sei, so bin wieder hier zurücke gekommen. Hier bei dem Regiment stehet gottlob noch alles guht und habe ich 3 schöne Recruten von dem hertzoch von Eisenach gekriegt, welche alle 3 über 11 Zoll seindt."

Dem Unterschied in der Haltung zwischen dem I. und II. Typus entspricht ein fühlbarer Unterschied im Seelischen: Der I. Typus der Haltung ist der Ausdruck eines zur Milde, jedoch zu großer Hitze neigenden Fühlens, während die Haltung des II. Typus Ausdruck eines ebenfalls milden, jedoch zur Kühle neigenden Gemütslebens ist. Der Körper der Venus von Milo zum Beispiel trägt ebenso wie der Körper Napoleons eine schlummernde Glut in sich, die jeden Augenblick in größter Hitze aufflammen kann. Diese Gleichheit in rein gemütlicher Beziehung dürfen wir nicht etwa wegen der sonst bestehenden Unterschiede im Charakter, in Verstandeseigenschaften, Geschlecht, einer etwa bestehenden Neigung zu Trauer oder Freude usw. leugnen wollen. Das ist ja überhaupt hier das Besondere, daß es sich immer nur um das reine Fühlen und dessen Ausdruck handelt, um nichts anderes sonst. Auch mit den Bezeichnungen „heißes" oder „kühles" Gemütsleben soll nicht irgendein Werturteil abgegeben, sondern nur eine vorhandene seelische Tatsache bezeichnet werden.

Der sogenannte III. Typus der Haltung, der mit metallisch hartem und hellem Stimmklang gepaart ist, drückt das starke und zur Kälte neigende Fühlen aus. Man nimmt ihn dadurch an, daß man entweder die Rumpfmuskeln schräg nach rückwärts (Pfeilrichtung Fig. 3) oder schräg nach vorwärts abwärts (Pfeilrichtung Fig. 4) schiebt. Die Haltung ist in beiden Fällen gestreckt, die Rückenlinie, namentlich bei der einen Art des

Digitized by Google

III. Typus (Fig. 3), stark gekrümmt. Das sogenannte „hohle" Kreuz wird sichtbar. Die Schultern sind nach rückwärts geschoben, der ganze Körper hat etwas Straffes. Diese Haltung finden wir in den beiden Arten häufig im französischen Sprachgebiet, in Spanien, Böhmen und Rußland, wir erkennen sie an den Statuen der alten Griechen, zum Beispiel bei der Aginetengruppe. Man muß den III. Typus der Haltung und zwar mit rückwärts abwärts geschobenen Muskeln anwenden, wenn man folgenden an den Herzog von Alba gerichteten Brief von der Königin Maria Stuart ausdrucksvoll und natürlich lesen will:

„Mon cousin trouvant si bon moyen de vous fayre entandre au long lestat de mes affayres issi ausquelles il est necessayre que metre (?) le meyn il ne sera besoyng de plus longue lettre que pour vous prier de donner credit a ce porteur de ce qu'il vous dira tant de ma port que d'autres choses" etc.

Stets muß man diese Haltung und den dazugehörigen Stimmklang auch anwenden, wenn man die Werke von Richard Wagner wirksam und ausdrucksvoll sprechen oder singen will. Nur diese straffgespannte Haltung mit ihrem hartmetallischen Stimmklang ist imstande die rücksichtslose Stärke des Wagnerschen Gefühlslebens auszudrücken und gegenüber seinem in der Klangfarbe meist hart metallisch klingenden Orchester durchzubringen. Mahler, der gerade in letzter Zeit viel Genannte, zeigt in Musik wie Haltung den III. Typus und zwar mit vorwärts abwärts geschobenen Rumpfmuskeln.

Neben dem Ausdruck des Seelischen in der Körperhaltung, im Stimmklang und in dem besonderen „Ausdrucksstil" der Töne und Worte, läßt sich nach neuesten Beobachtungen von Dr. Schamberger und Geheimrat Sievers der seelische Ausdruck (der stets neben dem künstlerischen Stile zu unterscheiden ist!) auch in den Werken der Malerei und Bildhauerkunst feststellen. Wenn man nämlich zum Beispiel ein Werk von Michelangelo nachfühlend betrachtet, so stellt der hierfür nervös empfindliche Beschauer seine Rumpfmuskeln nach Typus I ein, beim nachfühlenden Betrachten von Werken Dürers nach Typus II, bei Böcklin nach Typus III, genau so, wie ein mitfühlender Hörer je nach dem Typus, den die von ihm gehörte Musik ausdrückt, seine Rumpfmuskeln verschieden einstellt. Diese zunächst fast unglaublich scheinende Tatsache findet eine Bestätigung unter anderem dadurch, daß wirklich die von Michelangelo stammenden Gedichte im I. Typus, Briefe von Dürer im II. Typus, die Flugstudien und Briefe Böcklins im III. Typus zu sprechen sind.

Es handelt sich hier also sozusagen um eine „neue Welt" des seelischen Ausdrucks, deren Eigenart allerdings darin besteht, daß sie sich in äußerst weiten Grenzlinien bewegt, innerhalb deren die größte Abwechslung bestehen kann.

So treffen wir nicht selten in jedem Typus eine ganz besondere Unterart der Körperhaltung und zugleich des Seelenausdrucks: das schwererbewegliche Fühlen findet seinen Ausdruck in einer Vorwölbung des Epigastriums, der Magengrube, wie es in Figur 5 und 6 für den II. und III. Typus vorgeführt ist. Dieses schwerer bewegliche, sozusagen pathetische Fühlen webt und lebt zum Beispiel in Schillers und Hebbels Schaffen, in vielen Werken von Beet-

Digitized by Google

hoven und Richard Wagner, im Schaffen von Michelangelo, Händel, Spohr, Dürer, Wilhelm Kaulbach, Hans Thoma, Hans Sachs, in den Briefen und Reden Bismarcks, der Wittelsbacher- und Hohenzollernfürsten.

Neben dieser Unterart gibt es noch andere Unterarten, deren Beschreibung hier zu weit führen würde.

Alle die Typen und Unterarten der Körperhaltung, des Stimmklanges und des seelischen Ausdrucks können wir im täglichen Leben unschwer beobachten, denn fast in jeder Gegend finden sich alle drei Typen, wenn auch der Zahl nach sehr ungleich vertreten. Der I. Typus findet sich zumeist in Italien — darum auch *italienischer* genannt —, der II. Typus zumeist im deutschen Sprachgebiet — *deutscher Typus* —, der III. Typus zumeist im französischen Sprachgebiet — *französischer Typus*. Übrigens findet sich der deutsche Typus auch bei den Indern, deren Literatur in diesem Typus zu sprechen ist, anderseits der französische bei den Arabern.

Es wäre nun äußerst interessant, wenn möglichst viele Leser auch ihrerseits Beobachtungen anstellen würden, um sich zunächst von der Richtigkeit der oben beschriebenen Tatsachen zu überzeugen und dann auch die alten Beobachtungen durch neue zu ergänzen. *Ottmar Rutz*

Wir haben im vorstehenden Aufsatz Dr. Rutz selbst die Ergebnisse schildern lassen, die seine und seines Vaters Forschungen über diese „neue Welt des seelischen Ausdrucks" gezeitigt haben. Die ganze Frage, die schon die Teilnahme und Aufmerksamkeit einer großen Zahl wissenschaftlicher Autoritäten wie Sievers und Wundt stark erregt hat, scheint uns aber auch für den Kunstwart, und nicht nur weil er ein Blatt für „Ausdrucks"-Kultur ist, bedeutsam genug. Wir kommen daher auf Rutzens neues, umfangreiches Werk über diesen Gegenstand noch zurück. K.-L.

Musikgeschichte im Bilde

Nun hat auch die Musik, was die Literaturhistorie seit Jahrzehnten besitzt, einen „Bilderatlas" zu ihrer Geschichte. Gustav Kanth hat ihn bei Schuster & Löffler in Berlin erscheinen lassen. Ein Geschenkwerk, das unter normalen Umständen zu Weihnachten herausgekommen wäre, das auch die jüngste Gegenwart berücksichtigt, auch Friedrich Mayer und Erich Korngold sind schon drin. Dagegen ist die vor-bachische Musik nur wenig berücksichtigt. So vermißt man namentlich ein Bild von Monteverde. Zuweilen sind auch Irrtümer passiert. Die als Minna Wagner dargestellte Person zum Beispiel ist nicht die Gattin Richard Wagners, sondern eine Berliner Schauspielerin gleichen Namens. Aber solche Menschlichkeiten sind in einem viele, viele hundert Bilder umfassenden Werke entschuldbar. Es bedeutet ja noch keine Veräußerlichung des Kunstsinnes, wenn man von den Personen, deren Musik oder deren Musizieren uns anzieht, von den Orten, wo sich bemerkenswerte musikalische Ereignisse vollzogen haben, auch eine körperliche Vorstellung haben möchte. B

Paul Wallot †

Ehre dem Ehre gebührt! Aus dem stillen Wirkungskreis eines geachteten und erfolgreichen Frankfurter Privatbaumeisters durch seinen Sieg im Reichshaus-Wettbewerb jäh herausgerissen und zum ersten Architekten des Deutschen

Digitized by Google

Reichs berufen, hat Wallot alle Wonnen und alle Bitternisse im Übermaß durchgekostet, die das Los des vom Schicksal hochgehobenen Künstlers zu sein pflegen. Nach stürmischen Jahren des Schaffens und Ringens rettete sich der von übermächtigen feindlichen Gewalten Besiegte an stille Gestade: er ward ein Führer und Lehrer der studierenden Jugend. Und als er auch von dieser Arbeit auszuruhen gedachte, da winkte ihn schon der Tod zu sich.

Er war ein Künstler gewesen; ein ernster, kühner, krafterfüllter Gestalter, dazu ein Pfadsucher, der uns Deutschen den Weg zu einer neuen Baukunst zu zeigen unternahm.

Wohl standen seine Zeitgenossen bewundernd vor dem großen Zuge seiner Entwürfe; wohl fühlte beim Emporwachsen seines Baues die alternde historische Richtung ängstlich und eifersüchtig den überlegenen Schöpfergeist; wohl jubelte ihm der junge Nachwuchs zu als dem Erlöser aus starrer Stilverknöcherung — das fertige Werk wurde nicht der Ausgangspunkt einer neuen deutschen Baukunst. Es steht in dem modernen Berlin abseits von deren Werdegang als stolzer, verschlossen und ablehnend dreinschauender Fremdling. Es spinnen sich keine Fäden hinüber von dieser Kunst zu dem, was wir Heutigen suchen. Wir sind andere Wege gegangen.

Vergessen wir dabei nicht, daß Wallot seine Träume nicht voll in die Wirklichkeit umsetzen durfte. Abfällige Kritik von hoher Stelle, verhängnisvolle Eingriffe in seine Pläne haben ihn mehr und mehr gestört, verstimmt, gelähmt, haben seine Arbeit verbogen und verbeult, bis er die Freude daran verloren haben mag und das unvollendete Haus im Stiche ließ. Andere Hände haben die hohen Hallen geschmückt, nicht im Geiste des Meisters.

Der überquellende Formenschwall, der sein Werk überwuchert und uns Modernen den Genuß beeinträchtigt, entsproßte fast mit Notwendigkeit der Zeit, in die Wallot gesetzt war. Und daß seine Formen, in denen soviel gesunder Sturm und Drang steckt und aus denen uns soviel glückverheißende Triebe anlachen, — daß diese seine Formgedanken zum Teil noch unreif auf uns herabschauen, — auch das ist nicht Wallots Schuld. Er hatte noch nicht die Hilfskräfte, nicht die Mitarbeiter, die heute dem Manne zur Verfügung stehen werden, der an den Neubau der Berliner Oper herantreten darf. Wohl sammelte er die Besten um sich und bildete sie mit zäher Kraft nach seinem Sinne. Aber es war doch noch eine Lehrzeit für alle, während welcher das Reichshaus emporwuchs, und der Bau wurde zum Lehrstück für die Tüchtigsten unsrer Künstler und Kunsthandwerker. Das haftet ihm an.

Wallot lebt in unserm Gedächtnis weiter als der Erbauer des Reichshauses. Darin liegt sein Können, seine Persönlichkeit umschlossen, dafür hat er sein Herzblut hingegeben. Nach solcher Gigantentat war seine Hand schwach und müde geworden. Er hat nichts mehr geschaffen, was daneben verzeichnet zu werden verdiente. So begann er in Vergessenheit zu geraten, während über seine Kunst längst die Akten geschlossen waren. Jetzt, an seiner Bahre, erinnerten sich Hochschulen, Magistrate und Höfe, daß Wallot doch einer von unsern Großen gewesen war, und reichlich legte sich verspäteter Lorbeer auf sein Grab. Emil Högg

Digitized by Google

Von der „Wiederentdeckung des Auges"

Wie unsre Leser aus ausführlichen Zeitungsberichten wissen, hat in Dresden zusammen mit einer großen Ausstellung für Kunstunterricht, Zeichnen und angewandte Kunst auch der 4. Internationale Kongreß stattgefunden, der demselben Gegenstande gewidmet war. Die Ausstellung war schon dem Raume nach so ausgedehnt, daß an eine Besprechung an dieser Stelle gar nicht zu denken ist, und der Kongreß so reich, daß für ihn dasselbe gilt. „Programme, Kongreßbestimmungen, Vorträge und Berichte" bringt in der Hauptsache ein 420 Seiten starker Band, den die Kongreßleitung durch Karl Elßner, Dresden-A., Hoheſtr. 82, herausgegeben hat, der eigentliche „Hauptbericht" aber soll im November folgen. Auf diese Veröffentlichungen und auf den großen Katalog muß hingewiesen werden, wer irgendwelche Einzelinteressen befriedigen will. Später denken natürlich auch wir auf diese oder jene Ergebnisse als Anregungen zurückzukommen.

„Wenn jetzt ein Geist herniederstiege", der zu seinen irdischen Jahren nur den früheren Zeichenunterricht gekannt hätte, würd er sich überhaupt noch auskennen? Es kann in Ruhe gesagt werden: die gute alte Zeit des Kopierens von Vorlagen mit dem Ideal möglichst vollkommener Ich-Entäußerung und einwandfrei paralleler Schraffierung ist in allen Ländern, in denen Frau Kultur wohnt, so gut wie ganz zu Ende. Vielleicht ist es wahr, daß da und dort zu wenig Zeichner gebildet werden, die imstande sind, Naturgegenstände ganz zuverlässig sachlich richtig wiederzugeben. Es ist überhaupt nicht unmöglich, daß der moderne Zeichenunterricht und, weiter gefaßt, der Kunstunterricht in seiner Entdeckerfreude einige Sonder-Aufgaben unterschätzt, indem er das Ich des Zeichners mitunter als zu herrschberechtigt gegenüber dem Es des Gegenstandes betrachtet. Aber Entdeckerfreude hat er, man könnte sagen: wir leben im Zeitalter der Wiederentdeckung des Auges als eines bildenden Sinnes, nicht nur eines vermittelnden. Theoretisch wußte man davon ja in den vorhergehenden Jahren auch, insbesondere wußten davon natürlich die Künstler, aber jetzt wird es allgemein gefühlt. Das ist das eigentlich Neue, das auch bei der zwischenvölkischen Dresdner Schau und Aussprache an hundert Stellen hervortrat.

Eisenreliefs

waren zu Empire- und Biedermeierzeiten beliebt, um eine größere oder kleinere Fläche, etwa eine Kassette, ein Schrankfeld oder auch eine Zimmerwand (zum Beispiel eine bespannte im Gartenhäuschen) mit ihnen zu schmücken, wo dann zugleich durch ihre Schwärze das Material ringsum koloristisch gehoben und belebt wurde. Sie konnten so aus der Ferne wirken wie Schönheitspflästerchen in einem Gesicht, aus größerer Nähe aber wirkten sie wie eine Silhouette. Dann ist das alles aus der Mode gekommen, und nur ganz selten fand man an altem Gemöbel oder Gemäuer etwas aus dieser Großvaterkunst.

Die Hofkunsthandlung von Ludwig Schaller in Stuttgart hat aber jetzt aus alten Formen neue gießen lassen, Stücke von G. K. Weitbrecht (1796—1856) und von seinem Schüler und Nachfolger Christian Plock, welche zwei beide am Kgl. württembergischen Hüttenwerk Was-

Digitized by Google

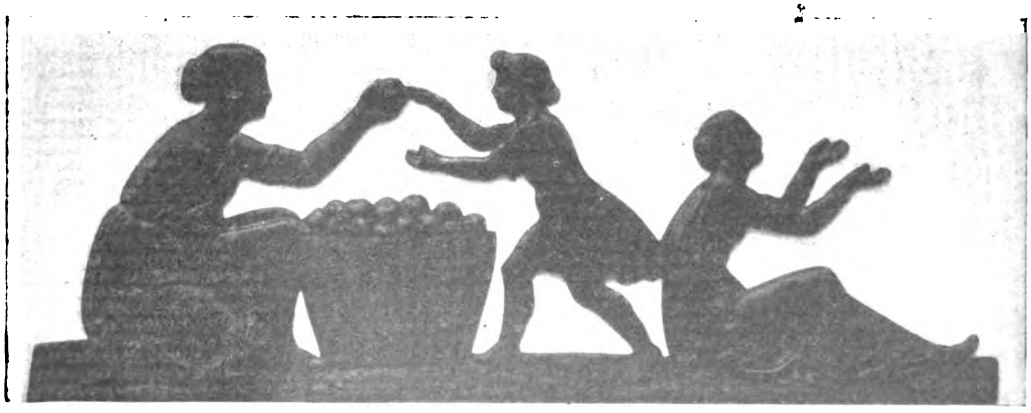
seralfingen wirkten. Wir bilden den Lesern ein paar Proben davon ab. Sind das nicht in all ihrer Bescheidenheit wirklich anmutige Sachen? An rechter Stelle können sie sehr liebenswürdig dreinsehn. Nur täusche man sich in der ersten Freude nicht: derartiger „rechten Stellen" gibt es in einem modernen Haushalt durchaus nicht viel; wer immer auf die Gesamtwirkung ausgeht, wird das bald merken. Und an falschen stören die schwarzen Eisenbildchen, so fein sie an sich sind, das, was immerdar die Hauptsache im Raum bleiben muß: die Ruhe.

Ja, wenn's aus Paris ist!

„Es sind, objektiv gerechnet, etwa fünfzehn Jahre der Entwicklung, um die das deutsche Kunstgewerbe das französische überflügelt hat. Da aber Frankreich voraussichtlich dieselbe Entwicklung in langsamerem Tempo zurücklegen wird, beträgt der deutsche Vorsprung in Wahrheit ein ganzes Menschenalter voll Kampf, Arbeit und Erfolg. . . . Sucht man das neue Kunstgewerbe in Frankreich auf, so findet man keine Werkstätte, in der unter gegenseitiger Förderung die verschiedenen Faktoren guten Willens zusammenarbeiten, sondern auf der einen Seite die noch völlig ungeklärten, aber im Grunde guten Ideen der Künstler, auf der andern der lächelnde Stumpfsinn des Nichtverstehens, das dumpfe Beharren mit seinem passiven, aber recht fühlbaren Widerstand, die kompakte Masse der Hemmungen: Staat, Industrie und Käufer. Die Ideen der Künstler können sich nicht klären, so lange sie von der praktischen Betätigung zurückgehalten werden. Anderseits haben ungeklärte Ideen begreiflicherweise wenig Werbekraft... Frankreich hat nur die Wahl, entweder eine Revolutionierung des Kunstgewerbes in modernem Sinne durchzusetzen, und dazu wird es einen Weg einschlagen müssen, den Deutschland mehr oder weniger vor ihm gegangen ist; oder es wird das deutsche Vorbild grundsätzlich abweisen, und dann wird es nie zu einer echten inneren Überwindung des Historizismus fortschreiten."

Diesmal schildert das einer so in der „Deutschen Kunst und Dekoration", früher haben es andre im Kunstwart und anderswo geschildert, sogar Franzosen selber, denn leugnen läßt es sich schon lange nicht mehr. Aber ob es hundertmal gesagt wird, auch der *deutsche* Bürger ist in neun von zehn Exemplaren trotz allem auch heute noch des heimlichen Vermutens, daß „eigentlich" doch erst das was rechtes sei, was an der Seine seinen Passierschein bekommt. Und wenn beim Kunstgewerbe die Sache so liegt, daß nur eine Liebes-Draufgabe an Sachunkenntnis die Augen blind machen kann, bei der *Kleidermode* wenigstens, meint man, müßt es doch anders sein, und unsre Modeliteraten und Modeblattleserinnen drehen sich nach Paris, wie Kuhblumen nach der Sonne. Die blödsinnigsten Verkrüppelungs-Imitationen und die hanswurstigsten Putzereien beäugeln sie gerade heutzutag wieder als chick, nicht etwa bloß schick, da sie aus Paris kommen. Auch dann, wenn sie im Grunde nur vertändeltes Deutschgut sind, das sich zum unvertändelten verhält, wie der Text von Gounods Faust zum Goetheschen. Als wenn der französische oder irgendein andrer Kunstgewerbegeist gar nicht aus *einem* Leben käme, sondern gleichzeitig bei der Woh-

Digitized by Google



WASSERALFINGER EISENRELIEFS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

nung welken und bei der Kleidung blühen könnte!

Eisenbahndämme

heimatpflegerisch auszunutzen, ist ein alter Kunstwartvorschlag, aber es ging hier wie mit so vielem andern guten: erst was im Auslande auftaucht, wird in der Presse wacker propagiert. Gottlob, ein Mister Edward Bok in Philadelphia hat der Pennsylvania Railroad zur Anpflanzung an Eisenbahndämme Rosen geschenkt, und da nun keiner mehr sagen kann, die Sache sei nicht weit her, so wird sie ja bei uns interessieren. Der Dürerbund hat in den Zeitungen einen Aufsatz darüber verbreitet, der den Lesern vielleicht vor Augen gekommen ist. Eisenbahndämme geschickt zu bepflanzen, hätte Nutz- und Schönheitsvorteile zugleich: es wäre weniger feuergefährlich als dörrender Graswuchs, und würde zudem durch festere Verwurzelung dem Rutschen besser entgegenwirken. Für den Anblick der Landschaft: man würde ähnliche Eindrücke erzielen, wie mit den holsteinischen Knicks, aber auch wieder andre, da man's ganz und gar in der Hand hätte, hier niedriger dort höher zu gehen und vielleicht auch einmal einen Baum oder eine Baumgruppe anzubringen. Für den Vogelschutz, der doch auch „praktisch" der Insekten wegen so wichtig ist und je mehr nach Pflege verlangt, je mehr man auf den Wiesen und Feldern jetzt alles, was Schatten gibt, einschränkt. Jeder, der im Flachland wohnt, weiß, wie die geringste Wegerhöhung (etwa einer Brücke zulieb) zum „Motiv" wird, und kann daher beurteilen, daß die jetzt so langweiligen Eisenbahndämme neuartige, aber ganz wesentliche Schönheitsmotive ins Landschaftsbild bringen können. Wer beginnt in Deutschland endlich, die Schlüsse aus den hier so klarliegenden Forderungen durch die Tat zu ziehn?

Wie's gemacht wird

Röders Zeitungs-Korrespondenz
Berlin-Schöneberg. Postfach.

Aktuell!

„Das Unglück auf der Zeche Lothringen hat aufs neue gezeigt, daß dort, wo es gilt, zu helfen und die Not zu lindern, nicht erst an das Mitgefühl und den Gemeinsinn appelliert zu werden braucht. So wurden den Witwen und Waisen der auf der Zeche Lothringen verunglückten Bergleute, ohne daß es eines Aufrufes bedurfte, aus allen Teilen des Reiches Gaben zuteil, die deutlich zeigten, daß heute die werktätige Nächstenliebe lebendiger ist denn je. Wie wir erfahren, haben auch Kathreiners Malzkaffee-Fabriken für die Hinterbliebenen der bei der Katastrophe ums Leben gekommenen Bergleute den Betrag von M. 3000 —, sowie 1000 Pakete Kathreiners Malzkaffee gestiftet. Für die Verteilung wird die Direktion der Zeche Lothringen Sorge tragen."

Der geehrten Redaktion gestatte ich mir, obigen kleinen Aufsatz honorarfrei zur gefl. Aufnahme anzubieten.

Müssen die Zeitungen, die Malzkaffee-Anzeigen bringen, durch Aufnahme dieser „Korrespondenz" über Reklamemachen als Mildtätigkeit ihre Gutgesinntheit erweisen — oder wie verhält sich das eigentlich?

Genossenschaftswesen und Parteipolitik (Schluß)

Es ist besonders bemerkenswert, daß dieses System der Arbeiterteilhaberschaft auch bei Privatfir-

Digitized by Google

men, vor allem bei den 28 großen englischen Gasgesellschaften mit ihren 19 613 Angestellten, erfolgreich Anwendung findet. Es war zuerst die South Metropolitan Gaskompagnie, die im Winter 1889/90 zur Schlichtung eines großen Streiks die Gewinnbeteiligung einführte. Schon 1894 war die Gesellschaft von den Ergebnissen so befriedigt, daß sie einen Schritt weiterging und den Gewinnanteil derjenigen Arbeiter um die Hälfte erhöhte, die bereit waren, die Hälfte in Form von Anteilscheinen zu beziehen. Dies hatte einen großen Erfolg; denn schon nach drei Jahren, als das Kapital der Arbeiterschaft eine ansehnliche Summe erreicht hatte, gewährte die Gesellschaft den Arbeitern auch einen parlamentarischen Anteil. Die Arbeiter konnten nach und nach drei Abgeordnete in den Verwaltungsrat ernennen, während die übrigen Anteilhaber deren sechs wählen. Im Laufe von 19 Jahren hat das Geschäft beinahe 9 Millionen Mark Gewinnanteile den Arbeitern zukommen lassen. Dem Beispiele der South Metropolitan folgte zuerst die South Suburban Gaskompagnie, in der die Arbeiter heute durch zwei Abgeordnete im Verwaltungsrat vertreten sind. Siebzehn andere Gasgesellschaften führten dann noch kurz nacheinander die Gewinnbeteiligung ein, um voraussichtlich später die weiteren Schritte in der Richtung der Verwaltungsbeteiligung zu tun.

Gewiß ist die von Privatunternehmern in ihren Betrieben eingeführte Gewinnbeteiligung oft nicht viel mehr als eine Bestechungsbeteiligung; aber was beweist das gegen sie? Auch die Einführung des einfachen Lohnsystems war gegenüber der Hörigenwirtschaft eine Bestechungshandlung; solange es dazu diente, die städtischen Arbeitsmärkte zu überfüllen, bedeutete es für den von der Scholle befreiten Landarbeiter kaum eine Verbesserung seines Loses. Die Neuerung hat aber dennoch im ganzen den Reallohn menschlicher Arbeit bedeutend erhöht. Der moderne Lohnarbeiter ist nun aber gewiß für die Dauer kein taugliches Objekt für bloße Bestechungspraktiken listiger Unternehmer. Die unleugbaren Erfolge der englischen Copartnership betriebe müssen also doch wohl zum Teil darauf zurückgeführt werden, daß sie der beteiligten Arbeiterschaft wirkliche Vorteile bringen. Die Zweifelsucht der Parteipolitiker gegenüber den praktischen Fortschritten des Genossenschaftswesens sind nur zu begreiflich. Wenn es gelänge, durch das Beteiligungssystem mit der Zeit Lohnkämpfe zu einer seltenen Ausnahmeerscheinung im Wirtschaftsleben zu machen, so würden wohl neun Zehntel aller heutigen Parteipolitik überflüssig werden. Darum widerstrebt der Selbsterhaltungstrieb der politischen Klasse der Erkenntnis, daß das einfache Genossenschaftsprinzip je zu einer direkten Verständigung zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft führen könne. Ein englischer Großindustrieller, der etwa 37 000 Arbeiter beschäftigt und wöchentlich über 17 Millionen Mark Löhne ausbezahlt, berechnet, daß nur durch die Partialstreiks dem englischen Unternehmer ein Schaden von $9^1/_4$ v. H. des Kapitals und der Arbeiterschaft ein Lohnausfall von $22^1/_4$ v. H. erwachse. Schließlich muß das Wirtschaftsleben an einem kritischen Punkte angelangen, wo Unternehmer und Arbeiter derart geschwächt sind, daß sie sich in dem Bestreben zusammenfinden, ihr gegenseitiges Verhältnis in dauernder

Digitized by Google

Weise zu regeln, und dafür gibt es nur die Möglichkeit einer Fortbildung des Lohnsystems zur Arbeiterteilhaberschaft. „Wenn es der Menschheit bestimmt ist, weiter Fortschritte zu machen," sagt John Stuart Mill, „so kann nicht jene Unternehmungsform als das höchste Ziel betrachtet werden, in welcher der Kapitalist Herr und die Arbeiter Untertanen ohne Mitbestimmungs- und Teilhaberrecht sind, sondern jene Gesellschaftsform wird das Endziel bilden, in welcher die Arbeiter selbst nach Grundsätzen der Gleichberechtigung gemeinsam das Kapital besitzen, mit dessen Hilfe sie unter selbstgemachten und absetzbaren Leitern das Geschäft betreiben." Otto Corbach

Kindermißhandlungen

In einer Tageszeitung wurde kürzlich die Frage aufgeworfen, ob bei uns nicht im Aufspüren von Kinderquälereien mehr geleistet werden könnte als bisher, ob es nicht denkbar sei, auf diesem Gebiete etwas englischen oder amerikanischen Organisationen für den Kinderschutz Ähnliches zu schaffen. In England wie in den Vereinigten Staaten gibt es seit vielen Jahren einen großen Verein, dort wie hier „Society for the prevention of cruelty to children" genannt, welcher jährlich Tausende von Kindermißhandlungen aufdeckt und gerichtlich verfolgen läßt. Man täusche sich aber nicht darüber, daß mit den Mitteln der Strafgesetzgebung in heutiger Zeit nicht allzuviel gegen das rasche Wachstum des Kinderleids auszurichten ist. Auch wenn alle vorkommenden Fälle „gesühnt" würden, so würde das höchstens bewirken, daß die Häufigkeit des Vergehens langsamer zunähme.

Im Gerichtssaal wird nicht den tieferen Ursachen einer strafbaren Handlung nachgeforscht. Man beschäftigt sich da mit dem Delikt als juridischem Phänomen, seinem Namen, seiner Definition, seiner juridischen Analyse. Die Person des Verbrechers bleibt in halbem, seine Umwelt meist in völligem Dunkel. Nur wenn außergewöhnliche, in den Gesetzbüchern genau bestimmte Umstände vorliegen, wird die Person des Beschuldigten näher beleuchtet, zum Beispiel: wenn er im Augenblick des Begehens unzurechnungsfähig gewesen sein soll, oder wenn er ein Minderjähriger oder Taubstummer ist. Sonst gilt in der Regel die Voraussetzung unumschränkter Willensfreiheit, durch welche sich unsre Gesellschaft von vornherein von jeder Mitverantwortlichkeit freispricht.

Ein italienischer Rechtsgelehrter, Ferriani, bezieht sich in seinem Buche „Entartete Mütter" auf 230 Gerichtsverhandlungen, in denen Mütter wegen Kindermißhandlungen verurteilt wurden. Von diesen Frauen stammten 7 aus vornehmen Gesellschaftskreisen, 10 aus dem Bauernstande, 12 aus reichen bürgerlichen Kreisen, 34 aus dem Mittelstande, 154 aus dem Proletariat. Dafür hat Ferriani folgende Erklärung: die vornehme oder reiche Frau nimmt sich zu wenig Zeit, sich mit den Kindern zu beschäftigen, sie überläßt sie zu sehr Lehrern und Erziehern. Die Bäuerin erschöpft ihre Kraft in der physischen Arbeit; sie hat also für ihre Kinder auch wenig Zeit, zudem können sich diese frühzeitig im Hause und auf dem Felde nützlich machen, was von selbst ihre Behandlung verbessert. Im Mittelstande und erst recht im Proletariat dagegen fallen Kinder viel leichter zur Last; darum kommen in beiden Kreisen Mißhandlungen um so häufiger

Digitized by Google

vor, in je schlechteren Verhältnissen die Eltern leben.

Wenn ein moderner Romanschriftsteller, einer vom Schlage Zolas oder Balzacs, darstellen wollte, wie die Familie heute für Kinder zur Hölle werden kann, so würde er sich auf ähnliche Untersuchungen stützen oder solche erst anstellen müssen. Aber der moderne Richter hat das nicht nötig, um über eine Kinderquälerei ein Urteil zu fällen! Darum wird die Justiz auch auf diesem Felde ihre eigentliche Mission erst erfüllen können, wenn Staatsanwälte und Richter nicht nur tüchtige Rechtstechniker, sondern auch ebenso gute Rechtskünstler sein werden.

Man könnte die Liebe für ein göttliches Wesen halten, wenn sie nicht durch Eifersucht fortwährend ihre menschliche Herkunft verriete. Was liebt, will geliebt werden; jenes Goethesche Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an", ist nur richtig als Ausdruck eines Kraftbewußtseins und eines Trotzes, hinter dem sich die bestimmte Hoffnung auf den schließlichen Erfolg eines Liebewerbens verbirgt. Wen man liebt, den wertet man irgendwie als Eigentum, über das man wenigstens in gewissen Fällen verfügen will; man wird eifersüchtig, sobald jemand solchen Eigentumsanspruch an eine Person gefährdet. Liebe und Eifersucht wachsen, wenn man sich den Gegenstand der Liebe etwas kosten lassen muß; der Schätzungswert als Eigentum erhöht sich um die Opfer, die man seinetwegen bringt. Darum kommt so mancher Liebhaber von einer Geliebten schwer oder gar nicht los, die es verstand, sich viel von ihm schenken zu lassen, während er ein viel wertvolleres Weib, das ihn uneigennützig liebte, leichten Herzens abzuschütteln vermag.

Eine Art Eifersucht ist oft die Wurzel einer Kindermißhandlung. So war gewiß Eifersucht mit im Spiele, als das Ehepaar Seibel einen Knaben, den die Frau mit in die Ehe gebracht hatte, in vier Jahren planmäßig zu Tode quälte. Der Knabe erinnerte die Eltern daran, daß die Mutter schon einem andern angehört hatte, das erregte die Eifersucht des Stiefvaters und die Wut der Mutter, nachdem zwei eheliche Kinder da waren. Hätte die Mutter den Vater jenes Knaben geheiratet, sie hätte ihn vielleicht ebenso liebgewonnen, wie jetzt ihre anderen Kinder. Es kommt häufiger vor als man denkt, und nicht nur im niedern Volk, daß eine verwitwete Mutter zur schlimmsten Feindin ihrer eigenen, früher innigst geliebten Kinder wird, sobald sie noch einmal heiratet. Für den zweiten Vater bedeuten die Kinder nicht ohne weiteres einen sicheren Besitz. Zwar läßt Lessing im „Nathan" auf Rethas Frage: „Aber macht denn nur das Blut den Vater?" mit Recht Saladin antworten:

„Jawohl: das Blut, das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Tieres! gibt zum höchsten
Das erste Recht, sich diesen Namen zu Erwerben! . . ."

Indessen: es ist unendlich schwieriger, sich solches Recht an Kindern fremden, als an solchen eigenen Geblüts zu erwerben, zumal wenn es sich nicht nur um Säuglinge handelt. Darum scheut gewöhnlich ein Stiefvater die damit verbundene Mühe. Dann aber wird die Mutter die mitgebrachten Kinder sehr leicht als Lasten empfinden, die ihren eigenen Wert

Digitized by Google

in der Schätzung ihres neuen Gatten mindern. Es bedarf dann nicht einmal der Erweckung eifersüchtiger Regungen beim Mann durch den Anblick der Kinder seines Vorgängers. In solchen Fällen können auch besonders leicht Zärtlichkeiten zwischen der Mutter und den Kindern einer früheren Ehe eifersüchtige Anwandlungen bei dem Manne hervorrufen, die sich nicht gleich in deutlichen Handlungen zu äußern brauchen. Gewöhnlich verträgt sich Elternliebe mit Gattenliebe ja nur deshalb so gut, weil ihre Gegenstände als gemeinschaftliches, gegenseitiges Eigentum gelten. Wirft aber gar einmal ein Stiefvater auf eine heranreifende Tochter ein Auge, so kann man erleben, wie eine Mutter gegenüber ihrem eigenen Fleisch und Blut zur Furie wird.

Zu Charlottenburg vergiftete sich die 45 Jahre alte Arztwitwe Hagemann mit ihren beiden Kindern, einem Mädchen und einem Knaben. Der 17 jährige Sohn besuchte das Gymnasium. Die Familie hatte schon eine Zeit mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt, da die Ersparnisse der Frau verbraucht waren. Solche Familientragödien kommen jetzt öfter vor. Weil die Mutter ihre Handlung mit dem eigenen Tode sühnte, verzeiht man ihr die Grausamkeit, daß sie ihre Kinder mit in den Tod gehen hieß. Sie schrieb zwar in einem hinterlassenen Briefe, die Kinder hätten mit ihr sterben wollen, aber ohne ihren Einfluß würden sie gewiß vorgezogen haben, weiter zu leben. Sie empfand ihre Kinder als persönliches Eigentum, das sie vernichten könnte, wenn es nutzlos für sie würde. Man stelle sich vor, diese selbe Frau hätte Gelegenheit gehabt, sich noch einmal günstig zu verheiraten, ihre Kinder seien ihr aber dann lästig geworden. Wer glaubt, sie, die fähig war, ihre Kinder zu töten, wäre dann nicht auch imstande gewesen, sie zu mißhandeln?

Wenn aber eine uneheliche Mutter ihr Kind leichten Herzens einer Ziehmutter anvertraut, obgleich sie weiß, daß Kinder in solchen Händen leicht zugrunde gehen, oder wenn sie es gar einer berufsmäßigen Engelmacherin übergibt, so hat die Gesellschaft, die mit der unehelichen Mutter ihr Kind ächtet und entwertet, Mitschuld.

Und erst recht darf man von solcher Kollektivschuld bei den Einwirkungen des sozialen Elends auf das proletarische Kind reden. Kinderschutzvereine, wie sie jetzt bei uns anfangen, aufzukommen, gibt es in Amerika seit Jahrzehnten, und doch kann Robert Hunter in seinem Buche über „Das Elend der neuen Welt“ bemerken: „Nach hundert Jahren des Kampfes gegen die Sklaverei der Kinder schaffen mehr als 1 700 000 Kinder unter 15 Jahren auf den Feldern, in den Fabriken, Werkstätten und Bergwerken Amerikas.“ Im Jahre 1898 waren nach damals angestellten amtlichen Erhebungen im Deutschen Reiche annähernd eine Million Kinder unter 14 Jahren gewerblich tätig, fast der achte Teil aller Schulkinder. Kann man sich darüber verwundern, daß das proletarische Kind, wo es nicht irgendwie im Dienste des Kapitalismus mitzufronden vermag, leicht Mißhandlungen der Eltern ausgesetzt ist, weil es nicht als ein Segen verheißender Besitz, sondern als ein zehrender Parasit betrachtet wird? Oft bedeuten Kindermißhandlungen auch nur, daß Eltern die Schläge an ihren Nachwuchs weitergeben, die sie von der Gesellschaft empfangen haben.

Digitized by Google

In Berlin waren 1907 in Fabriken und ähnlichen Anlagen über 510 800 Mädchen im Alter von 14 bis 16 Jahren beschäftigt, ferner 5750 Mädchen unter 14 Jahren, zusammen also fast 517 000 jugendliche Arbeiterinnen — wohlverstanden: nur in Fabriken. Glaubt man, daß sie sich dort zu gefühlvollen, zärtlichen Müttern heranbilden könnten? In der Familie wie in der Volksschule gedeiht die Prügelpädagogik um so besser, je schlechter es um die sozialen Verhältnisse der Lehrer oder Eltern bestellt ist.

Es kommt gewiß vor, daß sich die Tugend der Elternliebe in den schwierigsten Lagen bewährt, sich sogar stärker erweist als die Liebe zum eigenen Leben. Dann handelt es sich um eine ererbte Anlage, die Nachwirkung von Erfahrungen, die unter gesunderen Verhältnissen die Vorfahren machten, für welche Kinder ein Aktivum im eigenen Leben waren. Eine solche Charakteranlage hält aber selten lange den zerstörenden Einflüssen entgegengesetzter gegenwärtiger Erfahrungen stand. Bei der Mehrzahl kann auf die Dauer immer nur die Liebe bestehen und gedeihen, die sich mit einem natürlichen Egoismus verträgt. Sonst würde heute auch kaum die Ehescheu und in den Ehen die Kinderscheu, der Neomalthusianismus so rasch um sich greifen, nachdem infolge der Verstädterung die Ehe immer seltener einen Vorteil für den Mann, das Kind immer seltener einen Vorteil für die Eltern bedeutet.

Daraus geht hervor, daß die Pflege der Elternliebe auch eine ökonomische Aufgabe vorstellt. Für die breiten Massen bedeutet sie als solche entweder eine Frage der Männerlöhne, die ausreichen sollten, daß die Mutter „züchtig und weise im häuslichen Kreise“ walten kann, statt auch in Fabrik oder Schreibstube zu gehen, oder aber eine Frage der Sozialisierung der Kindererziehung. Man sollte endlich aufhören, Vogelstraußpolitik gegenüber der Tatsache zu treiben, daß sich die Familie in rascher Auflösung befindet, wo das moderne Wirtschaftsleben kapitalistisch rücksichtslos herrscht. Fast jedes zehnte Kind ist unehelich. Die Zahl der erwerbstätigen Frauen ist zwischen den Jahren 1882 bis 1907 von $5\frac{1}{2}$ auf $9\frac{1}{2}$ Millionen gestiegen. Wiederherstellung einer sicheren wirtschaftlichen Grundlage für die Familie oder — Sozialismus, das ist das Entweder-Oder vor dem Leide der Kleinen wie der Großen. C.

Mieter mit vielen Kindern

Der Wiener Polizeibericht meldet: „Die Rettungsgesellschaft wurde zu einer erschöpften und nahezu bewußtlosen Frau gerufen. Sie fand eine 39jährige Bäckergehilfensgattin mit ihren vier Kindern. Die Anzeichen deuteten auf Übermüdung hin. Wie festgestellt wurde, hat die Frau ihr letztes Quartier aufgegeben und seit drei Tagen in verschiedenen Bezirken nach einem neuen Quartier gesucht, Geld hatte die Frau wohl, um die Miete für den ersten Monat zu bezahlen, aber sie fand doch keine Wohnung, weil sie überall der vielen Kinder wegen abgewiesen wurde. Obdachlos irrte sie volle drei Tage in den Straßen umher. Der Inspektionsarzt wollte die Frau ins Spital bringen. Infolge der herrschenden Spitalsnot wurde kein andrer Platz gefunden als auf der Unfallstation, wo man sie über Nacht behielt.“ Dieser Fall geht uns nur an, sofern er typisch ist. Überall hört man heute die Klage, daß Familien mit Kindern schwer Unterkunft finden, uns ist

Digitized by Google

sogar ein Fall zu Ohren gekommen, in dem ein Ehepaar mit einem kleinen Kind erst nach langer Zeit eine Wohnung mit vier Zimmern erhalten konnte. Und dennoch wird nur langsam dem Mieter das Recht auf Wohnung durch die Bodenreformbewegung erkämpft. Nur schwerfällig und zögernd setzen sich die Massen gegen die heute bestehende Grundbesitzordnung in Bewegung. Die Hausbesitzer aber fühlen, daß sie noch lange das wichtige gesellschaftliche Amt der Wohnungsbeschaffung in erster Linie sich zum Vorteil verwalten können, sonst hätten sie nicht auf dem deutschen Hausbesitzertag darüber klagen und spotten können, daß der Gesetzgeber nicht nur mit einem Tropfen sozialen Öles gesalbt, sondern daß aus dem bereits eine ganze Ölschicht geworden sei. Unter stürmischer Zustimmung wurde der Welt verkündet, daß der wirtschaftlich Schwache heute meistens nicht der Mieter, sondern der Hausbesitzer sei. Heftigen Vorwürfen war Posadowsky ausgesetzt, weil er auf dem Leipziger Wohnungskongreß erklärt habe, der Boden müsse nationales Eigentum werden. Da man gegen diese Forderung sachlich nichts einwenden konnte, hieß es: „Mit diesem Gedanken segeln wir mitten in den sozialistischen Zukunftsstaat hinein" — während doch in Wirklichkeit eine gegnerische Bewegung nicht besser geschwächt werden kann, als indem man das Berechtigte aus ihr an- und somit zu sich selber herübernimmt. W

Anzeigen als Anzeichen 5

Aus dem „Berliner Tageblatt":

Welche Firma kauft
Dr.-Titel,
sehr bekannter Name. Offerten an „INVALIDENDANK", LEIPZIG.

William Booth †

Wir haben wohl alle gespottet, als wir, vor zwanzig, dreißig Jahren zum erstenmal eine Heilsarmeeversammlung sahen. Welche Lächerlichkeit bei diesem Soldatenspielen, welcher Lärm bei diesem Musikmachen, welche aufgeregten und oft törichten Redereien bei diesen Werbebekenntnissen, welche Enge und welche Dürftigkeit der Gedanken überhaupt in der Mehrzahl aller Reden! Hat aber ein einziger unter uns irgendwo irgendwelcher solcher Versammlung beigewohnt, ohne daß ihm zumindest vor einem Teilnehmer der Eindruck gekommen wäre: diesem Menschenkinde da ist hier Segen widerfahren? Ich für mein Teil kann aus eignen Beobachtungen in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, England und Italien sprechen — in allen Fällen traf ich auf irgendwen, dem hier ganz augenscheinlich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich geholfen war. Es muß wohl sehr vielen Beobachtern ebenso gegangen sein wie mir; wenn auch die Zurückhaltung gegen die Heilsarmee in den verschiedenen Ländern noch sehr verschieden groß ist, so ist der Spott über die „Halleluja-Brüder" unter den Denkenden doch allenthalben verstummt. Wer nicht die starke psychologische Einwirkung sah, den mußten auch wohl die einfachen Tatsachen erstaunen, auf welche die Heilsarmee als auf ihre Leistungen hinweisen könnte, dieses soziale Wirken von weitester Groß-, vor allem aber auch von vieltausendfältiger Kleinarbeit. In den von ihr gegründeten Warenhäusern und Fabriken, in ihren Stadt-, Land- und Überseekolonien, ihren Heim- und Zufluchtsstätten, ihren „Rettungsbrigaden", ihren „Selbstverleugnungs-

Digitized by Google

wochen“ mit den anderthalb Millionen jährlichen Ertrags, die allein die Opferfreudigkeit ihrer eigenen Mitglieder, fast durchweg armer Leute, aufbringt. Aber hier ist nicht der Ort, von all diesen Einrichtungen zu sprechen, um das dem Kenner längst bewußte zu belegen: daß unsre Kultur seit der kirchlich begründeten Charitas keine zweite Organisation der christlichen Nächstenliebe gebildet hat, die sich an Erfolgen mit der Heilsarmee irgendwie messen könnte. Und diese ist aus dem „Nichts“ geschaffen worden, zunächst nicht nur ohne jede staatliche, kirchliche, geschweige denn kapitalistische Beihilfe, sondern sogar im Gegensatz zu diesen drei größten Mächten.

An der Heilsarmee als organisatorischer Idee bewundere ich am meisten den praktischen Realismus und bei ihrer Verwirklichung am meisten die aus sicherem Erkennen gegen allen Spott wie gegen alle Anfeindung unempfindliche entschlossene Konsequenz. Wer nicht den intellektuell Verfeinerten, sondern der großen Masse der Elenden helfen will, der muß bedenken: daß sie eben als Masse auch geistig arm ist. Das hat Booth getan, nichts anderes, als er die vielbelachten Formen einführte; sie benutzen mit vollendeter Menschenkenntnis auch diejenigen Schwächen im Menschlichen, die für den großen Zweck der Idee wie für die Bewertung des Besten im einzelnen gleichgültig sind. Dreierlei bei seiner Organisation scheint mir schlechtweg meisterhaft. Die Heranziehung der Frauen in völliger Gleichberechtigung mit dem Manne, eine Maßregel, die, auf diesem Gebiete ganz ohne Bedenken, ihm die rührigste Teilnahme der Frauenwelt sicherte. Zweitens die klare Erkenntnis, daß eine große Organisation solcher Art nie durch Almosen der Reichen ernährt werden, und daß sie ihren vollen Segen nur ausstreuen konnte, wenn der Kleinste und Erbärmlichste, dem geholfen ward, fortan durch das Bewußtsein gehalten und gehoben wurde, daß auch er nun wieder seinerseits mithelfen, daß er nützlich oder gar wichtig werden konnte. Und drittens: das Verbannen jeder irgendwie vermeidbaren Trübseligkeit, und das bewußte und systematische Pflegen der Freudigkeit. In Formen, die niedrig sinnliches Vergnügen ersetzen und verdrängen und doch für die Bescheidenen im Geiste nicht zu hoch, die also echt sein konnten.

In Deutschland wissen viele noch gar nicht, welche Ausdehnung die Heilsarmee in einigen Ländern schon erreicht hat, auch in solchen höchster germanischer Kultur, wie, von England und seinen Kolonien in aller Welt zu schweigen, in Skandinavien, in der Schweiz, in Holland und Dänemark. Die Heilsarmee dürfte auch bei uns noch weiteren Boden finden, am meisten dort, wo der Volksgeist sich nicht in konfessionell kirchlichen Formen auslebt und nicht in unkirchlichen, wie in denen der Sozialdemokratie. Vielleicht, daß Booths Schöpfung eine gewaltige Form von Übergangskultur darstellt, auch dann ist ihr Wirken von höchster Bedeutung. Erst ein wahrhaft sozialer Staat kann in reineren Formen erfolgreich schaffen, was heute sie gibt, erst ein solcher wird sie ersetzen. Mit William Booth ist ein Großer gestorben. A

Am Sedanstage

kam in der ersten Stunde immer der Ordinarius in unser Klassenzimmer und hielt eine kleine „patriotische“ Ansprache:

Digitized by Google

„Sedanstag — die Franzosen, unsre Erbfeinde — Sieg der Deutschen — die Franzosen, unsre Erbfeinde — glänzende Taktik unsres Heeres — die Franzosen, unsre Erbfeinde — Mahnung an eine noch glorreichere Zukunft — die Franzosen, unsre Erbfeinde . . ."

Das war jedes Jahr so. Das ist an jener Stelle heute noch so. Auch die Wirkung: alle Jungen hatten die Überzeugung, die Franzosen, unsre Erbfeinde (es ist der Ton darin gewesen, der die Musik machte), seien Leute, die gar nicht oft genug verprügelt werden können.

Noch jung kam ich dann das erstemal über die Grenze der Vogesen, sah die Franzosen, hörte und sprach sie, und — ich erinnere mich heute noch genau — war des Staunens voll, daß das Menschen waren, beinahe so erträglich wie wir selber . . .

Patriotismus ist Pflicht. Und sicher ist die Schule eine Pflanzstätte dafür. Aber wer's ernst mit dem Patriotismus meinte, sollte sich mit aller Vorsicht davor hüten, mit der Liebe zum eignen Lande Verachtung der andern in die Herzen zu pflanzen. Denn wenn der junge Mann später merkt: hier hat man dich beschwindelt, indem man Fremdes schlechter machte, als es ist, so liegt der Gedanke verteufelt nah: man belog dich auch, indem man dein Vaterland besser machte.

Ich bin nach der Schule in ein Kaufhaus eingetreten. Da kam eines Tages die große Stunde, wo mich der Prinzipal in sein Allerheiligstes kommen ließ und sagte: „Sie dürfen jetzt kleine Reisen machen und draußen unsere Firma vertreten. Wollen Sie das?" „Ja," sagte ich und freute mich wie ein Schneekönig. „Wie Sie zur Kundschaft sein müssen," fuhr er fort, „das wird Ihnen Ihr gesunder Verstand selber sagen. Nur vor einem Generalfehler müssen Sie sich hüten." Ich paßte auf wie ein „Haftelmacher". „Unser Fabrikat ist gut. Das ist selbstverständlich. Das dürfen Sie auch betonen. Aber das Fabrikat unsrer Konkurrenz ist nicht schlecht, ist nicht hundemiserabel, verstehen Sie? Seine Konkurrenz herunterreißen, das wollen wir den blutigen Anfängern und den Parvenüs überlassen. Wir, verstehen Sie, wir haben das nicht nötig." Fritz Müller

Hortarbeit

Vorbeugen ist leichter als heilen, diese alte Weisheit beginnt man auch auf dem Gebiet der Erziehung anzuwenden. So ist man von den Jugendabteilungen in den Gefängnissen zu Zwangs- und Fürsorgeerziehungsanstalten gekommen; und nun fängt man an zu erkennen: besser noch als Verdorbene strafen und Verwahrloste bessern wollen ist es, gefährdete Kinder vor Verwahrlosung und Verderben zu bewahren.

Diesem Zwecke dienen die Horte: Anstalten, die Kinder schulpflichtigen Alters, denen es am rechten Heim und der rechten Erziehung mangelt, außerhalb der Schulzeit tagsüber aufnehmen. Ein Hort soll nicht bloß eine Schutzstätte gegen Wind, Wetter und die Gefahren des Straßenlebens sein, auch nicht eine Verlängerung der Schulzeit von fünf auf acht oder zwölf Stunden am Tage. Ein Hort soll eine Ergänzung oder einen Ersatz für das bieten, was das Kind einfacher Stände heute oft so bitter entbehrt: ein gesundes Familienleben! Ein solches aber ist unentbehrlich für Lebensglück und Lebenstüchtigkeit des künftigen Staatsbürgers.

Ein Familienleben, wie es sein soll, bietet nicht nur Nahrung,

Digitized by Google

Wärme und gesunde Luft: es gibt auch geistige Speise, fürsorgliche Liebe und eine sittlich reine Atmosphäre, in der das Kind eine Norm bekommt, daran es sein Tun und Erleben messen kann. Bei nur zu vielen Großstadtkindern wird durch die täglich auf sie wirkenden häßlichen und gemeinen Eindrücke der sittliche Maßstab verschoben, wogegen die Lehren der Schule oft wenig ausrichten. Lehre und Leben stehen als Gegensätze da, die niemand dem Kinde vermittelt! Das kann der Hort, indem er das Kiud in eine auf sittlicher Grundlage ruhende Gemeinschaft aufnimmt und bei individuellerer und freierer Tätigkeit, als in der Schule möglich ist, Fragen beantwortet, Zweifel schlichtet und gute Gewohnheiten einpflanzt. Hier hat jedes Kind seinen ruhigen Platz für die Schularbeiten, daneben lernt es seine Kleidung instandhalten, häusliche Pflichten ausführen oder wird zur Gartenarbeit angeleitet, womöglich an einem eigenen Beet, für das es verantwortlich ist, über das es aber auch verfügen darf. Auch wird allerlei nützliche und schöne Handarbeit gelehrt, Buchbindern, Korbflechten und so fort. Man zeigt, wie oft aus wertlosem Stoff noch etwas Brauchbares entstehen kann: Anfasser aus Tuchresten, Filzschuhe aus alten Hüten, Rahmen aus Pappresten, Spielzeug wie Städte und Eisenbahnen aus Streichholzschachteln. Bei diesen Arbeiten wird dem Geschmack und eignen Antrieb der Kinder soviel als möglich Spielraum gelassen und mancher hübsche Gedanke ist dabei schon dargestellt worden.

Im Hort lernen die Kinder im Sonnenschein der Liebe reine Freuden kennen, während die Eltern ihnen zuweilen Vergnügungen bieten, die der Gesundheit schaden und einen faden Nachgeschmack hinterlassen. Freude herrscht im Hort bei frischem gemeinsamen Spiel im Freien, Freude beim Plaudern oder Erzählen, das in der Dämmerstunde die Schar um die Hortmutter vereint. Freude herrscht aber auch bei der Arbeit! Während die Kinder ihre Eltern oft über die Arbeit seufzen hören, lernen sie hier Arbeiten als etwas Frohes ansehen. Wenn sie dann später selber auch bei eintöniger Fabrikarbeit nur das Muß fühlen, so werden sie doch vielleicht in der Freizeit zu Hause sich etwas basteln oder ein Gärtchen bestellen, ein gutes Buch lesen oder mit ihren Kindern spielen. Sie werden so in ihrem Heim ihr persönliches Leben haben, anstatt es im Rausch zu betäuben und zu verlieren, wie es die tun, die keine echten Freuden kennen gelernt haben. Hiermit wird auch die zuweilen auftauchende Ansicht entkräftet, daß Horte das Familienleben zerstörten! Außerdem werden sie ja für Kinder gegründet, die sonst doch kein Familienleben genießen, und manches Kind hat vom Hort aus schon ein wenig Reinlichkeit, Ordnung und guten Geist nach Hause mitgebracht zu den Eltern.

Aber noch mehr: eins lernt das Kind im Hort, was es selbst in guten Familien schwerlich in gleichem Maße lernen kann: neben freier Betätigung das freudige Einfügen in eine Gemeinschaft. Die Familie, in der jeder seiner Arbeit außer dem Hause nachgeht und keine gemeinsamen Mahlzeiten stattfinden, ist keine Gemeinschaft, die Schule oft nur eine aus Gewohnheit, wenn nicht aus Zwang. In einem gut geleiteten, von Frohsinn durchdrungenen Hort lernt das Kind sich einfügen und Gesetzen unterordnen, die es besten-

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

falls sogar auf dem Wege gemeinsamer Besprechung aufstellen und überwachen hilft. Hat ein Kind vierzehn Jahre lang nur gezwungen oder gewohnheitsmäßig nach fremdem Willen gelebt, so wird es beim Eintritt ins Leben seine Willenskraft, wenn sie schwach war, verloren haben; andernfalls wird es die lange unterdrückte leicht in gefährlicher Weise brauchen. Hat es aber mit zeitweiser Selbständigkeit arbeiten und mit Einsicht und Freudigkeit sich Gesetzen fügen gelernt, so hat der eigne Wille eine doppelte Stärkung erfahren: er wird den späteren Menschen instandsetzen, wacker zuzugreifen und sein Los mit frischer Hand zu gestalten, anderseits sich unschwer den Gesetzen des Staates und der Moral zu fügen.

Nun entsteht freilich die große Frage: wem ist die Leitung eines Horts, der den Kindern dies alles geben soll, anzuvertrauen? — Nicht, wie es manchmal geschieht, einer Lehrerin oder Kinderschwester, die schon ihren vollen Beruf hat und höchstens eine halbe Kraft einsetzen kann. Eine nicht pädagogisch geschulte Persönlichkeit ist den Anforderungen dieser Stellung in den seltensten Fällen gewachsen; denn jede Arbeit will gelernt sein, auch eine, die nicht so schwer und verantwortlich ist, wie das Erziehen. Viel schlimmer noch steht es um den Hort, wenn abwechselnd verschiedene Lehrer, Lehrerinnen oder Damen der Gesellschaft die Kinder leiten, denn es fehlt dann die Folgerichtigkeit in der Behandlung, ohne die kein Erziehen denkbar ist. Eine volle Kraft gehört dazu, die sich ganz einsetzt, ein Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat und der das Volk in seiner Art und seinen Nöten kennt. Die Frage, ob Mann oder Weib, muß auf Grund der Erfahrung entschieden zugunsten der Frauen beantwortet werden, denn nirgend ist weiblich-mütterliches Empfinden und Helfen so nötig und lohnend wie im Hort! Es gehört auch hauswirtschaftliche und technische Geschicklichkeit zu diesem Posten und eine gute Allgemeinbildung, um den Kindern Autorität sein und auf alle möglichen Fragen ihnen antworten zu können. Die Leiterin muß Organisationsgabe haben, das Ganze überschauen und doch jedes einzelne im Auge behalten. Sie muß ein starker sittlicher Charakter sein, der liebevoll und fest zugleich seine Schützlinge von der Kindheit ins Leben leitet. —

Wer ist die rechte Hortleiterin? Nur eine sozial-pädagogisch geschulte Persönlichkeit, am besten eine „Jugendleiterin", wie sie jetzt an einigen deutschen Kindergärtnerinnen-Seminaren ausgebildet werden.* Möchten sich doch mehr Frauen der höheren Stände diesem schönen, echt weiblichen Berufe widmen!

---

* Und zwar ist folgenden Anstalten die staatliche Berechtigung dazu erteilt: in Berlin: den Seminaren der Elisabethschule, des Fröbelvereins und des Pestalozzi-Fröbelhauses; in Bonn: dem Seminar von Fräulein Klostermann; in Kassel: dem Ev. Fröbelseminar; in Frankfurt a. M.: dem Seminar des Frauenbildungsvereins. Die Ausbildungszeit dauert unter Vorbedingung des Abgangszeugnisses der vollen höheren Mädchenschule zweieinhalb Jahre, wobei eine einjährige Probezeit praktischer Erziehungsarbeit eingeschoben werden muß, ähnlich der Ausbildung der Gewerbeschullehrerin.

Digitized by Google

Eine ausgebildete Kraft bekommt natürlich auch ein anderes Gehalt als eine ungelernte. Deshalb ist auch häufig noch die Leitung solcher Anstalten Kräften anvertraut, die der Sache nicht gewachsen sind. Aber Vereine, Stadt und Staat werden einsehen lernen, wieviel davon abhängt, daß eine so wichtige Arbeit in rechter Weise getan wird; sie werden in viel größerer Zahl als bisher noch gute Horte gründen aus der Erkenntnis: besser, auch schon rein wirtschaftlich vorteilhafter ist es, einen Menschen aus schlechten häuslichen Verhältnissen während der Schulzeit ein paar Jahre erziehlich zu beeinflussen und ihn zum brauchbaren Staatsbürger heranzubilden, als später Arbeiterkolonie, Gefängnis und Armenhaus für ihn bereitzuhalten. Hulda Schimmack

Wirklichkeit und Naturvergewaltigung

„Wirklichkeitunterricht" fordern die Schulreformer. Nicht als leere Abstraktion, nicht als inhaltsloser Begriff soll das Leben den Kindern vorgeführt werden, sondern als Natur, als vollblütige Realität, als Leben. Eine „satte Gegenständlichkeit" soll hinter allem kindlichen Denken stehen. Darum weg mit allem „Wort- und Bilderkult"! Bilder und Worte sind ja doch nur traurige Surrogate, die nie das frische Leben ersetzen können. Notbehelfe, die nur dazu dienen, falsche einseitige Anschauungen zu vermitteln, die dem Kinde die Wirklichkeit entfremden, anstatt ihm die Natur vertraut werden zu lassen.

Mit vollem Rechte wird gefordert, im ersten Sachunterricht vor allem die Umwelt des Kindes zu berücksichtigen. Und da das „Milieu", in dem unsere Kinder aufwachsen, für Stadt und Land grundverschieden ist, so wird der erste Anschauungunterricht in den Großstadtschulen inhaltlich durchaus anderer Art sein müssen als in den Dorfschulen. Aus dem einfachen Grunde, weil die erlebbare „Wirklichkeit" in beiden Fällen eine andere ist: weil es in der Großstadtstraße, weil es zwischen Vorder- und Hinterhaus andre Dinge zu sehen gibt, als auf einem Bauernhof oder draußen zwischen den Feldrainen oder im Busch und auf der Heide.

Allein diese „Wirklichkeit" der nächsten Umgebung wird eines Tages — für die kindliche Auffassungslust und -fähigkeit wenigstens — ausgeschöpft sein. Verhältnismäßig früh stellt sich der Drang nach dem Fernen und Fremden, die Sehnsucht nach dem Entlegenen und Unbekannten, nach dem jenseits der Alltäglichkeit Liegenden ein. Die Kinder der Großstadt wollen Feld und Wald, Bach und Strom kennen lernen. Mehr noch als dies: sie wollen das kriechende und fliegende, das singende und klingende, kurzum das bewegte Leben da draußen in der ungewohnten neuen Welt in sich aufnehmen. Dazu kommt eine eigenartige seelische Kontrasterscheinung: Kinder des Hochgebirgs sehnen sich nach den Wundern des Meeres; Kinder, die am Strande aufwachsen, träumen von den Gletscherbergen der Alpen. Ist es möglich, hier „Wirklichkeitunterricht" zu bieten?

Der Mann der eisernen Konsequenz ist rasch fertig mit seinem Urteil: Was nicht als Realität gezeigt werden kann, hat für ihn im Lehrplan sein Recht verwirkt. Aber jener seelische Trieb der Jugend nach dem Fernliegenden ist doch auch eine Art Realität und hat ein

Digitized by Google

Recht auf Befriedigung! Unsre Kinder wollen Hirsch und Reh, Fuchs und Hase, sie wollen auch Löwe und Giraffe, Elefant und Walfisch kennen lernen, einerlei, ob sie in der Stadt oder auf dem Lande aufwachsen, unbekümmert darum, ob ihnen Meer und Wüste als „Realität" erreichbar sind oder nicht. Was sagen die Anhänger des Wirklichkeitunterrichts zu diesem nicht wegzuleugnenden Drang der kindlichen Seele?

Für die Kinder auf dem Lande liegen die Verhältnisse ja ungleich günstiger als für unsere Großstadtjugend. Wenn ich an die eigene Kindheit zurückdenke, was haben wir Jungens nicht alles erlebt an „Natur" und „Wirklichkeit"! Bei der Heuernte, als wir die duftenden Schwaden auf der Fuhre und in der Scheune festtrampelten! Bei der Kartoffelernte, da wir uns an den frischgebratenen Knollen die Zunge verbrannten! Wenn wir die Pferde zur Schwemme ritten, die hohen Pappelbäume nach Rabennestern durchkletterten, im Walde stundenlang vor den Fuchsbauten lauerten, bei — aber des Aufzählens würde kein Ende! Wir kannten Natur und Wirklichkeit damals vielleicht besser als der Lehrer, der uns in der Schule erzählte vom pflügenden Landmann, vom armen Häslein und von der milchspendenden Kuh. Wir hatten ja bereits einen Wirklichkeitunterricht im vollen Sinne des Wortes genossen, jeder auf eigene Faust. Nur daß nicht die Schule, sondern die Wirklichkeit selbst unsre Lehrmeisterin war.

Ist ähnliches auch für unsre Großstadtjugend möglich? Kann auch die Großstadtschule jene Wirklichkeit, die nicht ihrer nächsten und nahen Umgebung angehört, den Kindern als lebendige Wirklichkeit bieten?

Zwei Wege scheinen gangbar zu sein: Entweder man führt die Kinder hinaus in den Wald, aufs Feld, ins Moor und läßt sie draußen beobachten, was zu sehen ist. Oder man versucht, das Leben draußen in die nächste Umgebung des Schulhauses zu verpflanzen: als Aquarium, als Terrarium, als Tiergarten oder Tierkammer oder Tierkasten. Das erste Mittel hat den Vorzug, daß hier in der Tat „Wirklichkeit" geboten wird, jedoch den Nachteil, daß viel Zeit und Geld geopfert werden muß, daß infolgedessen größere Schülerwanderungen nur selten ausgeführt werden können und daß sie an wirklichem Leben oft nicht das bieten, was gewünscht und gesucht wird. Das Leben des Hasen, die Raubtiertätigkeit des Fuchses etwa lassen sich als „Wirklichkeit" für pädagogische Lektionen leider nicht herrichten. Derartige Realität erlebt unter glücklichen Umständen der einzelne Jäger, der einzelne Spaziergänger. Einer ausgeflogenen Schulklasse sind die Intimitäten des Naturlebens in der Regel unzugänglich.

Die zweite Veranstaltung hat scheinbar den Vorzug, daß sie ohne besondern Zeit- und Geldverlust jederzeit von den Schülern besucht werden kann. Bei näherem Zusehen aber wird sich zeigen, daß es in Wirklichkeit gar nicht mehr vollebendige Natur ist, was die Schüler in diesen Aquarien, Terrarien und Tierparks im Kleinen zu sehen bekommen, sondern in der Regel nur ein Zerrbild jenes wirklichen Lebens in Wald und Feld, das sie ersetzen oder darstellen sollen. Der Fuchs hinter seinem Gitterstab, der Bussard auf seiner Stange, Gerste und Roggen auf ihrem Quadratmeter oder -fuß „Ackerland": sie alle sind nicht

Digitized by Google

mehr die rechten Vertreter ihrer freien Brüder und Schwestern draußen in der Natur. Meister Reineke hat längst seine Scheu verloren und frißt aus der Hand. Dem Adler tränt das Auge, die Flügel hängen ihm gestutzt und zerzaust herab — er ist nicht mehr der König der Lüfte, er ist herabgekommen, körperlich wie seelisch. Auch die Gräser stehen da als geknickte, dürre Halme mit tauben Ähren, soferne sie es überhaupt zu Ähren bringen konnten. Es ist keine echte Natur mehr, es sind auch nur noch „Surrogate" der lebendigen Wirklichkeit, was die Großstadtjugend in den Schulhöfen und -zimmern zu sehen bekommt. Ganz abgesehen von den Quälereien, die sich durch das Einpferchen der Tiere in Holz- und Glaskästen notwendig ergeben müssen.

Die durchaus berechtigte Grundforderung, Wirklichkeit zu bieten, wo sie sich natürlich bieten läßt, kann zum Wirklichkeitfanatismus werden, der um des Prinzips willen die Natur vergewaltigt und zu Fälschungen und Verkehrtheiten führt, wie Wort und Bild sich solche nie gestatten dürften.

So einseitig es war, die Natur zu versäumen, wo sie sich ungekünstelt bot, vom Walde nur zu reden, wo er zum Fenster hereinrauschte, so einseitig ist es, Wort und Bild zu verbannen, wo nur Wort und Bild imstande sind, eine innere Anschauung zu vermitteln, die der lebendigen Natur einigermaßen entspricht.

Ein Kind, das an den wirklichen Dingen seiner nächsten Umgebung die Elemente der Naturbeobachtung sich erarbeitete, das besitzt auch die Kraft, sich die Welt der räumlichen und zeitlichen Ferne geistig zu erobern, auch wenn ihm diese Realität nur in Worten und Bildern geschildert und gezeigt werden kann. Wo die Naturanschauung nicht vor einer vollebendigen Wirklichkeit gewonnen werden kann, da bietet die Kunst den besten Ersatz, weil den einzig möglichen. Im Leben wie in der Schule. Wir alle lernten die Welt der Vergangenheit und die Welt ferner Zonen nur auf diese Art kennen. Wer eine der beiden Erziehungsmächte, wer Natur oder Kunst ausschalten will, der schadet dem Ganzen. Was unsre großen Dichter und Denker, was unsre Künstler in Wort und Bild gestalteten, das ist auch ein Stück Natur, ein Stück lebensvoller Wirklichkeit.

Die Aufgabe der Schule aber wird darin bestehen müssen, die Schüler zu befähigen, jene aus der Wirklichkeit geschöpften Elemente der Naturbetrachtung zu neuen inneren Erlebnissen zu vereinen und zu verdichten. Dann wird ihnen das in Wort und Bild gebotene Leben kein schlechtes „Surrogat" mehr sein, sondern ebenfalls ein vollgültiges Stück „Wirklichkeit", die an erziehlicher Wirkung nicht darum eingebüßt hat, weil sie sich nur in einer höheren Sphäre, in der Welt des Geistigen in rechter Weise erleben läßt.

Ernst Weber-München

Jugendpflege und Bürgermeister

Auf eine wundervolle Nachtwanderung mit unsern Jungen war ein fröhliches Kriegspiel gefolgt und war entschieden, als die Sonne über den umstrittenen Hügeln aufging. Die Jungen versammelten sich auf einer Bergwiese, dort wurde abgekocht. Lebensfreude und die noch nicht ver-

Digitized by Google

flogene Kampfspielluft sprachen aus den geröteten Gesichtern, ein kräftiger Hunger erhöhte das Vergnügen, und alles sah erwartungsvoll nach den dampfenden Kesseln.

Da trat der Bürgermeister in den Kreis. Er hatte sich um das ganze Unternehmen nicht im geringsten gekümmert, war aber trotz der frühen Stunde zur Stelle: weil er der oberste Beamte der Stadt ist, weil die Jugendpflege als höchst bedeutsame Angelegenheit gilt und weil von oben herab Erlaß auf Erlaß namentlich auch den Bürgermeistern die Förderung dieser Bewegung ans Herz legt.

Der Bürgermeister also trat in den Kreis, um eine Rede zu reden. Sie dauerte fast eine halbe Stunde. Sie legte den Grundgedanken der Jugendpflege von nationalen, ethischen, moralischen, religiösen, idealen, humanen „Gesichtspunkten" aus eingehend dar, sie beleuchtete die soziale und wirtschaftliche Lage des Vaterlandes, betonte die Gefahren der Sozialdemokratie einerseits und die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der bürgerlichen Jugend anderseits, zitierte Ernst Moritz Arndt, wenn auch nicht ganz richtig, und klang in ein Kaiserhoch aus.

Die Rede hätte, vor alten Herren gehalten, ohne Zweifel die gewünschte Wirkung gehabt, aber sie wurde vor jungen Menschen gehalten, die nach einer schönen, ereignisreichen Nacht einen schönen Morgen erstehen sahen. Der Redner fühlte auch wohl dunkel, daß sie nicht ganz zeitgemäß war, er versuchte, ihr durch recht häufige Anreden an seine „lieben jungen Freunde" eine persönliche Färbung zu geben. Vergeblich — die lieben jungen Freunde verzehrten träge ihre Butterbrote, und gedachten mehr der Kochkessel als der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Vaterlandes.

Die Stimmung war auch uns Älteren vergangen. „Der junge Tag erhob sich mit Entzücken." An diesem wundervollen Schöpfungmorgen, der alles, was groß und heiter in einer Menschenseele ist, zum Klingen und Singen bringen mußte, stellte sich ein Philister hin und „pflegte Jugend". Die fröhlichen Lerchen stiegen himmelan und spotteten aus der blauen Höhe herab, die Sonne blinzelte wie ein lachender Philosoph, und der Morgenwind schnubberte verständnislos umher.

Der Mann, der diese Rede hielt, ist ein ganz tüchtiger Beamter. Wie er alle Dienstobliegenheiten ernst nimmt, so nimmt er auch die Jugendpflege ernst. Ebenso wie es ein Ressort Baupolizei oder eins Armenwesen gibt, so gibt es ein Ressort Jugendpflege, und die Regierung gibt auf diesem Gebiet ihre Erlasse ebensogut wie auf jedem andern. Der Bürgermeister ist ein Typus. Er ist der Vertreter derjenigen Leute, die die Jugendpflege lediglich als Beamte, als Verstandesmenschen begreifen. Wer aber die Jugend gewinnen will, der muß mit dem Herzen dabei sein, und er muß begeistert sein, um begeistern zu können. Wer ihr nicht nachfühlen kann, wird nie ihr älterer erfahrener Kamerad, bleibt ihr stets der Angehörige einer Generation, die eine — wenigstens bei den Begabteren — oft mißtrauisch empfundene Führerschaft anstrebt und die hemmt, langweilt oder lächerlich wirkt.

Fast überall bei uns hat die Jugendpflegebewegung mit großem Schwung eingesetzt. Die Regierungen, die Parlamente, die Zeitungen haben sich der Sache angenommen: man „jugendpflegte" von oben herab, und so ging's bei dem vorzüglichen Arbeiten unserer Maschinerie unten von selbst. Meister rührte sich und Geselle, selbst der Lehr-

Digitized by Google

ling griff mit zu. Zunächst begann man mit der Arbeit, die allem offiziellen deutschen Leben Rückgrat und Stärke verleiht: man organisierte sich. Ausschüsse schossen aus der Erde. Lokal-, Gesamt-, Ober-, Unter-, Arbeitausschüsse. Diese Ausschüsse täuschten oft Kräfte vor, die nicht da sind, wenn das Wichtige, das Eine, was nottut, fehlt: die Persönlichkeiten. Auf sie und nicht auf die Organisationen kommt es in erster Reihe an. Wenn die Jugendpflegebewegung nicht bloß ein Strohfeuer sein und mit schwindender „Aktualität" langsam und öde verlöschen soll, dann müssen an ihre Spitze in den einzelnen Gemeinwesen nicht jene bekannten angesehenen Herren, nicht Leute treten, die um ihrer Stellung willen Anspruch auch auf diesen neuen Ehrenposten haben, dann mag man sich vielmehr umsehen unter allen Ständen und Berufen und die Führerschaft ruhig auch einmal Männern anvertrauen, die zwar nicht den höheren Titel, wohl aber ein freies, starkes Herz haben.

Jener Bürgermeister hätte der Jugendpflegebewegung genützt, wenn er sich von ihr ferngehalten hätte.

G.

Der Werbandibund

oder sagen wir vorsichtiger: seine Vorstandsmitglieder Seeßelberg und Staffen haben von der Behandlung von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Kulturbünde eine von der unsern so abweichende Auffassung, daß sie die beiden größten und bei weitem erfolgreichsten, den „Dürerbund" und den „Heimatschutz" in einer öffentlichen Erklärung „Der Werbandibund an den Dürerbund" einfach daraufhin angreifen, daß der Dürerbund sie um eine Aufklärung gebeten hat.

Vor kurzem gingen nämlich bei uns Beschwerden ein: die Werbandibund-Ausstellung „Das flache Dach im Heimatbilde" sei in Wahrheit von den Dachpappenfabrikanten und von anderen Interessenten bezahlt, die sich durch das Vorbringen des Heimatschutzes geschäftlich geschädigt fühlten, dieser Sachverhalt werde aber verschleiert. Wir taten also, was wir in solchen Fällen immer zunächst tun: wir suchten, auch die andere Seite zu hören und richteten also an den Werbandibund die höfliche Bitte um Auskunft über den wahren Sachverhalt. Als Antwort erschien nach einer hinhaltenden privaten Zuschrift eine umfangreiche öffentliche Erklärung „Der Werbandibund an den Dürerbund", die an verschiedene Tageszeitungen verschickt worden ist! Wir haben diese dort beantwortet, wo sie uns vor Augen kam, und hatten nicht die Absicht, auch noch im Kunstwart davon zu reden. Da erhalten wir (leider nicht vom Werbandibund, sondern von privater Seite) den Beleg über einen neuen Angriff der Werbandiherren auf die Heimatschutzsache. Und zwar an einer Stelle, wo ihn wirklich keiner von uns gesucht hätte: im „Baumaterialienmarkt", einem „Zentralorgan" von Baumaterialienhändlern, Zementwarenfabrikanten, Terrain-Interessenten usw., von dem wir bisher nicht wußten, daß es in Beziehungen zum Werbandibund stehe. Nun ist es geboten, auch hier einmal zu beleuchten.

Dort hieß es: „Galt es doch (mit der Ausstellung) den Auswüchsen der Heimatschutzbestrebungen entgegenzutreten, die im Grunde genommen auf eine Zurücksetzung gewisser Baustoffe und Bauarten hinwirken. Durch diese Tendenz gewann allerdings die Veranstal-

Digitized by Google

tung eine gewisse aggressive Note gegen den Dürerbund, den Träger der Heimatschutzbewegung. Die vom Dürerbund zur Verteidigung gewählte Form, die ganze Veranstaltung des Werbandibundes als eine bezahlte Arbeit der beteiligten Industrien hinzustellen, muß weniger glücklich genannt werden."

Nicht wahr, das zu lesen ist erstaunlich?

Der Dürerbund hat nicht die Ehre, „der" Träger der Heimatschutzbewegung zu sein, die gebührt zumindest in gleichem Maße dem allerdings auch vom Kunstwartkreise aus gegründeten Bunde „Heimatschutz". Im übrigen haben sowohl „Dürerbund" wie „Heimatschutz"-Bund in ihren Bauberatungen und sonstwie wohl reichlich so viel wie der Werbandibund getan, um mit den Möglichkeiten zu rechnen, um die wirtschaftlichen Verhältnisse beim Heimatschutz zu berücksichtigen, der keinem der beiden Bünde jemals eine bloße „Malerfrage" gewesen ist. Wenn die Werbandiherren das behaupten, so irren sie sich eben. Daß wir zu unsrer „Verteidigung" (wogegen?) die „Veranstaltung des Werbandibundes als eine bezahlte Arbeit der betreffenden Interessenten" hingestellt hätten, ist ebenso unwahr. Wir bitten die Leser, nachzusehen, mit welcher Freundlichkeit gelegentlich der Ausstellung „Das flache Dach" noch im drittletzten Kunstwarthefte vom Werbandibunde gesprochen worden ist. Sonst aber war vor der Werbandierklärung auf unsrer Seite überhaupt noch kein Wort zur Sache veröffentlicht worden, bis zu unserer Entgegnung auf die Seeßelberg-Stassensche Erklärung.

Allerdings: als wir diese verfaßten, war uns noch nicht alles bekannt, was uns jetzt zur Sache bekannt geworden ist. Sonst hätten wir natürlich dort und in der Kunstwartbesprechung dieses Thema berührt.

Zunächst: nach der nunmehrigen Erklärung des Werbandibundes selber ist in der Tat die Ausstellung „Das flache Dach" „im Wesentlichen von dem aus verschiedenen Industrieverbänden gebildeten Kuratorium zur Verwendung des Fonds zur Beseitigung der Auswüchse der Heimatschutzbestrebungen", nämlich von den Dachpappeninteressenten usw. bezahlt worden. Der Werbandibund erkennt auch selber an, es sei „allzu harmlos und weltfremd, von den subventionierenden Industrieverbänden blanke Idealität als Antrieb anzunehmen". Hiernach bleibt uns nicht recht verständlich, weshalb die Werbandiherren die von uns gar nicht aufgestellte Behauptung, jene Ausstellung sei eine bezahlte Arbeit der beteiligten Industrien, gar so entrüstet abweisen.

Trotzdem fällt es uns gar nicht ein, dem Werbandibunde das Recht, auch das innere Recht abzustreiten, die Ausstellung auf Kosten der Interessenten zu veranstalten, wenn er ein Dreinreden ihrerseits in die Gestaltung ausschloß, und das hat er ja gewiß getan. Aber eine solche Ausstellung sollte allerdings auch unsrer Meinung nach klar kenntlich gemacht sein, als das, was sie war: als ein Unternehmen, das Interessenten bezahlt hatten, damit es ihnen geschäftlich nütze. Gelegentliche Andeutungen genügten da nicht, aber weder die erste Ankündigung in der Presse, noch das Preisausschreiben selbst, noch der Nachtrag dazu teilen mit, wer die Kosten der Ausstellung trug und was man

Digitized by Google

also auf seiten der Dachpappenfabrikanten usw. von ihr erwartete. Eine Verschleierung hat stattgefunden.

Nachträglich erfahren wir noch, daß die Preisrichter der Ausstellung, Architekten Prof. E. Hoegg und Landesbaurat Prof. Th. Goecke nach näherem Einblick in die Verhältnisse aus dem Preisgericht und aus dem Werbandibund überhaupt unter Protest ausgetreten sind.

Für den Dürerbund:
F. Avenarius.

Zum neuen Werk

Willst du ein neues Werk beginnen
Und glüht dir's nicht in allen Sinnen,
In Geist und Seele wundersam
Vor Mut und Zagen, Glück und Scham,
Als hättst du, eh dir dies gelungen,
Noch niemals einen Preis errungen,
Müsseſt zum ersten Male zeigen,
Was dir an Art und Kunst zu eigen,
Und bangst, du möchteſt über Nacht
Hinfahren, eh dies Werk vollbracht:
So ist an deinem Tun und Regen
Der Welt nicht sonderlich gelegen;
Magst als geschickter Fabrikant
Kundschaft gewinnen rings im Land,
Die aber die Sache recht verstehn,
Werden an dir vorübergehn.

Paul Heyse, im ersten Kunstwartheft 1887

Äußere Daten

zur Geschichte der Kunstwart-Arbeit

In den folgenden Angaben sind nur die Neugründungen verzeichnet, nicht die neuen Auflagen, neuen Jahrgänge, neuen Bände, neuen Sammlungsnummern, neuen Kunstblätter usw.

1887 am 5. Oktober erscheint im Selbstverlag des Herausgebers das erste „Stück". „Der Kunstwart, Rundschau über alle Gebiete des Schönen." Quartformat, Titel schwarz und rot, mit 9 Seiten Text.

1888 Der Text wird auf 13—14 Seiten erweitert.

1890 Als „Ergänzungsblatt" gründet Avenarius „Das Kunstgewerbe", illustrierte „Halbmonatsschau, Verkehrs- und Handelsblatt zum Überblick und zur Geschäftsvermittlung zwischen Künstlern, Kunsthandwerkern, Fabrikanten und Auftraggebern des Kunstgewerbes überhaupt". Es soll reformatorische Ideen verfechten.

1891 Der Verlag geht an die Druckerei Kreyß & Kunath in Dresden über.

1892 Die Fachblätter „Lampen-Zeitung" und „Der Neubau" werden von Avenarius gegründet und redigiert, um den Kunstwart finanziell zu stützen.

1894 Avenarius übernimmt zu gleichem Zweck die Redaktion des Vereinsblatts „Der Bienenkorb". — „Lampen-Zeitung" und „Neubau" gehen wieder ein.

Digitized by Google

1895 Eine „Örtliche Beilage für Berlin“ unter Leitung von Oskar Bie wird versucht, kann sich aber nicht halten.

Zum Oktober geht der Verlag von „Kunstwart“ und „Kunstgewerbe“ an Georg D. W. Callwey in München über.

1896 Im Titelkopfe erscheint das Motto „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun“. — „Das Kunstgewerbe“ geht wieder ein.

1897 Zum II. Jahrgange wird das Oktavformat eingeführt, ein grüner Umschlag mitgegeben, die „Losen Blätter“ und andere redaktionelle Neuerungen werden eingeführt.

Die Auflage beginnt zu steigen.

Das 1. Dezemberheft bringt unter der Bezeichnung „Ein Versuch“ eine ausgedehnte „Weihnachtsliste“, um damit den Nur-Geschäftskatalogen entgegenzuwirken. Sie ist der Vorläufer der späteren „Literarischen Ratgeber“.

1898 Mit dem 12. Jahrgang werden Bilder und Noten eingeführt.

1899 Heft 4 erscheint unter dem Titel „Weihnachtskatalog“ als nun schon ausgedehnter „Literarischer Ratgeber“.

Einführung von Beispielen und Gegenbeispielen.

1900 Die Auflage wächst überraschend.

Die Kunstwart-Stiftung erfolgt.

Im Dezember: die ersten „Meisterbilder“ und Speckters „Gestiefelter Kater“ eröffnen die „Kunstwart-Unternehmungen“.

1901 Der erste Band von Schultze-Naumburgs „Kulturarbeiten“, als erste Künstler-Mappe die Böcklin-Mappe.

Die ersten Vorzugsdrucke.

Aufruf zur Begründung des Dürerbundes.

1902 Der Kunstwart gibt weiter heraus: die ersten Konfirmations-Scheine, die beiden ersten Schwind-Mappen, die Dürer-Mappe, die erste Richter-Mappe, und begründet die „Bunte Bühne“ für fröhliche Tonkunst.

Im Herbst: Der Dürerbund wird begründet.

Das „Hausbuch deutscher Lyrik“ erscheint.

1903 Der Bund „Heimatschutz“ wird begründet. Die Holbein-Mappe, die erste Rembrandt-Mappe, die zweite Richter-Mappe werden ausgegeben.

Die ersten Eingaben und Agitationen des Dürerbundes. Das erste Dürerblatt erscheint. Die „Zeitungskorrespondenz“ des Dürerbundes wird begründet. Wanderredner.

1904 Schwinds „Melusine“, „Sieben Raben“ und „Aschenbrödel“. Die dritte und vierte Schwind-Mappe. Rethels „Totentanz“, Prellers „Odyssee-Landschaften“, „Nordische Landschaften“. Prellers d. J. „Bilder zur Ilias“.

Die Glasbilderversendungen und die Wanderausstellungen des Dürerbundes werden eingerichtet.

Die Dürerbund-Stiftung erfolgt. Die Auskunftstelle wird eingerichtet.

1905 Die „Meisterbilder“ eröffnen mit der 19. Folge die zweite Reihe in neuer Ausstattung. Sambergers Schillerbildnis. Quensels „Meisterbilder und Schule“, Konewkas Osterspaziergang,

Digitized by Google

Falstaff und Sommernachtstraum. Im Dezember die Welti-Mappe.

Die „Flugschriften“ des Dürerbundes werden begründet.

1906 Millet-Mappe, Steinhausen-Mappe und Steinhausens „Bergpredigt“. Die Vorzugsdrucke sind bis Blatt 56 gediehen. Weltis „Penaten“. Meunier-Mappe. Philippi-Mappe. Dritte Richter-Mappe. Ehrenausgabe von Mörikes Werken. Das erste Weihnachtsblatt. Die ersten Kunstwart-Ausstellungen.

1907 Grünewald-Mappe. Samberger-Mappe. Kuhs Hebbelbiographie. Max Liebermann-Mappe. Vierte Richter-Mappe. Wolffs „Schattenspiel“. Konewkas „Kinder und Tiere“ und „Schattenbilder“. Specters „Kater“ in Liebhaberausgabe. Die „Hausmusik“ des Kunstwarts begründet. Das Balladenbuch. Braeß' „Tiere unsrer Heimat“. Erste Ausgabe des „Heb mich auf!“. Erstes Erscheinen des „Gesundbrunnens“. Wandschmuckausstellungen an etwa sechzig Stellen.

1908 Spitzweg-Mappe. Uhde-Mappe. „Kunstwart-Arbeit“. Schäffners „Eine neue Sprache?“ Preisausschreiben des Dürerbundes um Entwürfe für Münzen und Briefmarken. Landschaftsmappen des Dürerbundes. Erste Meßbude des Dürerbundes. Die ersten „Schatzgräber“-Hefte erscheinen beim Dürerbund.

1909 Thoma-Mappe. Das fröhliche Buch. Diederichs „Meisterbilder-Vergleichsmappen“. Preisausschreiben des Dürerbundes um Beiträge zur sexuellen Aufklärung. „Am Lebensquell“. Volksausgabe von Ludwig Richters Lebenserinnerungen. Der „Literarische Ratgeber“ vom Kunstwart und Dürerbund gemeinsam herausgegeben.

1910 Haider-Mappe. Böhle-Mappe. Der Literarische Ratgeber in zwei Unternehmungen geteilt: „Literarischer Ratgeber“ und „Literarischer Jahresbericht“. Poperts „Hellmut Harringa“ herausgegeben. Bund Naturschutzpark mit begründet.

1911 Feuerbach-Mappe. Fröhlichs „Schattenliliput“. Stamms „Schattengeist“. Die ersten drei Michelangelo-Mappen.

Unter den andern Dürerbund-Ausstellungen die gegen die Schundliteratur.

1912 Repsolds drei Schattenrißbücher. Die ersten Kunstwartpostkarten. Die Meisterbilder sind nun bis zu Blatt 210, die Vorzugsdrucke bis zu Blatt 67 vorgeschritten, die Flugschriften bis zu Nr. 100, die „Schatzgräber“-Hefte bis zu Nr. 78.

Der „Literarische Ratgeber“ erweitert und in drei Unternehmungen geteilt: Literarischer Ratgeber, Jahresbericht und Weihnachtskatalog. Begründung der „Gemeinnützigen Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit“ durch den Dürerbund.

Einige Zahlen über die Verbreitung. Der Kunstwart selbst hatte im ersten Jahrzehnt rund 400 Besteller. Er wird jetzt in einer Auflage von 20—22 000 gedruckt, so daß jährlich ziemlich genau eine halbe Million

Digitized by Google

Kunstwarthefte verbreitet werden. Von den 6 Bänden von Schultze-Naumburgs „Kulturarbeiten“ sind bis jetzt insgesamt 67 000 Stück hergestellt worden, vom „Fröhlichen Buch“ 20 000, vom Balladenbuch 50 000, vom Hausbuch 90 000. Von den Künstler-Mappen ward die Böcklin-Mappe bei weitem am meisten verbreitet, trotzdem sie aus urheberrechtlichen Gründen nur nach übernommenen Holzschnitten hergestellt werden konnte, nämlich in 100 000 Auflage, sie hat damit manche andre der „knappest kalkulierten“ Mappen tragen helfen. Im ganzen sind außerhalb der Zeitschrift durch die Kunstwartpublikationen an Einzelblättern ungefähr acht Millionen verbreitet worden. Vom „Literarischen Jahresbericht“ wurden 1911 60 000 Exemplare verbreitet, die Auflage des gleichzeitig ausgegebenen „Literarischen Ratgebers“ betrug 10 000. Von den Flugschriften des Dürerbundes sind bis jetzt insgesamt ungefähr 360 000 Stück, von den Heften des „Schatzgräbers“ 860 000 Stück verbreitet worden. Die jährliche Auflage des „Gesundbrunnens“ hat sich im vorigen Jahre auf 50 000 erhöht. Vom „Heb mich auf!“ sind bisher 276 000 Stück verbreitet worden. Von Poperts „Hellmut Harringa“ wurden bis jetzt 75 000 Exemplare gedruckt. Dem Dürerbund sind gegenwärtig 335 Vereine angeschlossen, mit denen zusammen er mehr als 300 000 Deutsche vertreten dürfte. Die Dürerbund-Korrespondenz (DBK), die gute Aufsätze über Fragen der Ausdruckskultur unentgeltlich zur Verfügung stellt, wird gegenwärtig von ungefähr 1000 deutschen Zeitungen benutzt. Die Nachfrage nach allen Kunstwart- und Dürerbund-Publikationen steigt.

Unsre Bilder und Noten

„Worin liegt der Reiz eines Interieurs?“ Fragen wie diese werden dem Maler und dem Kunstkenner immer unbehaglich. Es sind recht dilettantische, denn es gibt keinen Typ „das Interieur“. Binnenraumbilder können auf so verschiedene Weise wirken, wie andre Bilder auch: durch Harmonie der Farben, oder durch ihre Kontraste, durch Massenverteilung, durch Linienführung, durch Lichtführung, durch Technik, durch stofflich Interessantes, durch stofflich Schönes, durch Erinnerungen oder andre Assoziationen, durch besondre rassige oder durch persönliche Eigenschaften des Malers, die sich im Ausdruck verraten, durch mancherlei, was sich vielleicht noch in keinem dieser Hauptbegriffe unterbringen ließe, und schließlich und meistens: durch eine Verbindung von allerhand aus all dem. Den bewußten „berechtigten Kern“ hat aber die Frage doch; nicht alle, aber die meisten Interieurs haben einen besonderen Reiz, der mit den rein malerischen Aufgaben gar nicht zusammenhängt: den des Einfühlens in die Vorstellung, man wohne hier. Phantasievollen Leuten kommt er außerordentlich leicht. Schwind, Richter, Spitzweg, Thoma u. a. strebten einen Reiz des „Drinnenseins“ für die Landschaft dadurch an, daß sie einen Beschauer der Landschaft mitmalten, in den der Beschauer des Bildes sich nun unwillkürlich hineinversetzt. Bei guten Binnenraumbildern kommt aber diese Stimmung noch leichter als vor Landschaften von selbst, denn hier ist ja schon der Gegenstand des Bildes, eben der Binnenraum daraufhin gestaltet, daß er gefallen soll, während man Entsprechendes bei

Digitized by Google

der Landschaft doch nur bei Gärten und Parken sagen könnte. — Will man Claudius' Bild recht gut sehn, so empfehle ich, ein Auge zu schließen und dann mit dem andern in Menschenhöhe gegenüber dem offenen Türflügel den für die Perspektive richtigen Punkt zu suchen. Man wird erstaunen, in welchem Maße dann aus dem Bilde ein Raum wird.

Binnenraum, der mit den Menschen zusammen zu einer Einheit wird, zeigt Heinrich Pforr in der „Ländlichen Gesellschaft" unsrer Gravüre. Ein Bild der neuen Kunst, das insbesondere ohne Uhde kaum zu denken wäre, das aber nicht im mindesten nachahmerisch gemalt ist, das nur weiterführt, was Uhde begonnen hat: den Impressionismus bei seelisch charakterisierender Schilderung anzuwenden. Bei diesen Menschengestalten hier finden wir nicht mehr das Stilisieren und vor allem Typisieren, auch nicht mehr das Herausarbeiten von Beziehungen unter den Einzelnen, das früher üblich war, nicht mehr das „novellistische" Zurechtmachen — aber trotzdem eine eigen echte und feine Menschenschilderung. Man vertiefe sich in die Einzelnen, zum Beispiel darein, wie die feine ein wenig Bucklige links sich dem einzigen Mannsbild in der Gesellschaft interessant macht und wie sich das Zuhören auf den andern Gesichtern spiegelt oder nicht spiegelt. Wir werden gut tun, auf Heinrich Pforrs weiteren Weg zu achten.

Nun mit der Gravüre nach Eugen Kirchners „Gewitterregen" ins Freie! Kirchner hat hier als Landschaftsmaler erreicht, was ihm als Illustrator der „Fliegenden Blätter" so oft vor kleineren Aufgaben gelungen ist: mit einer verwegnen Vereinfachung erstaunlich schlagend zu wirken. Wer's braucht, kann auch hier, wie bei den vorhin erwähnten Bildern von Schwind usw., das mitgemalte Menschliche finden, das ihm die Einfühlung erleichtert: In dem Wagen auf der Landstraße sitzt es, und ich fürchte, es flucht: „Hundewetter, elendiges!" Aber hinten ist alles schon wieder hell; plötzlich hergefegt, wird das Unwetter plötzlich weg sein, gefährlich ist dieses Himmelsgießen nicht. Es ist auch nur eine äußerst drastische, keineswegs eine große poetische Stimmung gefühlt und wiederzugeben erstrebt. Als „Übung im Bilderbesehen" ist anregend genug, damit etwa den Gewitterregen von Kampmann zu vergleichen, den wir in Heft 11 dieses Jahrgangs wiedergegeben haben.

Oder auch das Bild von Ernst Gerhard, unsern Doppelplattendruck „Ödes Land". Während Kirchner durch den Wagen und viel auffälliger noch durch das Sträßlein mit jungen Bäumen und durch das Wegstück rechts das „Kulturbewußtsein" in den Vordergrund stellt, werden wir bei Gerhard nur durch den Steg ans Menschliche gemahnt, aber der erweckt sehr andersartige Stimmungen als die wohlgeordnete Straße. Über ihn könnte Lear auf die Heide schreiten. Der Wind singt dabei Lenauisch über die Weite, und wenn Regen dazu käme, hier würde er rauschen, während Kirchner ihn mit Absicht und gutem Grunde „plabdern" läßt. A

Unsre Notenbeilage enthält zwei Stücke aus der neuen Ausgabe von Heinrich Marschners romantischer Oper „Templer und Jüdin" (bearbeitet von Hans Pfitzner), die in Heft 22 dieses Kunstwart-Jahrganges ausführlich besprochen worden ist. Bekanntlich ist das Textbuch zu der Tondichtung nach W. Scotts „Ivanhoe" zusammengestellt, worin die Gestalten des glühenden Liebhabers aus dem Orden der mönchisch gebundenen Tempelritter und der stolzen Jüdin Rebekka neben dem Titel-

Digitized by Google

helden und dem König Richard Löwenherz die Hauptrollen haben. Wie es oft bei solchen Ausschnitten aus großen Werken geht — Komponist und Publikum umgeben die Gestalten des Auszugs mit den Gefühlen, welche das ganze Werk hervorgerufen hat. Um Marschners wundervolles Tonwerk voll zu würdigen, muß man sich mit „Ivanhoe“ vertraut machen, was übrigens nach Ansicht altmodischer Leute wie etwa Theodor Fontanes zu den Ehrenpflichten literarisch Gebildeter gehören soll. — Von unsern Proben ist die früher weitberühmte „Preghiera“ ohne jede Erläuterung verständlich. Die von der sündigen Liebe des Templers Guilbert bedrängte Jüdin Rebekka, welche heimlich Ivanhoe liebt, ist der Zauberei angeklagt, wodurch sie Guilbert umgarnt haben soll. Sie steht vor ihrer Verurteilung zum Tode und ruft, mitten zwischen dramatisch hochgespannten Szenen, Gottes Hilfe an. Der Halbschluß auf Cis leitet die folgende Szene ein. Nicht ganz so einfach ist die Szene zwischen Tuck und dem als schwarzem Ritter verkleideten Richard Löwenherz. Der verfolgte König bringt nachts bei einem Klausner ein, der ihn zunächst mit gedörrten Erbsen und Wasser bewirtet. Als aber der „Diener Gottes und des heiligen Dunstan“ die offne, kräftige, liebenswürdige Art des ritterlichen Gastes erkennt, läßt er allmählich die Maske des Mönchs fallen; er gibt sich als tüchtiger Jäger und als Freund eines guten Weines zu erkennen; die beiden zechen kräftig und singen dazu das Lied mit dem heiter-ironischen lateinischen Refrain „ora pro nobis“ (bete für uns), der auf das Mönchgewand Tucks anspielt. Die Szene wird nach dem zweiten Vers immer erregter; es melden sich mit Klopfen und Toben Gäste, welche weder Tucks Trunkenheit noch seinen Schmaus sehen, noch von dem Ritter gesehen werden sollten.

Der große Erfolg von Pfitzners neuer Bearbeitung dieses Werks zeigt vielleicht an, daß die Zeit der „Alleinherrschaft“ Wagners auf der Opernbühne nicht mehr allzulange dauern wird. Und in der Tat können lebendige, musikalisch so hinreißende Werke wie dieses ja unmöglich dem deutschen Volk verloren gehen. Zum 50jährigen Todestage Marschners (Dezember 1911) erschien eine kleine Monographie über „Templer und Jüdin“ von Corn. Preiß (Graz, Verl. A. Seeligs Nachf.), welche auf 32 Seiten alle wünschbaren Angaben über das Werk (und leider auch zahllose Druckfehler) enthält. Der schöne vollständige Klavierauszug mit Text, vollständigem Dialog und Szenar in Pfitzners Bearbeitung ist im Max Brockhausschen Verlag in Leipzig erschienen und kostet trotz guter Ausstattung nur sechs Mark. Nichts Besseres konnte zur Verbreitung des Werkes, das ja auch ein prächtiges Stück Hausmusik darstellt, geschehen.

Erklärung

Das Sinken des Geldwertes, das sich seit Jahren in einer allgemeinen Steigerung der Materialien wie der Arbeitslöhne und Honorare ausdrückt, zwingt uns nunmehr, wo auch eine Erhöhung aller Löhne im Buchdruckgewerbe eingetreten ist, den Bezugspreis unserer Zeitschriften

Der Kunstwart
Der Türmer

von 4 Mark auf 4 Mark 50 Pfennige vierteljährlich zu erhöhen. So ungern wir uns dazu entschließen, wir meinen: unsere Leser

Digitized by Google

werden das kleine „Opfer“ von $16^2/_3$ Pfennigen im Monat für eine geistige Nahrung gern bringen, die wir ihnen unter den Verhältnissen der Zeit sonst nicht mehr in gewohnter Güte bringen könnten. Bei hohen Auflagen summieren sich aber auch solche kleine Werte.

Türmer-Verlag	Kunstwart-Verlag
Greiner & Pfeiffer	Georg D. W. Callwey

Wir haben dieser Erklärung nicht viel beizufügen, als daß die Leser glauben dürfen: sie ist wirklich notwendig. Sie mögen sich ein Kunstwartheft ansehn, sich fragen, was unter den beigegebenen Kunstbeilagen allein die edeln Techniken kosten mögen, vergleichen, was zwei unsrer Halbmonatshefte neben einem der verschiedenen Monatshefte bieten und dann daran denken, daß von uns wie von allen vornehmen Zeitschriften Jahr für Jahr mehr Aufwand geboten wird, während gleichzeitig nicht nur die Herstellungskosten im Druckereigewerbe (dieses letzte Jahr allein um 10 vom Hundert!), sondern alle Herstellungskosten, nur im Tempo verschieden, gestiegen sind — der Geldwert sinkt eben. Aber eine Zeitschrift kann ihre Preise nicht, wie Bäcker und Fleischer, von Jahr zu Jahr „anpassen“. Aus keiner wird nennenswert „Geld gemacht“, die nicht einfach fragt: „Was wünscht die Menge?“ — und der Kunstwart darf ruhig von sich behaupten, daß jede Steigerung seiner Einnahmen durch Mehrleistungen vor allem den Lesern wieder zugute gekommen ist. So soll es auch ferner sein. Wir meinen: so viel mehr, wie zwei Glas Bier kosten, kann ein Leser im Vierteljahr erübrigen, damit seine Zeitschrift die Arme frei bewegen kann.

Damit wir's noch mehr können, vor allem aber, damit wir noch weiter im Umkreis wirken, bitten wir alle Freunde um den Nachweis von Türen, wo der Kunstwartmann anklopfen kann, und um ein gutes Wort für ihn, damit man ihm auftue. Einmal „drin“, wird er schon drin bleiben.

Kunstwartleitung und Kunstwartverlag

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin Georg Siemens, W 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart — Eugen Kirchner

Digitized by Google

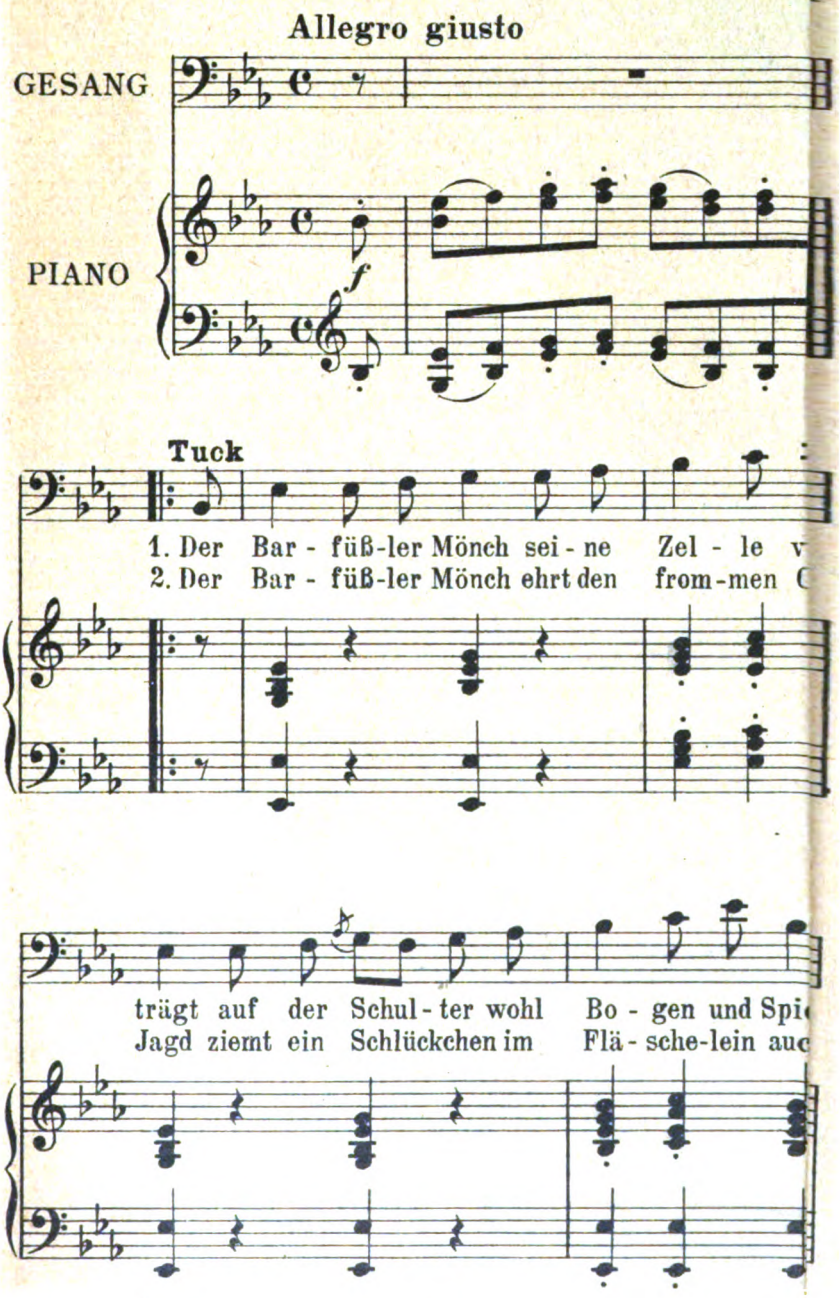
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ERNST GERHARD

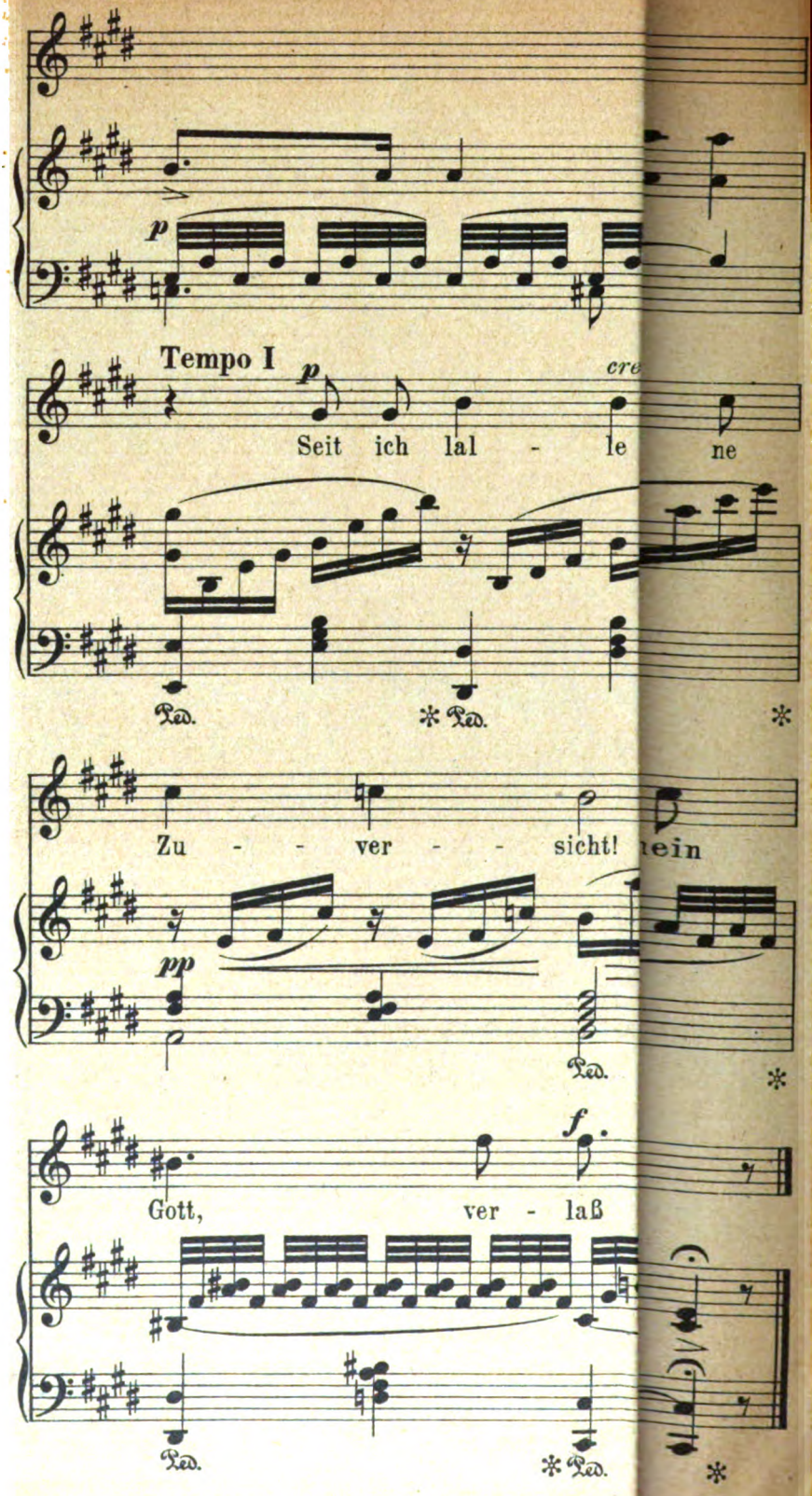
Digitized by Google

Digitized by Google



Mit besonderer Bewilligung des Verlags Max Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google



Digitized by Google

Allen Freunden der Heimatschutzbewegung
Künstlern, Architekten und Laien

empfehlen wir das soeben in unserm Verlage erschienene Werk

Altpassauer Architektur

Herausgegeben von

Architekt Julius Kempf

Direktor der ehemaligen städtischen Baugewerkschule in Passau.

Mit einführendem Texte und 67 Tafeln nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, Zeichnungen und Grundrissen / Platz- und Straßen-Ansichten / Architektonische Details in zeichnerisch-maßstäblicher Wiedergabe / Fassaden / Interieurs / Tür- und Fensterumrahmungen / Portale / Garteneingänge / Passauer Schmiedekunst. / Preis in gedieg. ausgestatt. Mappe M. 6.–

Seit Schultze-Naumburg über den Städtebau geschrieben hat, ist das Empfinden und das Verständnis für die Vorbildlichkeit alter Städtebaukunst in die weitesten Kreise der Kunstverständigen gedrungen, und Schultze-Naumburgs „Kulturarbeiten" haben auf so manche lang vergessene Schönheit alter Stadtbilder aufmerksam gemacht.
Passau, die alte Bischofstadt, ist vielen Malern und Architekten, aber auch dem Kunst- und Geschichtsforscher als eine jener wenigen Städte bekannt, die ihr künstlerisches Gesamtbild auch in der Neuzeit treu bewahrt haben. Die ganze Schönheit der in den verschiedensten Stilperioden entstandenen Bauten Passaus wird uns in diesem Werke erschlossen. Der vorzügliche Text führt in die kultur- und baugeschichtliche Entwicklung Passaus ein und gibt eingehende Erläuterungen zu den einzelnen Architektur- und Kunstdenkmälern.

Das Werk wird durch jede Buchhandlung besorgt,
die auch einen illustrierten Prospekt darüber liefert.

Verlag Georg D. W. Callwey / München

Digitized by Google

Wer **Sprachen** leicht, schnell und sicher

lernen will, der wähle **Poehlmanns Sprachlehrkurse**, gleichgültig ob er die Sprachen durch Selbstunterricht, mündlichen Unterricht oder brieflichen Fernunterricht erlernen will. Poehlmanns Sprachlehrkurse sind Satz für Satz aufgebaut auf den psychologischen Grundsätzen des leichten Lernens und sicheren Behaltens, daher die staunenswerten Erfolge. — Verlangen Sie Prospekt 7 (kostenlos) von

Poehlmanns Sprachen-Institut

BERLIN W., Wittenbergplatz 1.

Zweig-Institute für mündlichen Unterricht:

Augsburg	**Berlin**	**Breslau**	**Davos-Platz**	**Dresden**
Fiermarkt D 64	Wilhelmstr. 49	Ernststr. 9	Haus Surpunt	Albertplatz 10
Dresden	**Gelsenkirchen**	**Leipzig**		**Magdeburg**
Marienstr. 15	Bahnhofstr. 72a	Nürnbergerstr. 8		Alte Ulrichstr. 7
München	**Stettin**		**Zwickau**	
Amalienstr. 3	Bismarckstr. 3		Äuss. Plauensche Str. 21.	

Weitere Lizenzen sind zu vergeben.

Monumentalmalerei

Die Bayer. Akademie der bildenden Künste, München, sowie erste Autoritäten, z. B. Wilh. v. Lindenschmit, Franz v. Lenbach, Rud. v. Seitz, Alex. v. Wagner etc. etc. begutachten die

Keim'sche Mineralmalerei

als die geeignetste und beste für

garantiert wetterfeste und waschbare Gemälde

auf Mauerwerk, Stein etc. bei leichter und einfachster Handhabung.

In Keim'scher Technik allein ist es möglich, unveränderliche Staffeleibilder herzustellen,

die größte Leuchtkraft auch bei künstlicher Beleuchtung aufweisen.

Unerreicht für Untermalung von Oelbildern.

!! Transportable Wandmalereien auf präparierter Leinwand !!

Prospekte gratis und franko.

Steingewerkschaft Offenstetten A.-G. Augsburg

Tel.-Adr.: Keimfarben Augsburg (Fabrik Keim'scher Farben) Tel.-Ruf: Augsburg Nr. 501 u. 502

Digitized by Google